F. C. Schlosser's
Weltgeschichte

für das deutsche Volk.

[illegible]

Verfaßt und unter G. L. Kriegk's Mitwirkung [illegible]

herausgegeben

von

[illegible]

Zweiter Band.

Frankfurt a. M. 1851.

Neuere Geschichte.

Von

Friedrich Christoph Schlosser.

Vierter Theil.

(Geschichte des sechszehnten Jahrhunderts.)

Frankfurt a/M. 1851.
Verlag der Expedition von Schlosser's Weltgeschichte.

F. C. Schlosser's

Weltgeschichte

für das

deutsche Volk.

Verfaßt und unter G. L. Kriegk's Mitwirkung bei der Redaction

herausgegeben

von

F. C. Schlosser.

Zwölfter Band.

Frankfurt a/M. 1851.

Verlag der Expedition von Schlosser's Weltgeschichte.

Druck von Aug. Osterrieth
in Frankfurt a. M.

Inhalt.

Geschichte der neueren Zeit.

Geschichte der neueren Zeit.

II. Geschichte des sechszehnten Jahrhunderts.

(Fortsetzung).

VI. Deutsche Angelegenheiten vom Wormser Reichstag an bis zum ersten Religionsfrieden (1532).

1. Einleitung. Der Frieden von Cambray und die italiänischen Verhältnisse im Jahre 1529.

Im Jahre 1528 hatte die heilige oder Clementinische Ligue (s. Th. XI. S. 409), deren Vorwand die Unabhängigkeit Italien's von fremder Herrschaft war, den Kaiser mit dem Verluste der Vortheile bedroht, welche die Schlacht bei Pavia und der Frieden von Madrid ihm verschafft hatten. Allein vom Juni desselben Jahres an war das Glück von seinen Feinden gewichen (s. Th. XI. S. 418 f.). Der französische General Lautrec hatte sich nicht nur in der ungesunden Gegend am Kanal des Poggio Reale gelagert, sondern auch das Nachtheilige dieser Stellung noch dadurch vermehrt, daß er, um die Mühlen der Stadt Neapel zum Stillstande zu bringen, das Wasser des Kanals über die Fläche leitete, in welcher dasselbe dann gerade in der heißesten Jahreszeit einen Sumpf bildete und durch seine Ausdünstungen so verderblich wirkte, daß in dreißig Tagen einundzwanzigtausend Mann von fünfundzwanzigtausend gestorben sein sollen. Außerdem hatte Andreas Doria sich mit dem Kaiser verbunden und war als Feind der Franzosen an die Küste von Neapel zurückgekehrt. Karl's V. Truppen hatten also sehr bald Unteritalien wieder erobert. In Oberitalien war während des ganzen Jahres 1528 mit abwechselndem Glücke gekämpft worden. Zuletzt war dort Franz von Bourbon Vendome, welchen die Geschichtschreiber der Zeit einfach den Grafen von St. Pol nennen, mit einem französischen Heere erschienen, und hatte sich sowohl mit den venetianischen

Truppen, als mit dem von Franz Sforza II. aufgestellten Heere vereinigt. Als dieser General in Italien angekommen war, hatten bereits geheime Unterhandlungen zwischen Pabst Clemens VII. und dem Kaiser begonnen; denn Beide bedurften einander, der Eine, weil er die Reformation in Deutschland unterdrückt haben wollte, der Andere, weil er Franz Sforza zu verdrängen und das Herzogthum Mailand für sich zu behaupten suchte. Auch der französische König wünschte den Frieden, um die Freilassung seiner beiden Söhne zu erlangen, welche immer noch in Spanien festgehalten wurden.

Ein militärisches Versehen des Grafen von St. Pol erleichterte im folgenden Jahre (1529) den Abschluß des Friedens zwischen Frankreich und Spanien, nachdem der Pabst und der Kaiser schon im Stillen mit einander einig geworden waren. Der Graf von St. Pol hatte nämlich am Ende des Jahres 1528 den spanischen General Leyva in Mailand enge eingeschlossen, glaubte aber im Juni 1529 diese Einschließung auf einige Zeit seinen Verbündeten überlassen und die Stadt Genua überfallen zu können. Als er jedoch seinen Marsch antrat, zog der Herzog von Urbino, welcher die venetianischen Truppen anführte, nach Monza und verschaffte dadurch dem spanischen Commandanten von Mailand die Gelegenheit, den Franzosen auf dem Fuße zu folgen. Diese hatten sich wenige Meilen von Mailand, bei Landriano, gelagert, als sie von den Spaniern eingeholt und in der Nacht überfallen wurden. Leyva selbst leitete den Überfall, obgleich er heftig am Podagra litt und sich in einem Sessel mußte tragen lassen. Die Franzosen wurden nach kurzem Widerstande geschlagen und zerstreut, ihr Anführer gefangen genommen.

Der Frieden zwischen dem Kaiser und dem Pabste kam schon wenige Tage nachher (29. Juni 1529) zu Stande. Der Pabst hatte einen Legaten nach Barcellona geschickt, und hier wurde man bald einig. Der Kaiser bedurfte nämlich des Pabstes ebenso sehr für die italiänischen Angelegenheiten, als dieser des Kaisers für Deutschland, wo, wie wir später sehen werden, nach dem Abschlusse des Torgauer Bündnisses und nach der Protestation auf dem Reichstage zu Speier eine politische und kirchliche Spaltung der Reichsglieder unvermeidlich war. Der Kaiser versprach daher auch in dem Vertrage von Barcellona dem Pabste mehr, als er nachher

zu halten im Stande war; denn er verpflichtete sich gegen ihn, allen weiteren Fortschritten der Ketzerei in Deutschland Schranken zu setzen. Das Übrige, was zwischen Beiden damals ausgemacht wurde, bestand in folgenden Punkten. Der Pabst versprach, den Kaiser nach seiner bevorstehenden Ankunft in Italien als römischen Kaiser und als Herrn dieses Landes anzuerkennen und feierlich zu krönen. Er verpflichtete sich ferner, ihm die bisher verweigerte Belehnung mit dem Königreich Neapel zu ertheilen, und zwar ohne irgend eine andere Bedingung daran zu knüpfen, als daß Karl hergebrachter Weise ihm einen weißen Zelter stelle (s. Th. XI. S. 56). Er erlaubte ihm außerdem, von seiner Geistlichkeit eine Abgabe zu erheben, und gestattete dasselbe auch dem Bruder Karl's, Ferdinand, für den Türken-Krieg. Endlich gelobte er noch in einem geheimen Artikel, niemals in eine Scheidung des englischen Königs von seiner Gemahlin, einer Tante Karl's, einzuwilligen. Dagegen versprach der Kaiser, die Familie des Pabstes wieder in Florenz einzusetzen, und zwar sollte Alexander von Medicis (s. Th. XI. S. 404) die Herrschaft dieses Staates erhalten, weil der andere noch übrige Sprößling des älteren Zweiges der Medicis, Hippolytus, vom Pabste zum Kardinal ernannt wurde. Diesem Alexander, welcher nachher alle möglichen Schandthaten und Grausamkeiten in Florenz verübte, gab Karl auch eine natürliche Tochter zur Gemahlin, obgleich niemand zweifelte, daß er der Sohn eines ganz schamlosen Weibes und des Pabstes Clemens VII. sei (s. Th. XI. S. 375). Ferner versprach Karl, dahin zu wirken, daß die Venetianer dem Pabste Ravenna und Cervia zurückgäben. Außerdem verpflichtete er sich, dazu behülflich zu sein, daß Clemens dem Herzog Alphons von Ferrara Modena, Reggio und Rubbiera entreiße. In Bezug auf das Herzogthum Mailand wurde ausgemacht, daß Franz Sforza II. wieder in den Besitz desselben gesetzt werde. Doch sollte dieser es nur unter der Bedingung zurückerhalten, daß er in einer über ihn zu verhängenden Untersuchung nicht des Verrathes und der verletzten Lehenspflicht schuldig befunden werde. Wenn dies aber der Fall sei, so sollte ihm das Herzogthum entzogen werden; doch dürfe der Kaiser dann nur mit Zustimmung des Pabstes dasselbe einem Anderen verleihen.

Der Frieden zwischen Frankreich und dem Kaiser ward erst im

August 1529 geschlossen. Dieser Frieden kam in Cambray zu Stande. Man pflegt ihn den **Damenfrieden** zu nennen, weil er von zwei Frauen, der Mutter des Königs von Frankreich und der Tante und Erzieherin Karl's V., geschlossen wurde. Beide Frauen, Luise von Savoyen und Margaretha von Burgund, kamen in Cambray zusammen, wo sie nicht nur in zwei aneinander stoßenden Gebäuden wohnten, sondern auch, um einen unausgesetzten Verkehr mit einander zu haben, die Zwischenwand derselben hatten durchbrechen lassen. Luise besaß ebenso das Vertrauen ihres Sohnes, wie Margaretha das ihres Neffen, und Beide hatten lange Zeit hindurch die Leitung der Staatsgeschäfte für ihre Zöglinge besorgt. Übrigens reiste Luise erst dann nach Cambray, als ihr Sohn von dem Frieden, welcher zwischen dem Kaiser und dem Pabste zu Barcellona geschlossen worden war, Kunde erhalten hatte. Der Friedensvertrag, über welchen beide Damen zu Cambray übereinkamen, würde in Bezug auf den französischen König unbegreiflich sein, wenn man nicht wüßte, daß Franz seine zwei Söhne, die noch immer in Madrid festgehalten wurden, um jeden Preis zu befreien wünschte. Der König von Frankreich gab nämlich in diesem Vertrage alle seine Freunde und Anhänger auf, trat seinem Gegner mit Ausnahme von Burgund Alles ab, was derselbe forderte, und gestattete ihm sogar in Betreff Burgund's, sich alle Rechte auf dasselbe vorzubehalten, obgleich er selbst, auch nach dem Abfalle des Pabstes, in Italien noch Freunde und Verbündete genug hatte. Die Städte Asti und Saluzzo waren noch von den Franzosen besetzt, in der Lombardei waren die Venetianer und der Herzog von Mailand noch dem Bunde mit Frankreich getreu, und Renzo da Ceri, welcher an der Spitze des französischen Heeres stand, kämpfte, von den Truppen der Familie Orsini unterstützt, noch immer glücklich gegen Philibert von Oranien, den Anführer des kaiserlichen Heeres. Der Frieden von Cambray war schon aus dem Grunde schimpflich für Frankreich, weil demselben der Vertrag von Madrid zu Grunde gelegt worden war.

In diesem Friedensvertrage mußte Franz I. ganz Artois mit alleiniger Ausnahme von Therouanne, sowie die Stadt Hesdin an den Kaiser abtreten, jedem Rechte eines Lehensherrn von Artois und Flandern entsagen, also beide Provinzen für völlig unabhäng-

ige Grafschaften erklären und außerdem noch die Grafschaft Charolais an Karl für dessen Lebenszeit übergeben. In Betreff der Lombardei mußte er nicht nur den Herzog von Mailand seinem Schicksale überlassen, sondern auch alle seine Truppen aus Italien zurückziehen und die Städte Saluzzo und Asti aufgeben. Gegen die Republik Venedig versprach er dem Kaiser sogar seinen Beistand. Die Venetianer sollten nämlich die fünf Seeplätze am adriatischen Meere, welche im letzten Kriege ihnen eingeräumt worden waren, wieder herausgeben, und bis dieses geschehen sei, sollte Franz dem Kaiser dreißigtausend Dukaten als Subsidien zum Kriege mit Venedig zahlen. Eine sehr harte Bedingung, welche deshalb auch nie erfüllt wurde, betraf die Anhänger des an Franz zum Verräther gewordenen Counetable Karl von Bourbon. Diese und die Verwandten des Connetable sollten insgesammt ihre eingezogenen Güter zurückerhalten, der Beschlag, welcher auf die Besitzungen des Connetable gelegt worden war, sollte aufgehoben, der gegen ihn geführte Proceß cassirt und alle seine Mitverschworenen für schuldlos erklärt werden. In Bezug auf Philibert von Chalons ward ausgemacht, daß derselbe den ungestörten Besitz des Fürstenthums Oranien erhalten solle. Vom Könige von Navarra dagegen, welcher durch die Aragonier des spanischen Theiles seiner Herrschaft beraubt worden war, und den der französische König in Schutz genommen hatte, war keine Rede. Ebenso ward der Herzog von Ferrara aufgeopfert. Dasselbe geschah mit den zahlreichen Anhängern des Hauses Anjou, welche die Ansprüche der Franzosen an Neapel für begründeter hielten, als die der Aragonier, und Alles für Franz geopfert hatten; denn diesen wurde zwar in dem Vertrage von Cambray eine Amnestie zugesagt, sie erlangten dieselbe aber nicht, sondern wurden theils hingerichtet, theils verbannt, theils ihrer Güter beraubt. Eine große Anzahl von ihnen floh nach Frankreich. Außer der schimpflichen Preisgebung seiner Freunde und Schützlinge mußte Franz sich noch zu bedeutenden Zahlungen verpflichten. Er sollte nämlich die für jene Zeit ganz unerhörte Summe von zwei Millionen Dukaten als Lösegeld für seine beiden Söhne geben. Von dieser Summe sollten hundertundzwanzigtausend Dukaten bei der Abholung der Prinzen gezahlt werden, zweimalhundertundneunzigtausend zur Befriedigung der

Forderungen, welche Heinrich VIII. von England etwa machen möchte, verwendet, der Rest aber von Frankreich mit fünf Procenten verzinst werden, und als Unterpfand für diesen Rückstand sollten die Güter der Herzogin von Vendome und die in Karl's Niederlanden gelegenen Besitzungen französischer Herren dienen.

Unmittelbar nach dem Abschlusse des Friedens von Cambray schiffte der Kaiser sich auf einer genuesischen Flotte nach Italien ein. Die Florentiner, welche damals noch nicht ahnten, daß die Diplomaten des Pabstes und des Kaisers ihre Freiheit verkauft hatten, schickten eine Gesandtschaft an den Letzteren, sobald er gelandet war. Diese wurde höflich empfangen, aber an den Pabst gewiesen, in dessen Hände ihre Stadt gegeben werden sollte. Die Florentiner waren jedoch entschlossen, im Nothfalle Gewalt mit Gewalt abzuwehren. Mit Mailand und Venedig war Karl V. damals noch im Krieg, und da überdies der Pabst an den Herzog Alphons von Ferrara Forderungen machte, welche dieser nicht gewähren konnte, so kamen Kaiser und Pabst überein, in Bologna eine Zusammenkunft zu halten, um Alles auszugleichen. Dort wollten sie auch mit einander verabreden, auf welche Weise der Ketzerei in Deutschland ein Ende gemacht werden könne. Den kranken und schwächlichen Herzog von Mailand hielt damals der kaiserliche Feldherr Anton von Leyva, welcher ohne große Anstrengung Pavia genommen hatte, gewissermaßen belagert. Der Kaiser reiste von Piacenza, wo er bis Ende Oktober verweilte, über Modena nach Bologna. In Modena unterhielt er sich lange und freundlich mit dem Herzoge von Ferrara, welcher auf Karl's Verwendung beim Pabste vertraute, weil er wohl merkte, daß es dem Kaiser nicht ernst damit sei, ihn auszuplündern, um den Pabst zu bereichern.

Im Anfang des November kamen Pabst und Kaiser in Bologna zusammen. Sie wohnten dort im Regierungspalast bei einander, und den deutschen Protestanten kamen so bedenkliche Gerüchte von ihren ganz geheimen Unterredungen zu Ohren, daß sie, wie wir unten sehen werden, stark rüsteten. Am 21. November ließ der Pabst auch den Herzog Franz Sforza von Mailand nach Bologna kommen. Man wurde mit ihm leicht fertig, weil er an einem unheilbaren Übel litt und keinen Erben hatte. Schon am 23. December ward mit ihm ein Friedensvertrag geschlossen, nach

welchem der Herzog vom Kaiser belehnt wurde und Herr von Mailand blieb, wiewohl nur unter der lästigen Bedingung, daß er seine Hauptstadt, welche früher neben Venedig durch Reichthum und Glanz alle anderen Städte verdunkelt hatte, schon im letzten Kriege aber von den Spaniern gänzlich ausgeplündert worden war, noch ferner zum Vortheile des Kaisers bedrücke. Er sollte nämlich dem Kaiser innerhalb eines Jahres viermalhunderttausend und nach einem Jahre noch fünfmalhunderttausend Dukaten zahlen. Bis zur Abtragung der ersteren Summe sollten die Burgen von Mailand und Como dem Kaiser verbleiben. Außerdem ward Pavia als Grafschaft dem Anton von Leyva auf Lebenszeit übergeben. Die Republik Venedig zog sich mit geringem Verluste aus einem Handel, der für alle ihre Verbündeten, den Pabst ausgenommen, verderblich geworden war. Die Venetianer mußten nämlich zwar Ravenna und Cervia an den Pabst, sowie die neapolitanischen Seeplätze an Karl zurückgeben; sie nahmen aber zum großen Unterschied von der Art, wie Franz I. von Frankreich verfahren war, ihre schwächeren Verbündeten in Schutz, indem sie hunderttausend Dukaten zahlten, damit diese entschädigt würden. Außerdem versprachen sie noch das Doppelte dieser Summe als alte Schuld. Dagegen wiesen sie die Zumuthung des Kaisers und des Pabstes, ihnen zu Gefallen gegen die Türken zu ziehen, schnöde zurück.

Zu Bologna ward zwischen Clemens VII., dem Kaiser, dessen Bruder Ferdinand, welcher damals schon König von Ungarn und Böhmen war, der Republik Venedig, den Herzögen von Mailand und von Savoyen und den Markgrafen von Montferrat und Mantua ein sogenannter ewiger Frieden geschlossen, mit dem es sich ebenso verhielt, wie mit allem Ewigen, welches die Menschen einander versprechen. Ehe hierauf Karl nach Deutschland zurückkehrte, ließ er sich vom Pabste am 22. Februar 1530 mit der eisernen Krone zum Könige von Italien und am folgenden Tage mit der Kaiserkrone zum römischen Kaiser krönen. Dies war das letzte Mal, daß ein deutscher Kaiser vom Pabste gekrönt wurde. Was den Herzog Alphons von Ferrara betrifft, so war ihm zwar erlaubt worden, jenem ewigen Friedensbunde beizutreten; allein der Pabst hatte, aller Bemühungen des Kaisers ungeachtet, darauf bestanden, daß Alphons ihm Modena, Reggio, Rubbiera und Co-

tignola abtrete, und ihm nicht erlaubt, zur Krönung Karl's nach Bologna zu kommen. Erst im März ward Alphons von Ferrara in Bologna zugelassen. Auch jetzt konnte er sich mit dem Pabste nicht vereinigen. Doch erkannten Alphons und der Pabst den Kaiser als Schiedsrichter an. Karl fällte seinen Schiedsspruch vor seiner Abreise nach Deutschland nicht, sondern zog, da er der beiden Streitenden bedurfte, die Entscheidung klüglich hinaus. Erst im Jahre 1531 erfolgte sein Ausspruch.

Den Florentinern erging es nicht so gut, als dem Herzoge von Ferrara. Der Kaiser, welcher die Stadt Florenz schon in Barcellona aufgegeben hatte, wollte nicht nur seine natürliche Tochter glänzend versorgen, sondern auch die einzigen ächten Republikaner Italien's demüthigen. Mit dem monarchischen Alphons von Ferrara mochte er insgeheim übereinstimmen, eine Republik wie die Florentinische aber durfte und konnte er durchaus nicht in Italien dulden. Philibert von Oranien wurde mit der Unterwerfung der Stadt beauftragt. Florenz vertheidigte seine Freiheit mit einer Standhaftigkeit und Ausdauer, welche ein besseres Schicksal verdient hätten; allein der Pabst und der Kaiser schickten die tüchtigsten Soldaten, die es damals in Europa gab, gegen die unglückliche Stadt. Die Klugheit hätte daher den Florentinern gebieten sollen, sich den Umständen etwas früher zu fügen. An der Spitze der Florentinischen Heeresmacht standen zwei gedungene berühmte Anführer von Miethtruppen, Franzesco Ferrucci und Malatesta Baglioni. Diese kämpften in zahllosen Scharmützeln zum Theil glücklich, und behaupteten sich während der fünf Monate, welche der Kaiser und der Pabst in Bologna zubrachten, nicht blos innerhalb der Stadt gegen die Übermacht der Feinde, sondern auch im offenen Felde gegen Philibert von Oranien. Zur Entscheidung kam es erst dann, als der Kaiser längst wieder nach Deutschland zurückgekehrt war. Am 2. August 1530 wurden die Florentiner unter Ferrucci's Führung in der Schlacht bei Caviniano, in welcher auch der kaiserliche Oberanführer Philibert von Oranien blieb, völlig besiegt. Ferrucci selbst ward bei dieser Niederlage auf barbarische Weise gemordet. An der Stelle Philibert's erhielt Ferdinand Gonzaga, der Bruder des Herzogs von Mantua, den Oberbefehl des päbstlich-kaiserlichen Heeres.

Malatesta Baglioni, dem die Florentiner ihr Heer anvertraut hatten, verkaufte die Freiheit derselben an den Pabst. Er war früher Herr von Perugia gewesen und hatte seine dortigen Güter verloren; er beredete daher die Florentiner sich an Gonzaga zu wenden, um Frieden zu erlangen, nachdem er vorher mit dem Pabste einig geworden, daß er zwar der Herrschaft über Perugia entsagen, dagegen aber seine dortigen Erbgüter zurück erhalten solle. Die Florentiner schlossen Mitte August einen Vertrag, kraft dessen sie sich ergaben. Es erging ihnen dessen ungeachtet sehr übel, als die kaiserlichen Truppen in die Stadt eingerückt waren. Sie mußten, nachdem der Krieg selbst ihnen schon Millionen gekostet hatte, den kaiserlichen Miethlingen gleich anfangs achtzigtausend Dukaten zahlen, und der Pabst richtete im September und Oktober die Verwaltung und Regierung von Florenz so ein, daß nur die Anhänger, Verwandten und Clienten des Hauses Medicis an derselben Antheil erhielten. Was jedoch die Florentiner, welche stets Guelfen gewesen waren und niemals gleich den Pisanern und Sienesen ein kaiserliches Souveränitäts-Recht über ihre Stadt anerkannt hatten, am meisten verdroß, war der Umstand, daß Pabst Clemens, der doch selbst ein Florentiner war, um der Herrschaft seiner Familie willen dieses Recht anerkannte und es geschehen ließ, daß der Kaiser durch ein Diplom über die Republik verfüge. Der Kaiser ertheilte dem wüsten Knaben Alexander von Medicis, welchen Clemens VII. vorher schon zum Herzoge der Stadt Penna gemacht hatte, am 28. Oktober 1530 ein Diplom, vermöge dessen Alexander und seine Nachkommen, sowie beim Aussterben derselben das ganze übrige Haus Medicis die erbliche Herrschaft von Florenz erhielten.

Noch ehe Karl V. nach Deutschland zurückgekehrt war, hatte er auch über Malta und Gozzo verfügt. Er hatte nämlich am 24. März 1530 nicht als Kaiser, sondern als König von Neapel die Johanniter oder Rhodiser Ritter, welche 1522 durch die Türken von Rhodus vertrieben worden waren, mit jenen beiden Inseln belehnt, weil sie seit dem Verluste von Rhodus dem Pabste zur Last gefallen waren, und weil es für die christlichen Fürsten ein Schimpf war, daß diese den Rittern bei der letzten heldenmüthigen und ewig denkwürdigen Vertheidigung von Rhodus nicht zu rechter Zeit Hülfe geleistet hatten.

2. Spaltung der heftigen und der gemäßigten Anhänger Luther's und Krieg der Ritterschaft mit den Fürsten oder Sickingische Fehde.

Wir gehen zu der Zeit über, wo in Deutschland wie in der Schweiz die Anhänger der Prediger des Evangeliums sich von denen der römischen Kirchenformen nach und nach ganz zu trennen anfingen und die äußere Gottesverehrung änderten. Das Letztere war bisher nur an wenigen Orten geschehen. Der weise Kurfürst Friedrich von Sachsen duldete die Predigt des Evangeliums, hielt aber den alten Stand der Dinge aufrecht, so daß sogar in Wittenberg Alles anfangs im alten Zustande blieb. Erst während der Zeit von Luther's Aufenthalt auf der Wartburg nahmen Melanchthon und andere Freunde und Schüler Luther's bedeutende Änderungen vor. Diese gingen damals so weit, daß auch Luther unmöglich ganz zurückbleiben konnte. Er hatte bis dahin die Messe und sogar seine Mönchskleidung beibehalten. Die eigentliche Veranlassung der förmlichen Kirchentrennung war daher jenes Wormser Edict, welches Kaiser Karl gegen Luther und das Lutherthum erlassen hatte (s. Th. XI. S. 372).

In diesem, höchst wahrscheinlich vom Nuntius Aleander aufgesetzten, vom Kaiser unterschriebenen Edicte, welches vom achten Mai 1521 datirt, aber weislich erst am 26. Mai, als Luther schon in Sicherheit war, erlassen worden war, wurden Luther und seine Anhänger förmlich für Ketzer erklärt und mit Acht und Aberacht belegt; ihre Bücher sollten verbrannt, Luther selbst zur Haft gebracht, die Güter seiner Gönner und Schützer preisgegeben werden. In einem zweiten Edicte wurden alle Neuerungen in der Religion im ganzen Reiche aufs ernstlichste verboten. Wie wenig es aber mit den Achtserklärungen, deren man eine ganze Reihe aufzählen könnte, auf sich hatte, geht daraus hervor, daß noch vor des Kaisers Abreise nach Spanien in ganz Deutschland Luther's Lehre öffentlich gepredigt und die Äußerlichkeit des Gottesdienstes geändert ward. Einige Beispiele mögen genügen. Während Herzog Georg von Sachsen, welchem Dresden und Leipzig gehörten, ein heftiger Feind der neuen Lehre war und die Predigt derselben durchaus nicht duldete, ward Georg's Bruder Heinrich von seiner Gemahlin, einer

mecklenburgischen Prinzessin, bewogen, diese Lehre predigen und in Freiberg und Zwickau den Gottesdienst ändern zu lassen. Ebenso mußte in Erfurt, in Emden, in Halberstadt, in verschiedenen Orten von Böhmen, in Nördlingen, in Straßburg und in Worms die Messe der Predigt weichen. In Pommern ward von dem nachher als Doctor Pomeranus bekannt gewordenen Johann Bugenhagen die neue Lehre gepredigt und der Gottesdienst geändert. Christian II. von Dänemark verbot nicht allein der Universität Kopenhagen, Luther's Schriften zu verbrennen, sondern ersuchte auch den Kurfürsten Friedrich den Weisen, seinen mütterlichen Oheim, um die Zusendung eines Theologen, welcher Luther's Lehre predigen könne. Sogar in den Niederlanden, besonders zu Antwerpen und Brügge, ward diese gepredigt, obgleich der Kaiser sie dort heftig verfolgte. Luther selbst war der Meinung, daß das wider ihn erlassene kaiserliche Edict höchstens von seinen Todfeinden, dem Kurfürsten von Brandenburg und dem Herzog Georg von Sachsen, werde befolgt werden; denn er schreibt an Melanchthon: „Ich halte selbst, daß dies Edict nirgends sonst wüthen werde, als unter dem Dresden'schen Rehabeam und dem andern euren Nachbar, den die eitle Ehre plagt." Pabst Hadrian VI. endlich gesteht schon in einem Briefe, welchen er Ende November 1522 an die in Nürnberg versammelten Stände schrieb, gewissermaßen ein, daß der Abfall von seiner römischen Kirche in Deutschland allgemein zu werden drohe, und daß, wie er höre, bereits ein bürgerlicher Krieg ausgebrochen sei*).

Ein solcher Krieg war allerdings ausgebrochen; er hing aber mit der Ketzerei nicht zusammen, sondern es war ein Krieg der Fürsten mit der Ritterschaft, welchem leider nur zu bald ein anderer Krieg folgte, der aus dem Misverstande der evangelischen Lehre von Freiheit, von Gleichheit und von gleichem Anspruch an irdische Güter und Herrschaft entstand. Die Veranlassung jenes Krieges war zwar Sickingen's bitterer Haß gegen einen Feind der Reformation und Luther's, den Kurfürsten von Trier; allein Sickingen war damals ebenso erbittert gegen den eifrigen Freund

*) Hoc etiam eo sibi dolere magis, quod ex nobilitate complures ei favere et nunc eo usque factam esse progressionem intelligat, ut ecclesiasticorum dignitas per Germaniam imminuatur et possessiones etiam in discrimen veniant et civile sit excitatum bellum inter nonnullos.

Luther's und seiner Sache, den Landgrafen Philipp den Großmüthigen von Hessen, welcher nicht alle Bedingungen des ihm einst abgepreßten Vertrages (s. Th. XI. S. 315) erfüllt hatte. Sickingen war damals alt geworden und litt am Podagra, so daß er nicht gut ein Pferd besteigen konnte; sein Ansehen war jedoch, seit er bei Karl's V. Erwählung thätig gewesen war, in Deutschland sehr gestiegen, und außerdem schaarten sich alle Freunde des Evangeliums, schon weil sie Feinde der Pfaffen waren, um ihn. Er war zu jener Zeit nicht nur der mächtigste und reichste Freiherr in den Rheinlanden, sondern auch des Kaisers Rath, Kämmerer und Feldhauptmann und, was mehr sagen will, das Haupt eines zu Lindau geschlossenen ritterschaftlichen Bundes von Rheinländern und Schwaben. Als Haupt dieses Bundes wollte er die Rechte der Ritterschaft gegen die Fürsten vertheidigen. Man pflegt ihn, den Freund Ulrich's von Hutten, als den Hektor der Deutschen und den Vertheidiger ihrer Freiheiten zu schildern. Das mag er vielleicht gewesen sein; uns erscheint er jedoch als Schützer der Anarchie und des Raubritterthums und als Gegner der vom Kaiser und von den Landesherren einzuführenden gesetzlichen Ordnung. Wir stützen uns bei diesem Urtheile nicht blos auf das, was früher (Th. XI. S. 314 ff.) von Sickingen erzählt worden ist, sondern auch auf die Veranlassung des Krieges, welcher seinen Tod herbeiführte.

Zwei von den Raubgenossen des zuvor genannten ritterlichen Bundes, welche Forderungen an zwei Trierische Vasallen hatten, verfuhren gegen diese gerade so, wie noch jetzt die Räuber Calabrien's und des Kirchenstaates zu verfahren pflegen. Sie fielen in das Trierische ein und holten zwei der reichsten Einwohner desselben, von denen der Eine des Weihbischofs Vater war, aus ihren Wohnungen, um von ihnen Lösegeld zu erpressen. Die Entführten mußten ihnen fünftausend Dukaten versprechen, und wurden, damit sie dieses Geld herbeischaffen könnten, auf Sickingen's Bürgschaft in Freiheit gesetzt; sie ließen sich aber durch ihren Landesherrn von der ihnen gewaltsam auferlegten Verbindlichkeit lossprechen. Dies benutzte Sickingen zu einem Raubzuge gegen Trier. Er schickte dem Kurfürsten, nach der alten Sitte des Faustrechtes, welche seit Maximilian's Zeit im Reiche abgeschafft war, einen

Fehdebrief, trotzte der Abmahnung des Reichs-Regiments, an dessen Spitze Ferdinand als Stellvertreter seines Bruders Karl stand, mit höhnenden Worten, sammelte auf der bei Kreuznach liegenden Ebernburg, auf welcher er von Zeit zu Zeit lebte, Ritter und Miethlinge zu einem verheerenden Zuge gegen Trier, und erschien dann am 8. September 1522 an der Spitze von fünftausend Fußgängern und fünfzehnhundert Reitern vor Trier.

Diesen Raubzug begünstigte nicht blos der Großhofmeister des Kurfürsten Albrecht von Mainz, Frowein von Hutten, sondern sogar der ganze Stiftsadel von Mainz und Albrecht selbst. Sickingen führte ein wildes, mordbrennendes Heer, welches auf schändliche Weise wüthete. Auch der Erzbischof von Trier brannte die fürstliche Abtei St. Maximin nieder, weil Sickingen auf deren Vorräthe gerechnet hatte. Man kann daher aus den einzelnen Ereignissen dieses Raubkrieges nicht nur einen Schluß auf den traurigen Zustand der deutschen Bauern machen, sondern man wird auch einsehen, wie natürlich es war, daß dieselben zwei Jahre später gegen Fürsten und Ritter einen kannibalischen Grimm bewiesen. Philipp von Hessen kam dem Kurfürsten von Trier zu rechter Zeit zu Hülfe. Außerdem forderte das Reichs-Regiment alle Landesherren auf, der unmittelbaren Reichsritterschaft genau aufzupassen, damit dieselbe nicht mit ihren Raubgenossen dem Sickingen zu Hülfe eile. In Folge davon wurde dann ein Herr von Renneberg durch den Herzog von Cleve und Jülich, sowie der Bastard von Sombreff durch den Erzbischof von Köln gehindert, ihre Schaaren nach Trier zu führen, und Philipp von Hessen überfiel den Herrn von Minkwitz, als derselbe mit fünfzehnhundert Mann von Braunschweig heran zog. Sickingen mußte schon nach sieben Tagen (14. September) die Belagerung von Trier aufheben. Philipp und der Erzbischof von Trier, welche bei Alzei lagen, ließen ihn ruhig abziehen, und züchtigten zuerst die Mainzer Herren. Albrecht von Mainz mußte auf einem Convent zu Frankfurt fünfundzwanzigtausend Dukaten versprechen; dagegen blieb Frowein von Hutten hartnäckig. Auch Sickingen's Schwiegersohn, Hartmuth von Kronenberg, mußte erleben, daß die Bürger dieser Stadt den Feind einließen.

Sickingen, welcher auch dem Kurfürsten von der Pfalz einen Fehdebrief schickte und dessen Burg Lützelstein zu überfallen suchte,

vertraute auf seine und seiner Verbündeten Macht, und aus dem, was uns von dieser berichtet wird, geht deutlich hervor, daß dies ein Krieg der Ritterschaft mit den Fürsten war, welcher demjenigen glich, den zwei Jahre nachher Fürsten und Ritter mit den Bauern zu führen hatten. Als nämlich Sickingen am 8ten Oktober in die Acht erklärt und alle seine Burgen, Drachenfels, Ebernburg, Kallenfels, Neustuhl, Hohenburg und Linzenburg, bedroht oder genommen waren, ließ er Landstuhl neu befestigen und hoffte sich daselbst so lange zu behaupten, bis die Ritterschaft zu seiner Hülfe herbeikomme. Sein Schwiegersohn Hartmuth begab sich, als er die Ebernburg nicht mehr vertheidigen konnte, nach Böhmen, und sein Sohn Schweikart nach Schwaben, um die Freunde herbeizurufen. Ebenso reiste Frowein von Hutten nach dem Falle der Burg Saalmünster werbend in die Schweiz, Ulrich von Hutten aber nach Oberschwaben, Balthasar Sloer an den Oberrhein und Franz Voß nach Niederdeutschland, um die alten Freunde und Verbündeten herbeizuziehen. Es erschien jedoch niemand; denn Philipp von Hessen und die Kurfürsten von Trier und der Pfalz waren der Ritterschaft zuvorgekommen. Nicht einmal Wilhelm von Fürstenberg und Eitelfritz von Zollern, welche die Schwaben und Elsäßer herbeiführen sollten, erschienen.

Im April 1523 zog Philipp von Hessen mit einem furchtbaren Geschütze gegen Landstuhl. Sickingen vertheidigte sich gegen ihn wie ein Held, und behauptete Landstuhl, welches schon am 2ten Mai ganz zusammengeschossen war, noch bis zum 7ten, obgleich er so schwer verwundet war, daß er schon zwei Tage nach der Übergabe der Burg starb. Er soll vor seinem Ende sich beschwert haben, daß weder die Schweizer noch die Ritter aus Schwaben und aus dem Elsaß, an welche er Boten geschickt hatte, ihm zu Hülfe gekommen wären. Daran waren jedoch wenigstens Fürstenberg und Eitelfritz von Zollern nicht Schuld; denn die an diese gesandten Boten wurden aufgefangen. Philipp von Hessen wagte es, den alten Raubritter noch auf dem Todbette nach dem Orte zu fragen, wo er seine Schätze versteckt habe, erhielt aber von dem Sterbenden eine Abfertigung, wie er sie verdiente. Das wäre, gab Sickingen ihm zur Antwort, eine unziemliche Frage; man könne wohl denken bei seiner Handlung, die er gehabt, was

er für Baarschaft haben könne. Den Söhnen, sowie dem Schwiegersohne und den vielen Anhängern Sickingen's wurden ihre Güter von den Fürsten lange vorenthalten; es kostete viele Mühe, dieselben ihnen wiederzuverschaffen, und auch dann geschah es nur unter sehr lästigen Bedingungen.

Gleich nach diesem Kriege der Fürsten mit dem Haupte der reichsunmittelbaren Ritterschaft entstanden gewaltsame Volksbewegungen, welche mit der von den Reformatoren betriebenen Veränderung der Staats-Religion in näherer oder entfernterer Verbindung standen, und sich deshalb am bequemsten an Luther's Geschichte anknüpfen lassen. Zuerst brach, während Luther noch auf der Wartburg war, in Wittenberg Hader und Zwist aus. Luther war auf der Wartburg, wo man ihn nur unter dem Namen eines Junkers kannte, mit der Übersetzung des neuen Testaments beschäftigt, welches sogleich vollständig erschien, während die Bücher des alten Testaments, bei denen der Sprache wegen Melanchthon helfen mußte, einzeln nach einander ausgegeben und erst später zusammengedruckt wurden. Luther's Aufenthaltsort war anfangs nicht nur seinen Freunden, sondern selbst dem Bruder des Kurfürsten von Sachsen, dem Herzog Johann, unbekannt. Man erfuhr ihn jedoch bald, weil Luther auch von der Wartburg aus eine Anzahl der heftigsten Streitschriften in die Welt schickte.

Das Äußere des alten Kirchenwesens hatten Luther und sein Kurfürst bis dahin geschont; Melanchthon dagegen war in dieser Hinsicht kühner. Der Letztere verheirathete sich schon 1520, Luther aber folgte, obgleich er die Katharina de Bore liebte, seinem Beispiele erst spät. Freilich war Melanchthon auch nicht Mönch gewesen und hatte keine Weihen empfangen, während Luther und seine Katharina das Klostergelübde abgelegt hatten. Auch ersehen wir aus Luther's Briefen, daß derselbe noch im Jahre 1521, als verschiedene Geistlichen hie und da sich verheiratheten, sie ernstlich warnt, keine Unvorsichtigkeit zu begehen. Während Luther noch von Wittenberg abwesend war, begannen die Mönche des dortigen Augustiner-Klosters gewaltsam zu reformiren, und Luther's College Karlstadt oder, wie er eigentlich hieß, Bodenstein predigte fanatische Lehren einer weitgehenden Umgestaltung des ganzen Religions-Wesens. Melanchthon hatte nicht Energie genug, um zu wider-

stehen; ja, er schien sogar in einigen Punkten die Meinung Karlstadt's und seiner Freunde zu begünstigen. Es entstand daher zwischen der heftigen und gemäßigten Partei in Wittenberg ein leidenschaftlicher Zwist, welcher, weil unsere Art von Polizei noch unbekannt war, oft gewaltsame Scenen veranlaßte. Luther's Gegenwart schien endlich nöthig, um den Unruhen ein Ende zu machen. Er kam deshalb trotz seines Incognito's schon im November einmal nach Wittenberg, wo er damals einige Tage in Amsdorf's Hause verweilte. Am Ende des Jahres 1521 ward die Sache noch bedenklicher. Die Augustiner von Thüringen und Meißen faßten auf einer Synode, welche sie in Wittenberg hielten, den Beschluß, daß alle bezahlten Messen abgeschafft werden sollten, und gaben außerdem noch die Erklärung, daß Gelübde und Ordensregeln mit dem Evangelium unvereinbar seien.

Bei dem tobenden Lärm von Bürgern und Studenten in Wittenberg hatten Karlstadt und ein anderer Mann, welcher wie dieser für Luther's eifrigen Freund und Anhänger galt, der Augustiner-Mönch Gabriel Didymus, eine Hauptrolle gespielt; gegen diese richtete Luther jetzt seine heftige Predigt. Karlstadt war verworren und voll dunkler Mystik, aber phantastisch beredsam. Er hatte als Prediger an der Wittenberger Stiftskirche längst von der Kanzel herab verkündigt, daß es nothwendig sei, die Form der Kirche und der äußeren Gottesverehrung gänzlich zu verändern, weil Alles, was die Päbste je verordnet oder eingerichtet hätten, ohne Unterschied gottlos, unchristlich und abscheulich sei. Er hatte außerdem längst gepredigt, daß ein neuer Elias kommen müsse, um die Altäre Baal's von Grund aus zu zerstören. Sein Schwärmen war jedoch, so lange Luther, von Bürgern und Studenten als neuer Pabst verehrt und gefürchtet, neben ihm gelehrt und gepredigt hatte, unschädlich geblieben. Erst am Ende des Jahres 1521, als Luther nicht in Wittenberg anwesend war, hatte Karlstadt zur That schreiten können. Er hatte sich damals an die Spitze der Bürger und Studenten gestellt und plötzlich alle Ceremonien des römischen Gottesdienstes abstellen, die Messe deutsch lesen, die Hostie nicht mehr empor heben, das Abendmahl auch ohne Beichte unter beiderlei Gestalt halten, die Bilder aus den Kirchen werfen, die Altäre zerstören und den Gottesdienst völlig

verändern lassen. Dies konnte unmöglich anders als tumultuarisch geschehen. Alle Schwärmer und unruhigen Köpfe, an welchen jede Revolution reich ist, strömten deshalb nach Wittenberg, und die reformirende Partei gerieth mit dem Rath, sowie selbst mit dem Kurfürsten in Streit. Melanchthon war der Mann nicht, welcher den wilden Strom wieder in sein Bette zurückdrängen und eindämmen konnte. Luther selbst begab sich daher am 4ten März 1522 wieder nach Wittenberg.

Seine Anwesenheit in Wittenberg war besonders darum nöthig, weil Karlstadt's Anhänger nicht einmal bei dem stehen geblieben waren, was der Kurfürst und seine Räthe ihnen in einem Vertrage zugestanden hatten, und weil um dieselbe Zeit auch Thomas Münzer und seine radikalen Freunde zu Zwickau ein ideales Gottesreich zu errichten suchten. Von den Männern, welche zu Zwickau in Karlstadt's Weise auftraten, besaß nur Thomas Münzer einige gelehrte Bildung; die anderen Häupter der dortigen Schwärmer waren Gewerbleute, und mehr Einfluß als Münzer hatte Nikolaus Storch unter diesen Schwärmern. Doch scheint uns ungegründet, was Seckendorf als ausgemacht annimmt, daß Storch nach dem Beispiele Christi zwölf Apostel und zweiundsiebenzig Jünger um sich vereinigt habe. Der Lärm in Zwickau ward durch die Obrigkeit gestillt; einige der von dort entflohenen Schwärmer aber, welche schon damals gegen die Kindertaufe eiferten und von der Errichtung eines communistischen und socialen Reiches Christi auf Erden redeten, kamen nach Wittenberg, so daß Luther gerade in dem Augenblicke dahin zurückkehrte, als seine Anwesenheit am nöthigsten war. Er war kaum in Wittenberg angekommen, als er verkündigen ließ, daß er gegen den in seiner Abwesenheit eingerissenen Unfug predigen werde. Er bestieg dann acht Tage hinter einander die Kanzel, und wenn man die von ihm gehaltenen Predigten gelesen hat, so wird man begreifen, daß der mystische Nebel eines Karlstadt und eines Münzer durch das Licht und die Wärme der väterlichen Strafreden eines Mannes, wie sich Luther in diesen Predigten zeigt, augenblicklich zerstreut werden mußte. Die unruhigen Köpfe waren bald genöthigt, die Stadt zu verlassen. Karlstadt begab sich nach Basel; er ward nachher, wie wir unten sehen werden, noch viel umher getrieben und schmähte

Luther. Thomas Münzer wurde in dem Städtchen Altstedt als Prophet aufgenommen, mußte aber die Flucht ergreifen, als er heftige Schmähschriften gegen Luther und dessen Lehre ausgehen ließ. Aus derselben Ursache ward er auch in Nürnberg ausgewiesen; er hatte aber vielen Anhang, und wir werden ihn im Bauernkriege zuerst in Schwaben und dann in Mühlhausen wiederfinden.

3. Der Bauernkrieg.

Im Jahre 1524 brach ein Aufstand der armen leibeigenen oder hörigen Bauern aus, der sich über ganz Deutschland verbreitete. Wie viel oder wenig Antheil an demselben die Predigt des Evangeliums hatte, welche von Zürich und von Wittenberg ausging, lassen wir unentschieden. Schon im Jahre 1514 war ja ein ähnlicher Aufstand ausgebrochen, weil die armen Leute vom Adel wie das Vieh oder wie die Neger in den westindischen Colonieen behandelt wurden (siehe Bd. XI. S. 322). Es würde für die Leser ermüdend sein, wenn wir alle die Plackereien aufzählen wollten, die man erdacht hatte, um den Bauer zum Lastthier zu machen. Nur das Eine wollen wir erwähnen, daß uns die wiederholte Klage der Bauern, sie müßten Schneckenhäuser und Erdbeeren suchen, aufgefallen ist. Die Klage über die Schneckenhäuser ist uns nicht ganz klar; das Suchen von Erdbeeren aber konnte doch so ganz lästig nicht sein, wenn man bedenkt, welche Menge derselben täglich auf den Markt gebracht wird, die Gutsherrschaften jener Zeit müßten auf jeden Fall eine ungeheuere Menge verzehrt haben. Was den Antheil der Schwärmer am Bauernkriege betrifft, so muß man wissen, daß damals Hunderte von Flugschriften im Umlaufe waren, daß unzählige Mönche die Kutte wegwarfen und auf wilde Weise predigten, daß Sebastian Franke, welcher zu den schwärmenden Socialisten gehörte (s. Th. XI. S. 462 ff.), die Geschichte ebenso in herzlicher Sprache deutsch behandelte, wie Luther die Glaubenslehre, und daß Franke's Chroniken in unzähligen Nachdrücken vervielfältigt wurden. Außerdem hatten die von den empörten Bauern aufgestellten zwölf Artikel oder Forderungen, welche den Inbegriff eines neuen Staatsrechtes (Contrat social) enthalten, höchst wahrscheinlich einen Anhänger jener republikanischen Schweizer Reformatoren zum Verfasser, welche gleich anfangs das

Werk viel dreister angriffen, als Luther. Wie es sich übrigens auch mit diesem Zusammenhange verhalten mag, gewiß bleibt immer, daß die schwäbischen Bauern, welche 1514 schon einmal einen furchtbaren Aufstand versucht hatten, in den Jahren 1523 und 1524 sich, um uns ihres eigenen Ausdruckes zu bedienen, „die vielen Servitute, Frohnen, Zehnten, die der Teufel Gott weiß woher über sie geführt habe, nicht ferner gefallen lassen wollten.“ Übrigens hat Zimmermann in seiner Geschichte des Bauernkrieges Alles, was hierher gehört, aus gedruckten und ungedruckten Quellen so vollständig gesammelt und so faßlich vorgetragen, daß wir die Leser auf ihn verweisen dürfen und diesen Bauernkrieg ebenso wie den früheren nur im Allgemeinen zu berühren brauchen.

Ende Juni 1524 brach in der Landgrafschaft Stühlingen, in welcher Graf Siegmund II. und seine gnädige Frau mit ihren hochadeligen Fräulein die Bauern als Jagdhunde, sowie zum Einsammeln von Erdbeeren und Schnecken gebrauchten, der Aufstand aus, und verbreitete sich unglaublich schnell nach Bondorf, Ematingen, Berthmatingen und vielen andern Orten. Schon im Juli erklärten die Bauern, nicht mehr dem Adel, sondern blos dem Kaiser gehorchen zu wollen, und zogen, zwölfhundert Mann stark, mit einer schwarzrothgelben Reichsfahne nach Waldshut, wo sich die Bürger an sie anschlossen. Sie nannten sich die evangelische Brüderschaft, und schickten öffentlich und insgeheim Briefe und Boten nicht blos durch den ganzen Hegau, das Sundgau, in das Elsaß und nach Schwaben, sondern auch den Rhein hinab, an die Mosel, ja nach Franken und Thüringen. Überall ließen sie verkündigen: „sie wollten ihren Herren nicht mehr dienstgehorsam sein, keinem als dem Kaiser dienen; diesem wollten sie keinen Tribut geben, er sollte ihnen aber nicht einreden; sie wollten alle Schlösser und Klöster und was den Namen geistlich habe, zerstören.“ Sie blieben, da es damals weder stehende Heere noch eine Hierarchie der Beamten gab, durch ihre große Zahl acht Monate lang Herren im Lande, konnten aber nur wüthen und zerstören. Sie verstanden vom Kriegswesen nichts und waren sehr schlecht oder auch gar nicht bewaffnet und durchaus unfähig im Felde zu widerstehen; denn die Ritter, welche von ihnen zum Mitziehen gezwungen wurden, verabscheuten ihre Sache. Entlaufene Mönche und fanatische Prediger eines misverstandenen Evangeliums

erbitterten ihren Sinn gegen jede bürgerliche Ordnung. Unter diesen Umständen waren die empörten Bauern blos durch ihre Menge und durch die von ihnen verübten Grausamkeiten und Zerstörungen furchtbar; gleichwohl wagte die Ritterschaft nicht eher den offenen Kampf mit ihnen, als bis sie des Sieges ganz sicher war. Man leitete von Zeit zu Zeit Unterhandlungen ein und stellte sich, als wenn man eine Vermittelung oder einen Schiedsspruch suchen und in einzelnen Punkten nachgeben wolle, bis endlich die einzige ausübende Gewalt, die es damals in Deutschland gab, der schwäbische Bund, seine Macht vereinigt hatte, um den Aufstand militärisch zu dämpfen und dann den Druck der Ritterschaft noch zu vermehren.

Die sechszehn Artikel, in welchen die Bauern von Oberschwaben, aus dem Klettgau und dem Hegau, aus Stühlingen und aus der Baar während der Unterhandlungen mit der unmittelbaren Ritterschaft ihre Forderungen zusammenfaßten, mögen zeigen, daß sie nichts Anderes verlangten, als was sie in unseren Zeiten zum Theil endlich erlangt haben, zum Theil noch immer vergeblich zu erlangen suchen. „Sie wollen den Herren nicht hagen (hegen) noch jagen, Wasser und Vögel sollen frei sein. Sie wollen ihre Hunde frei laufen lassen dürfen. Sie wollen Büchsen und Armbrust tragen dürfen. Jäger und Forstmeister sollen keine Gewalt über sie haben. Sie wollen den Herren keinen Mist fahren. Auch mähen, schneiden, hauen, Heu machen, Getraide und Holz fahren wollen sie für ihre Herren nicht mehr. Der schweren Märkt und Handwerk wollen sie entbunden sein. Keiner, der verbürgen kann, daß er sich zu Recht stellen will, soll mehr gethürmt oder geblockt werden dürfen. Man soll künftig weder Steuer, Schatzung noch Umgeld fordern dürfen, es wäre denn zu Recht erkannt. Der Bauer soll kein Baukorn mehr geben, auch nicht mehr zu Frohn zum Acker gehen. Keiner, weder Weib noch Mann, soll mehr gestraft werden, wenn er ohne herrschaftliche Erlaubniß geheirathet hat. Wenn einer einen Selbstmord begangen, soll der Herr sein Gut nicht nehmen. Der Herr soll überhaupt keinen beerben, so lange noch Verwandte vorhanden sind. Abzug- und Vogtrecht müssen abgeschafft werden. Wer Wein in seinem Hause hat, soll ihn ungestraft an jedermann ausschenken dürfen. Wenn ein Vogt einen wegen

Frevels belangt, soll er ihn ohne gute Beweise (Zeugen) nicht strafen dürfen."

Weder der schwäbische Bund, noch Karl's V. Bruder, der Erzherzog Ferdinand, welcher seit Ulrich's Vertreibung auch in Würtemberg herrschte und der mächtigste Landherr in Schwaben war, konnte gleich anfangs kräftige Maßregeln ergreifen. Die Bauern behaupteten daher noch im Februar 1525 eine wilde Unabhängigkeit, obgleich der Erzherzog den Befehl ausgehen ließ, mit Feuer und Schwert gegen sie zu wüthen und sie wie reißende Thiere zu vertilgen. Georg Truchseß von Waldburg und einige andere Herren säumten nicht, diesem Befehle Folge zu leisten, wodurch dann die Bauern nicht etwa abgeschreckt, sondern vielmehr zu Repressalien veranlaßt wurden. Der vertriebene Herzog Ulrich von Würtemberg kehrte damals nach Schwaben zurück, um die Bauern für seine Zwecke zu benutzen und vermittelst ihrer den Östreichern sein Land wieder zu entreißen; die Bauern kannten ihn aber noch zu gut, um sich mit ihm einzulassen. Die würtembergische Statthalterschaft Ferdinand's war schon im vorhergehenden Jahre in die größte Angst gerathen, und hatte dem Erzherzog, welcher damals gerade in Nürnberg Reichstag hielt, geschrieben, man könne sich auf das größtentheils aus Bürgern und Bauern bestehende Fußvolk nicht mehr verlassen, er möge eilends einen reisigen Zeug schicken.

Durch die Predigten Thomas Münzer's und des Pfarrers von Waldshut, Hubmaier, hatte die Bewegung in der letzten Zeit einen ganz radikalen, auf Errichtung eines neuen Jerusalem gerichteten Charakter erhalten. Münzer, welcher der wahren und klaren Beredsamkeit eines Luther nicht mächtig war, trieb sich damals fünf Monate lang in der Gegend zwischen dem Elsaß und dem Bodensee umher, und gab seine dunkeln und mystischen Gefühle für Eingebungen des in ihm wohnenden Gottesgeistes aus. Hubmaier ward von seiner Gemeinde, den Bürgern der Stadt Waldshut, wie von allen Hauensteinern schon lange vorher, ehe er mit Münzer zusammentraf, als ein gotterleuchteter Prophet verehrt. Außer diesen beiden Männern predigte eine bedeutende Zahl von oberschwäbischen Pfarrern, ohne Wiedertäufer zu sein oder wilden Fanatismus zu lehren, das Evangelium den Bauern und Bürgern kleiner Städte auf dieselbe Weise, wie Hubmaier es pre-

digte, oder wie es in Münzer's und Sebastian Franke's Schriften oder zu unserer Zeit von Lammenais aufgefaßt wird. Andere waren gemäßigter, und zu diesen gehörten unstreitig die Verfasser der seit März 1525 in ganz Deutschland verbreiteten zwölf Bauern-Artikel oder der evangelischen Protestation, welche die ganze niedere Volksklasse Deutschland's gegen die Usurpationen der höheren Stände erließ. Der neueste Geschichtschreiber des Bauernkrieges, Zimmermann, glaubt, diese zwölf Artikel der bauernschaftlichen Forderungen möchten wohl entweder von Dr. Schappeler, Pfarrer in Memmingen, oder von Johann Hengler, Frühmesser zu Sermatingen, verfaßt worden sein.

In diesem Codex eines neuen Naturrechtes, welcher in einer etwas anderen Einkleidung alle die Punkte enthält, die man in den früher angeführten Artikeln findet, ist schon Alles schriftmäßig aufgefaßt und jeder einzelne Artikel mit Stellen und Worten der Apostel belegt. Die Bauern machten, wie die bloße Anführung des ersten Artikels zeigen kann, keine andere Forderung, als daß das ihnen in der Kirche gepredigte Evangelium auch das Gesetz des äußeren evangelischen Staates, nicht ein bloßes Moralgesetz, sein sollte. Von Gewaltthätigkeit aber ist nicht die Rede. Jener Artikel lautet: „Fürs Erste ist das Evangelium nicht eine Ursache der Empörung oder Aufruhren; dieweil es eine Rede ist von Christus, dem verheißenen Messias, dessen Wort und Leben nichts denn Liebe, Friede, Geduld und Einigkeit lehret (Römer 2), also, daß Alle, die an diesen Christum glauben, lieblich, friedlich, geduldig und einig werden, so denn der Grund aller Artikel der Bauern, wie denn klar gesehen wird, dahin gerichtet ist, das Evangelium zu hören und dem gemäß zu leben. Wie mögen denn die Widerchristen das Evangelium eine Ursache der Empörung und des Ungehorsams nennen? Daß aber etliche Widerchristen und Feinde des Evangeliums wider solches Anmuthen und Begehren sich lehnen und aufbäumen, ist das Evangelium nicht Ursache, sondern der Teufel, der schädlichste Feind des Evangeliums, welcher solches durch den Unglauben in den Seinigen erweckt, damit das Wort Gottes, das Liebe, Frieden und Einigkeit lehrt, unterdrückt und weggenommen werde.“ Ganz anders lautet freilich das von Thomas Münzer aufgesetzte Manifest der Bauernschaften von

Oberschwaben, welches man gewöhnlich den Artikelbrief zu nennen pflegt.

Ganz Schwaben war im Aufstande. Das sogenannte Reichs-Regiment, welches in Eßlingen seinen Sitz hatte, erließ vergebens Edicte, und die schwäbische Bundesversammlung zu Ulm versuchte umsonst, die Bauern durch freundliches Zureden von dem Wege der Gewaltthätigkeit, den sie seit Februar 1525 betreten hatten, abzumahnen. Endlich gebrauchte der schwäbische Bund die beiden Feldhauptleute und Generale der Condottieren Karl's V., Georg von Frundsberg und den Truchseß Georg von Waldburg, gegen sie. Der Letztere, welcher wegen seiner Thaten gegen die Bauern Erb-Truchseß und Ferdinand's Statthalter in Würtemberg wurde, hatte als Bundesfeldherr gegen den Herzog Ulrich von Würtemberg, der im März an der Spitze gedungener Schweizer in Schwaben erschienen war, ein Heer gesammelt. Mit diesem zog er, als Ulrich's Heer sich verlaufen hatte, gegen die armen Bauern, welche in drei Haufen getheilt und bei Biberach, im Allgau und am Bodensee gelagert waren. Daß die schlecht bewaffneten Bauern, denen ihre Menge eher zur Last als zum Vortheile war, den gedungenen, in vielen Kriegen geübten und militärisch gerüsteten Fußknechten der Condottieren-Führer und der um dieselben vereinigten Ritterschaft, deren Leiber und Pferde gepanzert waren, unterliegen würden, war vorauszusehen, und so geschah es auch. Die Ritter kämpften wie die Türken, um Sklaven zu haben, welche für sie arbeiteten und gleich dem Gewürme kriechend ihnen dienten. Sie wütheten auch nach dem Siege wie die Türken und Hunnen, weil sie es frevelhaft und gottlos fanden, daß Sklaven sich gegen ihre Herren zu empören wagten. An den von den Rittern verübten Gräueln, sowie an dem Morden und Hinrichten nach dem Siege war übrigens der Truchseß, wie es uns scheint, nicht schuld; denn er war für seine eigenen Bauern stets ein milder und freundlicher Herr gewesen, und diese waren ihm auch anhänglich geblieben, als bereits alle Bauern in Schwaben, am Rhein, in Franken und in Thüringen zu den Waffen gegriffen hatten. Als nämlich die Bewohner des Städtchens Wurzach von den anderen Bauern aufgefordert wurden, mit ihnen zu ziehen, schickten sie Boten an den Truchseß und ließen ihn dringend bitten, zu ihnen zu kommen. Er antwortete

sehr freundlich und nannte die Leute in seinem Schreiben fromm und treu, entschuldigte sich aber mit seiner Dienstpflicht. Er schrieb ihnen: „In diesen sorglichen Läufen wäre ihm nichts lieber, als bei seinem Weibe, seinen Kindern und seiner getreuen, frommen Landschaft zu sein. Weil er aber im Dienste seines gnädigsten Herrn von Östreich stehe, und weil ihm dieser — — bei seiner Pflicht geboten habe zu bleiben, so könne er Ehren und Pflicht halber nicht abtreten, so gern er sich auch zu ihnen verfügen möchte." Als er nicht kam, vereinigten die Wurzacher sich mit dem Haufen, der bei ihrem Städtchen gelagert war.

Pfarrer standen mehrentheils an der Spitze der Tausende von Bauern, welche umherzogen und gelegentlich große Gewaltthätigkeiten verübten. Genannt werden vor Anderen der Pfaff Florian, Pfarrer zu Eichstetten, Meister Hans Wehe, Pfarrer zu Leipheim bei Ulm, und die Pfarrer von Langenau und Günzburg. Das Heer des Truchseß Georg griff zuerst einen sechs- bis siebentausend Mann starken Haufen an, welcher an der Donau umherzog. Diese Schaar wurde bei Elchingen und nachher bei Leipheim niedergerannt. Tausende verloren das Leben, und weit und breit war am 5. April Alles mit Leichen bedeckt. Die Gefangenen wurden ein Opfer jener marternden Kriminaljustiz, deren Handbuch Kaiser Karl's V. peinliche Halsgerichtsordnung ist. Nach dem Morden an der Donau zog Georg gegen die bei Wurzach Gelagerten. Der Allgau und die Gegenden am See wurden von ihm und der Ritterschaft zwar für den Augenblick schnell zur Ruhe gezwungen; dagegen vergalten aber die Bauern des Odenwaldes und des Neckar-Thales die Grausamkeiten, welche die Ritterschaft an der Donau, am See und in Oberschwaben übte, durch die Zerstörung aller Schlösser, Kirchen und Klöster und durch blutiges Wüthen gegen Adel und Pfaffen. Der Truchseß mußte sich daher eilends gegen die Schaaren richten, welche in dem Städtchen Neckarsulm unweit Weinsberg freundliche Aufnahme gefunden hatten. Im Schlosse von Weinsberg wohnte der mit einer natürlichen Tochter Maximilian's I. vermählte Graf von Helfenstein. Dieser entbot, als er von Stuttgart zurückkam und die ganze Gegend besetzt fand, durch dringende Botschaften die hessischen und pfälzischen Ritter zu sich, und seine Reiter stachen die Bauern

überall, wo sie dieselben trafen, nieder. Da nun den Letzteren damals von dem unmenschlichen Verfahren der oberschwäbischen Ritterschaft Kunde kam, so übten sie an dem Grafen von Helfenstein und an dem Obervogt von Bottwar, einem Herrn von Weiler, das Vergeltungsrecht. Im Einverständnisse mit den Bürgern von Weinsberg, welche durch den Trotz und Hochmuth des Grafen von Helfenstein erbittert waren, machten sie am 16. April einen Sturm auf Weinsberg und nahmen sowohl die Stadt als das Schloß ein. Hierauf mordeten sie die genannten Herren und alle ihre Ritter ebenso, wie die Bauern bei Leipheim und Wurzach gemordet worden waren. Weder des Herrn von Weiler Anerbieten eines Lösegeldes von dreißigtausend Gulden, noch die fußfälligen Bitten der Gemahlin Helfenstein's konnten die Unglücklichen retten. Alle die vornehmen Gefangenen wurden, wie man dies nannte, durch die Spieße gejagt und selbst das zweijährige Söhnchen Helfenstein's an der Brust der Mutter schwer verletzt; doch kamen das Kind und die Mutter mit dem Leben davon.

Ganz Würtemberg war bereits im Aufstande, das Reichs-Regiment glaubte sich in Eßlingen nicht mehr sicher und entfloh, und die Stadt Stuttgart fürchtete jeden Tag den wüthenden Bauern in die Hände zu fallen, als der Truchseß Georg, nachdem er in den oberen Landen und am See die Unruhen durch einen Vertrag gestillt hatte, Ende April mit seinem Heere herankam. Es war hohe Zeit; denn schon besaßen die Bauern gut bedientes Geschütz, schon waren viele Ritter und Hauptleute zu ihnen übergegangen, und es hieß, der Freund Sickingen's, Götz von Berlichingen, sei gesonnen sich zum Feldhauptmann aller Aufständischen von Oberschwaben bis nach Thüringen erklären zu lassen. Das Heer der Bauern, welches Herrenberg verbrannt hatte und auf zwanzigtausend Mann angegeben wird, lagerte sich in der ersten Woche des Mai bei Böblingen; hier griff Georg dasselbe am 11. Mai an, und es kam zwischen Böblingen und Sindelfingen zu einer förmlichen Schlacht. Die Bauern fochten drittehalb Stunden lang mit Glück gegen die Truppen des schwäbischen Bundes; Alles hing aber an dem Besitze von Böblingen, und die Bewohner dieser Stadt wurden an den Bauern zu Verräthern. Sie ließen den Truchseß in Böblingen ein, und dieser beschoß dann von der Stadt

aus das Heer der Bauern mit Vortheil. Daß sowohl am Tage der Schlacht als auch nachher gräßlich gewüthet und die Bewohner der Dörfer und Städte ebenso mishandelt wurden, als wenn die Türken oder die Hunnen in Würtemberg eingefallen wären, wird von Allen einstimmig berichtet; die Angaben über die Zahl der am elften Mai Getödteten aber weichen so sehr von einander ab, daß sie nach Zimmermann, welcher alle gedruckten und handschriftlichen Nachrichten über den Bauernkrieg verglichen hat, zwischen fünfzehnhundert und neuntausend schwanken.

Während man in Oberschwaben und im Würtembergischen die Unruhen mit unerhörter Härte und Grausamkeit unterdrückte, hatten die Bauern des Neckar-Thales und des Odenwaldes sich an den fränkischen Aufstand angeschlossen. In diesem Aufstande ist ein System unverkennbar; denn es war eine förmliche Reichsordnung entworfen, die Kantone bezeichnet und Heilbronn im Voraus zum künftigen Centralpunkt der Demokratie des südwestlichen Deutschland, sowie selbst des Elsasses und eines Theiles von Lothringen auserkoren. Indessen ward aus diesem Plane nichts, weil der Anführer der schwäbischen Bundes-Truppen sich schleunig mit dem ritterlichen Heere aller der Landesherren vereinigte, welche Ursache hatten, die Errichtung einer großen Bauern- und Städte-Republik zu fürchten. Die Bauern hatten, wie es heißt, bereits über zweihundert Schlösser, adelige Höfe und Klöster verbrannt, in der von ihnen eroberten Stadt Würzburg ihre große Rathsversammlung eingerichtet und die Belagerung der dortigen Feste Marienburg begonnen, als Georg Truchseß sich mit den Heeren der Kurfürsten Richard von Trier und Ludwig von der Pfalz, sowie des Herzogs Otto von Baiern und des Bischofs von Würzburg vereinigte, und dann den Empörten am 2. Juni 1525 bei Königshofen eine furchtbare Niederlage beibrachte. Zwei Tage darauf wurde der sogenannte *schwarze Haufen* des Bauernheeres fast ganz aufgerieben, dann Würzburg entsetzt und gegen die Fliehenden militärisch, gegen die Gefangenen kriminalgerichtlich auf die nämliche Weise gewüthet, wie es neuerdings in Neapel geschieht. Da schon in und unmittelbar nach dem Gefechte bei Königshofen sechstausend Bauern geschlachtet worden sein sollen, und da die Empörten überall sich trotz ihrer schlechten Be-

waffnung mit bewunderungswürdiger Tapferkeit und Ausdauer vertheidigten, so wird man leicht berechnen können, welche Menge Menschen aus den unteren Klassen in dem einzigen Jahre 1525 aufgerieben wurde.

Um dieselbe Zeit fing die in Lothringen herrschende Familie Guise, welche später in Frankreich den Religionskrieg begann und das ganze Jahrhundert hindurch gegen die Protestanten grausam wüthete, ein treuloses Gemetzel unter denjenigen Bauern an, die im Elsaß und in Lothringen am Bunde der rheinischen und fränkischen Demokraten Theil genommen hatten. Herzog Anton und sein Bruder Claudius von Guise erschlugen zuerst einige tausend Mann, die sich von dem bei Elsaß-Zabern liegenden Hauptheere der Bauern entfernt hatten; dann überfielen sie das Letztere. Alles ward niedergemacht und die Stadt Zabern nebst dem bischöflichen Schloß von den lothringischen Söldnern geplündert und zerstört. Als die Landleute, um dies zu rächen, dem Herzoge den Rückzug durch den Paß von Vauxvilliers verwehren wollten, erlitten sie eine neue Niederlage.

Der Unruhen in Freiburg, im Baselischen und im Sundgau erwähnen wir nicht, weil sie theils mit geringerem Blutvergießen, theils ganz friedlich und freundlich gestillt wurden. Dagegen müssen wir noch des Gemetzels gedenken, welches die beiden rechtgläubigsten Fürsten der Zeit, Richard von Trier und Ludwig von der Pfalz, unter den verzweifelten Anwohnern des Rheins verübten. Sie hatten nämlich die bei Pfeddersheim vereinigten Bauern besiegt und ließen, als achthundert derselben ihre Gnade anflehten, diese sämmtlich mit kaltem Blute niederhauen; einige erstach der geistliche Kurfürst Richard sogar mit eigener Hand.

4. Fortschritte der Reformation. Thomas Münzer und die Schwärmer in Thüringen.

Der Bauernkrieg und seine blutigen Folgen waren nur in so weit von der in Sachsen und in der Schweiz gepredigten neuen Lehre herzuleiten, als das arme Volk dieselbe benutzte, um von Elend und von dem unerhörten Drucke der Fürsten, Pfaffen und Ritter frei zu werden; der eigentliche Grund jenes Aufstandes war ein politischer, kein religiöser. Anders verhält es sich mit

dem religiösen Communismus, welchen Thomas Münzer in Thüringen predigte.

Seit der Rückkehr Luther's von der Wartburg war das Gefühl allgemein geworden, daß eine Reaction nicht ausbleiben könne, wenn der Kaiser als Sieger und als Verbündeter des Pabstes nach Deutschland zurückkomme, und daß, um dieselbe zu verhindern, ein rasches und sogar gewaltsames Vorwärtsschreiten nöthig sei. Schon während des Aufenthaltes Luther's auf der Wartburg und noch mehr nach dessen Rückkehr nach Wittenberg hatte man überall nicht blos gepredigt, sondern auch äußerlich reformirt. Im Juli 1523 geschah dies zu Magdeburg, ohne daß man den Erzbischof Albrecht auch nur fragte, und der dortige Rath rüstete sich, dem Kammergericht und dem Reichs-Regiment mit den Waffen zu trotzen, wenn Beide Anstalt machen sollten, die gegen ihn ausgesprochene Acht wirklich geltend zu machen. Die Bürgerschaft hatte sich am 23ten Juni 1523 im Augustiner-Kloster versammelt und vom Rathe eine neue Einrichtung des Gottesdienstes verlangt, dieser hatte ihr Verlangen gewährt, und Kurfürst Friedrich der Weise, welcher immer noch zurückhielt, hatte den Magdeburgern erlaubt, Luther's Freund Amsdorf zu gebrauchen, um die neue Einrichtung auszuführen. Aus den Punkten, welche die Bürgerschaft von Magdeburg gefordert hatte, kann man ersehen, wie weit die protestantischen Gemeinden, die sich damals bildeten, gehen wollten, und wie sie bürgerliche Ordnung und geistige Freiheit mit einander zu verbinden suchten. Die Magdeburger forderten: „Gottes Wort sollte ihnen lauter und rein ohne Menschensatzungen verkündet, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt ausgetheilt, das Meßopfer abgethan und die Einkünfte der vorhandenen Stiftungen zu einem anzulegenden Kirchenschatz geschlagen werden. Allen Priestern und Mönchen sollte freistehen, die Stadt zu verlassen; diejenigen von ihnen aber, welche freiwillig bleiben wollten, sollten einen lebenslänglichen Unterhalt empfangen, wenn sie die Ordenskleider ablegen, sich der Ausübung der Regel enthalten und in der evangelischen Lehre unterrichten lassen wollten. Endlich sollten alle Geistlichen in den Ehestand treten dürfen, alle geistlichen Ämter und Dienstleistungen aber für die einzelnen Gemeindeglieder fortan unentgeltlich verrichtet werden".

Um dieselbe Zeit wollte in Frankfurt am Main Hartmann Ibach, Pfarrer an der Katharinen-Kirche, mit Einwilligung des Raths das Gleiche bewirken. Dem widersetzte sich aber der Kurfürst von Mainz, welcher in Frankfurt geistlich-weltliche Gerichtsbarkeit hatte, und es ward offenbar, daß eingewurzelte Vorurtheile nur der Gewalt, nicht der Vernunft weichen. Erst mit Hülfe jener Ritter, welche, mit Sickingen verbündet, gleich diesem den Pfaffen feind waren, konnten in Frankfurt die Gebote des Raths und die Forderungen der Bürger zur Ausführung gebracht werden. Sickingen's Schwiegersohn, Hartmuth von Kronenberg, ließ nämlich an Frankfurt's Thore eine Ermahnungsschrift anschlagen, in welcher er den Magistrat und die Bürgerschaft aufforderte, die gottlosen Lehren und ärgerlichen Misbräuche der Geistlichkeit abzuschaffen und die Predigt des reinen Evangeliums zu gestatten. An den Pfarrer aber, welcher der Reformation am meisten entgegen war, schrieb Hartmuth einen drohenden Brief, und als dieser ganz verständig antwortete, daß Hartmuth, wenn er sich über ihn zu beschweren habe, ihn bei seiner Behörde belangen möge, erließ der Letztere zwei andere entsetzlich grobe Schreiben, in welchen derselbe drohte, er wolle ihn als einen Verführer, als einen reißenden Wolf, als einen geistlichen Dieb und Mörder öffentlich kund machen und thätlich behandeln. Hartmuth's Freunde, die Ritter von Molnheim, von Stockheim und von Reifenstein, schickten an die Frankfurter Geistlichen einen förmlichen Fehdebrief und erklärten ihnen, daß sie von Gewissens wegen verbunden seien, gegen sie als gegen teuflische und verstockte geistliche Wölfe und Feinde des lebendigen Gotteswortes zu verfahren. Sie forderten ferner den Rath auf, ihnen kund zu thun, wessen sie sich von ihm und seiner Bürgerschaft zu versehen hätten, wenn sie aus schuldiger evangelischer Pflicht zu Thätlichkeiten gegen die Güter und das Leben dieser teuflischen Geistlichen schreiten würden. Nichts destoweniger wollte der von Hartmuth bedrohte Pfarrer am Sonntag Lätare 1523 eine Ketzerpredigt halten; das Volk jagte ihn aber ohne Weiteres aus der Kirche, und der Rath ließ allen Predigern der Stadt erklären, daß sie sich durchaus entschließen müßten, das Wort Gottes lauter und rein zu predigen, wenn sie länger geduldet sein wollten.

In demselben Jahre gab Luther seine Schrift „Von der Ordnung des Gottesdienstes in der Gemeinde“ heraus, in welcher er Vorschriften ertheilte, wie die Predigt eingerichtet, das Lesen der Schrift eingetheilt und die Gesänge erbaulich gemacht werden sollten. Zu gleicher Zeit forderte er selbst zu den Veränderungen des Gottesdienstes auf, denen er bis dahin gewehrt hatte. Diese Veränderungen wurden fast in allen Städten des Kurfürstenthums Sachsen auf die bloße Verordnung der Stadtobrigkeiten hin vorgenommen, und Luther selbst rieth in seinen Briefen, den ängstlich diplomatischen Kurfürsten lieber gar nicht zu befragen, als ihn durch Anfragen in Verlegenheit zu setzen. Er selbst ging mit seinem Beispiele voran; denn er übergab das Kloster, in welchem er und der Prior bisher allein ausgeharrt hatten, dem Kurfürsten und legte die Mönchskleidung ab. Am 9ten Oktober 1524 bestieg er die Kanzel zum ersten Male nicht mehr in der Kutte, sondern in einem Priesterrock, zu welchem sein Kurfürst ihm das Tuch geschenkt hatte. Über die Verwendung der Kirchengüter gab Luther zwar Rathschläge; wollte er aber die Fürsten und Ritter, durch deren Vorfahren die kirchlichen Stiftungen doch nur zum kleinen Theile gemacht worden waren, sich zu Freunden erhalten, so mußte er geschehen lassen, daß die Mächtigen dasjenige an sich rissen, was den Frommen und Armen gehörte, obgleich er schon damals das Ansehen eines Pabstes in der von ihm gegründeten Kirche hatte. Zwar wurden in einigen Gegenden und in einem gewissen Maße die Kirchengüter allerdings für Erziehung, Schulen, Kirchen, Krankenhäuser und Versorgungsanstalten verwendet; allein im Allgemeinen hatten die Feinde der neuen Lehre nicht ganz Unrecht, wenn sie einerseits der Ritterschaft und den Fürsten wegen der Säcularisationen zum Besten ihrer Familien und andererseits den Geistlichen wegen ihres Übertritts zur neuen Lehre, um sich verheirathen zu dürfen, die bittersten Vorwürfe machten.

Das meiste Aufsehen erregte der Schritt des Hochmeisters der Deutschordens-Ritter in Preußen, ein Schritt, zu welchem Luther gerathen hatte, und den derselbe öffentlich billigte, obgleich dadurch nicht allein Preußen von Deutschland an Polen gebracht, sondern auch Güter, an welche vorher viele Familien nach einander Anspruch gehabt hatten, von einzelnen Familien usurpirt wurden. Dieses Beispiel

ward bald genug von den Schwertbrüdern oder demjenigen Ritterorden*, welcher in Liefland, Esthland und Kurland Güter und Commanderieen besaß, nachgeahmt. Hochmeister von Preußen war damals Albrecht von Brandenburg-Ansbach aus dem Hause Hohenzollern. Dieses Haus hatte sich beim Tode des Kurfürsten Albrecht Achilles (s. Bd. X. S. 197) in zwei Linien getheilt, von welchen die eine Brandenburg, die andere Ansbach und Baireuth beherrschte. In Brandenburg folgte auf Albrecht's Sohn, Johann Cicero, Joachim I., welcher schon darum ein unversöhnlicher Feind Luther's war, weil dieser mit seinem Bruder Albrecht, dem bekannten Erzbischof von Magdeburg und Mainz und Haupt-Interessenten bei Tezel's Ablaßkram, so übel umging. Wenn Joachim's I. Sohn, Joachim II., welcher seinem Vater erst 1535 nachfolgte, Lutherisch ward, so hatte er dabei unstreitig das Auge auf Preußen gerichtet, welches sein Stammesvetter, der Hochmeister des Deutsch-Ordens Albrecht von Ansbach und Baireuth, an sich gebracht hatte.

Der Letztere hatte 1524, als er auf der Rückkehr von einem in Nürnberg gehaltenen Reichstage durch Sachsen reiste, in Wittenberg mit Luther und Melanchthon Unterhaltungen gehabt, und diese hatten ihm den Rath gegeben, mit dem Ordens-Lande Preußen so zu verfahren, wie man nach ihrer Anweisung in Deutschland mit Klöstern und Stiftern verfuhr. Er hatte nachher damit so lange an sich gehalten, bis er mit dem polnischen König Siegmund I. einig geworden war. Dann erklärte er (1525) sich öffentlich für die evangelische Lehre, nahm die dadurch nothwendig gewordenen Veränderungen vor, und machte das Land Preußen zu einem Herzogthum, sowie die Ordensgüter zu weltlichen Lehen. Er kam nämlich mit König Siegmund, mit welchem er schon früher unterhandelt hatte, dahin überein, daß ein Theil von Preußen den Polen verbleiben, der den Rittern gehörende Theil desselben aber dem bisherigen Hochmeister als Herzogthum und als polnisches Reichs-Lehen übertragen werden solle. Das Letztere geschah am 8ten April 1525 zu Krakau. Dadurch entledigte sich Albrecht der Abhängigkeit von Kaiser und Reich, und Preußen schien fortan den Polen preisgegeben, welche bisher wegen ihrer Ansprüche an dieses Land mit dem Orden in Streit gewesen waren. Albrecht's Bru-

der Georg, welcher Herzog von Jägerndorf war, hatte sich schon früher für die neue Lehre erklärt und seinen Bruder zu jenem Schritte ermuntert.

Wenn man liest, welche Unruhen überall mit der Veränderung der Gottesverehrung verbunden waren, und welche Misbräuche z. B. in Frankfurt am Main von 1523 bis 1525 einen förmlichen Krieg der niederen Klasse mit den höheren, besonders mit den dort regierenden Patriciern, veranlaßten, so wird man es nicht auffallend finden, daß Thomas Münzer damals in Thüringen so lange Zeit hindurch sein wildes Wesen treiben konnte. Thomas Münzer war, wie wir wissen (s. S. 19 ff. und S. 23), zuerst in Zwickau aufgetreten, hatte mit Luther heftige Streitigkeiten gehabt, war dann, nachdem er 1522 in Altstedt sein Wesen getrieben hatte, aus Sachsen und aus Nürnberg verjagt worden, und hatte nachher seine Thätigkeit dem Bauernaufstande in Oberschwaben zugewendet. Als die Unruhen sich aus Schwaben nach Thüringen verbreiteten, zeigte er sich 1523 wieder im Thüringischen, sowie im Gebiete von Fulda, wo er verhaftet wurde. Endlich fand er 1524 in der thüringischen Reichsstadt Mühlhausen und auf dem dieser Stadt benachbarten Harz einen Wirkungskreis, wie er ihn brauchte.

Die Stadt Mühlhausen war ganz unabhängig und hatte damals etwa zehntausend Einwohner, sowie ein Gebiet von zwanzig Dörfern und Flecken. Sie hatte den Thomas Münzer schon früher einmal in ihren Mauern gesehen, und ein Prämonstratenser-Mönch, Pfeiffer, welcher auch Schwertfeger genannt wird, hatte nebst einer Anzahl anderer eifrigen Schüler Münzer's ihm den Weg gebahnt. Der Magistrat konnte deshalb nicht hindern, daß Münzer gegen das Ende des Jahres 1524 von der Volksmasse zum Oberpfarrer erwählt wurde und die Stadt Mühlhausen zum Sitze eines Prophetenthums machte. Münzer ward dort nicht blos geistlicher, sondern, wie Luther in seinen Briefen sagt*), auch weltlicher unumschränkter Herrscher. Das Volk in Mühlhausen, als dessen Haupt Münzer diese Herrschaft führte, hoffte von ihm, daß er sein Versprechen erfüllen und nicht nur die Fürsten und Obrigkeiten zu der Anerkennung, daß die Armen und Reichen zum Ge-

---

*) Münzer Mulhusii rex et imperator est, non solum doctor.

nusse der Güter dieser Welt gleich berechtigt seien, zwingen, sondern auch alle der Gütergemeinschaft entgegenstehenden Einrichtungen abschaffen und bei den christlichen Gerichten ebenso die Bibel zum einzigen Gesetzbuche machen werde, wie bei den mohammedanischen Gerichten es der Koran ist. Von allen Gegenden her strömte das Volk nach Mühlhausen, der dortige Rath ward genöthigt abzutreten, und man erwählte am 17. März 1525 einen neuen, welcher den Namen ewiger Rath erhielt. Dieser bestand größtentheils aus Münzer's eifrigsten Anhängern, und Münzer selbst führte den Vorsitz in ihm. Daß Münzer als Vorsitzer des ewigen Raths ein Jahr lang von den Gütern der durch ihn verjagten Mönche und Johanniter-Ritter der Stadt geschwelgt und im Johanniter-Hofe seine Residenz aufgeschlagen habe, wird mit Unrecht behauptet; der neueste Geschichtschreiber der Münzer'schen Revolution hat historisch nachgewiesen, daß Melanchthon's Geschichte derselben, auf welche alle deutschen Geschichten sich berufen, voller Irrthümer in den Thatsachen ist. Schon zwei Monate nach der Errichtung des ewigen Raths zog man von Mühlhausen aus, um das biblische Reich oder die neue Theokratie weiter auszubreiten. Münzer duldete übrigens in Mühlhausen und unter den zahlreichen Schaaren, welche, seinem Urchristenthum und seinem patriarchalischen Reiche huldigend, zu ihm strömten, nichts von dem Unfuge, den in unseren Tagen die Gleichmacher hier und da getrieben haben. Er selbst war ernst, sittlich und, sogar nach seiner ärgsten Feinde, Luther's und Melanchthon's, Zeugniß, eine würdige, obgleich auch ehrgeizige, herrschsüchtige und wild schwärmende Persönlichkeit. Er gab daher ein gutes Beispiel. Im Propheten-Mantel, in einem orientalischen, mit Pelz verbrämten Kleide und durch seinen sehr starken Bart erhielt der jugendliche Mann mit regelmäßigen Gesichtszügen ein patriarchalisches Ansehen. Auch konnte er, da er das Gleichmachen vorerst langsam betrieb, von den Reichen leicht durch den bloßen Schrecken die Mittel erpressen, um etwas für die von allen Seiten herbeiströmenden Armen zu thun. Er verlangte für sein apostolisches Reich anfangs nur, daß die Reichen Korn und andere Lebensmittel zur Speisung der Armen, sowie einiges Tuch zur Bekleidung derselben hergäben. Münzer's religiöser Fanatismus war daher am Ende durch seine Forderungen weniger

drückend, als der militärische unserer Zeit durch die Einquartierungen ist. Beide Zustände gleichen sich auch darin, daß der Erstere eine neue Ordnung gewaltsam begründen sollte, der Andere die alte Ordnung auf ebendieselbe Weise aufrecht erhalten will.

Daß Münzer, welcher von Luther ein Mordprophet genannt und gleich allen Fanatikern von Einigen ebenso heftig gescholten, als von Anderen gepriesen, von unseren Radikalen aber ebenso wie Robespierre idealisirt wird, die Menge für das verkündigte Gotteskreich gewinnen mußte, lag in der Natur der Verkündigung. In der That fanden die zahlreichen Sendboten des Propheten überall eine günstige Aufnahme. Die Grafschaften Hohenstein, Stolberg, Mansfeld, Beichlingen und das Erfurter Land waren in voller Bewegung; in das Schwarzburgische, Altenburgische, Meißnische, Koburgische, Eichsfeldische und Braunschweigische drang die Kunde des zu errichtenden Schlaraffen-Reiches, und die armen Landleute eilten Bürger desselben zu werden. Vergebens reiste Luther im April in den genannten Gegenden umher; seine mächtige Rede und der Eifer, mit welchem er Gehorsam gegen die Obrigkeit predigte, fanden dies einzige Mal sogar in seinem Geburtsorte und in der Gegend, in welcher er seine Jugend zugebracht hatte, kein Gehör.

Damals hatte Münzer, was auch seine neueren Vertheidiger sagen mögen, schon einen förmlichen Bund gegen die Obrigkeiten und gegen die bestehende Ordnung gestiftet. Das Register der verbündeten Fanatiker führte der frühere Mönch Pfeiffer, und dieser erklärte, man müsse alle Gottlosen d. h. alle diejenigen, welche nicht seine Anhänger sein wollten, ausrotten, Kirchen, Bilder und Altäre zerstören und nicht auf den Buchstaben der Schrift achten, sondern sich lediglich an das halten, was Münzer von seinen Geistern und von Offenbarungen durch Visionen und Träume predige. In der That wurden auch von der Rhön an bis zum Harz die bekannten zwölf Bauern-Artikel Grundgesetz, und es trat ein Zustand der Verwirrung und Verblendung ein, welcher die unglücklichen Verblendeten dem ersten besten Reiter- oder Soldatenhaufen, den man gegen sie schicken würde, preisgeben mußte. Alle kleineren Herren waren genöthigt, in die sogenannte evangelische Brüderschaft einzutreten, Fulda wurde erobert, und

auch die Stadt Hersfeld ward durch ein Heer von fünftausend Bauern in die Brüderschaft hineingezwungen.

Der glückliche Fortgang aller Unternehmungen der Bauern von der Saale an bis zur Weser und Elbe, besonders der Alles vernichtende Zug, welchen Pfeiffer in das Eichsfeld gemacht hatte, und die Plünderung der Stadt Erfurt durch viele tausend Bauern, bewog endlich die Landesherren der geplünderten oder bedrohten Districte, ihre regelmäßigen Truppen gegen die rohen Massen zu vereinigen. Daß weder das Reichs-Regiment und sein Präsident, des Kaisers Bruder Ferdinand, noch die benachbarten Fürsten dem Unfuge schon 1524 oder doch wenigstens gleich nach der Einsetzung des ewigen Raths im März 1525 Einhalt gethan hatten, darf uns nicht befremden. Ein Mitglied des Mühlhauser Raths, welches dieser vor seiner Abdankung an das Reichs-Regiment abgeschickt hatte, war mit der trostlosen Nachricht zurückgekommen, daß er den Erzherzog Ferdinand nirgends im Reiche habe finden können, und daß ganz Süddeutschland in der Gewalt der Bauern sei. Die sächsischen Fürsten, Kurfürst Friedrich und Herzog Georg, aber trauten einander nicht recht; besonders fürchtete der Erstere, sein Vetter Georg möchte jene Sache zur Unterdrückung des Lutherthums benutzen. Auch war Kurfürst Friedrich überhaupt ein allzu vorsichtiger Mann. Der Unsinn der in Mühlhausen vereinigten Schwärmer hatte also seinen Fortgang gehabt, bis endlich die Sache zu gefährlich ward.

Die Fürsten wurden auch durch Luther zum gewaltsamen Einschreiten aufgemuntert, und zwar mit einer für diesen ganz unpassenden und sehr unchristlichen Heftigkeit. Luther schrieb damals mit eben der Erbitterung gegen die Bauern, wie er gegen den Erzbischof von Magdeburg, gegen den Pabst, gegen Heinrich VIII. von England, gegen Herzog Georg von Sachsen und gegen Herzog Heinrich von Braunschweig geschrieben hat. Andere Zeiten, andere Sitten; sonst würde man über die Aufforderungen zum Morden und Vernichten schaudern, welche von demselben Manne ausgingen, der den Strom der gemeinsten Schmähworte gegen die seiner Lehre feindlichen Fürsten ausstieß. Luther schrieb überhaupt oft in Augenblicken heftiger Leidenschaft, und gab daher seinen kalten, boshaften Gegnern bis auf den heutigen Tag nur zu viele Gelegenheiten,

unzählige aus dem Zusammenhange gerissene Stellen seiner Schriften gegen ihn zu gebrauchen. Indessen lautet Vieles, was in unseren Tagen die Doctrinärs und Constitutionellen gegen die Radikalen und Communisten geschrieben haben, nicht viel milder, als das, was Luther in einem Briefe an Dr. Rühl gegen die empörten Bauern schrieb. Der Inhalt dieses Briefes läuft auf den Satz hinaus: Schlagt Alles todt, Gott kennt schon die Seinigen! Luther schreibt nämlich: „Was Barmherzigkeit angeht, die man den Bauern wünscht, so wird Gott Unschuldige, die etwa darunter sind, wohl erretten und bewahren, wie er Loth und Jeremiä that. Thut er es nicht, so sind sie gewiß nicht unschuldig, sondern sie haben zum wenigsten geschwiegen und bewilligt. Der weise Mann sagt: Cibus, onus et virga asino, Einem Bauern gehört Haberstroh. Sie hören nicht das Wort und sind unsinnig, so müssen sie die Virgam, die Büchse, hören, und geschieht ihnen recht. Bitten sollen wir für sie, daß sie gehorchen, wo nicht, so gilt hier nicht viel Erbarmens. Lasse nur die Büchsen unter sie sausen; sie machen's sonst tausendmal ärger."

Kurfürst Friedrich von Sachsen ließ sich durch die heftigen Schriften und Predigten Luther's nicht aus seiner Ruhe bringen; sein Bruder Johann der Beständige aber, der ihm gerade im Anfang des Mai 1525 nachfolgte und Luther's Wort gleich der Bibel achtete und unbedingt befolgte, schloß sich an die zur Wiederherstellung der Ordnung im Felde stehenden Fürsten an. Es war damals allerdings hohe Zeit, daß die Bauern, welche vom Bodensee an bis in das nördliche Deutschland hinein sich dem Schwärmen, Rauben und Zerstören ergeben hatten, zur Feldarbeit zurückgetrieben würden. Thomas Münzer war nämlich endlich von Mühlhausen, wo er in den letzten Monaten Geschütz hatte gießen lassen, ausgezogen, und hatte sich mit einer ganz ungeübten und ungerüsteten Masse von etwa achttausend Schwärmern bei Frankenhausen im Gebiet von Schwarzburg-Sondershausen gelagert. Landgraf Philipp von Hessen aber, Herzog Georg von Sachsen, Graf Albrecht von Mansfeld und Herzog Heinrich von Braunschweig, denen sich nachher noch der Kurfürst Johann von Sachsen anschloß, vereinigten sich, als Pfeiffer den schrecklichen Zug in das Eichsfeld gemacht hatte, mit einander, um dem Aufstande ebenso im ober-

und niedersächsischen Kreise ein Ende zu machen, wie Georg Truchseß es im schwäbischen und fränkischen und Ludwig von der Pfalz nebst dem Kurfürsten Richard von Trier in der Pfalz und im kurrheinischen Kreise thaten.

Philipp von Hessen war im März 1525 im Begriff, sich mit Trier und Pfalz gegen die Bauern zu verbinden, vor welchen eine große Anzahl Äbte und Prälaten, sowie der Erzbischof von Trier, die Bischöfe von Würzburg und Bamberg und der deutsche Ordensmeister sich nach Heidelberg geflüchtet hatten, als er die Nachricht erhielt, daß alles Land zwischen Saale, Werra und Elbe im Aufstande sei Er trieb hierauf mit seinem Heere, mit der Reiterei der Ritterschaft und mit Geschütz von der Tauber her die Bauern und alle diejenigen, welche sich an sie angeschlossen hatten, überall aus einander, besetzte Fulda und Hersfeld, und schonte nirgends der Empörer, ward aber bald von seinem Schwiegervater, dem Herzog Georg von Sachsen, nach Thüringen gerufen. Er wandte sich also dorthin und traf bei Buttelstädt mit Georg zusammen. Auch Herzog Heinrich von Braunschweig vereinigte sich mit ihm, so daß das verbündete Heer dreitausendfünfhundert Fußgänger stark war. Mit diesen brachen die genannten drei Fürsten gegen Münzer auf, welcher mit seinen Schaaren bei Frankenhausen lag. Die Anhänger des Letzteren waren fest überzeugt, daß Gott ihnen durch ein Wunder helfen werde, und ein beim Heranziehen der Feinde entstehender Regenbogen, welchen Münzer ihnen zeigte, wurde als die Vorbedeutung dieses rettenden Wunders angesehen. Sie gaben sich deshalb auch außerhalb ihrer Wagenburg den Kugeln der Feinde preis.

Wenn die Reden, welche Melanchthon nach Art der Alten den Propheten und den Landgrafen von Hessen vor der Schlacht halten läßt, ächt wären, was wir bezweifeln, so hätten Beide in gleicher Weise auf einen starken Glauben bei den Ihrigen gerechnet. Münzer sagt unter Andern: „Gott habe ihm mündlich befohlen, daß er alle Stände reformiren solle. Er gebe auch Wenigen und Ungerüsteten den Sieg wider viele Tausende; so hätten Gideon, Jonathan und David durch seine Hülfe gesiegt. Sie möchten nur kühn angreifen und das Geschütz nicht fürchten; denn sie sollten wissen, daß er alle Büchsensteine in seinem Ärmel auf-

fangen wolle." Der Landgraf sagt, es sei von den Bauern erlogen, daß Fürsten und Herren keinen Landfrieden hielten, keine Gerichte bestellten und Mord und Raub nicht abwehrten. „Sie verschweigen, setzt er, fast möchte man sagen ironisch, hinzu, unsere Sorgen und Mühen, gegen welche ihre Abgaben und Lasten noch gering sind." Der Sieg ward den Fürsten leicht. Das Morden auf dem Schlachtfeld war empörend; denn ein einziger Reiterknabe durfte sich rühmen, zehn Bauern niedergestochen zu haben. Diejenigen, welche nach Frankenhausen flohen, wurden dort gemordet. Weder in den Kirchen und Klöstern, noch in den Privathäusern dieser Stadt ward eines Wehrhaften geschont, die Straßen waren mit Leichen bedeckt, der Bach floß mit Blut. Die Zahl der Getödteten wird zu viertausend, zu sechstausend und sogar zu siebentausend angegeben. Dreihundert wurden in Frankenhausen enthauptet. Münzer selbst, der sich versteckt hatte, ward ergriffen und auf empörende Weise wiederholt gemartert. Auch in Mühlhausen, welches die fürstlichen Truppen gleich nachher eroberten, ward unsäglich viel Blut vergossen.

Die Qualen, welche Münzer und Pfeiffer erdulden mußten, ehe man sie endlich hinrichtete, die Auslieferung von Gefangenen an diejenigen Herren, welche durch die Bauern gelitten hatten, und die Art, wie diese rachgierig sich an den Martern der Unglücklichen ergötzten, empören jedes Gefühl. Landgraf Philipp soll zu Fulda, sowie später in Verbindung mit Georg von Sachsen, Heinrich von Braunschweig und den beiden Grafen von Mansfeld in Thüringen gleich einem Tamerlan gehaust haben. Daß der Erzbischof von Trier nach der Schlacht bei Pfeddersheim die Bauern mit eigener Hand erstach, haben wir bereits (S. 23) berichtet. Auch Anton von Lothringen wüthete gegen die Elsässer Bauern kannibalisch, und von dem Bischof Konrad von Würzburg wird erzählt, daß er mit Scharfrichtern im Lande umhergezogen sei, sowie von Kasimir von Brandenburg-Baireuth, daß er sechszig bis achtzig Bauern die Augen habe ausstechen lassen. Über die Grausamkeiten des Letzteren war sein eigener Bruder, Georg, so empört, daß er ihn in einem Briefe fragte, wer sie denn ernähren solle, wenn Kasimir alle Bauern todt schlage. Selbst Luther spricht seinen Unwillen über die mordende und quälende Ritterschaft in seiner

eigenthümlichen Derbheit nicht weniger stark aus, als vorher über die zerstörenden Bauern. Er schreibt in Betreff der thüringischen Scenen: „Ihm sei allerdings vor dem Siege der Herren ebenso bange gewesen, als vor dem der Bauern. Hätten die Letzteren gesiegt, so wäre der Teufel Abt geworden; würden aber die Tyrannen Herren, so werde des Teufels Mutter Äbtissin werden."

5. Zwingli's erstes Auftreten.

Als nach Friedrich's des Weisen Tode Johann der Beständige in Sachsen und Philipp der Großmüthige, sowie viele Andere, welche ihrem Beispiele folgten, Luther's Grundsätze ebenso politisch anzuwenden begannen, wie dies der neue Herzog von Preußen gethan hatte, suchten die Stände des deutschen Reiches die alte Staats-Religion durch neue Verordnungen aufrecht zu erhalten. Dies schien um so nöthiger, als auch die inniger als andere mit Deutschland zusammenhängenden und erst spät vom Reiche getrennten Kantone Zürich, Bern, Basel und Schaffhausen, welche in geistlichen Dingen bis dahin noch deutschen Kirchenfürsten gehorcht hatten, seit 1519 der alten geistlichen Ordnung zu entsagen begonnen hatten.

Pabst Leo X. hatte 1519 den Guardian eines Barfüßer-Klosters zu Mailand, Bernhardin Samson, zum Verkaufe des Ablasses in die Schweiz gesandt. Dieser päbstliche Commissär übertraf an Unverschämtheit sogar Tezel und schlug, wie der Letztere überall, wohin er kam, Buden auf, um die Vergebung schon begangener und selbst noch zu begehender Sünden zu verkaufen. Ein Schweizer des sechszehnten Jahrhunderts sagt: dieser päbstliche Generalcommissarius habe sich gerühmt, er hätte bei achtzehn Jahren daher dreien Päbsten achtzehnmalhunderttausend Dukaten mit seiner Commission erobert. In den kleinen Kantonen und sogar in Bern machte der Mönch eine sehr reichliche Ernte; in Lenzburg dagegen fand er Widerstand, und in Bremgarten wehrte ihm der Decan den Eintritt. Dieser Decan war der nachher um die Reformation der Schweiz unsterblich verdiente gewordene Bullinger, der sich durch Samson's Drohungen nicht schrecken ließ und, als er von demselben mit dem Banne belegt wurde, nach Zürich reiste, wo damals gerade wegen der würtembergischen Angelegenheiten Tagsatzung gehalten wurde. Man wies dort den

Ablaßkrämer um so mehr fort, als sich auch der Bischof von Constanz, zu dessen Sprengel Zürich gehörte, dem römischen Treiben widersetzte, und der Generalvicar desselben im vorhergehenden Jahre viel dazu beigetragen hatte, daß ein heftiger Eiferer gegen die Misbräuche der Staats-Religion, Huldreich Zwingli, nach Zürich berufen ward.

Zwingli war zwar damals noch jung, aber mit der Verdorbenheit gewisser Klassen der Gesellschaft bekannter, als die Mönche, denen das Predigen überlassen war, zu sein pflegten. Er war dabei ein sehr heftiger Mann und ebenso bereit, mit dem Streitkolben, wie mit der Rede, für seine Meinungen und Überzeugungen zu kämpfen. Er hatte einen Zug nach Italien mitgemacht und dort erfahren, wie Matthäus Schinner (s. Th. XI. S. 229 f.) die Schweizer belog und betrog, und wie der fremde Kriegsdienst sie entsittlichte. Außerdem hatte er in Wien, wo er früher studierte, gesehen, wie man die Moral vergaß und Aberglauben predigte. Als daher Zwingli in Glarus Prediger geworden war, rief man ihn zu dem ausdrücklichen Zwecke auf einige Zeit nach Einsiedeln, damit endlich einmal an diesem Wallfahrtsorte biblisch gepredigt würde. Sein Ansehen als Prediger bewog die Züricher, ihn in ihre Stadt zu rufen, und hier wurde er dann im September 1519 als Leutpriester zum großen Münster angestellt. Schon vom Beginne des Jahres 1519 an predigte er blos über evangelische Texte, und erklärte sich ebenso, wie Luther, dessen Schüler er übrigens nicht war, heftig gegen gelehrte Dogmatik, Ceremonien-Dienst und Menschensatzungen jeder Art. Er erlangte in den sämmtlichen Kantonen dasselbe Ansehen, wie Luther in Deutschland, und überall traten gleich nachher in der Schweiz Männer auf, welche, freilich mit verschiedenem Glück und mit verschiedenem Talent, gegen die Ausartung der Staats-Religion eiferten. Zwingli predigte: man solle sich blos an die Bibel halten, weil diese allein in Glaubenssachen entscheide; die Aussprüche der Päbste, die Lehren der Kirchenväter und die Sagen oder Traditionen dürfe man nur in so weit gelten lassen, als sie mit den biblischen Lehren übereinstimmten. Seine Predigten über die Evangelien riefen schon im Jahre 1520 die Verordnung hervor, daß in Zürich nur nach dem Worte Gottes gepredigt werden dürfe. Diese Verfügung ging von

dem großen Rathe aus; im kleinen Rathe dagegen fanden die Anhänger der alten Lehre eine Stütze, und die Staats-Polizei mischte sich nachher auf Betreiben des Pabstes Clemens VII. fast zu gleicher Zeit in der Schweiz und in Deutschland in die Streitigkeiten über die Art, wie es in den einzelnen Staaten des Reiches und der Eidgenossenschaft mit der Religionsübung gehalten werden solle. In der Schweiz suchte die Tagsatzung, in Deutschland das sonst ohnmächtige Reichs-Regiment nebst der Mehrheit des Reichstages die Einführung einer neuen Staats-Religion zu verhindern. Wir wollen zuerst von dem, was in Deutschland geschah, reden.

6. Gang der Reformation in Deutschland von 1524 an bis auf den Reichstag zu Speier (1529).

Pabst Clemens VII. hatte, als die durch Aleander vom Kaiser erpreßte Verdammung Luther's und seiner Lehre ohne Wirkung geblieben war, einen sehr gemäßigten, zum Nachgeben geneigten Legaten, den Kardinal Campeggio, nach Deutschland geschickt. Zugleich hatte er seinen Kämmerer, den Kardinal Rorarius, beauftragt, den Kurfürsten und Fürsten ein päbstliches Breve zu überbringen, in welchem diese ermahnt wurden, auf einem nach Nürnberg ausgeschriebenen Reichstage ihre Hülfe gegen die Türken und gegen die Ketzer zuzusagen. Dieser Reichstag konnte, obgleich Erzherzog Ferdinand und Kurfürst Friedrich der Weise schon im December 1523 nach Nürnberg gekommen waren, erst am 14. Januar 1524 eröffnet werden. Er war sehr zahlreich besucht, und die Mehrzahl der Versammelten war der alten Lehre gewogen. Dessen ungeachtet vermochten die päbstlichen Abgeordneten nicht, heftige Beschlüsse gegen das Lutherthum durchzusetzen. Sie sahen im Gegentheil viele Vorzeichen des Abfalles eines großen Theiles der Deutschen vom päbstlichen Stuhle In Augsburg z. B wurde der Aufzug des Kardinals Campeggio verhöhnt und verspottet, und in Nürnberg ließ derselbe als verständiger Mann vieles Gepränge, welches die Menge reizen konnte, hinweg und trug, als er durch die Straßen ritt, nicht einmal den Kardinals-Hut. Die Stadt Nürnberg war nämlich gerade damit beschäftigt, den Gottesdienst ganz evangelisch einzurichten, und Andreas Osiander, der sich deshalb zu Nürnberg befand, predigte dort unter großem Zulauf.

Aus den Predigten dieses Mannes schöpfte damals auch der Hochmeister des deutschen Ordens, Albrecht von Brandenburg-Baireuth, welcher in Nürnberg bei Kaiser und Reich Hülfe gegen die Polen suchte, seine Kenntniß des Evangeliums, dessen er sich nachher bediente, um aus einem Amte ein Eigenthum zu machen.

Auf dem Reichstage zu Nürnberg wurde zwar nicht das Wormser Edict des Kaisers anerkannt und eingeschärft, sondern vielmehr jedem anheimgegeben, in seinem Gebiete es zu halten, wie er wolle; man erließ aber die Verordnung, daß vorerst über den Religions-Streit nichts weiter geschrieben oder gedruckt werden sollte, wogegen der Kardinal Campeggio zugab, daß die Religions-Sache auf einem in Deutschland zu haltenden Concilium ausgemacht werden dürfe. Die weiteren Verfügungen wurden einem neuen Reichstage überlassen, welcher im November 1524 zu Speier gehalten werden sollte. Mit diesen Beschlüssen konnten weder der Kaiser noch die Lutheraner zufrieden sein, jener nicht, weil durch dieselben sein Wormser Machtgebot suspendirt wurde, diese nicht, weil das Schreiben und Drucken vorerst untersagt ward. Das Wormser Edict sollte nämlich nur so weit als möglich aufrecht erhalten und ausgeführt, die Obrigkeiten aber blos angewiesen werden, darüber zu wachen, daß aus den Druckereien keine Schmähschriften und ärgerlichen Gemälde hervorgingen. Dies mußte dem Kaiser und dem Pabste eben so mißfällig sein, als die anderen Artikel den Reformatoren waren. Luther, der niemals irgend jemanden eine Antwort schuldig blieb, schrieb gegen diese Beschlüsse und ihre Urheber in einem Tone, mit welchem verglichen die meisten revolutionären Schriften unserer Zeit milde abgefaßt sind; denn Pabst, Kaiser, Fürsten und Stände wurden von ihm auf gleiche Weise hart gescholten. Der Pabst sah sich dadurch veranlaßt, vermittelst eines nach Spanien geschickten Breve sich beim Kaiser über die deutschen Stände heftig zu beschweren und ihn aufzufordern, daß er seine Pflicht als Schützer des alten Glaubens erfülle. Auch erließ Karl wirklich im Juli 1524 von Burgos aus ein strenges Mandat an die Stände. In diesem Mandat erklärte der Kaiser, er werde nie zugeben, daß die deutschen Stände als solche in Religions-Sachen irgend etwas verordneten. Er befahl ferner dem neuen in Eßlingen eingerichteten Reichs-Regiment und seinem Bruder

Ferdinand, darüber zu wachen, daß den Fürsten und Ständen bei Strafe der beleidigten Majestät, bei des Reichs Acht und Aberacht eingeschärft werde, wider Luther genau nach dem Wormser Edict zu verfahren, indem derselbe gleich Mohammed durch seine Lehre der Christenheit mehr Schaden thue, als ihr durch die Waffen gethan werden könne. Übrigens hatten die Lutheraner gegen das Verbot des Druckens und Schreibens über Religions-Sachen eine Protestation eingelegt, als dasselbe Ende April in den Reichstags-Abschied aufgenommen werden sollte. Der Bevollmächtigte des Kurfürsten Friedrich nämlich, Philipp von Feilitsch, dessen Herr, um der mündlichen Unterhaltung mit dem Kardinal Campeggio auszuweichen, schon längst abgereist war, protestirte in seines Kurfürsten Namen, und Bernhard von Solms und Georg von Werthheim schlossen sich im Namen der Grafen und Herren an ihn an.

Während der Pabst sich an den Kaiser gewendet hatte, war sein Kardinal in Deutschland thätig gewesen, um die heftigsten Gegner Luther's nicht, wie man oft behauptet hat, zu einem Bunde gegen ihre Mitstände, sondern blos zur strengen Befolgung des Wormser Edicts innerhalb ihres eigenen Gebietes zu vereinigen. Auf diese Weise gab der Widerstand, welchen die dem Lutherthum huldigenden Reichsstände auf dem Nürnberger Reichstage eben so den Altgläubigen und den Kabalen des Pabstes, wie den Befehlen des Kaisers entgegengesetzt hatten, die erste Veranlassung zu einer religiös-politischen Parteiung in Deutschland. Es hatten sich nämlich am 6. Juli 1524 die beiden Herzöge Wilhelm und Ludwig von Baiern, der Erzherzog Ferdinand, der Erzbischof von Salzburg, die Bischöfe von Trident und Regensburg persönlich zu Campeggio nach Regensburg begeben und in Übereinstimmung mit den Bevollmächtigten der Bischöfe von Bamberg, Speier, Straßburg, Augsburg, Constanz, Freiburg, Passau und Brixen sich verbindlich gemacht, die Ausführung des Wormser Edicts in ihren Gebieten streng zu überwachen. Als der Kaiser nachher am 24. Mai 1525 einen neuen Reichstag, der sich Anfangs Oktober versammeln sollte, nach Augsburg ausschrieb, war die Stellung der Parteien schon feindlich, weil die Evangelischen den in Regensburg gefaßten Beschluß gegen sich gerichtet glaubten, und weil ihre Partei politisch und militärisch sehr mächtig geworden war, seit-

dem Philipp von Hessen und Johann von Sachsen sich öffentlich von der römischen Kirche getrennt hatten. Außer dem Landgrafen Philipp hatten Graf Philipp von Hanau, Anton und Christoph von Oldenburg, Konrad von Tecklenburg, die Städte Nürnberg, Frankfurt am Main, Straßburg, Nordhausen und andere Städte den alten Gottesdienst ganz abgeschafft; sogar Albrecht von Magdeburg und Mainz duldete in seinem Gebiete die Predigt und den neuen Gottesdienst, und man sagte ihm sogar nach, er habe nicht übel Lust Lutherisch zu werden, falls er dabei seine Stifter säcularisiren könne. Wenn man bedenkt, daß der Landgraf Philipp ganz Hessen von Kassel an bis zum Rhein beherrschte, und daß weder er noch seine Glaubensgenossen den Befehlen des Reichs-Regiments gehorchten und die Urtheile des Reichs-Kammergerichtes vollziehen ließen, so wird man leicht erkennen, daß nicht mehr von dem Glauben, sondern von Besitz und von bürgerlicher Ordnung die Rede war. Das in verschiedenen Staaten ganz verschiedene und, wie in Preußen, oft ganz unverantwortliche Verfahren mit den geistlichen Gütern und Stiftungen veranlaßte unzählige Processe, welche von dem aus altgläubigen Richtern bestehenden Reichs-Kammergerichte einseitig entschieden wurden und deshalb nachher nicht ausgeführt werden konnten. Die Reichs-Regierung und die Reichs-Justiz geriethen daher ganz ins Stocken.

Der Reichstag, welcher im November 1524 zu Speier hatte gehalten werden sollen, kam um so weniger zu Stande, als der Kaiser in seinem Mandat nachdrücklich misbilligt hatte, daß man in Nürnberg beschlossen habe, auf jenem Reichstage über Religions-Sachen verhandeln zu wollen. Er hatte sogar die Abhaltung desselben ausdrücklich verboten. Dagegen hatte er, wie bereits bemerkt wurde, Ende März 1525 aus Toledo ein anderes Schreiben erlassen, in welchem er einen Reichstag auf Oktober 1525 nach Augsburg berief, um hauptsächlich wegen der Türken zu berathen und zu beschließen, die im folgenden Jahre ganz Ungarn besetzten und Wien belagerten. Der Kaiser wünschte, die Stände möchten gegen dieselben ein stehendes deutsches Heer einrichten. Das kaiserliche Schreiben kam erst im August in Deutschland an. Schon vorher hatten sich jedoch die heftigsten Gegner der Neuerungen in Dessau berathschlagt, wie den fortwährenden Eingriffen in die

bestehende Verfassung der Kirche und des Staates allenfalls mit Gewalt Einhalt gethan werden könne. Diesen Zweck der Dessauer Berathschlagungen, welche sehr geheim gehalten wurden, kann man zugeben, da die Fürsten, welche an denselben Theil nahmen, nicht gerade wegen ihrer Gewissenhaftigkeit, Milde und Mäßigung berühmt sind; schwerlich wurde aber, wie Philipp von Hessen nachher behauptete, in Dessau ein förmlicher Bund gegen die Beschützer Luther's geschlossen. Die dort versammelten Fürsten waren: Herzog Georg von Sachsen, Kurfürst Joachim I. von Brandenburg, die Herzöge Heinrich der Jüngere zu Wolfenbüttel und Erich von Kalenberg und der sehr zweideutige Albrecht von Mainz und Magdeburg, welcher mit der republikanischen Reformation in Magdeburg gar nicht zufrieden war.

Landgraf Philipp hätte gern sogleich einen Gegenbund zu Stande gebracht, weil er glaubte, daß in Dessau ein förmliches Bündniß gegen ihn und seine Glaubensgenossen geschlossen worden sei; allein der Kurfürst Johann folgte blindlings dem, was Luther angab, und dieser wollte nichts davon wissen, daß man Gewalt gegen Gewalt gebrauche. Man kam jedoch statt dessen mit mehreren anderen Reichsgliedern, Fürsten und Städten, überein, den Erzherzog Ferdinand, welcher zu gewaltsamen Maßregeln durchaus nicht geneigt war, dahin zu bringen, daß er auf dem bevorstehenden Reichstage das Wormser Edict nicht erneuern lasse. Für diesen Reichstag hatte der Kaiser neben seinen Bruder nur solche Leute, wie der grausame Kasimir von Brandenburg-Baireuth, Wilhelm von Baiern, Philipp von Baden und Erich von Kalenberg waren, zu seinen Commissären ernannt. Es fand sich daher außer dem Bischof von Trident kein Reichsstand persönlich in Augsburg ein, und man beschloß nichts Anderes, als daß im Mai 1526 die Versammlung zu Speier fortgesetzt werden solle. Noch vor diesem Zeitpunkt aber kamen heftige kaiserliche Schreiben in das Publikum, in welchen Karl nicht blos die erwähnten zur Gewalt geneigten Commissäre nebst allen Bischöfen und römisch gesinnten Fürsten aufforderte, den Lutherischen Lehren tapferen Widerstand zu leisten, sondern auch das Versprechen gab, daß er selbst nächstens über Rom nach Deutschland reisen und dort die Ketzer mit Gewalt bändigen helfen wolle. Jetzt fand daher endlich des

Landgrafen Vorschlag Gehör. Man beschloß, sich mit einander zu verbünden, um im Nothfalle Gewalt mit Gewalt abwehren zu können. Dies geschah noch vor dem Beginne des Speierer Reichstages, welcher zwar auf den Anfang des Monats Mai berufen worden war, aber erst am 25. Juni eröffnet ward. Die beiden mächtigsten unter den Fürsten, welche Luther's Lehre angenommen hatten, Johann der Beständige von Sachsen und Philipp von Hessen, verbanden sich nämlich im Mai 1526 in Torgau zu dem Zwecke, ihre Religion, wenn es nöthig wäre, auch mit den Waffen zu vertheidigen, und dieses Torgauer Bündniß ward im Juni zu Magdeburg erneut, wo demselben auch die Herzöge Philipp, Otto und Franz von Lüneburg, Celle und Grubenhagen, Herzog Heinrich von Mecklenburg, Fürst Wolfgang von Anhalt und die Grafen Gebhard und Albrecht von Mansfeld, sowie wenige Tage später die Stadt Magdeburg beitraten. In der Bundes-Akte erklärten die Verbündeten: „Da sie in Erfahrung gebracht hätten, daß ihre Feinde Bündnisse machten und viel Geld zusammen brächten, die alten Misbräuche zu erhalten und diejenigen, welche Gottes Wort in ihren Landen zu predigen gestatteten, mit Krieg zu überziehen; so hätten sie sich, jedoch Niemanden zum Verdruß, mit einander verbunden, um ihre eignen Unterthanen vor unbilligem Kriege zu schützen und einander nach allem Vermögen beizustehen, im Fall, daß wider die Religion und die ihr anhängige Sache öffentlich oder unter einem anderen Schein ein Angriff geschehen würde."

Daß das Torgauer Bündniß zur rechten Zeit geschlossen worden war, zeigte sich gleich nach der Eröffnung des Reichstages zu Speier. Ferdinand und die Commissäre bestanden nämlich auf ihrer Instruction und auf dem Wormser Edict. Da jedoch Ferdinand die Hülfe der protestantischen Fürsten gegen die Türken nöthig hatte, so suchte er dadurch Zeit zu gewinnen, daß er die Entscheidung hinausschob. Er benutzte zu diesem Zwecke ein aus Sevilla erlassenes Schreiben des Kaisers vom 23. März 1526, in welchem Karl bat, daß die Stände zu Speier in Religions-Sachen nichts beschließen, sondern seine Ankunft im Reiche und das von ihm und dem Pabste zu berufende Concilium abwarten sollten. Der Reichstags-Abschied ward hierauf am 27. August in

einem sehr gemäßigten Ton abgefaßt. „Es sollte, hieß es in demselben, innerhalb eines Jahres in Deutschland wegen der Religions-Angelegenheit entweder ein allgemeines oder doch ein National-Concilium gehalten werden, und man wolle den Kaiser bitten, sich nach Deutschland zu begeben. Bis zur Berufung jenes Concils solle sich in Rücksicht des Wormser Edicts jeder Stand so gegen seine Unterthanen verhalten, wie er es vor Gott und dem Kaiser verantworten könne". Die Sachen blieben also in den beiden folgenden Jahren, wie sie gewesen waren, und die Zahl derer, welche in ihrem Lande reformirten, mehrte sich täglich. Selbst der Erzbischof Albrecht von Mainz und Magdeburg sagte, als ihn der Landgraf von Hessen feindseliger Absichten gegen die Evangelischen beschuldigte, daß er einer Reformation der Kirche durchaus nicht abgeneigt sei. Nichts destoweniger fehlte wenig daran, daß nicht 1528 ein Religions-Krieg in Deutschland ausgebrochen wäre.

Der Vice-Kanzler des Herzogs Georg von Sachsen, Otto von Pack, wollte, da er seines Herrn wilde Wuth gegen das Lutherthum kannte, die Heftigkeit des erst zwei und zwanzig Jahre alten, kriegerischen Landgrafen von Hessen benutzen, um die Sache, der er gewogen war, zur Entscheidung zu bringen. Pack war nämlich von seinem Herzoge dem Schwiegersohne desselben, Philipp von Hessen, für einige Zeit überlassen worden, als dieser einen Erbschaftsstreit mit Nassau hatte, und erzählte dem Landgrafen von einem furchtbaren papistischen Bündnisse, welches durch Georg's Vermittelung im Mai 1527 zu Breslau geschlossen worden wäre. Als nachher Philipp seinen Schwiegervater in Dresden besuchte, zeigte Pack ihm eine mit Georg's Siegel versehene Copie dieses Bundesvertrages, und verkaufte ihm auch eine vorgebliche Abschrift desselben. Dieses fürchterliche Aktenstück war aber, wie uns nach der ausführlichen und sorgfältigen Untersuchung des sehr achtbaren und gründlichen neuesten Geschichtschreibers und Archiv-Directors von Hessen-Kassel, Rommel, scheint, eine Erfindung. Jener Bund ist wahrscheinlich nie geschlossen worden, obwohl feststeht, daß von den Gegnern der Lutherischen Partei allerlei Dinge berathschlagt worden waren, sowie daß der Kaiser und sein Bruder heftig über den Torgauer Bund erbittert waren, und nicht nur bei persönlichen Zusammenkünften furchtbare Drohungen ausstießen, sondern

auch mit den Fürsten ihrer Partei Theilungen und Unterdrückungen verabredeten, welche sie nicht ausführen konnten oder wollten. Philipp jedoch betrachtete jenen Bund als wirklich abgeschlossen, und hielt die Gefahr der Unterdrückung des Evangeliums und seiner Bekenner für so dringend, daß man diejenigen, welche sich mit einander verbunden haben sollten, eiligst mit den Waffen angreifen müsse, um ihnen zuvorzukommen.

Der Landgraf, welcher schon früher mit dem Kurfürsten von Sachsen für einen solchen Fall Abrede getroffen hatte, eilte jetzt zu demselben, und verabredete mit ihm, daß sie Beide ein Heer von sechsundzwanzigtausend Mann aufstellen und eine bedeutende Summe Geldes zur Ausrüstung desselben herbeischaffen wollten. Indessen verhinderten glücklicher Weise Luther und Melanchthon durch ihre Vorstellungen bei Johann dem Beständigen, welcher ein unbedingtes Vertrauen in sie setzte, den von Philipp bereits gerüsteten Angriffskrieg. Sie schrieben ihrem Kurfürsten: „Die vom Landgrafen gemachten Anzeigen seien nicht genügend; man müsse den Angriff abwarten, den Kaiser, das Reich und den Reichstag anrufen, die verdächtigen Fürsten beschicken, allenthalben zuerst die Güte versuchen, dem Landgrafen Einhalt thun und eher mit ihm brechen, als durch einen so übereilten Schritt dem Evangelium eine solche Schande bereiten. Sie selbst würden eher des Kurfürsten Land verlassen. Krieg gewinne wenig, verliere viel und wage Alles, Sanftmuth verliere nichts u. s. w." In späterer Zeit, als es wirklich galt, gaben Luther und Melanchthon unglücklicher Weise denselben Rath und beförderten dadurch den Untergang ihrer Partei.

Der Landgraf war der entgegengesetzten Meinung und zog mit einem ansehnlichen Heere in das Gebiet der Bischöfe von Mainz, Würzburg und Bamberg, nachdem er in einem Manifest den ganzen Plan, welcher in dem vorgeblichen Breslauer Vertrage enthalten war, enthüllt hatte. Es kam jedoch nicht zu Feindseligkeiten. Alle angeblich betheiligten Fürsten und Bischöfe, am würdigsten Philipp's alter Schwiegervater, erklärten aufs feierlichste, daß es ihnen nie eingefallen sei, Plane zu machen, wie sie Otto von Pack ihnen zugeschrieben habe. Überdies traten die Kurfürsten von Trier und der Pfalz als Vermittler auf. Da auch der Kurfürst

von Sachsen nicht der angreifende Theil sein wollte, so wurde der Streit um Pfingsten so geschlichtet, daß der Landgraf anerkannte, er sei getäuscht worden und man habe keinen Anschlag gegen die Evangelischen gemacht. Nichts destoweniger ließ er sich von den Bischöfen von Mainz, Würzburg und Bamberg die Kosten seiner ganz unnöthig gewesenen Rüstungen ersetzen. Er nahm von jedem der beiden Ersteren vierzigtausend Goldgulden und von dem Letzteren zwanzigtausend Dukaten, was sich mit dem ihm ertheilten Beinamen des Großmüthigen nicht wohl reimt. Der Kurfürst von Sachsen dagegen schlug die ihm von den Schiedsrichtern zuerkannte Entschädigung aus, weil ja die Bischöfe nichts dafür konnten, daß Philipp sich übereilt hatte.

Durch diese offenbaren und, so lange die beschuldigten Fürsten keine Anstalten zu Feindseligkeiten gemacht hatten, jedenfalls unverantwortlichen Verletzungen des Landfriedens wurden alle katholischen Fürsten erbittert. Auch würde man Philipp's gewaltthätige Schritte gerächt haben, wenn nicht der Kaiser in Italien und sein Bruder in Böhmen und Ungarn ihrer eigenen Heere und sogar fremder Hülfe bedurft hätten. Karl und Ferdinand betrachteten daher auch, als endlich 1529 ein neuer und durch die persönliche Anwesenheit der meisten Reichsstände sehr ansehnlicher Reichstag zu Speier gehalten wurde, die Reichshülfe gegen die Türken, welche gleich nachher Wien belagerten, als den Hauptgegenstand der Berathschlagungen, während die Mehrzahl der Stände die Religions-Angelegenheit zur Hauptsache machte. Auf diesem Reichstage zeigte es sich schon, daß mit der Veränderung der Staats-Religion nothwendiger Weise auch eine Veränderung der politischen Einrichtungen verbunden sei. Bisher war nämlich auf Reichstagen nach Stimmenmehrheit entschieden worden; dies konnten jedoch die Torgauer Verbündeten nicht mehr gelten lassen, weil man es darauf abgesehen hatte, durch den Reichstags-Abschied zwar nicht mehr, wie früher, das einmal Geschehene wieder rückgängig zu machen, wohl aber die weitere Verbreitung der Lutherischen Lehre und die weltliche Benutzung geistlicher Güter zu verhindern. Durch Mehrheit der Stimmen wurde im März 1529 zu Speier der Reichstags-Abschied so abgefaßt: „Es sollte innerhalb Jahresfrist in Gegenwart des Kaisers ein allgemeines oder ein National-Con-

cilium gehalten werden, bis dahin aber Alles in dem Zustande, in welchem es sei, bleiben und nichts weiter geändert werden. Die neue Lehre vom Abendmahl sollte nicht öffentlich gepredigt, die Messe nicht abgeschafft, niemand bei Strafe des Landfriedensbruchs der Religion wegen (dies galt dem Landgrafen) an seinen Gütern, Rechten und Herkommen vergewaltigt und der Wormser Landfrieden genau beobachtet werden."

Trotz aller Vorstellungen der Evangelischen beharrte die Mehrheit auf diesem Beschlusse. Die Evangelischen ließen daher am 12. April ihre Beschwerden über das Verfahren ihrer Mitstände öffentlich vorlesen und zu den Reichs-Akten legen, und als auch dieser Schritt nichts fruchtete, reichten sie am 19. April eine Protestation gegen jenen Beschluß in aller Form ein, und forderten, daß dieselbe in den Reichstags-Abschied selbst eingerückt werde. Sie beruhigten sich selbst dabei noch nicht, sondern ließen am 25. April ein förmliches Appellations-Instrument an ein künftiges Concilium und an jeden verständigen und unparteiischen Richter aufsetzen und nach ihrer Abreise von Speier öffentlich bekannt machen. Nach dieser Protestation, welche auch von den mit Luther entzweiten Anhängern des schweizerischen Reformators gebilligt ward, bezeichnete man bekanntlich nachher die Lutheraner und Zwinglianer mit dem Namen Protestanten. Unterschrieben war die Akte anfangs nur von dem Kurfürsten von Sachsen, dem Markgrafen Georg von Brandenburg-Ansbach, dem Herzog Ernst von Lüneburg, dem Landgrafen Philipp von Hessen und dem Fürsten Wolfgang von Anhalt. Noch an demselben Tage aber traten auch vierzehn ansehnliche Reichsstädte der Protestation bei.

7. Trennung der Evangelischen in zwei Secten und Spaltung der deutschen Nation in Lutheraner und Katholiken bis auf den Religionsfrieden von 1532.

In dem Augenblicke, als die Deutschen wegen der Religion unter einander in Streit geriethen, waren auch die Schweizer nicht blos schon ganz unter sich zerfallen, sondern sie hatten 1528 sogar gegen einander im Felde gestanden. Zwingli und seine Freunde hatten sich, wie die Wittenberger von 1519 bis 1522, anfangs mit

der Predigt des Evangeliums begnügt und nur wenige Veränderungen des Äußeren vorgenommen; erst im Jahre 1522 entzogen sie sich dem Bischof von Constanz.

Dieser hatte in den Fasten ein Mandat gegen die Neuerungen erlassen und einen Abgeordneten nach Zürich geschickt, um in Verbindung mit dem kleinen Rathe den Neuerern Einhalt zu thun, denen der große Rath gewogen war. Die vom Pabste und von der Gewohnheit beherrschte Tagsatzung war längst gegen Zwingli erbittert, weil er politische und moralische Predigten hielt, und auf der Kanzel heftig gegen den Kriegsdienst und die Politik der Kantone eiferte, welche wenige aristokratische Familien reich und mächtig machten, den Sitten des Volkes aber verderblich waren. Vom Bischof und von der Tagsatzung angegriffen, vom Züricher Volke dagegen in Schutz genommen, faßte Zwingli seine Lehre in siebenundsechzig Sätze zusammen und erbot sich, dieselben in einer Disputation zu erweisen. Diese Disputation, zu welcher die Züricher eine Einladung an den Bischof und an alle Orte der Schweiz geschickt hatten, wurde im Februar 1523 gehalten. Der Bischof erschien nicht bei derselben; dagegen waren aber nahe an dreihundert Priester anwesend. Nachdem hierauf im Herbst noch eine zweite feierliche Disputation gehalten worden war, erklärten sich die Züricher öffentlich für die neue Lehre. Sie wurden dafür von zwölf Orten mit der Ausschließung vom Bunde bedroht. Nur Schaffhausen, welches durch den Prediger Ritter schon für Zwingli's Lehre gewonnen worden war, erklärte sich günstig für die Züricher, als die andern Orte am 21. März 1524 Boten an diese schickten, um sich über den Abfall von der Religion der Väter zu beschweren. Die Letzteren tadelten besonders das Heirathen der Geistlichen und das Öffnen der Klöster; auch Luther hat sich bekanntlich sehr lange bedacht, ehe er, einst ein strenger Mönch, sein Käthchen, eine ehemalige Nonne, heirathete.

Diese Hindernisse schreckten die Bürgerschaft von Zürich nicht ab, noch in demselben Jahre auch den äußeren Gottesdienst zu ändern. Das Volk und der Rath handelten dabei einstimmig, obgleich das Volk den Rath beschwor, so viel wie möglich die Feindschaft mit den Eidgenossen zu vermeiden. Die Prozessionen, Wallfahrten und Bilder wurden abgeschafft, die Reliquien begraben,

das Abendmahl seit 1525 in beiderlei Gestalt ausgetheilt, die Feiertage zuerst auf zwanzig und dann blos auf die höheren Festtage beschränkt, denjenigen Mönchen und Nonnen, welche die Klöster verlassen wollten, der Austritt gestattet, den Anderen aber ein Unterhalt angewiesen. Übrigens wurden die Klöster in der Schweiz nicht, wie in Deutschland, ihrem Schicksal überlassen, oder mit anderen Worten den Fürsten und Rittern preisgegeben, sondern in Armenanstalten, Hospitäler, öffentliche Schulen und Seminarien verwandelt, und ein großer Theil ihrer Einkünfte ward zur besseren Besoldung der Prediger und Schullehrer verwendet. Dagegen verfuhr man an den Orten der Schweiz, welche den Gottesdienst umänderten, viel tumultuarischer, als die Lutheraner in Deutschland. Es erging dabei namentlich auch den Künsten sehr schlecht. Alle Bilder wurden verbrannt, die Musik aus den Kirchen verwiesen, das Orgelspiel und sogar das Läuten der Glocken bei Beerdigungen verboten. In Basel, wo man sehr viele und schöne aus Holz oder in Holz geschnittene Bilder hatte, wollte man dieselben anfangs als Brennholz unter die Bürger vertheilen; nachher errichtete man aber aus ihnen zwölf hohe Haufen und verbrannte diese. Erasmus von Rotterdam, welcher bei dieser Verbrennungs-Scene anwesend war, konnte sich bei Gelegenheit derselben nicht enthalten, der armen im Bilde verbrannten Heiligen zu spotten, obgleich er sich bekanntlich von Luther trennte, um nicht der vornehmen Welt verhaßt zu werden. Er sagt in einem Briefe an Pirkhaimer, es sei eine abenteuerliche und lächerliche Pöbel-Scene gewesen, nur wundere es ihn, daß sich so viele bärtige Heilige ruhig hätten verbrennen lassen; denn über die heilige Jungfrau könne er sich in dieser Hinsicht nicht verwundern, weil sie ja so sehr sanftmüthig wäre.

Auf diese Weise bildete sich die schweizerische Kirche und wurde eine Ursache des Zwistes zwischen denjenigen Kantonen, welche Zwingli's Lehre annahmen und den der alten Lehre treu bleibenden, welche die Mehrzahl waren. Dies geschah zu derselben Zeit, als in Deutschland die Lutheraner vom Kaiser und von ihren katholischen Reichsgenossen politisch und polizeilich verfolgt werden sollten. Eine Verbindung der Lutheraner Deutschland's und der ursprünglich deutschen Städte der Schweiz wäre also in diesem

Augenblicke höchst nützlich gewesen; allein gerade damals ward durch Karlstadt eine Todfeindschaft zwischen Luther und Zwingli herbeigeführt. Luther erklärte nämlich die Einsetzungsworte des Abendmahls wörtlich, wie die Katholiken thaten, und wollte doch sonderbarer Weise keine eigentliche Verwandlung von Brod und Wein in Fleisch und Blut (Transsubstantiation) annehmen, sondern half sich vermittelst des nichts sagenden, durch Worte täuschenden Ausdruckes, wir genössen Christi Leib und Blut mit, in und unter dem Brod und Wein. Darüber gerieth er mit Karlstadt, seinem ärgsten Feinde, in einen heftigen Streit, und dieser schrieb beleidigende Flugschriften gegen ihn. Die Art, wie Karlstadt die Einsetzungsworte des Abendmahls verstanden wissen wollte, war verworren und ganz unhaltbar; allein die Gründe, welche er gegen Luther's wunderliche leibliche Gegenwart vorbrachte, leuchteten den Schweizern und ihren Freunden besser ein, als die Beweisführung Luther's, und Zwingli schrieb 1525 eine Schrift über das Abendmahl, in welcher er sich mit anderen und besseren Gründen, als die von Karlstadt vorgebrachten waren, gegen Luther's Lehre von der körperlichen Gegenwart Christi im Abendmahl erklärte. Zwingli nahm das Wort ist in dem Sinne von bedeutet, er suchte also nichts Mystisches in der Abendmahlsfeier, sondern erklärte sie für ein bloßes Gedächtniß des Todes Christi. Übrigens gehört die theologische Seite dieser Angelegenheit nicht hierher; man findet aber Alles, was sich auf sie bezieht, in dem vortrefflichen und allgemein bekannten Werke Plank's über die Geschichte des protestantischen Lehrbegriffs. Die gelehrten Theologen Straßburg's und Oekolampadius in Basel nahmen sich der Meinung Zwingli's an; Luther's Schüler dagegen, vor Allen der uns schon bekannte Bugenhagen oder Pomeranus (s. S. 13), vertheidigten die Lehre ihres Meisters. Beide Theile wurden grob, und es erhob sich ein heftiger theologischer Streit, auf den wir uns jedoch hier in einer politischen Geschichte nicht näher einlassen dürfen. Nur Ein Punkt ist hervorzuheben. Luther konnte es nämlich nicht vergessen, daß der Zank von dem wilden und verworrenen Schwärmer Karlstadt zuerst in das Publikum gebracht worden war, und daß die Schweizer, welche sonst durchaus nicht Karlstadt's Freunde waren, sich gerade in dieser Sache desselben annahmen und Karlstadt's Behaupt-

ungen besser begründeten, als er selbst zu thun im Stande gewesen war.

Bitter und unversöhnlich ward der Streit über die Abendmahls-Lehre schon im Oktober 1525, als vierzehn schwäbische Geistliche eine beleidigende Schrift gegen den gelehrten und gemäßigten Oekolampadius, den Freund Reuchlin's und des Erasmus, herausgaben. Oekolampadius hatte in milder Weise sich für die Meinung Zwingli's erklärt und seine Schrift den schwäbischen Theologen mitgetheilt; diese aber, unter welchen der grobe Prediger Brenz vorzugsweise gegen ihn eiferte, antworteten nicht in gleichem Ton, sondern behandelten vielmehr in einem gemeinschaftlich erlassenen Manifest den Oekolampadius als einen Sectenstifter. Eine solche Manier, nach welcher man das Übel, statt es zu heilen, durch Schimpfen und Verketzern ärger machte, fällt, weil sie theologisch ist, bei einem systematischen Theologen wie Brenz nicht auf; dagegen ist zu verwundern, daß auch Pirkhaimer, der doch sonst fein und artig zu sein pflegte, arg gegen die Schweizer loszog. Ganz anders handelten die beiden Männer, welche in Straßburg die Reformation förderten, Bucer und Capito. Diese suchten Frieden zu stiften, weil sie einsahen, wie wichtig es sei, sich nicht um unbedeutende Dinge zu zanken. Sie schrieben nach Nürnberg, nach Augsburg und nach Nördlingen, wo von den Kanzeln herab sehr heftig über Oekolampadius und Zwingli geschimpft ward, und schickten sogar einen ihrer Collegen nach Wittenberg, um zu bewirken, daß die Sache wenigstens nur rein wissenschaftlich ausgemacht werde. Dies wollte aber Luther, welcher überall, wie auf der Wartburg, den leibhaftigen Teufel sah und nach ihm warf, durchaus nicht zugeben. Luther ertheilte dem Abgeordneten der Vermittler den kurzen schriftlichen Bescheid, eine von beiden Parteien müsse des Teufels sein, es könne also auch keine Vermittelung und keine Zurückhaltung Statt finden. Ebenso versicherte er im Anfange des Jahres 1526 in einem Briefe an die Reutlinger, die Lehren Karlstadt's, Zwingli's und Oekolampadius müßten alle drei vom Teufel sein, weil jeder eine verschiedene Erklärung der Einsetzungsworte gebe und der Teufel nirgends so leicht erkannt werden könne, als an Lügen und Zwiefältigkeiten im Glauben.

Luther, Brenz, Bugenhagen und Andere fielen über Zwingli, Oekolampadius und sogar über Bucer, der doch nur vermitteln wollte, so heftig her, daß schon im Jahre 1526 die Aussöhnung unmöglich schien. In diesem Jahre gab Zwingli eine sieben Bogen starke Druckschrift über die Abendmahlslehre heraus und ward dafür, so schonend er sich auch über Luther's Person aussprach, von Luther furchtbar mitgenommen. Als daher im Jahre 1529 die Lutheraner auf dem Reichstage Duldung für ihre Lehre erhielten, gab Luther seinem Kurfürsten den Rath, nichts dagegen einzuwenden, daß zugleich mit den Wiedertäufern auch die Sacramentirer, wie man Zwingli's Anhänger nannte, von dieser Duldung ausgeschlossen würden. Dies verhinderte zwar Melanchthon; allein auch er gab doch nicht zu, daß man, wie der Landgraf Philipp wollte, mit den Zwinglianern in nähere Verbindung trete.

Unterdessen hatten die Protestanten in Deutschland beschlossen, dem Kaiser, dessen Abreise aus Italien nach Deutschland damals schon festgesetzt war, durch drei Gesandte ihre Appellation und Protestation überreichen und bei ihm ihr Benehmen auf dem Reichstage entschuldigen zu lassen, weil sie erfahren hatten, daß der Kaiser über dasselbe sehr unwillig sei. Diese Gesandten waren der Bürgermeister zu Memmingen, Ehinger, dessen Bruder kaiserlicher Rath, zum Unglück aber bei der Ankunft der Gesandten gerade abwesend war, der Secretär des Markgrafen von Ansbach, Alexis Frauentraut, und der gelehrte Syndikus von Nürnberg, Magister Michael von Kaden, welcher viele Reisen gemacht hatte. Alle drei waren tüchtige Geschäftsmänner, aber keine Hofleute. Ihre Wahl könnte daher auffallend sein, da die Protestanten doch wußten, wie peinlich an einem spanischen Hofe, unter Italiänern und hochmüthigen Belgiern die Etikette beobachtet werde, und wie schwierig die Kenntniß und Beobachtung des Ceremoniels sei. Allein es lag bei jener Wahl ein guter Grund vor. Man erwartete nämlich nicht, daß den Gesandten sehr höflich begegnet würde, und dies konnten sich nach der damaligen Stellung der Bürger und Städte bürgerliche Beamte allenfalls ohne Nachtheil gefallen lassen, nicht aber Fürsten und Ritter. Die Gesandten benahmen sich, soviel wir urtheilen

können, sehr linkisch und wurden auf schmähliche Weise grob behandelt.

Philipp von Hessen, welcher mit Recht Alles von seinem Schwerte, nichts von den Diplomaten erwartete, hatte gleich anfangs auf keinen Erfolg jener Gesandtschaft gerechnet; dagegen ging er mit dem Gedanken um, eine Verbindung der protestantischen Schweizer und der schwäbischen Städte mit ihm und mit dem Kurfürsten von Sachsen dadurch zu Stande zu bringen, daß er mit Hülfe der Straßburger den Streit über das Abendmahl ausgleiche. Zürich hatte nämlich gegen Ferdinand von Östreich denselben Argwohn, welchen Philipp nährte; denn die alten Kantone, mit welchen Zürich schon in offene Feindschaft gerathen war, hatten ein Schutz- und Trutzbündniß mit Ferdinand geschlossen. Außer Zürich hatten damals auch die Berner, die Baseler und die Stadt St. Gallen schon vollständig reformirt, und es war schon dahin gekommen, daß die Ersteren gegen zehntausend Mann zum Beistande der Züricher aufgeboten hatten, während andererseits das Heer der katholischen Kantone durch fünfzehnhundert Walliser verstärkt worden war. Es kam jedoch nicht zum Kampfe, sondern zwei wackere Männer, der Landamman Aebli von Glarus und der Stadtmeister Sturm von Straßburg, vermittelten einen Frieden zwischen Uri, Zug, Unterwalden, Schwyz und Lucern einerseits und den protestantischen Orten andererseits. Vermöge dieses am 24. Juni 1529 geschlossenen Friedens ward der sehr feindselige Vertrag mit Ferdinand im Angesichte beider Heere zerrissen und die protestantische Verbindung der Städte Zürich, Bern, Basel, St. Gallen, Mühlhausen und Biel zum Schutze ihrer Religion als rechtmäßig anerkannt. Nichtsdestoweniger brach bald nachher ein neuer Krieg aus; denn die sehr verwickelten Verhältnisse der Schweizer Territorial-Abtheilung und Verwaltung, wie sie bis 1798 gewesen sind, machten es unmöglich, allen vorkommenden Streitigkeiten sogleich vorzubeugen. Unter diesen Umständen war es doppelt unglücklich, daß der Streit über die Einsetzungsworte des Abendmahls in den Jahren 1527 bis 1529 immer heftiger und bitterer geworden war.

Seit 1527 war es ungemein schwer geworden, eine Aussöhnung zwischen den Anhängern Luther's und Zwingli's zu Stande zu bringen, weil die beiden Reformatoren einander persönlich ange-

griffen hatten. Zwingli schmähte und zankte gelinder und milder als Luther; gleichwohl warf er diesem Hochmuth, Einbildung auf Verdienste, die er nicht besitze, und Selbstruhm vor. Er wolle ihm, sagt Zwingli an einer Stelle, sein Verdienst nicht nehmen; er kränkte ihn aber bitter durch die hinzugefügten ironischen Worte: „Ich verschone dein hier, lieber Luther! treffentlich, denn du in viel Schriften, durch Sendbriefe und sonst noch viel stolzer dich gerühmt hast; darum man dich wohl sollte ausstäupen. Aber wir wollen, ob Gott will, Maß halten und dich einen Menschen lassen bleiben; denn in der Wahrheit, so weißt du wohl, daß zu der Zeit, da du dich hervorstelltest, eine große Menge derer war, die in dem Lesen und in den Sprachen viel geschickter waren, weder du, wiewohl sie aus Furcht, und weil sie Gott nicht erweckte und männlich machte, sich nicht hervorstellten, Israel zu schirmen und wider den Goliath von Rom zu fechten". Nachdem Zwingli dann von Luther vieles Gute wegen seines Kampfes gegen das Pabstthum gesagt hat, fährt er fort: „Daß du aber jetzt aus Zorn tobst, kannst du, ob Gott will, nicht leugnen, wenn du nur dein eigen Buch liesest; denn die Unzahl der Schmähungen und verkehrten Meinungen, die wir hell machen werden, kann aus Liebe und Wohlbetrachtung nicht kommen". Da die Streitigkeit in demselben Tone von allen Anhängern Luther's und Zwingli's geführt wurde, da unzählige Flugschriften darüber erschienen, und da die Schweizer sich rühmten, in einer 1528 zu Bern gehaltenen Disputation obgesiegt zu haben, so war an eine Aussöhnung nicht zu denken, so nachdrücklich auch der Landgraf von Hessen dieselbe betrieb.

Philipp hatte ganz andere und verständigere Begriffe von Nothwehr, als Luther, Melanchthon und der phlegmatische, den Trunk liebende, sonst aber edle und standhafte Kurfürst von Sachsen, welcher ganz in der Gewalt der Theologen war, die da meinten, Gott helfe auch denen, welche die Hände in den Schooß legen. Diese Meinung hatte Luther in Bezug auf des Kaisers Verhältniß zu den deutschen Fürsten schon zur Zeit der Torgauer Vereinigung ausgesprochen. Es heißt nämlich in einem Bedenken desselben: „Es schicke sich doch gewiß nicht, daß jemand mit Gewalt des Kaisers Unterthanen wider den Kaiser ihren Herrn schützen

sollte, so wenig es sich schicken würde, wenn der Bürgermeister von Torgau die Bürger mit Gewalt gegen den Kurfürsten von Sachsen schützen wolle. (Man sieht, Luther kannte die Bibel recht gut, aber vom Staatsrecht verstand er nichts.) Deswegen sei nichts zu thun, wenn der Kaiser sie anfallen wolle, als daß man ihm Land und Leute offen stehen und ihn mit den Seinen nach Belieben schalten lassen solle, weil er der Kaiser sei." Der Landgraf war ganz anderen Sinnes; er sah ein, daß ebenso wenig mit der Protestation und Appellation als mit der nach Italien zu sendenden Gesandtschaft etwas ausgerichtet werden könne, wenn man nicht eine Kriegsmacht in Bereitschaft halte. Er drang deshalb auf einen förmlichen Bund der Protestanten zur Behauptung ihrer Protestation. Der Kaiser hatte im Februar 1529 wegen der Pack'schen Händel sehr drohend an den Landgrafen geschrieben und dem Reichs-Regiment strenge Befehle ertheilt; dieses aber hatte den Gesandten der Straßburger vom Reichsrathe ausgeschlossen und schon vor der Protestation und Appellation dem Kurfürsten und dem Landgrafen verboten, in ihren Herbergen evangelischen Gottesdienst halten zu lassen. Dessen ungeachtet gelang es dem Landgrafen endlich, die protestirenden Stände zu einem Bunde zu bewegen, dessen Zweck die Beschützung ihrer Protestation und Appellation war. Schon im Juni 1529 ward in Gegenwart von Gesandten des Landgrafen von Hessen, des Kurfürsten von Sachsen, des Herzogs von Braunschweig-Lüneburg, des Markgrafen von Brandenburg-Ansbach und der Städte Nürnberg, Straßburg und Ulm zu Rodach im Koburgischen eine Verbindung zur Vertheidigung ihres Glaubens gegen jedermann außer dem Kaiser verabredet und eine allgemeine Versammlung nach Schwabach ausgeschrieben, um dieselbe zu schließen. Gerade jetzt aber zeigte es sich, wie verderblich der Zank und Streit der beiden Reformatoren über das Abendmahl ihren Anhängern werden könne. Luther hatte nämlich seinem Kurfürsten vor einer Verbindung mit Ulm und Straßburg angst gemacht, weil in diesen Städten eine ihm nicht einleuchtende Ansicht des Abendmahls gepredigt werde, und der Kurfürst hatte demselben aufgetragen, eine Glaubensformel, die sogenannten S c h w a b a c h e r A r t i k e l, zu entwerfen, deren Unterschrift dann von allen Verbündeten gefordert werden solle. Bei dieser

Gelegenheit zeigte sich der Landgraf, wie sein neuester Biograph, Rommel, urkundlich nachgewiesen hat, wahrhaft groß und edel. Er schrieb dem zagenden und zaudernden Kurfürsten: „Er sei Willens, mit ihm Leib und Gut an die Behauptung des Evangeliums zu setzen; aber die Zeit sei gekommen, wo er wissen müsse, wessen er sich zu dem Anderen zu vertrösten hätte. Ob sich der Kurfürst wehren wolle oder nicht, möge er ihm unumwunden, nicht durch höfliche Antworten seiner Schreiber melden. Wenn Alles nichts helfe, wenn niemand sich wehre und einer ewigen Leibeigenschaft entziehen wolle, so sei dies eine Plage von Gott über die verzagten Deutschen.“

Der Landgraf war im Grunde der Meinung der Schweizer; er hielt es aber nicht der Mühe werth, darüber mit Luther zu brechen, sondern ließ die Sache gehen. Er hoffte sogar die beiden heftigen Reformatoren zu einer versöhnenden Ausgleichung ihrer Meinungen bewegen zu können. Daß Philipp dies bei zwei Theologen für möglich hielt, die sich vier Jahre lang gezankt und geschimpft hatten, darf uns nicht auffallen. Glaubte er ja doch auch einem Fürsten, wie Karl V. war, seine gemüthlichen Religions-Überzeugungen empfehlen zu können! Das Letztere hatte er durch ein dem Syndikus von Kaden mitgegebenes, in Sammt gebundenes und durch Goldschnitt verziertes Büchlein versucht. Dieses Büchlein, welches der ebenso eifrige als theologisch gelehrte Landgraf selbst verfaßt hatte, war in französischer Sprache geschrieben, die derselbe jedoch, wie er selbst dem Kaiser später sagte, nur wenig verstand. Die Spanier hatten übrigens diesen Versuch, dem Kaiser die neue Lehre zu erklären, sehr übel genommen, weil sie die Sache so ansahen, als wenn Philipp den jungen Kaiser im Glauben irre machen wolle, und der arme Syndikus von Kaden war wegen der Überreichung jenes Schriftchens kriminell verfolgt worden.

Philipp lud die beiden streitenden Reformatoren, Luther und Zwingli, zu einem Gespräche nach Marburg ein, wo sie als Gäste des Landgrafen sich mit einander freundlich über die Verschiedenheit ihrer Erklärung der biblischen Lehren überhaupt, nicht blos der Abendmahlslehre, verständigen sollten. Die Schweizer folgten der von Philipp in freundlichen Briefen vorgetragenen Einladung

gern und willig, die Wittenberger zögernd und unter vielen Winkelzügen. Zwingli reiste, von einem Züricher Rathsherrn begleitet, im September 1529 ab, in Straßburg vereinigten sich Oekolampadius, Bucer, Hedio und der Stadtmeister Sturm mit ihm, und sie Alle wurden aufs feierlichste und ehrenvollste nach Marburg geleitet und dort eingeholt. Leider trafen gleich darauf auch die Helden eines blinden Lutherthums, Brenz aus Schwäbisch-Hall und Osiander aus Nürnberg, ein, neben welchen dann noch sechs andere Stützen der Lutherischen Orthodoxie erschienen. Viele Andere wurden abgewiesen. Luther selbst, welcher 1521 als demüthiger Mönch und armer Sünder vor der Wormser Reichsversammlung gestanden hatte, trat in Marburg schon trotzig als ein zweiter Pabst auf. Er erlaubte nicht, daß der arme von Ort zu Ort getriebene und verfolgte Schwärmer Karlstadt in Marburg erscheinen durfte. Karlstadt hatte sich in die äußerste Ecke des Reiches, nach Ostfriesland, geflüchtet, von dort bat er schriftlich den Landgrafen um Erlaubniß, nach Marburg kommen zu dürfen, Luther aber, an welchen dieser sein Gesuch wies, schlug dasselbe ab.

Die Marburger Disputation, welche in den drei ersten Tagen des Oktober 1529 gehalten wurde, war erfolglos, obgleich man über vierzehn Artikel einig ward. Sie war allerdings feierlich und durch die große Zahl von Zuhörern glänzend; allein je mehr sie dies war, und je rührender Zwingli bat, man möge sich doch, da man über vierzehn Artikel ganz einverstanden sei, nicht über den fünfzehnten anfeinden, desto steifer blieb Luther, während der arme Melanchthon wie begossen dastand und still schwieg. Die Zeloten des Lutherthums wurden in demselben Grade, als sie ihr Unrecht fühlten, erbitterter gegen ihre Gegner und gegen Zwingli, der sie mit Thränen beschwor, nicht Haß, sondern Liebe zu predigen. Man trennte sich, als der Landgraf sah, daß nichts auszurichten sei, unter dem Vorwande einer herrschenden ansteckenden Krankheit sehr schnell. Das einzige Ergebniß, welches erlangt wurde, bestand darin, daß die vierzehn Marburger Artikel von den Deutschen und Schweizern, d. h. von Luther, Melanchthon, Justus Jonas, Osiander, Brenz, Oekolampadius, Zwingli, Bucer und Hedio unterzeichnet wurden. In Rücksicht der Abendmahls-Lehre oder eigentlich der unsinnigen Lehre von der Ubiquität des Leibes

Christi ward Folgendes beigefügt: „Wiewohl wir uns, ob der ware leib und blut Christi leiblich im brott und wein sei, dieser Zeit nicht vergleicht haben, so soll doch ein Theil gegenn den andern christliche Liebe, so für Jedes gewissenn immer leidenn kann, ertzeigen, unndt bede theil Gott dem Allmechtigen vleissigk bittenn, daß er uns durch seinen gaist den rechten verstandt bestettigen wolle. Amen."

Wie wenig es mit dieser Erklärung ernst gemeint war, zeigte sich gleich darauf, als am 16. Oktober 1529 in Schwabach der zu Rodach verabredete förmliche Bund geschlossen werden sollte. Man verlangte dort, daß gewisse von Luther aufgesetzte Punkte, welche die Schwabacher oder nachher die Torgauer Artikel hießen, als das Schiboleth aller derer, die in den Bund aufgenommen werden wollten, gelten und von ihnen unterzeichnet werden sollten. Dazu hatten die Abgeordneten der beargwohnten Städte keine Vollmacht. Man trennte sich also, ohne den Bund förmlich abzuschließen, und verschob die weitere Unterhandlung auf eine neue in Schmalkalden zu haltende Versammlung. Diese fand dann am 29. November 1529 zwar Statt, und es wurde in ihr auch zwischen dem Kurfürsten, dem Landgrafen, dem Herzoge von Lüneburg, dem Markgrafen von Brandenburg-Ansbach, den Grafen von Werthheim, Mansfeld und Fürstenberg und den Deputirten der Städte Straßburg, Nürnberg, Constanz, Ulm, Reutlingen, Memmingen, Heilbronn, Lindau und Kempten ein Bund verabredet; zum Abschlusse kam es aber nicht, weil der Kurfürst, von seinen Theologen gedrängt, auf der vorläufigen Unterschreibung der Schwabacher Artikel oder mit anderen Worten auf der Anerkennung der von Luther behaupteten Ubiquität des Leibes Christi bestand. Man verabredete daher eine neue Zusammenkunft in Nürnberg. Diese ward auch am 6. Januar 1530 gehalten; allein die Gesandten der Städte Straßburg, Ulm, Constanz, Lindau und Memmingen erschienen auf derselben nicht, weil sie die Schwabacher Artikel nicht anerkennen wollten. Zwei andere Städte dagegen, Reutlingen und Heilbronn, stimmten diesen Artikeln schriftlich bei.

Es war damals die höchste Zeit, daß man Anstalt machte, sich gegen die Folgen der engen Verbindung zu rüsten, welche der Pabst und der Kaiser so eben gegen den Protestantismus geschlossen hatten (s. S. 4 f.). Der Kaiser hatte die Gesandten der Prote-

stanten dem Hohn und Spott und sogar der Mißhandlung der Italiäner, Spanier und fanatischen Belgier seiner Umgebung preisgegeben und sie so unfreundlich behandelt, daß sie bei Nacht und Nebel entweichen mußten. Er hatte sogar einen von ihnen, den Herrn von Kaden, der ihm das oben erwähnte geschriebene Büchlein des Landgrafen Philipp überreichen sollte, festnehmen lassen, und dieser hatte froh sein müssen, daß er mit einer kurzen Haft davon kam. Er hatte endlich im Januar von Bologna aus einen in Augsburg zu haltenden Reichstag, dem er in Person beiwohnen wolle, ausgeschrieben, in seinem Einladungsschreiben aber, welches in freundlichen Ausdrücken abgefaßt war, weder des Wormser Edicts noch der Protestation in Speier auch nur mit einem Worte gedacht. Die Absichten des Kaisers mußten also den Deutschen höchst verdächtig sein.

Der Augsburger Reichstag war auf den April 1530 ausgeschrieben. Der Kurfürst von Sachsen traf am 2. Mai, der Landgraf von Hessen am 12. Mai, der Kaiser selbst erst am 15. Juni in Augsburg ein. Der Letztere hatte am 8. April von Mantua aus noch einmal geschrieben, daß er gewiß eintreffen werde, und war über Trident, Insbruck und München langsam nach Augsburg gereist, hatte aber zwei seiner Hofleute vorausgeschickt, um die Protestanten einzuschüchtern. Da es darauf ankam, von der neuen Lehre Rechenschaft zu geben, so war man von Seiten der Protestanten nicht nur Willens, die Schwabacher oder Torgauer Artikel als Inbegriff derselben gelten zu lassen, sondern der Kurfürst hatte sich auch von Melanchthon, Justus Jonas und Spalatinus begleiten lassen, und Johann Agricola war im Gefolge des Grafen von Mansfeld nach Augsburg gekommen. Luther selbst mußte sich, damit er von einem nahen Orte aus Rath ertheilen könne, in Koburg aufhalten. Des Kaisers Absicht, den Protestanten bange zu machen, schlug fehl; denn Johann der Beständige war nicht der Mann, der, wenn es die Religion galt, sich einschüchtern ließ. Auch Luther zeigte eine bewundernswürdige Ruhe. Der Kaiser lud gleich nach seiner Ankunft in Augsburg die Fürsten wiederholt und noch in der Nacht vom 15. auf den 16. Juni zu der an diesem Tage zu haltenden Frohnleichnams-Procession ein. Die Antwort aber, welche die Protestanten ihm in der Nacht

durch den Kurprinzen Johann Friedrich überbringen ließen, beweiset, daß unsere Fürsten damals noch wahr, offen, dreist und derb waren, wie ihr Volk. Sie lautete: „Dergleichen gottlose und offenbarlich mit Gottes Wort und Christi Gebot streitende Menschensatzungen sind wir so gar nicht gemeint durch unsere Zustimmung zu verstärken und einzuführen, daß wir vielmehr ohne Bedenken einstimmig uns erklären, daß solche ungereimte, gottlose menschliche Anordnungen gänzlich aus der Kirche abzuschaffen und zu vertilgen seien, damit nicht die andern noch gesunden und reinen Glieder der Kirche mit eben dem tödtlichen und schädlichen Gifte angesteckt werden."

So ungnädig der Kaiser sich den Protestanten bewies, und so deutlich er merken ließ, daß er in Deutschland gern ebenso wie in Spanien und Italien verfahren möchte, so sah er doch ein, daß seine Mittel dazu nicht ausreichten, und daß die katholischen Stände mehr bösen Willen als Macht hatten. Er verstellte sich deshalb um so mehr, als er nicht nur seinen Bruder zum römischen König wollte erwählen lassen, sondern auch von den Protestanten Beistand gegen die Türken erwartete. Er willigte ein, daß auf dem Reichstage zuerst über die Religions-Angelegenheiten berathschlagt, und daß das Glaubensbekenntniß der Protestanten nicht nur ihm vorgelegt, sondern sogar am 25. Juni dem Reichstage vorgelesen würde. Dem Glauben des Kaisers konnte dies unmöglich gefährlich sein, wie die Spanier von dem Büchlein des Landgrafen Philipp befürchtet hatten; Karl's Sinn war weltlich und seine Politik nichts weniger als biblisch. Auch verstand er sehr wenig Deutsch. Doch hatte er während der Vorlesung des deutsch geschriebenen Glaubensbekenntnisses eine lateinische Übersetzung desselben in der Hand und ließ sich nachher auch noch eine französische Übersetzung machen. Übrigens wurden dem Reichstage nicht die von Luther verfaßten Torgauer Artikel, sondern eine von Melanchthon gemachte vortreffliche Bearbeitung derselben vorgelesen. Diese unter dem Namen der Augsburgischen Confession berühmte Schrift ist schon wegen ihrer Einleitung ein Meisterstück deutscher Beredsamkeit. Melanchthon zeigt sich überall als einen Mann, welcher würdig war, den Gott der Liebe zu predigen, während seine Gegner den rächenden, donnernden, zorn-

igen Jehovah der Juden verkündigten. Er war einerseits fromm wie Luther, ohne zu schimpfen und zu schmähen, und andererseits fein und grundgelehrt wie Erasmus, ohne ein Achselträger zu sein. Selbst Luther bewundert in seinen Briefen jene Arbeit seines Freundes, wie sie jeder bewundern wird, der sich in den Geist einer noch ganz päbstlichen Zeit zu versetzen im Stande ist. Betrübend ist es, daß Luther sich in Betreff dieser Bekenntnißschrift nicht entschließen konnte, die Doctrin seiner Schule dem Frieden zu opfern. Dies wünschten der Landgraf und die Straßburger; leider war aber Luther nicht dazu zu bewegen, er, der sich in dieser Zeit größer und muthiger als je und durchaus als einen kräftigen Mann zeigte, dessen Worte Schwerter waren, und der einen Melanchthon, Jonas, Brenz und Schnepf, welche mit dem Kurfürsten zagten, in jedem Briefe beschämte. Die Straßburger hätten die Augsburger Confession unterschrieben, wenn nur in ihr nicht die Lutherische Abendmahlslehre so hart ausgesprochen gewesen wäre, daß man daran deutlich die Absicht erkannte, die Schweizer und ihre Freunde von der Duldung, welche die Protestanten erstrebten, auszuschließen. Straßburg sah sich daher nebst drei anderen deutschen Städten, Constanz, Memmingen und Lindau, genöthigt, eine besondere, in lateinischer und deutscher Sprache geschriebene Confession zu übergeben, welche von Bucer und Capito aufgesetzt worden war und den Namen der vierstädtischen Confession (Confessio Tetrapolitana) führt. Diese Schrift wich nur in Betreff des Abendmahls von Luther's Torgauern Artikeln ab, und zwar, wie man aus dem achtzehnten Artikel derselben sieht, in so geringem Grade, daß Luther's Lehre sehr leicht damit hätte vereinigt werden können *). Übrigens wurde Melanchthon's Arbeit einer

---

*) Dieser Artikel lautet: „Von dem heiligen Sacrament des Leibes und Blutes Christi wird bei uns gelehrt und gepredigt, wie das von den Evangelisten und Paulo vorgeschrieben und von den heiligen Vätern gehalten, auch der Gemeinde Gottes am nützlichsten und heilsamsten ist. Nämlich, daß der Herr, wie in seinem letzten Nachtmahl, also auch heutiges Tags seinen Jüngern und Gläubigen, wenn sie solches sein heiliges halten, laut seiner Worte in diesem Sacrament seinen wahren Leib und wahres Blut wahrlich zu essen und zu trinken gibt zur Speise ihrer Seelen und ewigen Leben, daß sie in ihm und er in ihnen bleibe, daher sie denn auch am jüngsten Tage durch ihn zur Unsterblichkeit und ewigen Seeligkeit auferweckt werden. Man weiset auch

Commission von neunzehn katholischen Theologen zur Widerlegung übergeben, und diese oder vielmehr zwei von ihnen allein, Eck und Cochläus, setzten eine Gegenschrift auf, welche aber so schimpfend und schlecht war, daß sie nicht einmal mitgetheilt und erst 1573 gedruckt wurde.

Der schwache Kurfürst von Sachsen wollte die Sache den Theologen anheimgeben; Landgraf Philipp dagegen, welcher immer bereit war, zum Schwert zu greifen, sah ganz gut ein, daß man mit dem Kardinal Campeggio, durch welchen Karl inspirirt wurde, sowie mit den Bischöfen, mit dem Kanzler Granvella, mit Eck, Cochläus und Consorten am besten fertig werden könne, wenn man jeden Augenblick im Stande sei zuzuschlagen. Philipp hielt es mit Luther, mit dem er sonst nicht gerade zum besten harmonirte. Er ermunterte den Kurfürsten zur Festigkeit, als dieser nur an Unterhandeln statt an Widerstand dachte. Den zankenden Bischöfen erklärte Philipp kurzweg und vor allen Leuten: „Ihr Herrn, macht Frieden, wir begehren's; thut ihr's nicht und ich muß hinunter, so will ich gewiß einen oder zwei der Eurigen mitnehmen.“ Der Kaiser versuchte daher auch Alles, um ebenso den Landgrafen durch die Aussicht auf Ehre und Vortheil an sich zu ziehen, wie er den thörichten Pfalzgrafen Friedrich, den nachherigen Kurfürsten Friedrich II. von der Pfalz, welcher Vorsitzer des Reichstags war, sein ganzes Leben lang durch Heirathsversprechungen kirrte. Philipp gab aber die berühmte Antwort: in den besten Jahren seines Alters fliehe er nicht die Freude, noch die Gunst der Großen, aber den trügerischen Gütern dieser Welt ziehe er die Gnade Gottes vor. Als nachher (3. August) der Kaiser die beiden Parteien zu sich berief, ihnen des Eck und Cochläus Machwerk vorlesen ließ und nicht undeutlich zu verstehen gab, daß die Protestanten ihre Religions-Sache seiner Entscheidung überlassen möchten, sah Philipp, daß seines Bleibens in Augsburg nicht länger sei. Er reiste am 6. August in aller Stille nach Hause und ließ den Kurfürsten mit seinen etwas verzagten Theo-

---

das Volk besonderes Fleißes von allem Zank und unnöthigem und fürwitzigem Disputiren in diesem Handel zu demjenigen, was allein nutzet und auch von unserm Herrn zu solcher Sache allein gemeint und bedacht ist, daß wir nämlich durch ihn selbst gespeiset, also durch und in ihm leben, eines gottgefälligen heiligen und ewigen Lebens, und seien daher unter uns ein Brod und ein Leib, die wir alle eines Brodes im heiligen Nachtmahle theilhaftig werden.“

logen Melanchthon, Jonas und Brenz in Augsburg zurück. Der Kaiser erschrack darüber heftig, und ließ jetzt die Thore von Augsburg durch seine Söldner besetzen; dies konnte ihm aber wenig nützen, da die Seele jedes Widerstandes im Freien war.

Nach des Landgrafen Entfernung hatten der Kurfürst und seine Theologen viel zu leiden, und selbst Melanchthon würde in Betreff vieler wesentlichen Punkte nachgegeben haben; allein Luther war unerschütterlich, und schrieb von Koburg aus an den Kurfürsten Trost- und Ermahnungsbriefe, welche eine bewunderungswürdige Ruhe, Energie und aller Welt trotzende Festigkeit zeigen. Diese Briefe Luther's sind Meisterstücke einer Beredsamkeit des Herzens und eines Eifers für christliche Freiheit, eines Vertrauens auf Gott, auf Wahrheit und Recht, welche unsere Zeit weder kennt noch duldet. Auch die ganz eigenthümliche Invective und Derbheit der Beredsamkeit des Herzens in diesen Briefen wird bei uns als der guten Lebensart entgegengesetzt gescholten. Luther theilte weder des Kurfürsten Ehrfurcht gegen den Kaiser, noch die Besorgniß der sonst ganz wackeren Theologen desselben in Bezug auf das, was da kommen soll, noch ihre Bangigkeit vor des Kaisers Ungnade, welche dieser den Kurfürsten sehr peinlich empfinden ließ, und vor den Folgen der Rachsucht der Bischöfe. Er richtete die schwachen Theologen auf, und vertraute auf die göttliche Kraft der Wahrheit, vermöge deren er dem Kaiser, dem Pabste, dem Kardinal und den Bischöfen ebenso, wie Christus den Pharisäern und Schriftgelehrten, Trotz bot. Er schrieb seinem Kurfürsten unter Anderem: „Ich kann wohl achten, daß Kaiser und Reich unser Bekenntniß annehmen werden, habe deſſ auch gar keine Hoffnung, daß wir der Lehre sollten eins werden; denn ihr Ding kann das Licht nicht so leiden, und sie sind überdem so durchbittert und entbrannt, daß sie lieber in die ewige Glut der Hölle führen, wenn sie da für ihnen offen stünde, ehe denn sie uns wichen und ihre Weisheit lassen sollten. Das müssen wir lassen gehen und geschehen u. s. w." Welche Freiheit der Rede übrigens deutsche Fürsten damals noch ertragen konnten oder mußten, und was man ungescheut drucken lassen durfte, das wollen wir durch eine Stelle deutlich machen, die aus einem Briefe genommen ist, welchen Luther um jene Zeit an den Kurfürsten Albrecht von Mainz schrieb. In diesem Briefe, welchen

Luther nachher auch im Druck herausgab, und der sich in der Hallischen Ausgabe seiner Werke findet, heißt es: „Es soll in eine Historie geschrieben werden, daß der Pabst eine solche Verdammung evangelischer Lehren vom Reichstage öffentlich und unverschämt verlangen darf, als wären eitel Klöße in Deutschland und auf dem Reichstage eitel Affen, dazu alle Fürsten, die es mittreiben, daß sie bei unsern Nachkommen ein ewiger Stank sein sollen, dafür man ausspeien müsse. Aber der Teufel suchet damit ein Anderes. Wollte Gott, daß unsere Herrn alle wohl darauf gedacht hätten! Wir Deutsche hören nicht auf, dem Pabste und seinen Wälschen zu glauben, bis sie uns bringen nicht in ein Schweißbad, sondern in ein Blutbad. Wenn die Deutschen in einander fielen, das möchte den Pabst, das Florentinische Früchtlein, fröhlich machen, daß er in die Faust lachen könnte und sagen: Da ihr deutschen Bestien wolltet mich nicht zum Pabst haben, so habt das. Ich bin kein Prophet, aber ich bitt' euch, ihr Herrn alle, sehet euch vor und lasset euch ja nicht dünken, daß ihr mit Menschen handelt, wenn ihr mit dem Pabste und mit den Seinigen handelt, sondern mit lauter Teufeln; denn es sind lauter Teufels Tücken dahinter. Das weiß ich, Gott helfe euch, daß zum Frieden Alles gerathe. Amen!"

Der eigentliche Plan des Kaisers war durch des Landgrafen Entfernung vereitelt; denn dieser rüstete im Stillen einen Widerstand, dem weder der Kaiser noch die katholischen Stände gewachsen sein konnten. Philipp schloß sogar eine innige Verbindung mit Zürich, während die Theologen zu Augsburg über einen Vergleich disputirten, den nur ein gutmüthiger Schwabe wie Melanchthon für möglich halten konnte. Selbst dem Kurfürsten von Sachsen verging darüber die Geduld. Er harrte zwar bis zum 20. September aus, dann aber wollte er nicht länger bleiben, und nur mit vieler Mühe brachte ihn der Kaiser dazu, daß er bis zum 22. September verweilte, um den Bescheid anzuhören, den der Kaiser im Reichstags-Abschied den Protestanten wegen der Religion zu ertheilen Willens sei. Dieser Bescheid war einer Kriegserklärung ähnlich, und wurde von dem fanatischen Joachim I. von Brandenburg im Namen des Kaisers auf die härteste Weise ertheilt. Man wolle, hieß es, bis zum 15. April des folgenden

Jahres die Protestanten in Ruhe lassen, wenn diese in der Zwischenzeit alle Neuerungen einstellten, keine neue Schriften in Glaubenssachen drucken ließen, keine fremden Unterthanen zu ihrer Secte zögen oder in ihren Ländern schützten, ihren eigenen Unterthanen die Ausübung des katholischen Gottesdienstes verstatteten, und in Verbindung mit Kaiser und Reich die Sacramentirer und Wiedertäufer unterdrückten. Als einziger Trost ward ein Concilium versprochen, von welchem unter den damaligen Umständen durchaus nichts zu erwarten war. Joachim setzte aus eigener Eingebung noch Drohungen, sowie die Forderung der Restitution der Klöster und Stifter hinzu, wenn er und seine Glaubensgenossen nicht alsbald über die Protestanten herfallen sollten. Diese Heftigkeit ward von den anderen katholischen Fürsten misbilligt, welche mehr von Philipp und vom Kurfürsten zu fürchten hatten, als diese von ihnen. Der sächsische Kanzler hörte Alles an und antwortete ruhig, der Kurfürst schwieg und blieb in seinem Phlegma, weil sein Kurprinz schon längst nach Hause zurückgekehrt war und er folglich nichts mehr zu fürchten hatte. Unmittelbar darauf reiste der Kurfürst ab, und der Kaiser konnte eben so wenig dies verhindern, als daß der Kurfürst von der Wahl Ferdinand's zum römischen König nichts wissen wollte. Karl's Erbitterung gegen die Protestanten war daher so groß, daß er dem Landgrafen die erwünschte Gelegenheit gab, seine Glaubensgenossen endlich zu einer politischen Verbindung, wie er sie wünschte, zu bringen; denn Philipp sah wohl ein, daß es auf Gewalt abgesehen sei. Die katholischen Herren wünschten gar gern die Protestanten unterdrückt zu haben; sie wollten es aber dem Kaiser allein überlassen, die Gefahr zu übernehmen, und dieser war für sich allein nicht mächtig genug. Es blieb also vorerst beim Drohen.

Nach der Abreise des Kurfürsten, welcher Bevollmächtigte und Theologen zurückgelassen hatte, suchte der Kaiser noch einmal die Protestanten einzuschrecken. Er ließ am 13. Oktober alle zu Augsburg anwesenden Gesandten der Reichsstädte in den Fürstenrath rufen, ihnen den Religions-Artikel des künftigen Reichstags-Abschieds, der dem Kurfürsten mitgetheilt worden war, vorlegen und sie zu einer Erklärung über denselben auffordern. Als sie sich eine Bedenkzeit ausbaten, sagte man ihnen geradezu, daß der

Kaiser entschlossen sei, den im Reiche entstandenen Irrthum gegen den heiligen Glauben, was es auch kosten möge, auszurotten und dazu jedes Mittel, das in seiner Hand sei, zu gebrauchen. Am schlimmsten kamen die vier Städte weg, welche ein besonderes Bekenntniß übergeben hatten. Die Sache ward freilich durch alles dies nicht anders; denn Alles sollte vorerst bis zum April 1531 so bleiben, wie es war. Geschreckt wurden daher die Städte nicht; sie wurden vielmehr ernstlich erinnert, sich zu rüsten. Auch reiste die ganze sächsische Gesandtschaft ab, ehe der Reichstags-Abschied bekannt gemacht worden war. Dies geschah am 19. November 1530, und zwar in solchen Ausdrücken, daß die Protestanten ganz gerechtfertigt schienen, als sie gleich darauf Anstalt machten, um sich im Nothfall gegen Kaiser und Reich ihrer Haut wehren zu können, so ungern auch Luther seine Zustimmung dazu gab. In dem Reichstags-Abschiede ward nämlich jede Abweichung vom römischen Glauben verdammt, das Glaubensbekenntniß der Protestanten nebst den von ihnen vorgenommenen Neuerungen verworfen und geschmäht, und der ganz bestimmte Befehl gegeben, daß sogleich Alles ohne Ausnahme in seinen alten Zustand zurückgeführt werden solle. Im Falle des Ungehorsams aber wurde aufs bestimmteste die schwerste kaiserliche Ahndung angedroht.

Es schien damals, als wenn ein Krieg bevorstände, weil der Kaiser mit Zurückweisung aller dagegen erhobenen Einwendungen unter dem Beistande des Pabstes seinen Plan durchsetzte, das deutsche Reich auf dieselbe Weise, wie die Capetinger in Frankreich gethan hatten, in seiner Familie erblich zu machen und das republikanische Reichs-Regiment durch einen römischen König zu verdrängen. Er gewann für diesen Plan die Kurfürsten von Mainz und von der Pfalz durch große Geldsummen; den Kurfürsten von Sachsen aber lud er zur Erwählung Ferdinand's anfangs gar nicht ein, und als dies später geschah und der Kurfürst sich gegen die Wahl erklärte, ward der gegen ihn ausgeschriebene päbstliche Bann zum Vorwande genommen, um ihn ausschließen zu können. Landgraf Philipp war jedoch unaufhörlich thätig, und bewog, während der sächsische Kurprinz im December 1530 gegen die vorzunehmende Wahl Ferdinand's zu Köln protestirte, den schläfrigen Vater desselben zu einem zweiten in Schmalkalden zu haltenden Congreß; denn selbst

Luther hatte um diese Zeit endlich in seiner Schrift „Warnung an die lieben Deutschen" erklärt, daß er jetzt über den Begriff der Nothwehr anders denke als vorher. Der Kurfürst von Sachsen entbot also die protestantischen Fürsten und Städte auf den 22. December nach Schmalkalden. Dort fand sich außer ihm zunächst der Landgraf ein, welcher am 1. December für den Fall eines Angriffes sein besonderes Bündniß mit Zürich, Basel und Straßburg geschlossen hatte. Außerdem erschienen zu Schmalkalden Herzog Ernst von Lüneburg, Fürst Wolfgang von Anhalt und die Grafen Gebhard und Albrecht von Mansfeld, von denen der Letztere zugleich eine Vollmacht des Herzogs Philipp von Braunschweig-Grubenhagen hatte, in eigener Person; Georg von Brandenburg aber und die Städte Straßburg, Nürnberg, Constanz, Ulm, Bremen, Reutlingen, Heilbronn, Memmingen, Lindau, Kempten, Isny, Biberach, Windsheim, Weißenburg im Nordgau und Magdeburg schickten Gesandten. Die Herbeiziehung der vier Städte, welche des Irrglaubens in der Lehre vom Abendmahl beschuldigt wurden, hatte Landgraf Philipp von Hessen bewirkt. Übrigens erscheint Bremen damals zum ersten Male unter den freien Städten. Diese Anmaßung des reichsstädtischen Rechtes konnte der Erzbischof Christoph von Bremen, ein Bruder des wilden und in Betreff des Glaubens und der Moral ganz gleichgültigen Herzogs Heinrich von Braunschweig, nicht hindern, weil er verarmt war.

Die Absicht des Schmalkaldischen Congresses war eine Verabredung wegen des gemeinschaftlichen Widerstandes gegen die Wahl Ferdinand's zum römischen Könige, welche gerade damals von den Feinden der Protestanten in Köln vorgenommen werden sollte. Ein förmliches Bündniß ward in Schmalkalden nicht abgeschlossen. Auch die nöthigen Rüstungen verabredete man nicht, weil viele Städte und einige Herren vorgaben, daß sie keine Instruction hätten; man setzte daher eine neue Versammlung an, welche im Februar 1531 zu Schmalkalden gehalten werden sollte. Dagegen kam man auf der ersten über verschiedene Schritte überein. Man verabredete eine Erklärung über die Religions-Sache und über die Wahl Ferdinand's, und es wurde am 31. December nicht nur eine Protestation gegen diese Wahl von allen Anwesenden unterschrieben und nach Köln geschickt, sondern auch

durch ein anderes Schreiben der Kaiser ersucht, daß er dem Reichs-Fiskal und dem Reichs-Kammergerichte verbieten möge, Processe in Religions-Sachen gegen die Protestanten anzunehmen. Außerdem ward beschlossen, daß eine neue allgemeine protestantische Kirchenordnung gemacht und eine Protestation gegen den letzten Reichstags-Abschied, sowie eine Vertheidigung der protestantischen Grundsätze aufgesetzt werden sollte, um dieselben nicht allein dem Kaiser und dem Reichs-Kammergericht, sondern auch allen fremden Mächten, besonders den Königen von Frankreich und England, mitzutheilen. Endlich sollte auch ein Concilium, auf welchem der Pabst die bisherigen Anmaßungen nicht üben dürfe, gefordert werden.

Der Kaiser nahm weder auf die Protestation, welche der Kurprinz von Sachsen in Köln persönlich eingelegt hatte, noch auf die Vorstellungen der zu Schmalkalden versammelten Reichsstände die geringste Rücksicht. Er hatte sich von Augsburg nach Köln begeben, um dort seinen Bruder Ferdinand zum römischen König erwählen zu lassen; er hatte Köln zum Wahlorte ausersehen, weil die Stadt Frankfurt die Augsburgische Confession angenommen hatte. Am Schlusse des Jahres wurde Ferdinand in Köln gewählt, und am 11. Januar 1531 in Aachen feierlich gekrönt. Nachdem dies geschehen war, reiste Karl nach Brüssel, wo er dann seine Schwester Maria, die verwittwete Königin von Ungarn, an die Stelle seiner verstorbenen Tante Margaretha zur Statthalterin der Niederlande einsetzte. Sein Bruder blieb als Regent in Deutschland zurück. Beide hatten vorher in der Niederlanden ein Heer geworben, welches nach dem Dafürhalten Einiger gegen die Türken, nach der Meinung Anderer zur Wiedereinsetzung von Karl's Schwager, Christian II. von Dänemark, bestimmt war, von welchem aber Viele behaupteten, man wolle mit demselben die Ausführung des Augsburger Reichstags-Abschieds militärisch durchsetzen. Der Kaiser hatte jedoch zum Kriegführen in Deutschland kein Geld, und seine Verbündeten, die Katholiken, mußten, wenn sie sich regten, Alles von dem raschen Landgrafen von Hessen befürchten.

Landgraf Philipp und der Kurfürst von Sachsen hielten im Februar 1531 den verabredeten Congreß zu Schmalkalden. Hier wurde dann endlich am 27. Februar ein förmliches Bündniß auf sechs Jahre abgeschlossen, um sich, wenn einer der Verbündeten

wegen der Religion angegriffen werden sollte, mit gemeinschaftlichen Kräften zu vertheidigen. Dieser Schmalkaldische Bund ward anfangs von sechs Fürsten, zwei Grafen, und elf Städten und nachher von sieben Fürsten, zwei Grafen und vierundzwanzig Städten geschlossen. Zu den ihm beigetretenen Städten gehörte auch Frankfurt, weil der Kaiser verschmäht hatte, in dieser von ihm für ketzerisch erklärten Stadt die römische Königswahl halten zu lassen, wie das Gesetz forderte. In Folge des Schmalkaldischen Bundes war Deutschland fortan in zwei einander feindliche Theile gespalten, von welchen der eine dem anderen stets mistraute, ihn ängstlich beobachtete und im Begriff war, über ihn herzufallen. Zu Oberhauptleuten des Bundes wurden vorerst der Landgraf von Hessen und der Kurfürst von Sachsen ernannt, und ihnen ward ein Kriegsrath beigegeben, welcher nach Ehre und Gewissen die von den Einzelnen zu stellende Kriegshülfe bestimmen und über die Verwendung derselben entscheiden sollte. Die eine Hälfte aller Lasten sollte von den Fürsten, die andere von den Städten übernommen werden; dagegen erhielten die Letzteren von den neun Stimmen im Rath, welche anfangs beschlossen wurden, vier und von den späteren dreizehn sechs. Die Leitung der Dinge wäre unstreitig besser gewesen, wenn sie dem Landgrafen allein übertragen worden wäre; denn der Kurfürst von Sachsen baute in einer Angelegenheit, die jetzt ganz allein der weltlichen Macht und Klugheit anheim gefallen war, zu viel auf besondere göttliche Hülfe und folgte zu blindlings seinen Theologen, welche auf gleiche Weise wie die päbstlichen dafür hielten, daß jeder, der anders glaube als sie, von Gottes Hülfe ausgeschlossen sei und folglich auch von ihrem Bunde fern gehalten werden müsse. Der Kurfürst bestand aus diesem Grunde darauf, daß die obengenannten vier Städte vom Bunde ausgeschlossen bleiben sollten, wenn sie nicht die Augsburgische Confession annähmen. Er allein war Schuld daran, daß, als die Verbündeten im Juni 1531 sich wieder in Frankfurt versammelten und die früheren Beschlüsse bestätigten, die protestantischen Eidgenossen nicht durch ein enges Band mit den deutschen Protestanten verbunden wurden. Auf dieser Versammlung ließ der Kurfürst erklären: „Da die Eidgenossen in der Lehre vom Abendmahl abwichen, so könne er keine Verbindung mit ihnen eingehen. Auf

ihre weltliche Macht müsse man nicht sehen; denn die heilige Schrift verkünde denen, welche sich auf solche Stützen verließen, einen unglücklichen Ausgang."

Die Anstalten der Protestanten verfehlten, als man sah, daß es Ernst sei, ihren Zweck nicht; denn der Kaiser und sein Bruder waren auf einen deutschen Krieg nicht gefaßt, Baiern wollte gar nichts von einem solchen Kriege hören und conspirirte mit den Franzosen, Ludwig V. von der Pfalz aber und Albrecht von Mainz hatten schon lange vor der Frankfurter Versammlung mit Philipp von Hessen und Johann von Sachsen vermittelnd unterhandelt. Nach jener Versammlung billigte der Kaiser Ludwig's und Albrecht's Bemühungen und ging auf die Sache ein. Zu einem Reichstage kam es nicht, weil die Protestanten nur über politische Punkte, nicht über religiöse eine Vermittelung zulassen wollten; es ward jedoch das ganze Jahr hindurch unterhandelt und im December eine neue Bundesversammlung gehalten. Auf dieser wurde das Bundeswesen vollends geordnet, die Städte Goslar und Eimbeck ebenso, wie vorher Eßlingen, in den Bund aufgenommen und der Kurfürst und Landgraf als Häupter desselben anerkannt. Hierauf eilte der Pfalzgraf Friedrich, welcher immer ein Werkzeug und Spielwerk von Karl's Politik war, selbst nach Brüssel, und setzte hier durch seinen Bericht den Kaiser so in Schrecken, daß derselbe gestand, er sehe die Nothwendigkeit ein, mit den Protestanten eine Abkunft zu treffen, um nicht zwischen ihnen und den Türken in die Klemme zu gerathen. Als Karl nachher im Januar 1532 durch Deutschland reiste, gab er zu Mainz den beiden vermittelnden Kurfürsten solche Vollmachten, daß sie, wenigstens vorerst, die Protestanten beruhigen konnten. Der Landgraf, dem es Luther sehr übel nahm, daß er auch die vier Städte, welche von den fünfzehn Artikeln seines Glaubensbekenntnisses nur vierzehn unterschreiben wollten, in den Bund zugelassen hatte, leitete die Unterhandlungen als wahrhaftiger Staatsmann. Er brachte es auch endlich dahin, daß man schon im Mai zu Schweinfurt die Hauptpunkte der Aussöhnung ausmachen konnte.

Im Jahre 1532 starb Kurfürst Johann der Beständige, und sein Nachfolger Johann Friedrich übernahm die Leitung der Unterhandlungen. Zur schnelleren Beendigung derselben trug es

nicht wenig bei, daß Baiern schon mit den Franzosen in Verbindung getreten war und auch die beiden Häupter der Schmalkaldener zu einem Bunde mit ihnen zu bewegen suchte. Es konnten daher die Kurfürsten von der Pfalz und von Mainz, welche zu Schweinfurt mit dem Landgrafen von Hessen und dem Kurprinzen von Sachsen unterhandelten, leicht eine Übereinkunft zu Stande bringen, durch welche der Kaiser im Grunde nur auf höchstens ein Jahr sich verbindlich machte. Der Namen des Friedensstifters, welchen Ludwig von der Pfalz wegen dieses Friedens erhielt, war also wohlfeil erworben. Der Kaiser bestätigte die getroffene Übereinkunft und machte sie, ohne vorher den Pabst oder die Stände des Reiches darüber zu befragen, am 2. und 3. August 1532 zu Nürnberg bekannt. Diese Übereinkunft, welche den Namen des ersten oder des Nürnberger Religionsfriedens trägt, hat dazu gedient, den Frieden zwischen beiden Religions-Parteien bis 1544 nothdürftig zu erhalten; da aber kein Concilium zu Stande kam, so nahmen Haß und Feindseligkeit von Jahr zu Jahr zu. Eine unbeschreibliche Wuth über den Nürnberger Frieden bewiesen Kurfürst Joachim von Brandenburg, Herzog Georg von Sachsen, der römische König Ferdinand und der Pabst. Der Hauptinhalt des Vertrages war das Versprechen, daß bis zur Abhaltung eines Conciliums oder bis zu einem neuen Reichstags-Abschiede keine Partei die andere wegen des Glaubens vergewaltigen, und daß alle fiscalischen und anderen Processe, welche den Glauben berührten, eingestellt werden sollten. —

In der Schweiz war es damals zwischen den Anhängern der päbstlichen Religion und den rein Evangelischen schon zum offenen Kriege gekommen, weil sich nach dem Frieden, welcher von dem Straßburger Stadtmeister zwischen Zürich und den katholischen Kantonen vermittelt worden war (s. S. 58), neue Streitigkeiten erhoben hatten. Die Züricher hatten sich mit dem Landgrafen von Hessen verbündet. Die Berner hatten nicht nur im Waadtlande, welches damals noch nicht zu Bern gehörte, predigen lassen, sondern sie hatten auch die Genfer, welche noch unter dem Herzoge von Savoyen standen, insgeheim gegen diesen und den Bischof unterstützt. Auch Neufchatel war von den Bernern bekehrt worden. Im Kanton Solothurn hatte Berthold Haller eine bedeutende Zahl

von Gemeinden für die neue Lehre und für die mit ihr verbundenen Veränderungen der äußeren Zustände gewonnen, während die Stadt Solothurn selbst größtentheils der alten Lehre treu blieb. Auch in Sargans, im Thurgau, in Baden und noch in anderen gemeinschaftlich regierten Gegenden, sowie in den Städten Kaiserstuhl und Zurzach waren Lehre und Cultus geändert worden, und in St. Gallen huldigte man, ungeachtet der Rechte des Abtes, der neuen Lehre. Der Abfall vieler Orte von der alten Kirche that den Kantonen politisch Eintrag; denn nach den Verhältnissen und Einrichtungen der Schweiz führte jede Veränderung in Religions-Sachen auch politische Veränderungen herbei.

Hierüber beschwerten sich Lucern und die kleinen Kantone, und als sie kein Gehör fanden, stellten sie im Nachsommer 1531 ein Heer ins Feld, um die durch Zürich ihrem politischen Einflusse entzogenen Orte wieder zu besetzen. Zürich bot hierauf seinen Landsturm auf, suchte aber zu seinem Unglück bald ein Treffen zu liefern, ohne vorher die heranziehenden Berner erwartet zu haben. Auf diese Weise traf am 12. Oktober 1531 das aus achttausend Mann bestehende Heer der vier kleinen Kantone und der Lucerner bei Kappel auf die vom Ersteigen des Albis ermüdeten Züricher, während die Berner Truppen noch zögernd bei Lenzburg standen. Es stürzten sich nämlich einige hundert Mann der katholischen Kantone, welchen alsbald die übrigen folgten, wüthend auf die Züricher, deren Hauptheer zu spät und zu ermüdet den Albis heraufkam, und es entspann sich daraus ein blutiges Treffen, in welchem die Letzteren nach einem heftigen Gefechte geschlagen wurden und fünfhundertundzehn Mann verloren. Die von fanatischen Geistlichen erbitterten Sieger benahmen sich nach der Schlacht so unbarmherzig, daß sie die feindlichen Verwundeten, wenn sie nicht beichten wollten, ermordeten. Auch den Reformator Zwingli ließen sie im Tode für dasjenige büßen, was er im Leben gesündigt haben sollte. Er war mit dem Heere der Züricher als Prediger ausgezogen, hatte sich aber im Augenblick der Gefahr mit in die Reihen gestellt und war getödtet worden. Sein Leichnam wurde von den Gegnern geviertheilt und nachher verbrannt.

Nach der Schlacht bei Kappel halfen zwar die Berner und andere Verbündeten den Zürichern, aber ohne Nachdruck. Man vergalt hie und da die von den Feinden erlittene Verheerung mit Verheerung; die Übermacht war und blieb jedoch bei denen, welche bei Kappel gesiegt hatten. Diese hielt nämlich ihr Fanatismus enge verbunden, und außerdem bestand ihr Heer zum Theil aus Miethlingen, welche in den französischen und italiänischen Kriegen geübt worden waren, während die Evangelischen unter sich uneinig waren und keinen Fanatismus hatten. Durch eine neue Niederlage, welche die Verbündeten der Züricher bei Menzingen am 21. Oktober erlitten, und durch die Weigerung der Berner, ihr Heer in die Ferne zu senden, wurde das Landvolk der Evangelischen gänzlich entmuthigt, und diese ließen sich deßhalb die Vermittelung der Abgeordneten von Frankreich, Savoyen, Hochberg-Rötelen, Neuenburg, Glarus, Freiburg und Appenzell gern gefallen. Am 16. November 1531 kam zu Dietikon bei Baar ein Frieden zu Stande, den man in mehrfacher Beziehung mit dem Nürnberger Religionsfrieden vergleichen kann. Dieser Frieden wurde anfangs blos mit dem Heere der Züricher ausgemacht oder eigentlich demselben von dem Heere der fünf Orte vorgeschrieben. Der Landschreiber von Schwyz hatte denselben zu Papier gebracht, und als die Gesandten der Stadt Zürich eintrafen, wurden nur noch einige Zusätze gemacht, worauf dann am 24. November der Friedensvertrag zwischen Bern und Zürich auf der einen und den fünf Orten auf der anderen Seite zu Häglingen unterschrieben ward. Dieser Vertrag gab den katholischen Kantonen das Übergewicht in der Eidgenossenschaft. Sie durften die freien Ämter Bremgarten und Mellingen strafen; die Berner aber mußten den Schaden, den sie gethan hatten, ersetzen und nebst den Zürichern fünftausend Kronen für die Kriegskosten zahlen. Basel mußte seine Aufnahme in diesen Frieden mit tausend Gulden bezahlen. Die Solothurner bewiesen bei dieser Gelegenheit auf eine originelle Weise, daß dem Schweizer das Geld über Alles geht. Da sie nämlich den Bernern Hülfe geschickt hatten, so forderten die fünf Orte, um dies an ihnen zu rächen, entweder die Bezahlung von tausend Goldgulden Bußgeld oder die Rückkehr zur katholischen Kirche, und die vierunddreißig Gemeinden, welche seit 1523 pro-

testantisch gewesen waren, wählten das Letztere. Auch der Abt von St. Gallen wurde seitdem in alle seine Rechte wieder eingesetzt. Die Ausbreitung der evangelischen Lehre blieb nicht blos in den gemeinschaftlichen Amtsbezirken für immer gehemmt, sondern die Katholiken durften es auch wagen, ihre Art des Gottesdienstes in verschiedenen Theilen derselben mit Gewalt wieder einzuführen.

VII. Die Türken, Ungarn und Böhmen, Heinrich VIII. von England und das deutsche Reich bis zum Ende des Schmalkaldischen Krieges.

1. Die Türken von Mohammed II. an bis auf Selim I.

Wir haben früher (Th. IX. S. 3—124) die Errichtung und Ausbreitung des türkischen Reiches in Europa bis auf die Einnahme von Constantinopel ausführlich erzählt, damit man dem Verfalle der Griechen und dem Wachsthum des neuen, ganz militärischen Staates der Osmanen Schritt vor Schritt folgen könne. In der gleichen Weise die nachherige Geschichte der Türken fortzusetzen, ist für unseren Hauptzweck nicht erforderlich; wir werden daher aus derselben nur einige Punkte ausheben, welche für die allgemeine und für die deutsche Geschichte wichtig scheinen.

Für die Begründung der türkischen Macht in Europa war Sultan Mohammed II. unmittelbar nach der Einnahme von Constantinopel nicht blos als Eroberer und Feldherr, sondern auch als schlauer Staatsmann und Gesetzgeber thätig. Dies erkennen wir nicht etwa in der Verzeihung und Duldung, welche er nach den türkischen Gräuelthaten in Constantinopel den übrig gebliebenen Griechen verkündigte, die ja nur ein armseliger Rest der Nation waren; wohl aber zeigt es sich in Mohammed's Benehmen gegen den Patriarchen. Er sah nämlich, daß dieser die Seelen der Griechen beherrsche, während der türkische Säbel nur physisch schreckte; er zog daher die Ernennung und folglich auch die Absetzung des Patriarchen an sich, und ließ einen Mönch zum Patriarchen wählen,

von dem er nicht nur überzeugt sein konnte, daß er sich nie mit den römischen Christen in ein Verständniß einlassen könne, sondern vermittelst dessen er auch die griechischen Christen durch ihre Popen beherrschen werde. Die Ernennung und Absetzung der Patriarchen ward später für die Sultane und ihre Minister ein Mittel, Geld von den Griechen zu erpressen, weil das Patriarchat käuflich war und oft den Meistbietenden überlassen wurde.

Schon unter den griechischen Kaisern hatte der scheinbar frei gewählte Patriarch der kaiserlichen Bestätigung bedurft, ehe er sein Amt antreten konnte; dies behielten Sultan Mohammed und seine Nachfolger bei. Unter den griechischen Kaisern war dem neuerwählten Patriarchen ein goldenes, mit Edelsteinen und Perlen besetztes Scepter, sowie ein Pferd aus dem kaiserlichen Stall, welches mit einer kaiserlichen Schabracke und einer weißen Decke geschmückt war, zum Geschenke gemacht worden. Auf diesem Pferde war der Patriarch aus dem kaiserlichen Palast in das Patriarchat gezogen, wo ihm dann von allen Erzpriestern gehuldigt worden war und der Kaiser, auf einem Throne sitzend, ihm das Scepter feierlich übergeben hatte. Um den Thron war bei dieser Feierlichkeit der ganze Senat mit entblößtem Haupte gestanden, der erste Hof-Kaplan hatte den Segen gesprochen, der Groß-Domesticus aber den Hymnus und die Gloria u. s. w. begonnen. Hiernach hatte der Kaiser sich von seinem Sitze erhoben, und während zu seiner Rechten der Cäsar, zur Linken der Patriarch von Heraklea stand, hatte der neue Patriarch sich dreimal gegen die Versammlung verbeugt und vor dem Kaiser niedergeworfen. Der Letztere war dann aufgestanden und hatte, indem er das Scepter ein wenig emporhielt, die Worte gesprochen: „Die heilige Dreifaltigkeit, welche mir das Kaiserthum geschenkt hat, verleiht dir das Patriarchat des neuen Rom.“

Mohammed ließ durch die wenigen Erzpriester, welche dem Tode oder der Sklaverei entronnen waren, jenen Georgius Scholarius oder Gennadius zum Patriarchen wählen, der im entscheidenden Augenblicke statt der Eintracht unversöhnlichen Zwist zwischen Griechen und Lateinern gestiftet und dadurch dem Sultan die Eroberung von Constantinopel erleichtert hatte (s. Th. IX. S. 115 ff. und 122). Er setzte denselben nicht blos feierlich zum Pa-

triarchen ein, sondern er ertheilte ihm auch ein Diplom, in welchem es hieß: der Patriarch solle von niemanden belästigt oder gestört werden und, durch keinen Gegner gekränkt oder erschüttert, nebst allen ihm untergebenen Erzpriestern für ewige Zeiten von Steuern und Abgaben frei sein. Bei der Einsetzung lud der Sultan den Patriarchen zu einem freundlichen Mahle und Gespräche im Serail ein und behandelte ihn mit Auszeichnung. Er überreichte ihm ein kostbares Scepter, und begleitete ihn sogar in den Hof, wo der Patriarch das ihm nach alter Sitte geschenkte Pferd besteigen sollte. Anstatt der Sophien-Kirche, welche in eine Moschee umgewandelt worden war, wies der Sultan demselben eine andere Kirche an, und alle Großen des türkischen Hofes mußten ihn zur Synode des Patriarchats begleiten. — Auch die ganz verödete Hauptstadt suchte der Tyrann, der so viele Menschen hatte niederhauen oder zu Sklaven machen lassen, wieder mit einer Anzahl Griechen zu bevölkern. Viele Tausende mußten unter Androhung der Todesstrafe aus Sinope, Trapezunt und Asprokastron als Colonisten nach Constantinopel wandern.

Die Regierungsgeschichte Mohammed's II. ist eine zusammenhängende Erzählung von mörderischen Kriegen, von Städte-Zerstörungen, von Verwüstungen ganzer Länder und von grausamen Hinrichtungen und Quälereien; wir wollen daher die Unternehmungen nur im Allgemeinen andeuten, ohne in das Einzelne einzugehen. Mit den Venetianern und Albanesen ward von Zeit zu Zeit Friede geschlossen; der Krieg dauerte aber mit Unterbrechungen bis zum Tode des tapferen albanesischen Führers Skanderbeg fort. Der Tribut, welchen Ragusa schon vorher entrichtet hatte, ward gleich im Jahre nach der Eroberung Constantinopel's bedeutend erhöht, weil die Ragusaner den geflüchteten Sprößlingen der griechischen Kaiserfamilie Schutz und Zuflucht gewährt hatten. Die türkische Flotte, welche Mohammed II. in dem ägäischen Meere aufgestellt hatte, beunruhigte und verheerte die Inseln, besonders Chios, Lesbos und den Sitz der Johanniter-Ritter, die Insel Rhodus. In Attika herrschte der Herzog Rainer Acciajuoli als türkischer Vasall. Im Peloponnes wurden die beiden Paläologen Thomas und Demetrius, welche einen großen Theil der Städte und Landschaften inne hatten, von den dort angesiedelten Albanesen

befehdet. Den Ersteren schickte Mohammed ein Heer zu Hülfe, und als sie einen Tribut von zwölftausend Dukaten versprachen, ertheilte er ihnen einen glänzenden Freiheitsbrief. Schon 1458 aber erhielt der Sultan einen neuen Vorwand, sie zu beeinträchtigen und zugleich Attika seinem Reiche einzuverleiben. Neue Streitigkeiten der Albanesen und der Paläologen führten nämlich im Juli 1458 das Heer des Sultans in den Peloponnes, und nun wurden dort nicht allein unerhörte Grausamkeiten und Metzeleien verübt, sondern auch ganze Gegenden entvölkert und die Bewohner fortgeschleppt. Den Frieden erkauften Thomas und Demetrius durch schweren Tribut. Nichtsdestoweniger blieben ihnen nur wenige Plätze; auch Korinth und das Hexamilon oder der Isthmus wurden damals noch von den Türken verschont. Indessen ward den beiden Paläologen nur eine kurze Frist gewährt. Schon 1460 mußte Demetrius sich mit einem Jahrgelde abfinden lassen und Thomas nach Rom fliehen, um dort Schutz zu suchen. In Attika war unterdessen Rainer Acciajuoli gestorben, und seine Wittwe hatte die Verwaltung des Herzogthums für ihren noch unmündigen Sohn übernommen. Die Verbrechen dieser Frau gaben den Türken im Jahre 1458 einen erwünschten Vorwand, auch Attika ihrem Reiche einzuverleiben. Die Herzogin liebte einen jungen und außerordentlich schönen venetianischen Patricier, welcher Napoli di Romania für seine Vaterstadt verwaltete, und bot demselben ihre Hand nebst dem Erbe ihres Kindes an, wenn er die Venetianerin, mit der er vermählt war, aus der Welt schaffen und dagegen sie zur Frau nehmen wolle. Der junge Mann willigte ein; aber ein Vetter des Herzogs von Attika, der sich beim Sultan aufhielt, bewog diesen, ihm zur Bestrafung des verbrecherischen Paares behülflich zu sein. Dies geschah; als aber hierauf der Vetter des jungen Herzogs sich der Regierung bemächtigte, zog Mohammed's General Turachan gegen ihn, und beendigte den Streit durch eine Übereinkunft, nach welcher die Stadt Athen und ihr Gebiet von den Türken besetzt wurde und der mit allen Schätzen abziehende Acciajuoli Theben und Böotien in Besitz nehmen durfte.

Gleich im folgenden Jahre (1459) ward auch Servien, dessen Hauptplätze der letzte Kral, Georg, mit Hülfe Hunyad's und der unter dem tapferen Mönch Capistran ihm aus Italien zuströmenden

Kreuzfahrer mit Glück vertheidigt hatte, ein Raub der Türken. Georg von Servien hatte drei Söhne hinterlassen, von welchen zwei durch ihren Schwager, Sultan Murad II., grausam geblendet worden waren, der dritte aber, Lazarus, nachdem er den ruhigen Besitz des Landes durch einen sehr drückenden Tribut von Mohammed II. erkauft hatte, anderthalb Monate nach seinem Vater starb. Die Wittwe des Letzteren vermählte, um sich des Beistandes der lateinischen Christen zu versichern, ihre Tochter mit dem Thronerben von Bosnien und nahm ihr Land vom Pabste zu Lehen. Dadurch erbitterte sie ihre Bojaren und Popen, und diese riefen dann die Türken herbei. Mohammed fiel in das Land ein, eroberte die festen Städte, sowie auch die Hauptstadt Semendria, schleppte nach des Aeneas Sylvius Bericht über zweimalhunderttausend Einwohner in die Sklaverei, und brachte dagegen Mohammedaner als Colonisten nach Servien. Die Wittwe des Lazarus durfte mit allen ihren Schätzen nach Bosnien auswandern (November 1459). Dieses Land ward vorerst noch verschont; denn der Sultan unternahm in den folgenden Jahren Züge an der asiatischen Küste des schwarzen Meeres bis nach Armenien hin. Er unterwarf, mishandelte, entvölkerte und plünderte bald diese, bald jene Provinz oder Stadt Kleinasien's, sowie einzelne Inseln des ägäischen Meeres. Auch über die Donau und Drau hinaus nach Steiermark und Östreich wurden Streifzüge gemacht, die Moldau verheert und sogar an den Küsten Italien's Räubereien geübt.

Über die Wlachen herrschte damals der Woiwode Wlad mit dem Beinamen des Pfahlkönigs, dessen unerhörte Erfindungsgabe in Bezug auf das Quälen und Martern seiner Unterthanen und der Gefangenen von dem grausamen Sultan als Herrschertugend laut bewundert wurde, als derselbe an Wlad's Residenz vorbei zu der eine Viertelstunde langen und breiten Schädelstätte gelangte. In dieser erblickte Mohammed zwanzigtausend gespießte oder gekreuzigte Türken und Bulgaren. In der Mitte derselben war die in Seide und Purpur gekleidete Leiche Hasan Pascha's auf einem höheren Pfahle aufgestellt. Neben den Müttern lagen die Kinder, in deren Leibern Vögel nisteten. Mohammed besiegte den Fürsten der Wlachen, nahm ihn gefangen und setzte den

von ihm vertriebenen Radul statt seiner ein (1464). Er behandelte aber den furchtbaren Tyrannen nicht, wie die Hunderttausende von Unglücklichen, die er schlachten ließ, sondern hielt ihn fünfzehn Jahre lang gefangen. Wlad rettete sich nachher durch die Flucht und herrschte aufs neue zwei Jahre lang, ward aber endlich von einem Sklaven ermordet.

Auch die Insel Mitylene oder Lesbos eroberte Mohammed II. im Jahre 1464. Die geraubten Schätze und Menschen gebrauchte Mohammed II. so, wie die orientalischen Despoten seit den ältesten Zeiten gethan haben. Er ließ Riesen-Bauwerke in kurzer Zeit entstehen, und schuf da, wo vorher nur Dörfer gewesen waren, volkreiche Städte. Auch ließ er gleich dem Demetrius Poliorketes und den Ptolemäern (s. Th. II. S. 478 f. und 482 f. und Th. III. S. 49 f.) Schiffe erbauen, welche von aller Welt bewundert wurden, die aber ebenso wenig nützlich zu gebrauchen waren, als die kolossalen Kanonen, welche er gießen ließ. Auf seinen Befehl wurde unter Andern ein Schiff von dreitausend Tonnen erbaut, weil er wahrscheinlich dem aragonisch-neapolitanischen Könige es gleich thun und die Trapezuntier überbieten wollte, von welchen jener ein Schiff von viertausend und diese eines von neunhundert Tonnen hatten erbauen lassen.

Erst im Jahre 1465 dachte Mohammed an die gänzliche Unterwerfung von Bosnien. Er hatte im vorhergehenden Jahre dem Könige dieses Landes das Anerbieten gemacht, ihn gegen einen jährlichen Tribut als Vasallen anzunehmen, und dieser hatte seine Aufforderung mit trotzigen Worten abgelehnt. Als Mohammed gegen den König zu Felde zog, konnten dieser und sein Neffe ihm kein Heer entgegenstellen, welches in Hinsicht auf Zahl, Übung und Abhärtung mit den Türken auch nur zu vergleichen gewesen wäre; wohl aber hätten sie ihre Festen und unwegsamen Gegenden noch lange vertheidigen können. Der Vezier versprach ihnen daher, daß sie mit ihren Anverwandten und Schätzen das Land sollten verlassen dürfen, wenn sie die Festen übergäben. Dies geschah; doch blieben viele wichtige Plätze und sogar die zweite Hauptfestung des Landes auch noch unter der folgenden Regierung in der Gewalt der Bosnier. Die Türken erfüllten außerdem selten, wir möchten fast sagen nie, was sie den Ungläubigen versprachen, und

hieben gewöhnlich diejenigen, denen sie irgend ein Versprechen gegeben hatten, vor allen Anderen nieder. Auf solche Weise waren die Kaiser von Trapezunt, sowie die Herzöge von Athen und von Mitylene treulos gemordet worden. In Bosnien schien es anfangs, als wenn der Sultan das Versprechen halten wollte, welches sein Vezier zu seinem großen Verdrusse gegeben hatte; allein er wartete nur, bis drei andere Fürsten, Constantin, Kowadsch und Paul, durch die scheinbare Erfüllung der ertheilten Zusage getäuscht waren. Diesen wurde versprochen, daß ihnen in einer anderen Gegend Burgen und Herrschaften angewiesen werden sollten; sie kamen hierauf in das türkische Lager und übergaben die Burgen, wurden aber dann sogleich nebst dem bosnischen Könige und seinem Neffen eingekerkert. Die Bosnier verleibte hierauf Mohammed ebenso wie die Albanesen seinem Heere ein. Dreißigtausend Knaben wurden ausgehoben, für den Islam fanatisirt und zu Janitscharen gemacht.

Im Peloponnes, an den Küsten des adriatischen Meeres und in den Gebirgen von Albanien ward fortdauernd Krieg geführt, und auch die Venetianer wurden zur See und im Lande fast beständig von den Türken beunruhigt. Die Venetianer vertheidigten Skutari, der Albanese Skanderbeg aber Kroja im Gebirge Jahre lang gegen die ganze türkische Macht. Dies verschaffte dem albanesischen Fürsten und vielen venetianischen Patriciern Gelegenheit, sowohl für ihre eigene Ehre und ihren Vortheil als für den Glauben zu kämpfen. Die Geschichte der albanesischen Kriege lautet sehr romantisch. Alle Angriffe Mohammed's wurden von Skanderbeg abgeschlagen, und das kleine Kroja widerstand dem Eroberer von Constantinopel bis nach Skanderbeg's Tod (1466). Auch die Venetianer vertheidigten Negroponte oder Euböa bis 1470, und trieben mehrere Male die Türken von Skutari zurück.

Die europäischen Nachbarländer, welche bis nach Steiermark und Östreich fast in keinem einzigen Jahre völlige Ruhe hatten, wurden längere Zeit hindurch blos durch streifende Raubzüge beunruhigt, weil des Sultans Hauptheer damit beschäftigt war, zuerst ganz Kleinasien zu unterwerfen und dann die Turkmannen am Euphrat und Tigris, sowie das Reich der Karamanen im nördlichen Syrien zu vernichten. In Mesopotamien, in Diarbekr

und im östlichen Theile von Kleinasien oder in Kappadocien waren seit Dschingiskhan's Zeit die Turkmannen eingewandert, und zwei verschiedene Horden derselben, welche durch die sonderbare Benennung der Horde des weißen und des schwarzen Hammels von einander unterschieden werden, zogen dort nomadisch umher. Als die Mongolen unter Timur oder Tamerlan einbrachen, wurden die Turkmannen einige Zeit hindurch hart mitgenommen; nach dem Abzuge derselben aber ernteten sie, was Timur gesäet hatte. Khan des weißen Hammels war zu Mohammed's II. Zeit Usunhasan (d. h. entweder der lange oder der große Hasan), welcher auch die Horde des schwarzen Hammels von sich abhängig gemacht hatte. Mit diesem hatte Mohammed, schon als er gegen Trapezunt gezogen war, Streit gehabt, weil Usunhasan den Tribut, welchen früher die Trapezuntischen Kaiser ihm gezahlt hatten, auch vom Sultan verlangte. Damals hatte Usunhasan's Mutter, Sara, welche wahrscheinlich gleich seiner Großmutter eine Prinzessin aus dem Hause der Komnenen war, den Streit vermittelt. Später aber hatte Usunhasan, der von Khorasan bis nach Karaman hin herrschte, den durch Mohammed vertriebenen Fürsten von Kastamuni und Karaman eine Zuflucht gewährt, und dies veranlaßte endlich (1473) nach einer Correspondenz, welche von beiden Seiten zuletzt sehr grob ward, einen Krieg mit den Türken. Mohammed schickte zuerst ein starkes Heer unter seinen ausgezeichnetsten Generalen gegen Usunhasan, der am Euphrat stand; erst als dieses Heer geschlagen worden war, rückte er selbst vor. Er lieferte den Turkmannen im Juli 1473 bei Teodschan ein zweites Treffen, in welchem er selbst und seine zwei Söhne die Osmanen, Usunhasan und seine beiden Söhne die vereinigten Turkmannen des schwarzen und des weißen Hammels anführten. Die Letzteren wurden völlig besiegt. Mohammed begnügte sich mit der Ehre des Sieges und mit der Eroberung einer Grenzprovinz, unternahm aber keinen Angriff auf die Festungen des Feindes. Usunhasan erhielt bald nachher in seiner eigenen Familie, sowie in Schah Ismael, dem Stifter der neuen persischen Dynastie der Ssofi's, neue Feinde. Seine sieben Söhne und sieben Enkel verloren im Bürgerkriege das Leben, und im Jahre 1500 ließ Schah Ismael ihm seine Thronbesteigung anzeigen. Dieser war der Enkel eines von Usun-

hasan beschützten persischen Scheichs, welcher während der Fehden zwischen den Söhnen und Enkeln Usunhasan's ein Reich in Persien gründete, seit 1514 auch über Hamadan und Diarbekr herrschte und in Tebris seinen Sitz nahm, wo ihn dann unter Sultan Selim I. die Osmanen aufsuchten. Übrigens wandte Mohammed nach der Verfolgung Usunhasan's sich gegen Kastamuni und Karamanien, und setzte, als die letztere Provinz unterworfen war, seinen jüngsten Sohn Dschem als Statthalter dort ein. In Europa aber streiften während dieser ganzen Zeit türkische Schaaren nach Kroatien, Krain, Kärnthen, Steiermark, Slavonien und Ungarn, verwüsteten dort die Städte und das Land mit Feuer und Schwert, und schickten Sklaven und anderen Raub, sowie Säcke voll Köpfe und Ohren nach Constantinopel, wo ein Preis für dieselben gezahlt wurde.

Nach den siegreichen Unternehmungen des Sultans in Asien und Europa glaubte der Statthalter von Rumelien, Suleiman, auch die Venetianer aus Skutari vertreiben zu können. Er erschien 1474 vor dieser Stadt, in welcher Anton Loredano commandirte, stürmte dieselbe mit seinem ganzen Heere acht Stunden lang, und hatte schon die Mauern erstiegen, als er mit einem Verluste von siebentausend Mann zurückgeschlagen wurde. Nachher lag zwar sein Heer noch lange vor der Stadt, er wagte aber nicht den Sturm zu wiederholen und zog endlich ab, als an der Küste die türkische Flotte von der venetianischen geschlagen worden war. Dagegen fand Suleiman nach einem Raubzuge in die Gegenden von Kroja, aus denen er über zwanzigtausend Menschen fortschleppte, die Gelegenheit, in der Moldau und am schwarzen Meere Eroberungen zu machen. Der Fürst der Moldau, Peter Aaron, hatte bis 1474 den Tribut, zu dem er sich gegen den Sultan freiwillig verpflichtet hatte, achtzehn Jahre lang nicht allein pünktlich entrichtet, sondern auch stets selbst an den Hof gebracht; sein Nachfolger Stephan dagegen zahlte entweder gar nicht oder wollte wenigstens nicht persönlich erscheinen. Gegen diesen zog daher am Ende des Jahres 1474 Suleiman mit einer Kriegsmacht von hunderttausend Mann. Stephan war kühn genug, sich den Türken mit einem Heere entgegenzustellen, welches aus vierzigtausend schlecht bewaffneten und fast ganz ungeübten moldauischen Bauern,

fünftausend ungarischen Soldaten, meistens Szeklern, und zweitausend Polen bestand. Am See Rakowitsch, in der Nähe des Flusses Berad, wagte sein schwaches Heer am 17. Januar 1475 (nicht 1474, wie Sismondi sagt) den Türken ein Treffen zu liefern, und es erfocht einen so vollständigen und doch so ganz unerwarteten Sieg, daß man ihn allgemein der unmittelbaren und wundervollen Hülfe Gottes zuschrieb. Nur wenige Türken konnten sich durch die Flucht retten; die Pferde waren in der Schlacht oder durch die große Kälte getödtet worden, die Streiter aber blieben theils auf dem Schlachtfelde, theils fanden sie in der Donau ihren Tod, theils endlich kamen sie auf klägliche Weise in der Wallachei um, wo Stephan Alles hatte vernichten lassen, was ihnen zur Nahrung oder zum Schutze gegen die Witterung hätte dienen können. Vier Pascha's wurden erschlagen und hundert Fahnen erbeutet. Stephan schickte vier türkische Anführer nebst sechsunddreißig Fahnen dem König Kasimir von Polen, sowie Ehrengeschenke aus der Beute an Matthias Corvinus und an Pabst Sixtus IV.

Statt die Unternehmung gegen die Moldau fortzusetzen, in welcher wenig zu rauben war, schickte der Sultan noch in demselben Jahre seine Flotte aus, um die reichen genuesischen Factoreien am schwarzen Meere und in der Krimm, besonders Kaffa, die Hauptniederlage des Landhandels, welchen die Genuesen von der Krimm aus bis nach China sehr thätig betrieben, zu erobern. Der Krieg mit den Venetianern ruhte einstweilen, obgleich man mit diesen nicht über einen Frieden einig werden konnte. Als die Türken vor Kaffa erschienen und dasselbe am Anfang des Juni 1475 drei Tage lang beschossen, fanden sie die Armenier und Genuesen in der Stadt durch Handelseifersucht entzweit und die Ersteren zur Übergabe geneigt. Der reichste Platz am schwarzen Meere fiel daher schon am vierten Tage in die Gewalt der Türken. Diese vergalten nachher, wie wir weiter unten sehen werden, den armenischen Verräthern ihren Verrath mit treulosem Morden und Plündern. Vierzigtausend Einwohner wurden als Colonisten nach Constantinopel gebracht, fünfzehnhundert genuesische Knaben mußten ihrem Glauben entsagen und wurden den Janitscharen einverleibt; die Beute, besonders an Seidenwaaren, war unermeß-

lich. Asow oder, wie es damals hieß, Tana und andere befestigte Plätze ergaben sich ohne Widerstand, und das in jenen Gegenden bestehende tatarische Reich kam in Abhängigkeit von den Osmanen. In der Krimm nämlich und im Kaptschak oder mit anderen Worten in Orenburg und Astrachan herrschten seit Dschingiskhan's Tode ebenso, wie in Kasan, Khane der Tataren, deren Familien seit der Zeit von Dschingiskhan's Enkel, welcher das Kaptschak, die Krimm und dem größten Theil von Rußland unterworfen hatte, miteinander in einem ewigen Kampfe waren. Die letzten dieser Streitigkeiten hatten den Prätendenten des Khanats der Krimm, Mengli Giraï, genöthigt, sich nach Kaffa zu flüchten, wo die Genuesen ihm Schutz gewährten. Als die Türken Kaffa erobert hatten, wurde Mengi Giraï ebenso, wie die Glieder der genuesischen Regierung, alle Edlen der Stadt und die Häupter der Armenier, welche Kaffa verrathen hatten, nach Constantinopel gebracht. Hier ließ Mohammed sie alle enthaupten, und auch Mengli Giraï hatte schon sein Todesgebet nebst dem letzten zweimaligen Niederwerfen zur Erde verrichtet und erwartete bereits den Todesstreich, als der Sultan sich eines Anderen besann. Ein gewisser Enunekbeg nämlich, durch dessen Hülfe Mengli Giraï vor seiner letzten Vertreibung einige Monate Herr des Khanats gewesen war, hatte im Namen der ganzen Krimm um die Zurücksendung desselben und um seine Einsetzung als Oberherr gebeten, und die Erfüllung dieser Bitte schien dem Sultan das beste Mittel zu sein, um die Tataren des südlichen Rußland von sich abhängig zu machen. Mengli Giraï wurde daher am Leben gelassen, mit Fahne und Roßschweif belehnt und nebst einer Anzahl Truppen in die Krimm zurückgesandt, damit er als Vasall der Türken sich der Herrschaft bemächtige.

Die bei Rakowitsch erlittene Niederlage rächte der Sultan erst im Juli 1476. Er erfocht damals im weißen Thale einen Sieg über die Moldauer und ihren Fürsten Stephan, und ließ nach demselben ganze Pyramiden von Menschenköpfen auf dem Schlachtfelde errichten. Stephan selbst entkam damals, und auch die beiden Festungen desselben behaupteten sich gegen die stürmenden Türken. An den Ungarn und Polen rächte sich Mohammed durch Streifzüge, während zugleich Krain und Dalmatien wiederholt geplün-

dert, die bewohnten Orte dieser Länder verwüstet und die Einwohner zu Tausenden fortgeschleppt wurden.

Die Venetianer führten, als sie nach einer anderthalbjährigen Ruhe wieder angegriffen wurden, den Krieg an den Küsten und in den Gebirgen Albanien's mit jener spartanischen Tapferkeit und Ausdauer, welche ihre Patricier auszeichnete. Der Provveditore Francesco Contarini erfocht im September 1477 einen Sieg über das türkische Heer, welches Kroja belagerte. Die Türken hoben jedoch deshalb die Belagerung dieser Stadt nicht ganz auf, und fielen einen Monat nach Contarini's Siege sogar in Oberitalien ein. Sie verheerten damals das Land am Tagliamento, an der Piave und am Isonzo, und die Venetianer erblickten von ihren Kirchthürmen herab weit und breit ein Flammen-Meer. Behaupten konnten und wollten die Türken sich freilich in Italien um so weniger, als sie jetzt Kroja und Skutari zu erobern beschlossen. Im Januar 1478 nahmen endlich die Venetianer die harten Bedingungen an, unter denen ihnen der Frieden angeboten wurde; denn sie hatten die ganze Last des Krieges allein zu tragen, weil sowohl der König von Neapel, als auch Matthias Corvinus von Ungarn und der König von Polen sich mit den Türken abfanden. Der Sultan verlangte die Räumung von Kroja, von Stalimene oder Lemnos, von Maina im Peloponnes und von allen im letzten Kriege eroberten Orten, sowie hunderttausend Dukaten. Zu allem diesem verstanden sich die Venetianer; unglücklicher Weise hatte aber der Gesandte, welchen sie im Januar 1478 nach Constantinopel schickten, keine Vollmacht, auch noch einen jährlichen Tribut von zwölftausend Dukaten zu versprechen. Der Gesandte mußte deshalb erst nach Venedig zurückkehren, und als er im Mai mit der Einwilligung des Senats zurückreiste, traf er den Sultan schon mit seinem ganzen Heere auf dem Marsche nach Albanien. Jetzt forderte Mohammed auch noch den Besitz von Skutari.

Die Stadt Kroja, welche ein Jahr lang eingeschlossen gewesen und ganz ausgehungert worden war, ergab sich schon am 15. Juni 1478. Die Türken versprachen den tapferen Vertheidigern derselben freien Abzug; kaum waren aber die Letzteren bis in die Ebene geleitet worden, als man die Angesehe-

nen unter ihnen in Fesseln legte und die Anderen zusammenhieb. Auch in der Stadt Skutari (Scodra) vertheidigten sich die Venetianer ebenso damals, wie früher mehrere Jahre lang, heldenmüthig und leisteten einen von ganz Europa bewunderten Widerstand. Freilich mußte das Schicksal der Vertheidiger von Kroja die Bürger und die Besatzung Skutari's von jeder Capitulation abschrecken. Der von den Letzteren geleistete Widerstand ward nachher von Dichtern und Rednern gepriesen, und namentlich hat einer jener Italiäner, welche damals in klassischem Latein dichteten, die Vertheidigung von Skutari durch die Venetianer ebenso in einem epischen Gedichte beschrieben, wie Homer die zehnjährige Belagerung von Troja (s. Th. IX. S. 479). Die Anstrengungen der Belagerer, ihre ungeheueren Anstalten, ihr kolossales Geschütz und die Wurfmaschinen, aus denen sie Brenn-Materialien und schwer zu löschendes Feuer in die Stadt warfen, sowie die Gegen-Anstalten und die Ausdauer der Venetianer zu beschreiben, ist hier der Ort nicht; wir bemerken nur, daß die Türken in der Zeit vom Juli bis zum September zweimal wüthend stürmten, und beide Male zurückgeschlagen wurden. Als endlich in der Mitte des September 1478 die Noth der Belagerten aufs Höchste gestiegen war und ihnen kein Mittel der Rettung übrig zu sein schien, erhielt ihr Befehlshaber die Nachricht, daß ein venetianischer Gesandter nach Constantinopel unterwegs sei, um durch die Bewilligung der türkischen Forderungen den Frieden zu erkaufen. Die heldenmüthigen Vertheidiger der Stadt behaupteten sich hierauf noch einen ganzen Monat lang, und capitulirten erst dann, als sie gewiß wußten, daß man über einen Frieden einig geworden sei. Die Hauptbedingung dieses Friedens war die Übergabe von Skutari, jedoch mit der Clausel, daß die Bewohner der Stadt entweder ungestört unter türkischer Herrschaft in derselben bleiben oder mit ihrer Habe abziehen dürften. Sie wählten das Letztere, sicherten aber, durch Kroja's Schicksal gewarnt, ihr Leben und ihre Freiheit dadurch, daß sie sich Geißeln der Erfüllung jenes Versprechens geben ließen. Auch Alessio, die Stadt, in welcher Skanderbeg sein Leben geendigt hatte, war kurz vorher in die Gewalt der Osmanen gefallen. Nach der Einnahme dieser Stadt stritten die Türken sich um Skanderbeg's Gebeine, die sie als Reliquien verehrten, und ver-

theilten dieselben in kleinen Stücken unter sich, weil sie sie für Zaubermittel des Sieges im Waffenkampfe hielten.

Der Frieden mit Venedig wurde am 26. Januar 1479 in Constantinopel unterzeichnet. Er war vortheilhafter, als man hätte erwarten sollen, da Skutari schon vor der Unterzeichnung gefallen war. Die Festungen kamen zwar an die Türken, aber die Besatzungen, Geschütze und Waffenvorräthe derselben durfte Venedig an sich nehmen. Die Republik zahlte außerdem nur hunderttausend Dukaten, obgleich man vorher hundertundfünfzigtausend von ihr gefordert hatte. Sie erhielt ferner Alles, was sie vor dem Ausbruche des Krieges in Albanien, Morea und Dalmatien besessen hatte, mit Ausnahme von Kroja und Skutari zurück, und durfte in Constantinopel einen Bevollmächtigten, Bailo genannt, halten, welcher zugleich die bürgerliche Gerichtsbarkeit über seine Landsleute übte. Als Abfindungssumme für alle von den Venetianern einzuführenden Waaren sollten sie jährlich zehntausend Dukaten zahlen. Dies war das rühmliche Ende des Krieges, welchen Venedig, kurze Unterbrechungen abgerechnet, sechszehn Jahre hindurch mit dem welterobernden Sultan geführt hatte.

Unter den Kriegen und Raubzügen, welche Mohammed nach dem Frieden mit Venedig unternehmen ließ, verdient hier nur sein Angriff auf Rhodus Erwähnung, weil die Besitzer dieser Insel, die besonders aus Franzosen, Italiänern und Spaniern bestehenden Johanniter-Ritter, damals den Ungläubigen und ihrem Helden Trotz boten, nachdem sie schon ein Jahr vorher den Tribut verweigert hatten, der von ihnen früher angeboten und bezahlt worden war. Die Türken hatten 1479 mit dem Orden einen Frieden auf zwei Jahre geschlossen, wahrscheinlich in der Absicht die Ritter einzuschläfern und sie dann plötzlich anzugreifen; der Großmeister desselben hatte sich aber nicht täuschen lassen. Er wußte, daß diese wilden Räuber weder Treue, noch Glauben, noch Eide achteten, und schloß deshalb nicht nur mit dem Sultan der Mamlukken von Egypten, dessen militärisches Reich damals ebenfalls von Mohammed bedroht wurde, sowie mit dem Fürsten von Tunis einen Vertrag, um die Insel Rhodus mit dem nöthigen Getraide versehen zu können, sondern er traf auch zugleich militärische Anstalten, wie wenn die Türken schon vor den Thoren

ständen. In der That erschien auch, ungeachtet des im Herbst 1479 geschlossenen Friedens, schon im Mai des folgenden Jahres bei Rhodus eine Flotte von hundertundsechszig großen und kleinen Schiffen, welche ein zahlreiches Heer ans Land setzte, das aber zum Glück für die Ritter von dem geizigen Musih Pascha befehligt wurde. Das Heer der Belagerer soll hunderttausend Mann stark, ihr Geschütz unwiderstehlich gewesen sein. Unter den Kanonen werden sechszehn kolossale aufgeführt, deren jede achtzehn Schuh lang war und Kugeln von neun bis elf Spannen schoß.

Die Geschichte der drei Monate lang fortgesetzten Belagerung der Hauptstadt von Rhodus und die von den Rittern und ihrem Großmeister vollbrachten Heldenthaten zu erzählen, erlaubt der Zweck dieses Werkes nicht; doch müssen wir hervorheben, daß das Geschick oder die Vorsehung den Rittern günstiger war als den Türken, wenn auch nicht, wie man zu erzählen pflegt, die heilige Jungfrau sie durch Wunder unterstützte. Ein deutscher und zwei griechische Renegaten hatten den Türken alle schwachen Stellen bezeichnet, sie zu einem Angriff ermuntert, den sie selbst leiten wollten, und sie auf die von ihnen in der Stadt unterhaltenen Einverständnisse vertröstet; aber die beiden griechischen Verräther kamen gleich beim ersten Angriffe um, und der deutsche Werkmeister, welcher unter dem Vorwande, daß er seinen Abfall vom Glauben bereue, zu den Rittern zurückgekehrt war, wurde auf einer neuen Verrätherei ertappt, und büßte seine Schuld durch die Folterung und Hinrichtung. Nachdem der erste Sturm, welcher am 19. Juni 1480 Statt fand, vereitelt worden war, unternahmen die Türken am 28. Juli einen zweiten, bei welchem die Ritter offenbar durch Musih Pascha's Habsucht gerettet wurden. Die Türken hatten schon den Wall erstiegen und waren im Begriffe von demselben herab in die Stadt einzudringen, als sie unerwarteter Weise wieder zurückwichen. Die gläubigen Geschichtschreiber der Ritter erzählen, daß im entscheidenden Augenblicke ein goldenes Kreuz in den Wolken gesehen worden sei, und daß eine Jungfrau, welche mit Schild und Lanze gerüstet und von einem Gefolge himmlischer Streiter umgeben gewesen sei, in den Reihen der Ritter kämpfend die Türken zurückgetrieben habe. Natürlicher ist die Erzählung der Türken, welche berichten, es sei schon ein Theil der Belagerer in die Stadt eingedrungen

gewesen, als Musih Pascha plötzlich habe ausrufen lassen, daß alle Beute, welche gemacht werde, allein dem Sultan und ihm gehöre, und von diesem Augenblicke an habe keiner mehr den gefährlichen Kampf wagen wollen. Nachdem auch dieser zweite Sturm vereitelt war, schiffte sich das türkische Heer wieder ein. Es hatte, nach den Angaben bei Hammer-Purgstall, der uns als Quelle gilt, einen ungeheueren Verlust erlitten; denn es waren während der drei Monate neuntausend Mann getödtet und fünfzehntausend verwundet worden. Musih Pascha ward bei seiner Ankunft in Constantinopel vom Sultan degradirt.

Mohammed ging gleich darauf mit seinem Heere nach Asien über, obgleich er schon die Krankheit empfand, die ihn bald nachher hinraffte. Er starb am 3. Mai 1481, und ihm folgte sein ältester Sohn, Bajesid II., welcher bis zum Jahre 1512 regierte. Der neue Sultan mußte gleich seinem Vater (s. Th. IX. S. 111) schon bei seinem Regierungsantritt das Reich den Janitscharen durch ein Geschenk abkaufen, wie es die römischen Kaiser von den Prätorianern hatten kaufen müssen. Diese verderbliche Sitte erhielt sich nachher bis zum Jahre 1774. Bajesid II. mußte aber der zügellosen Miliz außerdem noch Vergebung dafür ertheilen, daß sie, als sein Vater gestorben war, sich aus Asien nach Europa begeben, alle reichen Leute sowie die Juden geplündert und den Großwesier erschlagen hatte. Bajesid's Bruder, Dschem, versuchte zwar zweimal, ihm den Thron streitig zu machen, scheiterte aber beide Male. Die weiteren Schicksale dieses unglücklichen Prinzen, welche einem tragischen Roman gleichen, sind von uns bereits früher dargestellt worden (s. Th. XI. S. 115 — 119 u. 124).

Wir glauben für unseren Zweck unmittelbar vom Tode Mohammed's II. zu den beiden letzten Jahren der Regierung Bajesid's II. übergehen zu können, weil hier von der türkischen Geschichte nur so viel aufgenommen werden soll, als zum Verständnisse der allgemeinen Geschichte unentbehrlich scheint. Die Hauptsache in Bajesid's Leben ist der unter ihm recht deutlich in die Augen springende Charakter des Sultanats der Osmanen. Unter Bajesid II. ward es nämlich ganz klar, daß die Janitscharen Herren des Reiches waren, und daß nur ein Prinz, welcher ihre Raubsucht befriedigte und gleich ihnen blutig grausam war, sich

auf dem Throne behaupten konnte, daß also das Reich verloren war, sobald sich unter den Söhnen des Sultans kein Wütherich befand, der zum Autokraten wilder Horden tauglich war. Bajesid II. hatte vier Söhne. Diesen allen hatte er Statthalterschaften anvertraut, was nach seinem Tode nothwendig inneren Krieg veranlassen mußte, weil es bei den Türken hergebracht war, daß der Erbe des Reiches seine Brüder hinrichten ließ, und weil also die Letzteren Alles aufbieten mußten, um ihr Leben zu retten. Dieser innere Krieg begann aber schon vor Bajesid's Tode. Der Sultan hatte nicht nur seinen ältesten Sohn, welcher nachher bald starb, für untüchtig erklärt, sondern auch den zweiten, Korkud, einen gebildeten, wissenschaftlichen und weichlichen Prinzen, von der Regierung ausgeschlossen und das Reich dem dritten, Ahmed, bestimmt. Allein nicht dieser, sondern der vierte Sohn, Selim, besaß alle jene furchtbaren Eigenschaften, deren ein Regent der mordenden und raubenden Türken bedurfte. Selim, ein gelehrter und in theologischer Dichtung bewanderter Mann, war noch unmenschlicher, blutgieriger und treuloser, als sein Großvater Mohammed II. Er hatte die Statthalterschaft Trapezunt erhalten, die ihm keine Gelegenheit darbot, den Augenblick des Todes seines Vaters zu benutzen oder Raubzüge über die Grenzen zu machen. Er forderte daher von seinem Vater drohend ein Sandschack in Rumelien oder doch wenigstens das Recht, den Vater besuchen zu dürfen. Beides ward ihm verweigert. Er begab sich endlich zu seinem Sohne Suleiman, welchem Bajesid in der Krimm eine Statthalterschaft gegeben hatte. Mit den Truppen Suleiman's und mit einigen Tataren, die ihm der Khan zu werben vergönnte, machte Selim Streifzüge, brach in Tscherkessien ein, und suchte endlich sogar an der Spitze eines kleinen Heeres seinen Vater plötzlich zu überfallen. Das Letztere mislang jedoch, und der Vater lagerte sich dem Sohne gegenüber bei Adrianopel. Hier vermittelte der Beglerbeg von Rumelien einen Frieden zwischen Beiden. Bajesid ließ zwar seinen Sohn nicht vor sich, gewährte ihm aber die hauptsächlichsten Forderungen. Selim erhielt nicht nur statt seiner asiatischen Statthalterschaft Semendria, Widdin und Aladschahhissar, sowie sehr reiche Geschenke, sondern der Vater versprach ihm auch, daß er das Reich nicht noch vor seinem Tode dem unkriegerischen

und weichlichen Ahmed übergeben wolle. Die Besorgniß, daß dies geschehen werde, hatte den Selim hauptsächlich zu seinem Zuge nach Adrianopel bewogen.

Vater und Sohn schieden in Frieden von einander. Der Letztere traute jedoch mit Recht dem Vater nicht, weil derselbe große Vorliebe für Ahmed hatte und der Vezier Ali Pascha Alles aufbot, um diesem das Reich zu verschaffen. Er kehrte auf dem Wege nach Semendria wieder um, als er erfuhr, daß Ahmed den Sultans-Titel angenommen habe, und daß auch der ältere Bruder, Korkud, aus seiner Statthalterschaft herbeieile, um sein Recht mit den Waffen zu behaupten. Der Letztere ward unterwegs von einer Schaar Schiiten oder mohammedanischer Ketzer (s. Th. V. S. 59) überfallen und ausgeplündert; Ahmed aber hatte in Constantinopel den Vezier und eine Partei für sich. Selim bemächtigte sich der Stadt Adrianopel, und nahm dort (Juni 1511) eine Art Revolution vor; denn er öffnete die Gefängnisse, leerte die Kassen aus und setzte die Obrigkeiten ab. Dann traf er Anstalten nach Constantinopel zu marschiren; dadurch ward sein Vater genöthigt mit einem Heere gegen ihn auszuziehen. Zwischen Constantinopel und Adrianopel, bei Tschorli trafen Vater und Sohn zusammen, und der Letztere erlitt eine Niederlage. Das größtentheils aus Tataren bestehende Heer Selim's verlor einige tausend Mann an Todten, die Übrigen wurden versprengt, Selim selbst aber erreichte nur mit Mühe die Seeküste. Er begab sich wieder nach der Krimm, wo ihn sein Schwiegervater, der Tatar-Khan, freundlich aufnahm. Dieser unterstützte ihn auch, als Selim bald darauf von Unzufriedenen nach Constantinopel gerufen wurde.

Korkud war, wie wir wissen, nach Prusa geeilt, um seinem Bruder Ahmed den Thron streitig zu machen, unterwegs aber von Räuberbanden ausgeplündert worden. Diese Schaaren übten furchtbare Räubereien auf türkischem Gebiet, und hatten einen Anführer, der sich einen Sklaven des Schah von Persien nannte und daraus den Titel Schahkuli gemacht hatte, welchen die Türken mit einer leisen Veränderung in Schatankuli d. i. Sklave des Teufels umwandelten. Sie zogen, als sie Korkud überfallen und geplündert hatten, auch gegen Ahmed zu Felde; der Vezier Ali Pascha rückte ihnen aber entgegen und schlug sie in einem Treffen, in welchem er

selbst ebenso wie Schahkuli erschlagen wurde. Jetzt, als Ahmed seinen Schützer verloren hatte, richteten die nach Raub und Beute der Nachbaren, nach Morden und Brennen begierigen Janitscharen ihre Augen auf Selim, dessen beide älteren Brüder unkriegerisch waren. Auch geben in der That die Verheerungen und Plünderungen, welche die Janitscharen im August 1511 unter Bajesid's Augen in Constantinopel verübten, und der Krieg, den Ahmed in Asien mit Rebellen, sowie mit seinen Neffen und Verwandten führte, den Beweis, daß die Janitscharen und alle Freunde des alten Türkenthums Recht haben mochten, wenn sie behaupteten, Selim allein sei im Stande, das türkische Reich durch dieselben Mittel zu erhalten, durch die es gegründet worden war. Selim erhielt einen Wink, und da sein Vater selbst ihn zu sich einlud, so verließ er im Januar 1512 die Krimm, begleitet von dreitausend Reitern, von denen die Hälfte aus Tataren bestand. Schon im März forderten die Janitscharen ihn von seinem Vater zum Anführer gegen Ahmed, der in Asien den Sultan spielte. Der alte, schwache Bajesid gewährte die Bitte. Hierauf reiste der Aga der Janitscharen dem Selim entgegen, und dieser hielt am 19. April 1512 seinen feierlichen Einzug in Constantinopel. Jetzt mußte der Vater dem Sohne weichen.

Schon am 25. April übernahm Selim I. die Regierung, und Bajesid mußte nach Demotika reisen, welches ihm zum künftigen Aufenthalt angewiesen war. Er gelangte jedoch nicht dahin, sondern starb am 25. Mai unterwegs. Die Nachricht, daß er von seinem jüdischen Arzt vergiftet worden sei, wird von Vielen geglaubt, und auch Hammer findet sie wahrscheinlich. Wir legen keinen Werth auf die Feststellung dieser Sache, da es in dem Leben eines so entsetzlichen Wütherichs, wie Selim war, ganz unbedeutend ist, ob er eine oder auch hundert Gräuelthaten mehr oder weniger verübt hat. Gleich im ersten Jahre seiner Regierung (von Mai 1512 bis Mai 1513) vergoß Selim schon unsäglich viel unschuldiges Blut. Seine beiden Brüder Korkud und Ahmed, sowie seines Vaters Großwesier wurden gemordet, und außerdem nicht blos die Söhne jener beiden Brüder, die sich gegen ihn wehren wollten, sondern auch die des verstorbenen ältesten Bruders unter seinen Augen geschlachtet. Selbst einen siebenjährigen Knaben, der

ihn mit den rührenden Worten, er wolle ihm ja gern für einen Asper täglich dienen, um sein Leben bat, verschonte Selim nicht. Was Ahmed's Ende betrifft, so würde dieser der Versicherung seiner Zeitgenossen zufolge nach einem Siege, den er am 14. April über Selim's Heer erfocht, Reich und Leben gerettet haben, wenn er seinen Sieg verfolgt hätte; allein eine Zögerung von acht Tagen stürzte ihn in das Verderben. Selim sammelte nämlich seine Leute schnell wieder, und erfocht, durch Tataren verstärkt, zehn Tage nach seiner Niederlage einen entscheidenden Sieg. Ahmed selbst ward gefangen. Er bat vergebens seinen Bruder um eine Audienz. Selim ließ ihn durch denselben Kämmerer Sinan enthaupten, der auch den älteren Bruder Korkud hingerichtet hatte.

2. Selim I.

Von Selim's I. Zeit an bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein ist die Geschichte Ungarn's und Östreich's mit einander verbunden; wir nehmen daher den Faden der ungarischen und böhmischen Geschichte da wieder auf, wo wir ihn früher haben fallen lassen, nachdem vorher nur noch ganz kurz die Unternehmungen erwähnt worden sind, welche Selim I. in den wenigen Jahren seiner Regierung (1512—1520) machte. Diese Geschichten werden übrigens nur berichtet, um eines Theils zu zeigen, wie furchtbar die Kriegsmacht war, welche zu Karl's V. Zeiten nach Deutschland vordrang, und um anderen Theils wenigstens anzudeuten, warum Selim's Namen so Schrecken erregend ward, und warum dieser Sultan einen Platz neben Timur und anderen Wütherichen verdient, welche viele Tausende von Menschen muthwillig geschlachtet haben.

Selim I. hatte in Asien vor seiner Rückkehr nach Constantinopel zwei Brüder, fünf Neffen und jeden, der mit einem derselben in Verbindung gestanden hatte, aus der Welt schaffen lassen; gegen die Ungarn aber, sowie gegen den Moldauer, Wlachen, Venetianer und Russen, welche Gesandte an ihn schickten, bewies er sich im Widerspruch mit seiner gewöhnlichen Art sehr freundlich. Die Feindseligkeiten mit den Ungarn beschränkten sich während seiner Regierung auf gegenseitige Streif- und Raubzüge. Selim wollte vor allen Dingen den Schah von Persien, das Haupt der Schiiten oder Ketzer, angreifen und die Länder Diarbekr, Kurdistan und

Mesopotamien seinem Reiche einverleiben. In Persien herrschte damals der Stifter der Dynastie der Ssofi's, Schah Ismael. Dieser war ein Eroberer wie Selim. Er hat in den vierzehn Jahren seiner Regierung vierzehn Provinzen erobert und die Beherrscher derselben, nämlich den Schah von Schirwan, den Schah von Masanderan, den Herrscher des weißen und des schwarzen Hammels (s. S. 87), den Regenten von Sulkade, den von Scheibeck und den Groß-Khan der Usbeken hinrichten lassen. Mit dem Sultan der Osmanen gerieth er aus mehreren Ursachen in Krieg. Schah Ismael war nämlich nicht nur in Kleinasien eingefallen, sondern er hatte auch zwei Söhne Ahmed's, welche ihm von diesem als Geißeln übergeben worden waren, und einen dritten, Murad, der sich nach seines Vaters Ermordung zu ihm geflüchtet hatte, in Schutz genommen, und war überdies auch als Kaiser der Ketzer dem Sultan Selim und seinen Osmanen ein Ärgerniß. Wie wichtig der letztere Umstand war, geht unter Andern daraus hervor, daß Selim, um die Ketzerei der Schiiten in seinem Reiche nicht aufkommen zu lassen, schon vor seinem Zuge nach Asien eine Art Bethlehemitischen Mordens in seinem Reiche anordnete. Der Sultan ließ nämlich in jeder Statthalterschaft alle Schiiten männlichen Geschlechtes vom siebenten bis zum siebenzigsten Jahre aufzeichnen und nachher insgesammt, etwa vierzigtausend an der Zahl, auf einmal tödten.

Nach einem groben Briefwechsel mit dem Schah führte der Sultan, im Mai 1514, die ganze osmanische Kriegsmacht nach Kleinasien. Schon in Siwas, wo Selim im Juni 1514 Heerschau hielt, war die osmanische Reiterei durch die anstrengenden Märsche und durch die Leiden in wüsten Gegenden zu Grunde gerichtet worden. Obgleich nun die Perser eine vortreffliche Reiterei hatten, so setzte doch Selim seinen Marsch fort, weil er auf die Kurden, welche Sunniten waren, rechnete, und weil die Perser weder Flinten noch Kanonen hatten, mit denen der Sultan reichlich versehen war. Er zog gerades Weges auf Tebris, die Residenz des persischen Schah, los, und gewann bei Tschaldiran am 23. August 1514 eine entscheidende Schlacht. Nach diesem Siege eroberte er nicht nur die feste Stadt Diarbekr (Amid), sondern auch Tebris. Er hielt jedoch nicht für klug, den Winter über in dem unwirth-

lichen Gebirge jener hohen Gegenden zu verweilen, zumal da seine Janitscharen murrten und jeder Despot eine Sklave seiner Kriegsknechte ist. Den größten Theil des Winters brachte er in Amasia zu. Auf dem Zuge von Tebris nach dieser Stadt mishandelten er und die Janitscharen um die Wette die Bewohner des Landes, wobei er, wenn die Soldaten es gar zu arg machten, einige seiner Minister und Beamten enthaupten ließ, wie wenn diese Schuld daran wären. Er selbst wüthete gegen Freund und Feind, ließ den Friedensboten des Schah einkerkern und in Amasia Hunderte von ungarischen Köpfen, die ihm dahin geschickt worden waren, vor sich aufthürmen. Von Amasia kehrte er bald nach Adrianopel zurück, wo er gegen einen anderen Feind Rüstungen machte; den persischen Krieg aber überließ er seinen Generalen.

Schah Ismael sammelte unterdessen ein neues Heer, kehrte nach Tebris zurück und ließ Diarbekr, welches Kurden zur Besatzung hatte und von ihnen tapfer vertheidigt ward, belagern. Seine Truppen, welche kein Geschütz hatten, hielten Diarbekr fast ein ganzes Jahr lang fruchtlos eingeschlossen, ehe das türkische Heer, das weiter gegen den Euphrat vordringen sollte, eintraf. Die Perser wurden damals von Ismael's Schwager, Karachan, angeführt. Auch dieser war im Vertrauen auf seine vortreffliche Reiterei unvorsichtig genug, gegen die Flinten der Janitscharen und gegen ein von Griechen und Slaven gut bedientes grobes Geschütz im offenen Felde ein Treffen zu wagen. Er wurde unweit der Stadt Kodschhissar geschlagen, sein Heer gänzlich zerstreut und er selbst durch einen Flintenschuß getödtet. Die Folge seiner Niederlage war, daß die Städte am Tigris preisgegeben wurden und die Osmanen die ganze Provinz Diarbekr, sowie die Städte Nisibin (die Hauptstadt Mesopotamien's), Dara, Majafarekin, Roha, Raka, Mosul und andere eroberten. Auch ganz Kurdistan ward dem osmanischen Reiche einverleibt, jedoch nicht als Provinz; denn die Stammhäupter der Kurden behielten ihre Bergschlösser und ihr altes Ansehen.

Durch die Errichtung der Statthalterschaften Diarbekr, Orfa und Mosul ward das osmanische Reich mit dem Sultanat von Egypten in unmittelbare Berührung gebracht. In Egypten bestand seit den Zeiten der letzten Kreuzzüge das militärische Reich der

Mamlukken (s. Th. VII. S. 204 f.). Zuerst herrschten dort die Bahariten oder die Mamlukken von der See, die Nachkommen eines kühnen Kriegers, den man von seinem Schlosse am Nil Baheri nannte, dann die tscherkessischen Mamlukken. Das Reich der Letzteren war ein Wahlreich, und das Wahlrecht hatte die Leibgarde der vierundzwanzig Bege oder Bei's. Diese Bege bekleideten die vornehmsten Ämter und Würden, und waren die angesehensten unter den Soldaten des vornehmsten Theiles der Truppen oder mit anderen Worten unter den aus Tscherkessien eingeführten Sklaven, welche ursprünglich von einem der Bege zu seinem besonderen Dienste eingekauft worden waren. Diesen Soldaten zunächst standen die aus dem inneren Afrika nach Egypten gebrachten kräftigen Sklaven, welche dem Heere einverleibt waren; den dritten Theil der Truppen aber bildete ein Gemisch von Söldlingen. Sultan von Egypten war seit sechszehn Jahren der achtzig Jahre alte Kanßu Ghawri. Gegen diesen rüstete Selim 1515 in Adrianopel einen Kriegszug, der ihm das Schutzrecht der heiligen Städte Mekka und Medina und das Geleitsrecht der dahin wallfahrenden Pilger verschaffen sollte.

Selim's Plan galt vorerst nur der Eroberung von Syrien, dessen nördlichen Theil seine Generale bereits den Persern entrissen hatten. Syrien war seit Saladin's Zeit fast beständig mit Egypten verbunden gewesen. Selbst Timur's Einfall hatte dort nur kurze Zeit hindurch die egyptische Herrschaft gestört; denn Timur hatte sich begnügt, Syrien zu verheeren und viele tausend Einwohner von Aleppo und Damaskus theils mit dem Schwerte ermorden, theils durch Pferde zertreten zu lassen. Der egyptische Sultan suchte, als 1516 die Osmanen in Syrien einbrachen, zuerst den türkischen Wütherich durch Gesandte zu besänftigen; dieser war aber schon gewohnt, das den Moslim sonst sehr heilige Gesandtschafts- und Gastfreundschafts-Recht bei jeder Gelegenheit zu verletzen. Kanßu Ghawri schickte einen seiner Generale mit einer glänzenden Begleitung an Selim, um ihn zu ehren. Selim ward über den Glanz dieser Gesandtschaft heftig erboßt oder stellte sich, als wenn er es wäre, und befahl, den Gesandten nebst seinem Gefolge zu enthaupten. Hierauf wurden wirklich zehn Begleiter des Gesandten hingerichtet; und auch dieser selbst wäre getödtet worden,

wenn ihm nicht Selim's Oberfeldherr durch seine Fürbitte das Leben gerettet hätte. Nur mit Mühe ward der Sultan zur Schonung des Gesandten bewogen; er mishandelte ihn aber dafür auf schändliche Weise. Er ließ ihm nämlich das Haupthaar und den Bart abscheeren, ihm eine Nachtmütze aufsetzen und ihn dann auf einem lahmen, schäbigen Esel seinem Herrn zurückschicken.

Die Osmanen waren durch Geschütz den Egyptern überlegen, wenn sie auch nicht, wie einer ihrer Annalisten sagt, fünfhundert kleine und große Kanonen hatten. Außerdem waren die Egypter, schon ehe es zu einer Schlacht kam, verrathen. Diese Schlacht wurde am 23. August 1516 bei Aleppo geliefert und war in Folge der angegebenen Umstände weder lang noch blutig. Die Egypter wurden geschlagen, und der alte Sultan selbst verlor, vielleicht sogar durch die Treulosigkeit eines seiner Bege, das Leben. Die Besiegten, deren Führer sich in Syrien über die Wahl eines neuen Sultans nicht vereinigen konnten, marschirten alsbald nach Egypten zurück. Selim nahm schon am 4. Oktober Damaskus ein, und vertheilte dann die Statthalterschaften von Syrien und Palästina an seine Generale. Die Mamlukken erwählten den durch Tugend und Tapferkeit ausgezeichnetsten unter den Begen, Tumanbeg, zum Sultan. Diesem ließ Selim unter der Bedingung Frieden anbieten, daß derselbe zum Zeichen der Anerkennung der osmanischen Oberherrschaft Selim's Namenszug auf seine Münzen prägen und das Kanzelgebet für ihn halten lasse. Tumanbeg gab den beiden osmanischen Gesandten freundlich Gehör; sein General Alanbeg aber hieb denselben, als sie aus der Audienz kamen, die Köpfe ab. Der Krieg wurde daher fortgesetzt. Das egyptische Heer brach Ende Oktober von Kairo auf, um die Feinde an der Grenze von Egypten aufzuhalten. Die heranziehenden türkischen Truppen wurden nicht von Selim, welcher bis zur Mitte des December in Damaskus verweilte, sondern von dessen General Sinan Pascha angeführt. Dieser erfocht in der Nähe von Gaza einen zweiten Sieg. Tumanbeg erwartete hierauf das von Selim selbst angeführte Heer bei der Stadt Kairo, und hier entspann sich dann ein Kampf, welcher dem Sultan zeigte, daß er es mit der auserlesensten Schaar der tapfersten tscherkessischen Krieger zu thun habe. Obgleich nämlich Tumanbeg von Verräthern umgeben war und diese

seine besten Rathschläge vereitelten, so zog sich der Krieg doch in die Länge, und Selim hielt für gut, zwei- oder dreimal leidliche Friedensbedingungen anzubieten. Endlich kam es am 23. Januar 1517 am Berg Mokattam bei dem nicht weit von Kairo liegenden Dorfe Ridania zu einer dritten blutigen Schlacht. Diese wurde zwar von den Mamlukken wieder verloren, weil Ghasali, welchem Tumanbeg sein Vertrauen geschenkt hatte, sich dem Feinde verkaufte, sie kostete aber den Türken viele Leute; denn die fünfundzwanzigtausend Mamlukken, welche im Kampfe fielen, verkauften ihr Leben sehr theuer. Ungeachtet der erlittenen schweren Niederlage besetzte Tumanbeg drei Tage nach derselben Kairo aufs neue, und die türkischen Truppen, welche am 31. Januar gegen diese Stadt geschickt wurden, hatten in den engen Straßen derselben einen schrecklichen Kampf zu bestehen, ehe es ihnen gelang, den Feind wieder aus Kairo zu treiben. Der bei dieser Gelegenheit erlittene Verlust erbitterte den Sultan Selim so sehr, daß er gegen fünfzigtausend Menschen ohne Unterschied des Alters oder Geschlechtes niedersäbeln ließ.

Schon im Februar fand Tumanbeg Gelegenheit, sich an einer Schaar Osmanen, die ihm nachgeschickt worden war, blutig zu rächen. Auch würde er den Türken bis zum Abzuge ihres Hauptheeres haben trotzen können, wenn er sich nach Ober-Egypten gewendet hätte, statt in das Delta zu fliehen. Sogar hier brachte er auf dem linken wie auf dem rechten Ufer des Nil so viele Araber zusammen, daß der türkische Sultan es klug fand, ihm noch einmal den Frieden anzubieten. Als dieser zurückgewiesen ward, zog endlich Selim mit seiner ganzen Macht gegen Tumanbeg. Jetzt mußte der egyptische Sultan erfahren, daß er ein Beduinen-Heer und keine Tscherkessen mehr anführe. Seine Truppen zerstreuten sich, und er war genöthigt, bei dem Araber Hasan Meri, der ihm große Dankbarkeit schuldig war, eine Zuflucht zu suchen. Dieser wies ihm eine Höhle an, in der er sich verborgen halten könnte, verkaufte ihn aber nachher an die Feinde. Selim behandelte den gefangenen Sultan eine Zeitlang sehr gütig, ließ ihn aber bald darauf am Thor Suweila aufknüpfen. Egypten ward dem osmanischen Reiche einverleibt. Selim blieb bis zum Juni 1517 in diesem Lande, und überließ, als er endlich abreiste,

die Verwaltung desselben dem ehemaligen Mamlukkischen Statthalter von Haleb, Chairbeg, der ihm durch seinen Verrath den ersten Sieg über die Mamlukken verschafft hatte, von dem er aber ebendeshalb forderte, daß die Weiber und Kinder desselben als ein Unterpfand seiner Treue nach Philippopolis gebracht werden sollten.

Auf Selim's Rückmarsch nach Syrien war es eine bei dem bekannten Charakter dieses Sultans unbegreifliche Erscheinung, daß sein Großwesier Junis Pascha wagen konnte, ihm mit dürren Worten die Wahrheit zu sagen. Als nämlich Selim an der Grenze Syrien's sich des egyptischen Feldzuges freute, sagte der neben ihm reitende Großwesier: „Was ist denn die Frucht so vieler Mühen und Beschwerden, als daß die Hälfte des Heeres in der Wüste und auf dem Schlachtfelde zu Grunde gerichtet und Egypten's Herrschaft in die Hände von Verräthern geliefert worden ist?" Der Sultan ließ ihm dafür sogleich den Kopf abschlagen. Auf dieselbe Weise behandelte Selim noch sechs andere Großwesiere. Nichtsdestoweniger wird er als großer Regent gepriesen, am meisten von den Gelehrten; denn diese und die Dichter begünstigte Sultan Selim, der sich selbst mit Dichten abgab. Er organisirte übrigens seine Eroberungen mit eben der Einsicht, wie der Kaiser Napoleon, und verstand gleich diesem die tüchtigsten Leute zu wählen. Er war außerdem ein Beschützer der Mönche, sogar der christlichen auf dem Berge Sinai, und knieete und betete auf dem egyptischen Feldzuge an allen heiligen Orten. Er schützte und hegte ferner den Pomp, die Pracht und auch die Spitzfindigkeit des Ausdruckes in Poesie und Prosa. Man nannte ihn den größten Kaiser der Welt, und doch war er ein Unmensch, eine Pest der Menschheit, die von ihm in harte Fesseln geschlagen wurde, ein Ungeheuer, welches Hunderttausende vernichtete. Er war ein genialer, großer Mann und ein schaffender herrschender Geist, aber nur nach dem Urtheile aller derer, welche die Geschichte so betrachten, wie Napoleon's Lobredner, oder mit anderen Worten, welche vom eigentlichen Adel der Seele, von Wahrheit, Liebe und Treue so, wie die Masse, denken.

Selim verweilte von Oktober 1517 bis zum März 1518 in Damaskus. Er richtete von dort aus die in den letzten Jahren er-

oberten Provinzen ein, und reiste dann nach Aleppo, wo er zwei Monate zubrachte. Ebenso viele Zeit gebrauchte er nachher zur Reise nach Constantinopel, wo er Ende Juli ankam. Er begab sich von hier sogleich in seine Residenz Adrianopel, ward aber bald durch die Pest wieder nach Constantinopel zurückgetrieben. Sein Hauptstreben während der letzten vier Jahre seines Lebens war offenbar die Schöpfung einer Flotte, welche ebenso furchtbar wäre, als sein Heer. Es sollte den Inseln besonders Cypern und Rhodus, sowie vielleicht auch der Republik Venedig gelten. Die Letztere schonte er, bis er der Seemacht derselben gewachsen sei. Venedig that alles Mögliche, um die Bestätigung des Friedens mit ihm von Zeit zu Zeit zu erlangen. Die Gesandten der Republik begleiteten den Sultan auf seinen Zügen und beobachteten ihn, weshalb denn auch ihre Berichte sehr gute Quellen für Selim's Geschichte sind. Als der Sultan die Zahlung der achttausend Dukaten forderte, welche Venedig jährlich an die Mamlukken für Cypern entrichtet hatte, verstanden sich die Venetianer nicht nur dazu, sondern sie bezahlten dem Sultan auch die noch vom vorigen Jahre her rückständige Summe dieses Tributs. Die Flotte auf dem schwarzen Meere beschäftigte den Sultan besonders während seines Aufenthaltes zu Amasia im Jahre 1514. Der Khan der Krimm erhielt von ihm ein Diplom und Sold, weil Selim selbst sagte, daß er die Tataren mehr fürchte, als die Perser, da jene auf ihren Pferden durch die Flüsse schwämmen und weder Brücken, noch Nägel oder Hufeisen gebrauchten. Seinem Admiral, den er mit der Flotte nach Alexandria hatte kommen lassen, nahm er es ebenso, wie später seinen Vezieren, sehr übel, daß sie ihn zu einem Zuge gegen Rhodus drängen wollten, ehe er gehörig gerüstet sei. Er stellte sich die Schwierigkeit und Dauer einer solchen Unternehmung ganz richtig vor, und bewies seinen Ministern, als diese Alles zusammen zu haben glaubten, daß mehr als doppelt soviel erforderlich sei, wenn er nicht wie Mohammed II. mit Schimpf wieder von Rhodus abziehen wolle. Seines Admirals Grobheit gegen den Großmeister der Johanniter zeigt aber, welch furchtbare Feinde der Christen und der Civilisation die Osmanen jener Zeit waren. In dem Schreiben des türkischen Admirals an den Großmeister nämlich, welches der venetianische Annalist Ma-

rino Sanuto uns aufbewahrt hat, wird der Großmeister „ein schäbiger Hund, der Sohn eines Hundes aus der Familie der Höllenhunde" genannt. Der Zug gegen Rhodus unterblieb vorerst, weil Selim am 22. September 1520 auf der Reise von Constantinopel nach Adrianopel starb und sein blutgieriger, in allen barbarischen Eigenschaften ihm ganz gleicher Sohn und Nachfolger, Suleiman oder Soliman II., seine ersten Kriegszüge gegen Ungarn richtete.

3. Die Ungarn und Böhmen bis zum Tode Selim's I.

Die Geschichte von Böhmen und Ungarn ist früher bis zum Tode des Kaisers Maximilian I. erzählt worden. Wir wollen jetzt nur flüchtig einige Hauptumstände aus derselben wiederholen. Der Sohn des polnischen Königs Kasimir II., welcher als Beherrscher von Ungarn Ladislaus VII., als König von Böhmen Ladislaus V. heißt, war 1471 nach Georg Podiebrad's Tode König von Böhmen und 1490 nach Matthias Corvinus Tode auch Schattenkönig von Ungarn geworden. Er hatte dem Kaiser Maximilian längst schon die Nachfolge in seinen beiden Reichen versprochen, als diese Verabredung 1515 in beiden Reichen anerkannt wurde (s. Th. XI. S. 98 u. 312). Ladislaus verlobte seinen Sohn Ludwig mit Karl's V. und Ferdinand's I. Schwester Maria, welche Ludwig nachher auch, sobald er das gehörige Alter erreicht hatte, zur Gemahlin nahm; Ferdinand I. aber verlobte sich mit der damals noch ganz jungen Schwester Ludwig's, welche zuerst bei der Taufe den Namen Elisabeth erhalten hatte und später von ihrem Vater nach dem Tode seiner verstorbenen Gemahlin Anna, einer französischen Prinzessin, Anna genannt wurde. Ferdinand sollte Ludwig's Erbe sein, wenn dieser kinderlos stürbe.

Ladislaus besaß weder in Böhmen, noch in Ungarn, wo er die meiste Zeit zubrachte, eigentliche Macht. Der Beinamen des Guten (Dobrze), welchen die Böhmen ihm gaben, drückt hinreichend aus, daß er für die Slaven, Madscharen, Szekler und Kroaten jener Zeit kein geeigneter Regent sein konnte. Er war ein bloßer Schattenkönig; denn in Ungarn herrschten während seiner Regierungszeit die Magnaten, in Böhmen die Herren und Ritter des Landes. Im letzteren Reiche, in welches Ladislaus während des neunten Jahrzehnts des fünfzehnten Jahrhunderts sieben

Jahre hindurch nicht ein einziges Mal kam, herrschte völlige Anarchie. Die Utraquisten beobachteten den König so ängstlich, daß derselbe, als er einst zwei wegen ihrer Kenntniß der klassischen Studien berühmte Italiäner nach Prag rufen wollte, diesen Vorsatz wieder aufgeben mußte, weil die Utraquisten alles Römische fürchteten. Daher blieb auch sein Sohn Ludwig, den diese Gelehrten zu Prag hatten bilden sollen, als Prinz in Ungarn. Unter Ladislaus Sohn ward in Böhmen der Lärm noch ärger; denn eines Theils kam Thomas Münzer nach Prag und erweckte daselbst die schlummernde Lehre der Taboriten und Orebiten, und anderes Theils verbreiteten Böhmen, welche in Wittenberg studirt hatten, in ihrer Heimath das Lutherthum. Außerdem war die Ritterschaft mit den Städten gänzlich entzweit, sie riß alle bürgerlichen Gewerbe an sich und ließ dieselben auf ihren Gütern treiben. In Ungarn waren die Magnaten reich, während der König arm war; einzelne derselben, namentlich Stephan Zapolya, prahlten mit ihrem Reichthum, und gaben dem Könige gewissermaßen Almosen. Das Letztere war z. B. der Fall, als Ladislaus 1494 mit seinem Bruder, dem Könige von Polen, in Leutschau eine Zusammenkunft hielt. Der König von Ungarn, welcher bei dieser Gelegenheit einen ungewöhnlichen Aufwand machen mußte, ließ sich gefallen, daß Stephan Zopolya ihm mit Geld und Lebensmitteln aushalf, und übersah dafür den Hohn, den dieser ihm durch sein Prunken anthat. Zapolya trug nämlich während seines Aufenthaltes in Leutschau kein Kleid, welches unter dreitausend Dukaten werth war, und als eines Tages ein Pole sich gewissermaßen ganz mit Perlen und Edelsteinen bedeckt hatte, schmückte jener sich mit einem Diamant, der an Größe und Glanz Alles übertraf, was man bis dahin gesehen hatte.

Da ganz Ungarn eigentlich von dem güterbesitzenden Adel, welcher die Gerichtsbarkeit hatte, und von den Prälaten regiert wurde, so flossen auch die Steuern, die den Unterthanen durch die Stände für König und Reich auferlegt wurden, selten in die Staatskasse; es herrschte vielmehr nach dem Zeugnisse des gelehrtesten Geschichtschreibers von Ungarn (Engel) ein Wetteifer unter den Prälaten und Baronen, wer die Schwäche des Königs am besten zu seiner Bereicherung und zur Erhebung seiner Familie zu be-

nutzen verstehe. Die Ungarn, besonders aber die zu Ungarn gehörenden Kroaten und Siebenbürger sanken daher ganz zu der Rohheit herab, welche sie einst in ihren Ursitzen gehabt hatten. Die ungarischen Magnaten wetteiferten mit den Sultanen der Türken und mit dem berüchtigten Wlad von der Wallachei (s. S 84) in Erfindung von Martern für diejenigen, die in ihre Hände fielen. Die Ungarn und Kroaten wollten sich nämlich an den Türken rächen, welche bei ihren Einfällen wie wilde Thiere wütheten; sie glaubten sie dadurch abzuschrecken, erbitterten sie aber nur noch mehr. Die Gräuel waren daher endlos. Wir würden die Leser ermüden, wenn wir im Einzelnen nachwiesen, wie Türken und Ungarn abwechselnd die schauderhaftesten Grausamkeiten verübten; einige wenige Beispiele mögen genügen. Als 1492 eine große Versammlung zur Wahl eines Palatinus gehalten wurde, brachte der Bruder des Ban von Szöreny zwei Wagen voll Köpfe türkischer Gefangenen mit, welche von der ganzen Versammlung mit Schaudern betrachtet wurden. Als die Türken nachher Dalmatien, Albanien und die Gegenden an der Drau verwüsteten und wie Kannibalen hausten, wurden sie von dem Madscharen Kinis überboten, welcher an der Spitze der sogenannten schwarzen Schaar das von ihnen belagerte Szöreny entsetzte. Dieser ließ die gefangenen Türken theils braten, theils zwischen Mühlräder binden, theils ihnen die Haut abziehen und sie dann ausgehungerten Schweinen vorwerfen. Die aus Böhmen bestehende schwarze Schaar ging nachher mit den Madscharen ebenso um, wie mit den Türken, und Kinis mußte endlich auf des Königs Befehl einige Hunderte seiner Leute niedersäbeln und die Anderen fortjagen. Im folgenden Jahre wurden mehr als zehntausend Türken, welche unter Alibeg in Siebenbürgen eingefallen waren, ohne Schonung auf verschiedene Weise vernichtet. Als gleich darauf (September 1493) die Ungarn das Treffen bei Udhina verloren, in welchem Johann Frangipani getödtet und Niklas Frangipani gefangen wurde, schnitten die Türken den Gefallenen die Nasen ab und schickten diese nach Constantinopel; dem gefangenen Oberfeldherrn aber setzten sie die abgehauenen Köpfe seines Bruders und seines Sohnes auf einer Schüssel vor. Als hierauf der König durch den Pabst einen großen Kreuzzug zusammenpredigen ließ und Gesindel aller Gegenden nach Ungarn

strömte, litt das Land ebensoviel von diesen gräßlichen Kreuzfahrern, als von den Türken.

Die angeführten Beispiele können genügen, um zu zeigen, welchen Einfluß die stets wiederkehrenden türkischen Einfälle und die zur Vergeltung derselben unternommenen Streifzüge der Ungarn auf die Civilisation der Letzteren und auf den Anbau des Landes haben mußten. Dies Alles war nur Eine der vielen Ursachen der Verwilderung. Dürften wir die ewigen inneren Fehden und Kriege der Magnaten, Barone und Prälaten, sowie den Zustand des Schatzes, die Vergabungen an schlaue oder übermächtige Große und die leichtsinnige Vertheilung des Kronguts näher bezeichnen, so würde man einsehen, warum die Madscharen unter Ladislaus VII. allmälig zur Stufe der Türken herabsanken, denen sie an roher Tapferkeit nicht nachstanden. Wir müssen dagegen in Beziehung auf die folgende Geschichte den Umstand hervorheben, daß während der ganzen Regierung des schwachen Königs Ladislaus zuerst Stephan Zapolya, dann Johann Zapolya und später neben dem Letzteren Stephan Bathori eine weit bedeutendere Rolle spielten, als der König. Ein Bauernkrieg, welcher in Ungarn zu gleicher Zeit mit dem des armen Konrad in Schwaben und dem des Bundschuhs in Franken wüthete, veranlaßte dort noch größere die Menschheit empörende Grausamkeiten und machte das Schicksal der armen Bauern noch weit härter, als in Deutschland. Auf dem Reichstage zu Ofen ward in Folge dieses unterdrückten Aufstandes am 17. Oktober 1514 festgesetzt: „Die Bauern, welche vorher frei gewesen waren, sollten leibeigen sein und alle Freizügigkeit verlieren; sie sollten ferner außer den seitherigen Auflagen neue entrichten; außerdem solle keiner von ihnen bei Verlust der rechten Hand eine Waffe führen dürfen, und endlich solle fortan keiner aus dem Bauernstande mehr zu den höheren geistlichen Würden gelangen können.

Als am 13. März 1516 Ladislaus starb und sein noch ganz junger Sohn, Ludwig II., ihm in der Regierung folgte, ward in Ungarn das eigentliche Volk ganz und gar unterdrückt, der Adel aber verwandelte sich in ein bettelndes Dienstgefolge der Großen, die ihn ernährten und zu ihren Zwecken gebrauchten. Die Regierung des Landes war allein in den Händen der Geistlichkeit

und der großen Barone, welche zur Regentschaft gewählt waren; die Person des Königs aber und seine Erziehung war einem Fürsten übergeben, den wir aus seinen Briefen nur als einen gemüthlichen, jovialen, lebenslustigen Mann kennen lernen, und der durchaus keinen anderen Begriff von Königthum hatte, als daß dasselbe zum lustigen und prunkenden Leben führe. Dieser Prinz war der Markgraf Georg von Brandenburg-Ansbach, ein Schwestersohn von Ladislaus, welcher durch seine Verheirathung mit Johann Corvin's Wittwe (1508) sehr bedeutende Güter in Ungarn erhalten hatte. Er und einige andere Herren sollten, nach des Königs Testament, unter der Oberaufsicht Siegmund's von Polen und des Kaisers Maximilian die Vormundschaft führen; dies änderte aber der ungarische Reichstag ab, indem er verfügte, daß der bereits gekrönte König mit dem ganzen ungarischen Reichsrathe die Reichsgeschäfte verwalten, Markgraf Georg aber, wie ausdrücklich hinzugesetzt wurde, der Verwandtschaft wegen Gesellschafter und Oberhofmeister des Königs sein solle. Auch in Böhmen, Schlesien und Mähren wurde auf gleiche Weise dem Adel, welcher die Reichsgüter und die Rechte an sich riß, die Regentschaft anvertraut.

Der junge König war von schwacher Constitution, man durfte ihn also mit Lernen nicht anstrengen. Dies war dem Markgrafen gerade recht; denn er dachte nur an Lustbarkeiten und Feste, an Turniere und Aufzüge, und bedauerte die Armuth des Königs blos aus dem Grunde, weil er in Folge derselben nicht so viele Feste, Jagden und Gastmähler anstellen und nicht eine größere Hofhaltung einrichten konnte. Der Markgraf selbst hielt am Hofe sechszig Reiter und versorgte den Tisch des Königs auf eigene Kosten mit Wein. Von der Lebensansicht dieses Erziehers eines Knaben, welcher künftig der mächtigen Aristokratie von Böhmen und von Ungarn Achtung einflößen und einem Feldherrn und Despoten wie Suleiman die Spitze bieten sollte, gibt uns das Bruchstück eines im Jahre 1518 von Georg geschriebenen Briefes, welches Spieß in seinen Aufklärungen aufbewahrt hat, eine klare Anschauung. Der Markgraf, welcher besonders auf Reiten, auf Tanzen und auf Kleiderpracht bedacht war, schreibt in diesem Briefe: „Wiewohl der Hof des Königs in einer großen Armuth

ist, dennoch habe ich mit ihm eine gute Fastnacht eingerichtet, damit die Herren dennoch sehen, daß, die beim König sein, noch nicht todt sein. Zum Ersten hat Stiebitz und Zetteritz im Beinharnisch sechs gute Treffer gethan. So habe ich und Krabat gerennt, ist Krabat ein Teufel gewesen und ich ein wilder Mann, bis der Teufel weit über seinen Gaul hinaus geflogen und aufs Antlitz gefallen, und hat sich auch der König beritten fast wohl, und sein alle Frauen aus der Stadt dabei gewest und viel Volk. Nachfolgend hat der König und andere Herren getanzt und bin mit achthundert Leuten in Masken gekommen, alle in kurzen Mänteln u. s. w." Dem lebenslustigen deutschen Markgrafen war der ungarische Mentor Bornemissa beigeordnet, dieser aber war feige und kopflos; was konnte also aus dem Prinzen werden? Johann Zapolya riß alle Gewalt an sich, und auch die letzten königlichen Schlösser wurden den Magnaten, welche das Land regierten, um geringe Summen verpfändet. Diese Herren prunkten, der junge König aber entbehrte oft des Nothdürftigsten.

Für die Ungarn war es damals ein großes Glück, daß Selim I. in Persien und Egypten so viel zu thun fand, und deshalb den Waffenstillstand mit ihnen von Zeit zu Zeit erneute, obgleich seine Pascha's und die ungarischen Herren ihre Raub- und Mordzüge darum doch nicht einstellten. Nach Böhmen begab sich der junge König in den ersten Jahren seiner Regierung gar nicht. Als er endlich dahin kam, fand er auch dort alle königlichen Güter in der Gewalt des Adels, gerieth mit diesem in heftigen Streit, und begünstigte deshalb die Bürgerschaften ganz auffallend. Die Bauern wurden zuerst durch Thomas Münzer aufgeregt, später aber bildeten Luther's Schüler Lutherische Gemeinden, so daß sechs christliche Secten im Lande sich zankten und einander verfolgten. Zu der unbeschreiblichen religiösen und politischen Verwirrung bei den Tschechen und Madscharen kam endlich nach Suleiman's II. Thronbesteigung auch noch ein furchtbarer Angriff der Osmanen.

4. Suleiman II. und die Ungarn und Böhmen bis zum Jahre 1532.

Suleiman II., welchen die Franzosen **den Großen** oder **den Prächtigen** zu nennen pflegen, trat im Oktober 1520 die

Regierung an. Er gewährte dem Heere sogleich die gewöhnliche Sold-Erhöhung und das immer steigende Geldgeschenk. Selim I. hatte jedem Janitscharen nur fünfzig Dukaten gegeben, Suleiman mußte schon dreiundachtzig zahlen. Nachdem der neue Sultan eine Empörung in Asien glücklich gedämpft hatte, schickte er einen Gesandten (Behramtschauß) nach Ungarn, um einen Tribut zu fordern. Dies geschah ungefähr um dieselbe Zeit, als im Mai 1521 Ferdinand's I. Verheirathung mit der Schwester des Königs Ludwig endlich vollzogen wurde. Die Vermählung Ludwig's ward wegen des Türken-Krieges noch aufgeschoben. Suleiman hatte durch seinen Statthalter in Semendria den Krieg mit Ungarn schon beginnen lassen, ehe er selbst mit dem Hauptheere erschien. Auch wurden zu gleicher Zeit Schabacz und Belgrad enge eingeschlossen. Die erstere Stadt, in welcher eine kleine Schaar Ungarn mit dem Feinde heldenmüthig gefochten und sich einen Platz neben Leonidas verdient hatte, war schon gefallen und nur der obere Theil von Belgrad behauptete sich noch, als der König von Ungarn mit einem Heere von Ofen aufbrach. Die Besatzung von Belgrad würde das Beispiel ihrer Landsleute in Schabacz befolgt haben; sie ward aber verrathen. Weder Ferdinand, noch die Polen, noch die Böhmen leisteten die versprochene Hülfe; der Woiwode von Siebenbürgen erschien nicht zu rechter Zeit; der Palatinus zog sich nach Tolna zurück; die Serblen fingen einen lächerlichen Religions-Streit mit den lateinischen Christen an; der König von Ungarn aber hatte den furchtbaren Sultan dadurch erbittert, daß er Ende Juli den Gesandten desselben als einen Spion behandeln und bei Totis ins Wasser werfen ließ. Die Burg von Belgrad wurde zuletzt durch Franz von Hedervara und Valentin Török den Türken verkauft, und das Bollwerk der Christenheit fiel in Suleiman's Gewalt. Zwanzig Stürme hatte die Besatzung Belgrad's abgeschlagen, ehe sie am 29. August 1521 sich ergab; sie wurde nach türkischer Gewohnheit trotz der Capitulation zusammen gehauen. Dagegen erlaubten die Türken den griechisch-frommen serblischen Mönchen, die Gebeine der heiligen Piatnizza zu Belgrad mitzunehmen. Nach dem Falle von Belgrad wurden auch die übrigen festen Orte erobert und dann zum Theil mit Moslim bevölkert. Suleiman selbst kehrte nach Constantinopel zurück.

Dürften wir hier anführen, mit welcher Unverschämtheit der streitbare Adel von Ungarn sich gleich darauf vom Kriegsdienste frei machte, und welche lächerlichen Verordnungen der ungarische Reichstag in Betreff einer harten Besteuerung der Gewerbe und Industrie machte, damit Söldner zur Vertheidigung des Landes geworben werden könnten, so würde man einsehen, daß die in Ungarn waltende Oligarchie und Anarchie schon in den Jahren 1521 und 1522 dem Eroberer Suleiman und seinen Türken den Weg in das Innere von Deutschland bahnte. Weder die Ungarn, noch die Böhmen, noch auch das deutsche Reich waren damals im Stande, die Frist zu benutzen, welche Suleiman ihnen dadurch gewährte, daß er, statt seine Siege an der Donau zu verfolgen, zuerst die von seinem Vater Jahre lang vorbereitete Unternehmung gegen Rhodus ausführte. In Deutschland und in Böhmen, welche Reiche gleich dem ungarischen die schlechteste Art von Regierung hatten oder mit anderen Worten scheinbar monarchisch, in Wahrheit aber oligarchisch regiert wurden, waren zu den politischen Parteiungen noch religiöse Spaltungen hinzugekommen. Die ungarischen Stände hatten nach Suleiman's Abzug ihren König bewogen, nach Böhmen zu eilen, wo er gleich nach Weihnachten 1522 sich mit Ferdinand's I. Schwester Maria vermählte. Von dem vielen Gelde, welches damals erhoben wurde, floß fast gar nichts in den Staatsschatz. Übrigens hatte Ludwig vor seiner Abreise den Woiwoden von Siebenbürgen, Johann Zapolya, durch die Begünstigung des Palatinus Stephan Bathori so sehr gekränkt, daß jener sich nach Siebenbürgen begab und Alles, was Bathori unternahm, hemmte.

Suleiman richtete sich im zweiten Jahre seiner Regierung gegen die Johanniter-Ritter, welche für den Kern der europäischen Ritterschaft galten, und deren Insel Rhodus, die als ein Bollwerk der ganzen Christenheit betrachtet wurde. Er würde bei dieser Unternehmung gescheitert sein, wenn er nicht, wie Mohammed II. vor Constantinopel und Selim I. in Egypten, Leute gefunden hätte, welche gleich dem Judas Ischariot das Blut edler Helden um Silberlinge verkauften. Es gab nämlich damals in allen Ländern Menschen, die sogar den Türken für Geld dienten; in Rhodus werden uns namentlich der jüdische Leibarzt des Großmeisters und der Großkanzler des Ordens, der Portugiese Andres de Merail, gewhönlich Amiral genannt, angeführt.

Der Frieden des Sultans mit der einzigen bedeutenden Seemacht jener Zeit, der Republik Venedig, entzog den Rittern die Hülfe zur See. Der Krieg, welchen Franz I., Karl V. und ihre Verbündeten in Italien führten, hielt die spanische, französische und italiänische Ritterschaft gefesselt. Die deutschen Ritter waren zu sehr durch die Bauern und durch die Reformation in Anspruch genommen, als daß sie gegen die Türken hätten ziehen können. Die Summen endlich, welche die Päbste seit einem Jahrhundert unter dem Vorwande des Türkenkrieges erpreßt hatten, waren von Leo X. und von Julius II. für die Künste, für staunenswerthe Bauwerke und für noch viel schlimmere Dinge so offenkundig verschleudert worden, daß auch die Allergläubigsten kein Geld mehr in die Hände des Pabstes geben wollten, den ja Luther in einem Kirchenliede mit den Türken in Eine Linie setzte *). Unter diesen für die Johanniter bedenklichen Umständen erschien am 18. Juni 1522 Suleiman's Flotte, welche aus dreihundert Segeln bestand und zehntausend Mann an Bord hatte, unter der Führung des Seraskiers Mustapha Pascha vor Rhodus, und Suleiman selbst marschirte mit hunderttausend Mann an der kleinasiatischen Küste her bis in die Nähe von Rhodus, von wo aus er dann seine Truppen auf die Insel übersetzen ließ. Am 28. Juli begann die Belagerung der Stadt Rhodus mit dem Feuer von hundert Kanonen, deren mehrere so ungeheuere Steinkugeln schossen, daß wir die Angaben über ihre Größe für übertrieben halten würden, wenn nicht noch jetzt viele von ihnen unter den Trümmern der Stadt gefunden würden. Diese Belagerung gehört zu den merkwürdigsten Ereignissen des sechszehnten Jahrhunderts; unser Zweck erlaubt uns aber nicht, bei derselben ausführlich zu verweilen.

Den ganzen Monat August hindurch machten ebenso die Türken Vorbereitungen zur Erstürmung von Rhodus, wie der Großmeister des Ritterordens, Villiers de l'Isle Adam, zum Abschlagen derselben. Dem Letzteren war dabei der venetianische Ingenieur Gabriel Martinengo behülflich. Dieser zeigte sich in der Leitung der Vertheidigung den Türken weit überlegen. Bis zum 16. Sep-

*) Erhalt' uns, Herr, bei deinem Wort, und steur' des Pabstes und der Türken Mord!

tember wurden drei Stürme abgeschlagen und die Breschen wieder ausgebessert. Auch der oben genannte jüdische Verräther ward in dem Augenblicke, als er vermittelst eines Pfeiles einen Brief in das türkische Lager schießen wollte, ergriffen und dann geviertheilt. Am 24. September wurde ein neuer allgemeiner Sturm vereitelt, bei welchem die Türken fünfzehntausend Mann verloren. Der Sultan setzte nach demselben den Admiral seiner Flotte ab und schickte Mustapha Pascha als Statthalter nach Egypten. Im Oktober und November ward mit unsäglichem Menschenverluste noch viermal gestürmt. Am 10. December ließ der Sultan, der, was wir dahin gestellt sein lassen, schon hunderttausend Mann verloren hatte, noch einmal eine Capitulation anbieten; die Ritter waren aber entschlossen, sich unter den Schutt der einstürzenden Gebäude von Rhodus begraben zu lassen. Sie wehrten sich, bis es ihnen an Pulver fehlte. Erst dann capitulirten sie (25. December). Suleiman sorgte diesmal dafür, daß die Capitulation wenigstens der Hauptsache nach gehalten wurde; der sehr alte Großmeister ward mit den Seinigen am 1. Januar 1523 eingeschifft und nach Italien gebracht. Auch die acht kleinen Inseln, welche außer Rhodus den Rittern gehört hatten, wurden den Türken übergeben, sowie die Burg Petreon, welche ein deutscher Ritter an der Stelle erbaut hatte, wo in alter Zeit das Mausoleum stand. Am 29. Januar 1523 kehrte der Sultan nach Constantinopel zurück.

Die Ungarn zahlten, als sie die Türken das ganze Jahr 1522 hindurch vor Rhodus beschäftigt sahen, durchaus nichts von den Geldern, die sie beschlossen hatten, in die Staatskasse, und als der Palatinus den Adel und die Geistlichkeit dazu anhalten wollte, entstanden unzählige Fehden. Es war ein Glück für sie, daß der Sultan in den Jahren 1523 und 1524 nicht an Ungarn denken konnte, weil er in anderen Theilen seines Reiches, besonders in der Krimm, wo er einen Khan absetzte und einen anderen an dessen Stelle erhob, sowie in Egypten genug zu thun fand. In Ungarn herrschte damals eine fortdauernde Anarchie, und auch mit den viertausend Deutschen, welche dem Könige versprochen worden waren, würde man, selbst wenn dieser das Geld zu ihrer Bezahlung und Ernährung gehabt hätte, wenig ausgerichtet haben. Übrigens war auch der türkische Sultan damals weit mehr durch

die Janitscharen, welche stets unruhig waren und von Zeit zu Zeit einige hunderttausend Dukaten als Geschenk von ihm erpreßten, als durch seine auswärtigen Feinde in Anspruch genommen. Er hatte ausdrücklich weder mit den Persern, noch mit den Ungarn Frieden geschlossen, damit er im Nothfalle seinen tumultuirenden Soldaten durch Bekriegung der Ketzer oder der Ungläubigen Beschäftigung und Beute verschaffen könne. In Persien war Ismael, der Gründer der Dynastie der Ssofi's, gestorben. Sein Nachfolger, Thamasp, setzte sich mit Ludwig von Ungarn und dem Kaiser Karl V. in Verbindung, weil ihm Suleiman einen Brief schreiben ließ, welcher für den Charakter und Ton der Osmanen so bezeichnend ist, daß wir die Anfangsworte desselben mittheilen wollen. „Wäre — so lauten diese — in deiner durch Irrlehren verkehrten Natur auch nur ein Sonnenstäubchen von Ehre und Eifer, so müßtest du schon längst zu Grunde gegangen sein. So bist du aber als ein Gegenstand unserer Gnade aufbewahrt und dir ist unter unserem Säbel das Leben geschenkt worden. Warum hast du an unseren Hof, zu dem die Welt ihre Zuflucht nimmt, und die es mit dem Himmel aufnimmt, nicht Jemanden gesendet, um dich pflichtschuldigst zu verneigen und deine Unterthänigkeit zu bezeugen?"

Der Sultan richtete diesmal (1525) seine Waffen zuerst gegen die Ungarn, nachdem er an dem neuen Schah von Persien, der ihm seine Thronbesteigung nicht angezeigt hatte, seinen Zorn dadurch ausgelassen hatte, daß er Hunderte von persischen Gefangenen niedersäbeln ließ. In Ungarn, wo die Türken schon im Herbst 1524 die Grenzfestung Szröny erobert hatten, erhielt man am Ende des Jahres die Nachricht, daß dieselben die Moldau bedrohten, und daß der Statthalter von Belgrad Anstalten treffe, um über die Save setzen zu können. Von dort her sollte diesmal der Hauptangriff geschehen; Suleiman machte deshalb auch dem Kriege und den Grausamkeiten seiner Generale in der Moldau und Wallachei ein Ende. Er ließ die eingeborenen Fürsten, welche Johann Zapolya von Siebenbürgen her unterstützt hatte, als Vasallen anerkennen, und beruhigte sich in Betreff des Khans der Krimm mit der Anerkennung der türkischen Oberherrlichkeit. Auch mit dem Könige von Polen schloß er einen Frieden auf sechs Jahre, während zu gleicher Zeit ein Streit mit den Ragusanern von diesen durch

Geld abgekauft wurde. In Ungarn geschah nichts zur Abwehr der drohenden Gefahr. Die Magnaten waren beständig unter sich in Fehde und tobten gegen die Fugger, welche ebenso ihrem Könige, wie dem Kaiser Karl V., kleine Summen borgten und dafür von jenem die Bergwerke in Ungarn und dessen Nebenländern, von diesem die von Amerika, Spanien und Tyrol in einen für sie vortheilhaften Pacht nahmen. Während des ganzen Monats Mai 1525 hatte König Ludwig mit dem auf dem Felde von Rakos versammelten Adel, welcher die Nation vorstellte, Streit zu führen, ohne daß er von diesem Geld oder Truppen zum Kampfe gegen die Türken erhalten konnte. Das Ende des Streites war der im Juli gefaßte Reichstags-Beschluß, dessen Inhalt auch ohne weitere Erläuterung zeigen kann, daß es für eine ungarische Reichsmacht unmöglich war, einem Heere, wie das türkische damals war, zu widerstehen. Der Adel sollte nämlich nicht in das Feld ziehen, sondern es sollte eine bunte Masse von Söldnern geworben, von jedem Besitzer großer Güter aber fünfzig Reiter gestellt und unterhalten, von dem übrigen Adel dagegen Exercitalgelder gezahlt werden. Mit diesen Geldern sollte dann jedes Comitat Truppen werben und den von ihm zu erwählenden Kapitän bezahlen. Die Prälaten endlich sollten von ihren Zehnten Banderien oder Söldner unterhalten. Selbst als im Anfange des Jahres 1526 ein ehemaliger Secretär des Veziers, Ferhat, welcher nach Ungarn entfloh und Christ ward, die sichere Nachricht brachte, daß Suleiman entschlossen sei, über die Save und Drave zu setzen und gerade auf Ofen los zu marschieren, geschah vorerst weiter nichts, als daß ein Reichstag auf den 24. April 1526 ausgeschrieben wurde.

Am Tage vor dieser Versammlung, welche die Madscharen zum Berathschlagen beschlossen hatten, rückte Suleiman mit hunderttausend Mann und dreihundert Kanonen von Constantinopel aus. Drei Monate dauerte sein Marsch bis Belgrad. Am 27. Juli wurde nach zehntägiger Belagerung und drei Stürmen Peterwardein genommen. Dann schlugen die Türken in fünf Tagen bei Essek eine Brücke über die Drave, welche nach dem Übergange zerstört ward. Essek selbst äscherten sie ein. Nirgends fanden sie beim Vorrücken Widerstand; denn die ungarischen Herren stritten sich vom 24. April bis zum Juni mit ihrem Könige oder vielmehr

mit dessen Gemahlin herum. Die Letztere führte nämlich das Wort für den König; sie durchstrich allzu zudringliche Vorschläge der Deputirten und schrieb einmal auf eine Vorstellung derselben die Worte: „Ein König, Ein Landesfürst.“ Der König selbst schlief stets bis zum Mittag, dann hielt er einen Reichsrath, in welchem die Anwesenden sich herumstritten und sogar einmal Frangipani dem Erzbischof Szalkai, der ihm wegen seines Widerspruches an den Bart gegriffen hatte, eine Ohrfeige gab. Noch am 19. Juni war bei Ofen weder ein Schiff noch eine Kanone in Bereitschaft. Der Palatinus, welcher Essek hatte vertheidigen sollen, entschuldigte sich mit dem Ungehorsam seiner Leute, erpreßte aber von dem leeren königlichen Schatze seine Palatinal-Besoldung. Der Bischof von Erlau ging sogar so weit, daß er im Augenblicke der höchsten Noth alte vergessene Forderungen geltend machte. Der königliche Schatz war gänzlich erschöpft. Sogar als Couriere ausgesandt werden sollten, mußte der päbstliche Legat das Geld dazu vorschießen. Der König blieb ungeachtet aller dieser Umstände sich völlig gleich; denn noch als am 19. Juni zum Zeichen der höchsten Gefahr ein blutiger Säbel beim ganzen Adel umhergetragen wurde, hielt er ein Carrousel, und am 24. Juni half er die Hochzeit eines seiner Hofbeamten verherrlichen.

Nur Georg Zapolya zeigte sich entschlossen, dem Vaterlande Opfer zu bringen; er erschien, als der König sich mit viertausend Mann bei Tolna lagerte, mit zwölfhundert Reitern, während zugleich ein Pole fünfzehnhundert herbeiführte. Auch Johann Zapolya war von Siebenbürgen her mit einem ansehnlichen Heere im Anmarsch. Da nun außerdem endlich von allen Seiten Streiter heranzogen, so rieth man dem Könige, Johann Zapolya's Ankunft zu erwarten, ehe er sich mit den Türken in Kampf einlasse. Diese zogen zwischen Sümpfen und Morästen weiter, bis sie endlich unter Regen und Nebel an der westlichen Seite der Donau einer Insel gegenüber die Gegend von Mohatsch erreichten, in welcher eine Ebene und ein Morast sich den Türken vortheilhaft, den Ungarn aber, die schon am 14. August zwanzigtausend Mann stark dort angekommen waren, nachtheilig zeigte. Obgleich nun alsbald noch etwa fünftausend Mann eintrafen, so fand es doch jedermann thöricht, mit diesem Heere, welches nur achtzig Kanonen

hatte, die Türken anzugreifen. Auch gab der König dem Rathe der Verständigen nach, und wollte bis zur Ankunft Johann Zapolya's, welcher schon bis Szegedin gelangt war und mit seiner Reiterei vorauseilte, dem Kampfe ausweichen. Allein der Palatinus bestand auf dem sofortigen Angriffe der Türken und setzte, von allen Gegnern Zapolya's unterstützt, es durch, daß man am 28. August den Kampf beschloß. Am folgenden Tage wurde dann die unglückliche Schlacht bei Mohatsch von den Ungarn begonnen, ohne daß diese eine Wagenburg errichtet und die Hügelreihe, welche das türkische Heer vorn bedeckte, besetzt oder auch nur ausgekundschaftet hatten. In der Frühe des 29. August 1526 zogen die Ungarn den Türken entgegen. Diese wichen zurück, bis ihre Gegner unvorsichtiger Weise zu weit vorgegangen waren und in die Mitte genommen wurden; dann wurde das Treffen in anderthalb Stunden zum Verderben der Letzteren entschieden. Das ganze ungarische Heer ward vernichtet. Unter den Gebliebenen befand sich auch Georg Zapolya; dagegen retteten sich die beiden Männer, welche an der Niederlage Schuld waren, der Palatinus und der Ban Bathyani. Auch der König ward anfangs gerettet; ein Satz seines Pferdes aber warf ihn in einen Morast, wo er nebst seinem Begleiter Klapka den Tod fand. Sein Leichnam wurde später, als die Türken wieder abgezogen waren, aufgefunden.

Die Türken wütheten nach ihrem Siege wie Kannibalen. Sie hieben die Gefangenen nieder und brachen aus Mordlust, sowie um Pyramiden von Köpfen zu erbauen, selbst die heiligsten Versprechungen. Die Nachricht, daß die Türken damals mehr als zweimalhunderttausend Ungarn gemordet oder als Sklaven fortgeschleppt hätten, ist durchaus nicht unwahrscheinlich. Sie brannten außerdem die Dörfer und Städte nieder; Fünfkirchen ging auf Suleiman's Befehl, Ofen ohne sein Zuthun in Feuer auf. Als die Böhmen, welche unter Adam von Neuhaus und Georg von Brandenburg bis Raab gekommen waren, sich wieder zurückzogen, drangen die Türken raubend und mordend bis nach Gran vor. In Pest soll der Sultan ungarischen Magnaten, die er vor sich ließ, zu verstehen gegeben haben, daß er nicht abgeneigt sei, den Johann Zapolya als seinen Vasallen auf ihren Thron zu setzen. Als er nach vierzehn Tagen wieder von Ofen aufbrach,

führte er von dort die unschätzbare Bibliothek von Handschriften, welche Matthias Corvinus gesammelt hatte, mit sich. Am 24. September begann der Rückmarsch der Türken, welche auf demselben auch nach Szegedin und Bacs kamen. Bei Peterwardein setzte das türkische Heer über eine neu errichtete Brücke. Am Ende des November war der Sultan wieder in Constantinopel, wo er dann in den Jahren 1527 und 1528 durch Staatsgeschäfte und durch Unruhen, welche in Asien ausgebrochen waren, festgehalten wurde.

In dieser Zeit ward Karl's V. Bruder, Ferdinand I., als König von Ungarn und Böhmen anerkannt. Im Jahre der Schlacht bei Mohatsch war Ferdinand durch einen sehr gefährlichen Bauernkrieg in Anspruch genommen, welcher 1525, gleichzeitig mit dem schwäbischen, fränkischen und thüringischen Bauernkriege im Salzburgischen entstanden war und sich nach Östreich verbreitet hatte. Er war daher nach dem Tode des Königs Ludwig nicht im Stande, das ihm bei seiner Heirath zugestandene Recht der Nachfolge in Ungarn und Böhmen mit den Waffen geltend zu machen. Er bestritt aus diesem Grunde auch das Wahlrecht der Böhmen und Ungarn nicht, wie er doch nach dem letzten Vertrage hätte thun können. In Böhmen versammelten sich die drei Stände des Reiches oder mit anderen Worten die Herren, Ritter und Städte am ersten Oktober 1526 zur Wahl. Nachdem jeder Stand acht Wahlherren ernannt hatte, wurde schon am 24. Oktober Ferdinand in voller Versammlung zum böhmischen Könige ausgerufen. Die meisten Stimmen nach ihm hatte einer der bairischen Herzöge gehabt. Im Januar 1527 reiste Ferdinand nach Böhmen, und im Februar ward er mit der im Schlosse Karlstein verwahrten böhmischen Krone in der Veits-Kirche gekrönt. Auch in Mähren und Schlesien wurde er anerkannt.

Die Madscharen waren nicht so geneigt, einem in Spanien erzogenen deutschen Prinzen die Regierung anzuvertrauen. Ganz Ungarn war durch den Streit zwischen dem Palatinus Bathori und dem Woiwoden Johann Zapolya, welcher nach seines Bruders Georg Tode blos in Ungarn zweiundsiebenzig Schlösser und Herrschaften besaß, in zwei Parteien getheilt. Zapolya stand an der Spitze eines eigenen Heeres, mit welchem er anfangs die heimkehrenden Türken hatte beunruhigen wollen, dann aber sich nach

Tokay zurückgezogen hatte. Ferdinand's Schwester, die verwittwete Königin von Ungarn, ließ zwar durch den Palatinus einen Reichstag nach Komorn ausschreiben; Zapolya und sein Anhang kamen ihr aber zuvor. Diese hielten nämlich schnell in Stuhlweißenburg einen Reichstag, durch welchen Zapolya am 10. November 1526 zum König gewählt wurde. Die Königin und Ferdinand hatten zwar durch Gesandte gegen diese Wahl protestiren lassen wollen; diese wurden aber erst dann vorgelassen, als Zapolya bereits gekrönt war, und nun erklärte ihnen der Letztere, daß Ferdinand sich nicht unterstehen solle, nach Ungarn zu kommen, einen Reichstag zu berufen und Parteien zu stiften, wenn er nicht als Feind betrachtet und angegriffen werden wolle. Der Reichstag zu Komorn wurde gar nicht gehalten; die Königin-Wittwe berief aber statt dessen ihre Anhänger nach Preßburg. Hier wurde dann Zapolya's Wahl für nichtig erklärt und denen, die in Stuhlweißenburg versammelt gewesen waren, ein Termin von vierzig Tagen gesetzt, um sich in Preßburg einzufinden. Als dieselben nicht erschienen, erwählten die in Preßburg Versammelten Ferdinand zum Könige und luden ihn ein, alsbald nach Ungarn zu kommen. Dies konnte natürlich nicht anders als an der Spitze eines Heeres geschehen.

Vergebens suchte der König von Polen auf einem Kongreß zu Olmütz zwischen Zapolya und Ferdinand zu vermitteln, damit, während ein neuer Türken-Krieg drohte, der Frieden zwischen den christlichen Fürsten erhalten werde; vergebens sprach 1527 Pabst Clemens VII., welcher damals Karl's V. Gefangener war, den Bann gegen Zapolya aus; der Streit über die ungarische Krone mußte mit dem Schwerte entschieden werden. Ende Juli 1527 rückte ein Heer unter Kasimir von Brandenburg-Ansbach und Niklas von Salm gegen Tyrnau und Theben, und am 3. August zog Ferdinand selbst mit sächsischen und braunschweigischen Truppen, die der Graf von Mansfeld anführte, gegen Altenburg. Das vereinigte Heer der Deutschen trieb Zapolya aus ganz Ungarn. Christoph Frangipani ward in einem Gefechte getödtet und auch Kroatien durch Franz Bathyani gewonnen; Niklas von Salm aber erfocht einen glänzenden Sieg bei Tokay. Ferdinand vereinigte hierauf den größten Theil des Adels in Ofen und ließ

sich dort noch einmal wählen, sowie gleich darauf in Stuhlweißenburg krönen.

Zapolya glaubte sich endlich nicht einmal in Siebenbürgen mehr sicher, weil Ferdinand's Bevollmächtigte, Kaspar Horvath und Reichersperger, zuerst Hermannstadt und dann das ganze übrige Land von ihm abwendig machten. Er flüchtete sich auf das Gut eines Freundes und dann nach Polen. Hier hielt er sich einige Zeit im Kloster Czenstochau auf, von wo aus er dann in alle Gegenden Gesandte schickte, um Verbündete zu suchen. Er sendete namentlich den Polen Hieronymus Lasczy, Palatinus von Siradien, welchen er früher schon nach Paris geschickt hatte, nach Constantinopel. Hier verwandte sich im December 1527 auch ein Agent von Venedig, Gritti, für ihn. Suleiman machte anfangs Schwierigkeiten, sich mit Zapolya einzulassen, obgleich die Türken damals die sämmtlichen Festen von Bosnien und viele Plätze in Dalmatien erobert hatten, und alle Anstalten zu einem neuen Zuge getroffen worden waren. Endlich brachte aber Lasczy im Februar 1528 ein Bündniß zwischen Suleiman und Johann Zapolya oder, wie die Türken diesen nannten, König Janusch zu Stande. In diesem Bundesvertrage versprachen die Türken nicht blos Kanonen und Munition, sondern auch einen neuen Kriegszug nach Ungarn. Auch König Ferdinand schickte an Suleiman Gesandte. Diese traten jedoch ganz anders auf, als Zapolya's Polacke; denn sie suchten zwar um eine Waffenruhe oder einen Frieden nach, forderten aber zugleich die Zurückgabe von vierundzwanzig ungarischen Städten, welche noch in Suleiman's Gewalt waren. Wie die Türken dies aufnahmen, zeigt die Antwort, welche der Großwesier Ibrahim am 29. März 1528 den Gesandten Ferdinand's ertheilte. „Mit welcher Stirn, sagte Ibrahim, vermißt sich dein König, sich den Mächtigsten zu nennen, Angesichts des Kaisers der Osmanen, in dessen Schatten und Huld sich die übrigen Könige empfehlen!" Die Gesandten wurden neun Monate lang in den ihnen zur Wohnung angewiesenen Gebäuden eingeschlossen gehalten und erst am zwanzigsten März 1529 entlassen. Man gab ihnen folgenden Bescheid mit: „Euer Herr hat bisher unsere Freundschaft und Nachbarschaft nicht gefühlt, aber er wird sie fortan fühlen. Ihr könnt ihm sagen, daß ich selbst kommen werde mit aller Kraft

und Macht, und daß ich ihm selbst zurückzugeben gedenke, was er von mir begehrt. Saget ihm also, er möge Alles wohl vorbereiten zu unserem Empfange!"

Am 10. Mai 1529 brach Suleiman von Constantinopel nach Ungarn auf. Auch Zapolya kehrte damals aus Polen dahin zurück; man wirft ihm aber Feigheit und militärische Unfähigkeit vor. Am 20. Juli ließ Zapolya sich bei Mohatsch dem Sultan vorstellen, welcher gegen Ofen hin marschirte, da er kein Heer vorfand, das sich ihm im Felde hätte gegenüberstellen können. Zapolya schämte sich also nicht, daß er vom Sultan gerade an der Stelle als König empfangen wurde, an welcher sein Vorgänger und der Kern seiner Landsleute untergegangen waren. Am 14. September wurde er, nachdem die Türken Ofen erobert hatten, von einem General vierten Ranges durch Janitscharen in der Königsburg der Madscharen eingesetzt.

Suleiman selbst marschirte sogleich gegen Wien, und belagerte dann diese Stadt, während Ferdinand in Linz erwartete, daß sich die deutschen Fürsten um ihn sammelten. Die Vertheidigung von Wien gegen ein türkisches Heer, welches aus zweimalhundertfünfzigtausend Mann bestand, dreihundert Kanonen bei sich hatte, und von einer starken Flotte auf der Donau begleitet war, ist der glänzendste Punkt in der deutschen Kriegsgeschichte des sechszehnten Jahrhunderts, besonders auch aus dem Grunde, weil die Befestigungen der Stadt schwach waren und die Belagerten nur zweiundsiebenzig Kanonen besaßen. Die Beschreibung dieser Vertheidigung erfordert einen des Militärwesens kundigen Schriftsteller; wir übergehen daher das Einzelne und erwähnen nur, daß die Stadt mit Lebensmitteln gut versehen war, daß die Besatzung aus etwa zwanzigtausend Mann auserlesener Soldaten bestand, und daß eine heldenmüthige Bürgerschaft mit den Reichstruppen und mit östreichischen Kriegsleuten, böhmischen Schützen, Spaniern und Ungarn wetteiferte. Alle Häupter der ritterlichen Geschlechter Östreich's, die Schwarzenberg, Stahremberg, Auersberg, Lichtenstein u. s. w., fochten bei den Ausfällen und Stürmen ritterlich mit; an der Spitze der Streitenden aber standen Philipp, Pfalzgraf am Rhein und Herzog von Baiern, und der greise Niklas von Salm. Die Türken hatten bedeutende Sturmlücken geschossen und einen

Theil der Mauer durch Minen zum Einsturz gebracht; dennoch wurde jeder Sturm, auch der letzte am 14. Oktober, mit großem Verluste der Feinde abgeschlagen. Am 15. Oktober mußte Suleiman den Rückzug antreten. Ganz Östreich bis nach Linz hin war vorher von den Barbaren zur Wüste gemacht worden.

Ferdinand belagerte nachher die Stadt Ofen vergebens (Preßburg war bereits von den Seinigen besetzt), und schloß endlich mit dem türkischen Vasallen Zapolya einen Waffenstillstand. In den folgenden Jahren rüstete er in Verbindung mit seinem Bruder, dem Kaiser Karl V., ein ansehnliches Heer, um dem Sultan, wenn er wieder heranzöge, im offenen Felde zu begegnen. Glücklicher Weise erschien aber der Sultan in Ungarn erst im Jahre 1532 wieder, als die Streitigkeiten im deutschen Reiche durch den Nürnberger Religionsfrieden beigelegt waren und auch die Protestanten sich beeiferten, dem Kaiser ihren Patriotismus und ihren christlichen Eifer im Kampfe gegen die Ungläubigen zu beweisen. Wir glauben hier abbrechen zu müssen, weil von 1532 an die ungarische, böhmische und türkische Geschichte, so weit sie hierher gehört, sich leicht in gewisse Theile der deutschen Geschichte einschalten läßt.

5. Heinrich VIII. von England.

Heinrich VIII. von England regierte trotz aller Privilegien seiner Unterthanen und trotz des Parlaments despotischer und grausamer, als irgend ein anderer Fürst seiner Zeit. Er ließ sich von seinem Kapellan Wolsey, dem er die Kardinals-Würde verschaffte, unbedingt leiten, bis sein Wunsch, sich von seiner Gemahlin scheiden zu lassen, einen Zwist zwischen ihm und Wolsey, sowie bald auch zwischen ihm und der päbstlichen Kirche herbeiführte (s. Th. XI. S. 352 ff. und 379 f.). Wolsey war nicht blos Kanzler des Reiches und Erzbischof von York, sondern er vereinigte auch das reiche Bisthum Winchester und unzählige Pfründen mit der Würde eines päbstlichen Legaten, und die Päbste übertrugen ihm, weil sie Heinrich's bedurften, urkundlich fast alle Gewalt, die sie selbst hatten. Außerdem gab ihm der französische König Franz zur Entschädigung für das Bisthum Tournay eine Rente von zwölftausend Livres, Kaiser Karl V. und Pabst Leo X. aber zahlten ihm jährlich

fünftausendfünfhundert Dukaten für die Bisthümer Toledo und Palencia. Wolsey's Hochmuth war unbegränzt, und sein Aufzug verdunkelte den des Königs, da er nicht geizig war, sondern seine unermeßlichen Einkünfte in kaiserlicher Weise an seine Umgebungen, sowie für Bauwerke und Stiftungen verschwendete. Es ist bereits früher berichtet worden, wie Wolsey die beiden Männer, welche neben ihm Legaten waren, Corneto und Campeggio, verdrängte und unerhörte Bedrückungen übte, ohne daß man sich zu widersetzen wagte. Zweimal strebte Wolsey ebenso nach dem Pabstthum wie sein König einmal nach dem Kaiserthum; Beide aber sahen sich in ihrem ehrgeizigen Streben getäuscht.

Den Gesetzen und Rechten der Engländer durfte sowohl der Kaiser als Wolsey bei jeder Gelegenheit ungestraft Hohn sprechen. Wolsey errichtete z. B. ein geistliches Gericht, welches unter dem Vorwande einer religiös-moralischen Aufsicht alle erdenklichen Gewaltthätigkeiten übte, sowie der König selbst seinen Stolz darin setzte, in dogmatisch-scholastischen Kämpfen ein Held zu sein, und mit entsetzlicher Grausamkeit jeden verfolgte, der irgend einen Satz seiner Schul-Theologie zu bestreiten wagte. Wolsey nannte seinen Gerichtshof, welcher in der englischen Verfassung auf keine Weise begründet war, das Tribunal des Legaten. Er machte einen John Allen zum Präsidenten desselben, und dieser, welcher alles Streitige vor sein Tribunal zu ziehen wußte, erlaubte sich unter dem Vorwande der päbstlichen Vollmacht die schrecklichsten Bedrückungen und Willkürlichkeiten. Im Volke und sogar im Parlamente erhob sich keine Stimme dagegen, und auch die Richter schwiegen, weil Niemand sich auf das Gesetz Praemunire berief, welches in England schon längst gegen des Pabstes Einmischung in die weltliche Gerichtsbarkeit erlassen worden war (s. Th. X. S. 8). Jener Gerichtshof war ebenso für Wolsey ein Mittel, um Erpressungen zu üben und seine Feinde zu verfolgen, wie der König sich der aus seinen Hofleuten und Creaturen bestehenden Sternkammer (s. Th. X. S. 401) zu seinen Verurtheilungen zu bedienen pflegte. Zu den Männern, welche der König selbst gerichtlich ermorden ließ, gehörte namentlich der nächste Anverwandte seines Hauses, der Herzog von Buckingham, dessen Hinrichtung Hume und Andere mit Unrecht dem Kardinal Wolsey zuschreiben. Der Letztere war bei der Vernicht-

ung des Herzogs nur als Minister thätig. Das Verbrechen Buckingham's bestand darin, daß er einen Seher über das Ende des Königs befragt hatte. Gerichtet hätte er nach englischen Gesetzen durch das Oberhaus werden sollen; Wolsey suchte aber siebzehn Pairs aus, welche eine Gerichts-Commission bildeten, und der Herzog von Norfolk (high steward) schämte sich nicht, den Vorsitz in derselben zu führen. Buckingham ward durch dieses Gericht verurtheilt, und da er bei der Verkündigung seines Urtheiles nicht nur standhaft auf seiner Unschuld beharrte, sondern auch erklärte, er werde nie um des Königs Gnade bitten*), so wurde er im Mai 1521 hingerichtet.

Selbst die Schwierigkeit, ohne Befragung des Parlaments Geld zu erheben, wußte der Kardinal zu beseitigen; er ward daher auch dem verschwenderischen Könige von Jahr zu Jahr unentbehrlicher. Es ist hier der Ort nicht, alle die Mittel gewaltsamer Geld-Erpressungen anzuführen, welche Wolsey seinem Könige angab; Einiges muß aber ebenso in dieser Hinsicht erwähnt werden, wie wir weiter unten einzelne Beispiele aus dem endlosen Register der Willkürlichkeiten, Grausamkeiten und Ungerechtigkeiten Heinrich's ausheben werden, um zu zeigen, daß der theologische König von England, dem für seine grausamen Hinrichtungen und Geld-Erpressungen selbst sein Religionseifer nützlich war, seinem Zeitgenossen, dem türkischen Sultan, glich. Wolsey ließ einst das Vermögen aller Engländer, welche ein Alter von sechzehn Jahren und darüber hatten, aufzeichnen, und bediente sich dann dieses Registers, um für seinen König eine Anleihe von einem Zehntel der weltlichen und von einem Viertel der geistlichen Einnahme zu erpressen. Nur die Kaufleute von London durften bei dieser Gelegenheit sich mit einer runden Summe abfinden. Gleich im folgenden Jahre nöthigte Wolsey nicht nur die Geistlichkeit, dem Könige die Hälfte ihrer jährlichen Einnahme als eine in fünf Jahren zahlbare Abgabe zu gewähren, sondern er verlangte auch vom Parlament ein innerhalb vier Jahren zu entrichtendes Fünftel aller Laiengüter. Das Letztere fand anfangs Widerspruch, und es wurde nur die Hälfte der geforderten Summe bewilligt. Allein Wolsey begab sich hierauf selbst

---

*) I shall never sue to the king for life.

in das Parlament, und dieses wurde, obgleich es sich weigerte, in seiner Gegenwart zu berathen und abzustimmen, durch den Schritt des Kardinals so eingeschreckt, daß es nicht allein die vorher gewährte Summe erhöhte, sondern sich auch nicht widersetzte, als Wolsey das, was in vier Jahren hätte entrichtet werden sollen, in einem einzigen Jahre erheben ließ. Im Jahre 1525 wollte der König eine ähnliche Steuer unter jenem Namen einer freiwilligen Gabe (benevolence), welcher zu seines Vaters Zeit verhaßt geworden war (s. Th. X. S. 332 u. 390), erheben lassen; das ganze Reich gerieth aber darüber in Bewegung, und es fehlte wenig, daß nicht schon damals Wolsey durch seines Königs Habsucht und Verschwendung gestürzt worden wäre. Er fiel erst später als ein Opfer der Wollust desselben.

Mit der Geschichte des Kardinals Wolsey und seines Sturzes hängt leider! die Entstehung der sogenannten Hochkirche England's und ihres Gottesdienstes ganz enge zusammen. Diese von Heinrich VIII. herstammende und später unter Elisabeth nach Calvin's Theorie verbesserte Kirche hat einen halb geistlichen, halb weltlichen Klerus und einen halb protestantischen, halb katholischen Gottesdienst, welcher auf der einen Seite der mechanischen Frömmigkeit der Pietisten, auf der anderen den hierarchischen Grundsätzen der römischen Kirche nahe verwandt ist. Wir sehen daher auch, daß dieselbe im sechszehnten Jahrhundert von Pietisten und im achtzehnten und neunzehnten von Anhängern der römischen Kirche heftig erschüttert wurde. Die Geschichte der Kirchenveränderung in England (denn eine Kirchenverbesserung möchten wir das, was Heinrich in kirchlicher Beziehung anordnete, nicht nennen), entsprang ganz allein aus dem Wunsche des Königs, auf eine scheinbar rechtmäßige Weise und nach den Gesetzen der römischen Kirche von seiner ersten Gemahlin geschieden zu werden.

Heinrich war achtzehn Jahre lang mit seines Bruders Wittwe Katharina, einer Tante des Kaisers Karl V., vermählt und hatte fünf Kinder mit ihr erzeugt, von denen eine Tochter, Maria, ihn später überlebte und nach vielen Abenteuern auf den englischen Thron gelangte. Er hatte sich während jener ganzen Zeit mit Galanterieen begnügt, bis er eine leidenschaftliche Neigung zu der höchst leichtfertigen Anna Boleyn faßte. Diese Dame hatte als ein

Kind von sieben Jahren Heinrich's Schwester, welche mit dem Könige von Frankreich Ludwig XII. und nach dessen Tode mit dem Herzoge von Suffolk vermählt wurde, nach Frankreich begleitet und war dort allein bei ihr geblieben, während das übrige Gefolge der Prinzessin, das sich durch seinen Lebenswandel den Franzosen verdächtig machte, nach England zurückgeschickt wurde. Wie lange Anna Boleyn nach dem Tode Ludwig's XII. noch in Frankreich verweilte, ist nicht leicht anzugeben; gewiß ist aber, daß sie in ihrem zwanzigsten Jahre Hoffräulein der Königin Katharina ward. In dieser Stellung lernte Heinrich sie kennen. Der König hatte früher schon mit ihrer Schwester Maria in vertrautem Umgange gelebt; diese war aber nachher von ihm wieder verlassen worden. Anna benahm sich vorsichtiger, als ihre Schwester. Der König selbst drang nach seiner heftigen Gemüthsart vom ersten Augenblicke an leidenschaftlich auf eine Scheidung von seiner Gemahlin, oder vielmehr er heuchelte Gewissensbisse wegen seiner Ehe mit derselben und behauptete, Pabst Julius II. habe die für diese ertheilte Dispensation (s. Th. XI. S. 206) gar nicht geben dürfen. Jetzt erst, sagte er, fühle er sich in seinem Gewissen beschwert, daß er dem Mosaischen Ehegesetze zuwider gehandelt habe. Er schrieb sogar selbst eine Abhandlung, um seinen Bischöfen zu beweisen, daß seine Ehe mit einer Schwägerin nach einer Stelle im vierten Buche Mosis und nicht nach einer anderen, weniger strengen im fünften beurtheilt werden müsse. Das ganze Volk gerieth über diese Sache in Bewegung, und Kaiser Karl V. nahm sich seiner Tante an, welche dem Kardinal Wolsey und den Bischöfen nicht recht traute, weil der Kardinal als Minister allmächtig war und als Legat auch eine päbstliche Vollmacht (wiewohl freilich nicht für alle Fälle) besaß. Katharina und ihr Neffe Karl V. vertrauten auf den Pabst Clemens VII., der zwar gern in die Scheidung eingewilligt hätte, gerade damals (1527) aber in der Gewalt des Kaisers war (s. Th. XI. S. 415). Clemens war unter diesen Umständen darauf bedacht, weder den Kaiser noch den englischen König zu beleidigen. Er suchte deshalb die Entscheidung zu verzögern. Der König ward bald ungeduldig, und Wolsey gerieth zwischen ihm und dem Pabste ins Gedränge. Clemens hatte sich zwar geweigert, dem Kaiser, welcher die Proceß-

Sache des englischen Königs unmittelbar vom Pabste und nicht durch Commissäre in England entschieden haben wollte, seine Forderung zu gewähren, weil dies gegen den Gebrauch sei; er hatte aber zugestanden, daß Karl vor dem Urtheilsspruche von dem Prozesse sollte benachrichtigt werden.

Im December 1527 entkam der Pabst den Händen der Kaiserlichen und gelangte glücklich nach Orvieto (s. Th. XI. S. 418). Dort traf ihn ein Abgeordneter des englischen Königs (Knight), der ihm zwei in England ausgefertigte Urkunden zur Unterschrift vorlegte, die eine, um den Kardinal Wolsey zur Scheidung der Ehe Heinrich's zu bevollmächtigen, die andere, um die Vermählung des Königs mit Anna Boleyn zu erlauben. Der Pabst bewilligte das Letztere, und fand dagegen Mittel, das Erstere hinaus zu schieben, indem er noch einen anderen Kardinal ernannte, welcher zugleich mit Wolsey über die Ehescheidungs-Sache zu Gericht sitzen sollte. Auch Wolsey hatte offenbar keine große Neigung die Scheidungssache zu betreiben; denn Anna Boleyn war gegen ihn feindlich gesinnt. Dessen ungeachtet bewirkte Wolsey, der im Gedränge war und sich von dem tyrannischen Könige bedroht sah, im Juli 1528, daß beim Vorsitze einer Scheidungs-Commission, welche für Heinrich sprechen sollte, ihm der Kardinal Campeggio zugeordnet wurde, und daß man diesem sogar eine Bulle anvertraute, welche Alles enthielt, was der König vom Pabste verlangen konnte. Diese Commission sollte eine bloße Förmlichkeit sein; die römische Politik spielte aber dabei den Gesandten Heinrich's, welche die Absendung Campeggio's und die Ausfertigung der ihm mitgegebenen Bulle bewirkt hatten, einen argen Streich und täuschte auch den König selbst, sowie den Kardinal Wolsey. Campeggio erhielt nämlich Befehl, die Bulle nicht aus seiner Hand zu geben und dieselbe zwar dem Könige und dem Kardinal Wolsey zu zeigen und vorzulesen, nachher aber sogleich zu verbrennen. Dies geschah, um den Proceß zu verlängern und besonders um ihn zuletzt dem bestellten Gerichte entziehen und nach Rom bringen zu können. Deshalb reiste auch Campeggio so langsam, daß er statt im Juli, wie man erwartet hatte, erst im Oktober in England eintraf. Dann wußte er durch allerlei Schikanen, Bedenklichkeiten und kanonische Spitzfindigkeiten es dahin zu bringen, daß die Sitz-

ungen der Commission erst im Mai 1529 eröffnet und nachher in die Länge gezogen wurden, und daß man endlich im Juli erklärte, nur der Pabst allein könne das Urtheil fällen.

Jetzt kannte des Königs Zorn keine Schranken mehr; Anna Boleyn, welche dem Kardinal Wolsey nicht gewogen war, beherrschte den König noch weit unumschränkter, als früher Wolsey, und dieser, welcher vorher die neue Ehe gefürchtet hatte, hätte jetzt gern Alles gethan, um sie zu Stande zu bringen, weil er verloren war, wenn der König seinen Zweck nicht erreichte. Der König glaubte, daß die Bulle, welche Campeggio ihm gezeigt hatte, noch in dessen Händen sei. Sie war aber verbrannt, und Heinrich ließ vergebens das Gepäck des Kardinals durchsuchen. Sein ganzer Zorn fiel jetzt auf Wolsey. Er ließ demselben die Siegel abfordern und entfernte ihn bald von allen Stellen, Würden und Pfründen. Zugleich bedrohte er ihn mit einem Kriminal-Proceß, der unter einem Tyrannen, wie Heinrich war, und bei dem Schrecken, den dieser allen denen einflößte, welche Rechte, Güter und Leben der Engländer zu vertheidigen wagten, offenbar nur mit der Verurtheilung des Kardinals endigen konnte. Wolsey ward nämlich jetzt wegen seines Legaten-Gerichtshofes angeklagt, indem er durch die Übertretung des gegen die Annahme einer päbstlichen Bevollmächtigung erlassenen Gesetzes Prämunire ein Todesverbrechen begangen habe (Oktober 1529). Man stellte ihn vor die aus Hofbeamten zusammengesetzte Sternkammer, deren sich die Könige dieses Jahrhunderts als eines Gerichtes über ihre Hofleute bedienten, und diese verurtheilte den Kardinal. Der König ließ jedoch den Urtheilsspruch nicht vollziehen, sondern verzieh dem Kardinal, nachdem derselbe mit demüthiger Reue allen seinen Stellen, Würden und Pfründen außer dem Erzbisthum York entsagt hatte. Auch erlaubte er dem Kardinal, welcher während des Processes auf den Landsitz des Bischofs von Winchester verwiesen worden war, sich in sein Erzbisthum zu begeben. Dort wurde aber Wolsey nicht lange in Ruhe gelassen. Der König ließ ihn des Hochverraths anklagen, und schickte im November 1530 den Herzog von Northumberland nach York, um den Kardinal als Kriminalverbrecher nach London bringen zu lassen. Dieser starb jedoch unterwegs, und zwar, wie jetzt historisch bewiesen ist, nicht an Gift, sondern an der Ruhr.

Die Scheidungssache nahm unterdessen ihren Fortgang; Heinrich hatte aber auch schon den Entschluß gefaßt, mit der römischen Kirche zu brechen, ohne jedoch zugleich dem ihm tödtlich verhaßten Luther oder der von dessen Anhängern verkündigten Glaubensfreiheit im geringsten günstig zu werden, wie er denn auch später, als die Zahl der Anhänger Luther's in seinem Reiche sich vermehrte, diese ebenso wie die Katholiken oder die Anhänger des Pabstes verfolgen und gerichtlich morden ließ. Heinrich hatte nicht blos einen ganz unbegrenzten und lächerlichen Königsstolz, sondern er war auch von Kindes Beinen an in der Scholastik oder der theologischen Klopffechterei geübt worden, und glaubte eine Stütze des christlichen Glaubens, sowie ein Held bei der Vertheidigung desselben zu sein. Er hatte früher sogar, um dem Beherrscher von Frankreich als dem allerchristlichsten Könige und dem Beherrscher von Spanien als dem katholischen Könige nicht nachzustehen, sich mit großer Anstrengung ein Diplom des Pabstes verschafft, durch welches ihm der Titel „Vertheidiger des wahren Glaubens (defensor fidei)“ zuerkannt wurde. Er hatte nämlich zu diesem Zwecke ein Buch verfaßt und dasselbe im Oktober 1521 durch den Dechanten Clarke von Windsor nach Rom überbringen lassen, damit der Pabst erkenne, welch ein eifriger Verfechter des alten Glaubens-Systems der König von England sei. Er selbst behauptete sehr nachdrücklich und zu wiederholten Malen, daß er allein der Verfasser dieser Schrift sei; die Welt sagte aber, Wolsey und der gelehrte Bischof Fisher von Rochester hätten an der Abfassung derselben mehr Antheil gehabt, als der König. Die Veranlassung zu diesem Buche nahm Heinrich von dem Umstande her, daß Luther in seiner Schrift von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche einen Angriff auf die Lehre von den sieben Sacramenten oder mit anderen Worten auf die Grundlage des ganzen papistischen Glaubens-Systems gemacht hatte. Heinrich gab daher auch seiner Schrift, welche den kirchlichen Jahrbüchern von Bzovius und der Halle'schen Ausgabe von Luther's Werken wörtlich einverleibt ist, den Titel „Von den Sacramenten“*). Der Pabst ertheilte

*) Assertio septem sacramentorum adversus Martinum Lutherum edita ab invictissimo Angliae et Franciae rege et domino Hiberniae, Henrico ejus nominis octavo. Lond. 1521.

dem Könige wegen dieser Schrift wirklich einen Titel, wie Heinrich ihn wünschte, um dem Königen von Spanien und Frankreich gleich zu stehen. Er erklärte zugleich in dem Briefe an Heinrich, in welchem er dies that, das Buch für ein Werk, das ohne den Beistand des heiligen Geistes nicht habe zu Stande gebracht werden können, und ertheilte daher auch allen denen, die es lesen würden, Ablaß. Das Buch Heinrich's wird von Emser für die beste Widerlegung Luther's gehalten. Auch Scultetus und sogar Robertson rühmen dasselbe; Beide haben es aber wahrscheinlich nie gelesen, weil sie es sonst unmöglich hätten loben können. Unsere Theologen, besonders Plank, urtheilen sehr verächtlich von dem Buche, und die von ihnen angeführten Proben beweisen, daß sie Recht haben. Luher und seine Freunde dachten ebenso und wollten nichts davon wissen, daß der gelehrte Fisher oder gar, wie man auch sagte, Erasmus von Rotterdam dem Könige bei dieser schriftstellerischen Arbeit geholfen hätte; sie erklärten das Buch für das Werk eines abgeschmackten englischen Hof-Kaplans, gaben aber zu, daß es in gutem Latein geschrieben sei. Dieser Kaplan war Eduard Lee, welcher einen albernen Streit mit Erasmus von Rotterdam anzufangen wagte, und den der König später zum Erzbischof von York machte.

Wir erwähnen dieses Buches, sowie der Gegenschrift, welche Luther geschrieben hat, aus dem einzigen Grunde, weil auch bei dieser Gelegenheit Luther's Heftigkeit oder, um ein neu gestempeltes Wort der Philosophen zu gebrauchen, seine g ö t t l i c h e Grobheit der evangelischen Kirche, welche Luther gründen wollte, verderblich geworden ist. Luther schreckte dadurch nicht nur den König von England ab, sondern er beleidigte auch den Nationalstolz der Engländer ebenso, wie er gleich darauf auch die Schweizer kränkte, indem er sie nicht als Christen anerkennen wollte. Wir meinen nicht, daß Luther ein Diplomat, Hofmann oder Politiker hätte sein sollen, daß er, wie man jetzt sich ausdrückt, nur in parlamentarischer Sprache hätte reden und mit dem stümpernden König fein säuberlich verfahren sollen; nein, er hätte nur dem Könige gegenüber, mochte dieser auch noch so grob sein, sich der Sprache eines gebildeten Mannes bedienen sollen. Heinrich hatte allerdings über Luther geschimpft und gespottet, und sein Buch

war in jenem hochmüthigen Tone und in jenen wegwerfenden und herabsetzenden höhnischen Ausdrücken gegen Plebejer verfaßt, welche wir jetzt in Frankreich und in Deutschland wieder täglich hören müssen; dies konnte aber dem deutschen Reformator nicht im geringsten schaden. Alle Gelehrten erkannten auf den ersten Blick, daß das unter Heinrich's Namen verfertigte Buch höchst elend sei. Daher wurde Luther von seinen besten Freunden, auch von Spalatinus und seinem Kurfürsten, vor Allen aber von Melanchthon, dringend gebeten, dem Könige entweder gar nicht zu antworten, oder wenigstens nur den Inhalt seiner Schrift, nicht die Person des Verfassers anzugreifen, die er ja doch nicht erreichen konnte. Allein Luther vermochte nicht seinen Zorn zu mäßigen. Er schadete dadurch der großen Sache, die er verfocht, ebenso, wie ihr später der große Lessing und Johann Heinrich Voß, welche gleichfalls zu persönlich feindlich schrieben, geschadet haben. Schon der Titel von Luther's Buch war nicht gegen die Schrift des Königs, sondern gegen diesen selbst gerichtet*). Diese Schrift Luther's hat ebenso, wie eine andere gegen Herzog Georg von Sachsen und eine dritte gegen Herzog Heinrich von Braunschweig, dem großen Reformator und seiner Lehre bis auf unsere Tage sehr viel geschadet, weil die Feinde des Lutherthums, besonders die gleißenden Jesuiten und diejenigen Gelehrten, denen Urbanität mehr werth ist, als Wahrheit, diese Bücher als Beweise dafür benutzt haben, daß ein so grober Mann wie Luther in einem Religionsstreite unmöglich Recht haben könne, was freilich einen schlechten Schluß voraussetzt.

Luther behandelt, um andere Schmähungen zu übergehen, das Buch des Königs höchst verächtlich, und spricht dasselbe trotz der gegentheiligen Versicherung des Königs ihm ab. Dies war allerdings nur Wiedervergeltung. Allein Luther nennt auch den König selbst wiederholt einen Narren, einen Esel, einen Gotteslästerer und einen Lügner, sowie den Kardinal Wolsey ein Ungeheuer, eine

---

*) Das Buch erschien 1522 zuerst lateinisch, dann deutsch. Die deutsche Ausgabe war wenigstens nicht gleich durch den Titel gegen die Person des Königs gerichtet; denn dieser lautete: „Antwort D. Martin Luther's auf Heinerich Königs von Englaud Buch." Die lateinische Ausgabe aber führte den Titel: **Contra Henricum Angliae regem Martinus Lutherus.**

Pest des Reiches, einen Gott und Menschen verhaßten Mann*). Von dem Augenblicke an, wo Luther den englischen König auf solche Weise angegriffen hatte, war es unmöglich, den Letzteren dahin zu bringen, daß man auch nur den Namen Luther's vor ihm aussprechen durfte, oder daß er nicht jeden seiner Unterthanen, welcher des Lutherthums verdächtig war, grausam verfolgen und hinrichten lasse. Auch mußten seine beiden aufgeklärten Rathgeber, Cromwell und der würdige, edle und fromme Cranmer, als sie später die protestantische Lehre begünstigten, Heuchelei üben und mit ängstlicher Vorsicht jeden Gedanken, daß sie nicht rechtgläubig seien, abwehren. Übrigens hat Luther selbst dritthalb Jahre nachher seinen Schritt bereut, indem er auf Bitten des Königs von Dänemark einen servilen Brief an Heinrich schrieb; er beging aber dabei eine neue Unvorsichtigkeit, und bereitete dadurch dem Letzteren den Triumph, ihm wegwerfend antworten zu können. Es ist in der That unbegreiflich, wie Luther dem furchtbaren Tyrannen Heinrich zutrauen konnte, daß er sich mit einem deutschen Theologen einlassen werde, welcher ihn und seinen Günstling Wolsey wie Schulknaben heruntergemacht hatte.

In Betreff der Scheidungs-Angelegenheit hatte Heinrich schon zwei Jahre vor Wolsey's Tode einen ihm sogleich einleuchtenden Rath von einem Manne erhalten, welcher zwar ein eifriger Anhänger Luther's war, von dem er dies aber nicht ahnen konnte, weil derselbe ihm von zwei ganz römisch-orthodoxen Geistlichen, Fox und Gardiner, vorgestellt worden war. Dieser Mann war Thomas Cranmer, ein sehr gelehrter Theolog, welcher Professor in Oxford gewesen war, aber, weil er sich verheirathet hatte, die Universität hatte verlassen müssen und hierauf die Erziehung der Söhne eines Barons zu Waltham übernommen hatte. Als nun der König sich einst bei dem Letzteren befand, sagte man ihm, daß Cranmer vielleicht eine kanonisch gültige Auskunft in der Scheidungssache angeben könne. Der König ließ denselben sogleich vor sich kommen, und erhielt von ihm den Rath, sich von allen ausgezeichneten Theologen und Universitäten Europa's ein Gut-

*) Illud monstrum et publicum odium dei et hominum, pestis illa regni tui.

achten geben zu lassen und dieses dem Pabste vorzulegen, welcher gewiß nicht gegen das einstimmige Urtheil der Kanonisten entscheiden werde. Cranmer's Rath leuchtete dem Könige so ein, daß er mit einem nicht gerade königlichen Ausdruck ausrief, „jetzt habe er die Sau bei beiden Ohren gepackt." Zur Ausführung desselben ward jedoch erst nach Wolsey's Tode geschritten. Die englischen Universitäten brachte man durch tausend Plackereien, Quälereien und Drohungen, die sich aktenmäßig beweisen lassen, zu einer geschraubten Erklärung für des Königs Wunsch, wobei Fox und Gardiner thätig waren. In Italien sprachen sich gegen eine Erkenntlichkeit in Geld die Universitäten Bologna, Ferrara und Padua ebenfalls günstig aus. In Deutschland dagegen konnte Heinrich's Agent, Barnes, selbst bei den Protestanten nichts ausrichten, weil es sich bei dieser Sache um die Ehre der Tante des Kaisers handelte. Man mußte sich daher mit der Zustimmung einzelner Theologen begnügen. Luther selbst hatte einen ganz eigenen Einfall: er schrieb an Barnes, er könne die Scheidung nicht billigen, wohl aber sein Gutachten dahin geben, daß Heinrich nach dem Vorgange der Patriarchen und früherer Könige zwei rechtmäßige Frauen zugleich haben dürfe*). Die französischen Universitäten wurden durch ihren König, welcher Heinrich's gegen den Kaiser bedurfte, dahin gebracht, daß sie, wiewohl nicht ganz ohne Widerspruch, die Scheidung billigten.

Pabst Clemens VII. hatte diesem Allen ruhig zugesehen, weil die Gutachten nur deshalb eingeholt wurden, damit er, wenn er die Scheidung ausspreche, sich beim Kaiser mit der Erklärung aller Theologen entschuldigen könne. Er zeigte sich aber nachher, als die Gutachten ihm zugeschickt wurden, immer noch abgeneigt, die Scheidung auszusprechen. Jetzt schrieb ihm daher der König, welcher schon seit zwei Jahren Katharina entlassen und mit Anna als mit seiner Gemahlin gelebt hatte, einen trotzigen und drohenden Brief. In diesem Briefe, von welchem wir nur den Schluß anführen wollen, sagt der König: „Er lebe in einer zweiten Ehe, der Pabst mache ihm aber eine förmliche Trauung dadurch un-

*) Alteram reginam quoque ducere et exemplo patrum et regum duas simul uxores ducere.

möglich, daß er zögere, die Trennung von seiner ersten Gemahlin für rechtmäßig zu erklären. Ihm bleibe nichts übrig, als daß er dem Übel auch ohne den Pabst abhelfe. Das sei freilich ein Übel, allein ein geringeres, als die gefährliche und zweifelhafte Lage, in welche England durch die zweifelhafte eheliche Geburt des Thronfolgers gerathen könne". Sogar auf dieses Schreiben antwortete der Pabst ausweichend und aufschiebend. Heinrich war daher einige Zeit hindurch in großer Verlegenheit, weil sein Kanzler und sein Ministerium nicht wagten, ohne den Pabst einen Ausspruch zu thun, der sie dem englischen Volke verhaßt machen mußte. In diesem für Heinrich sehr ängstlichen Augenblicke ward ihm Cromwell vorgestellt und half durch seinen Rath aus der Verlegenheit. Cromwell, welcher ein ebenso weites Gewissen als Wolsey hatte und daher dessen Stelle in Heinrich's geheimem Cabinet erhielt, war ein Günstling Wolsey's gewesen, und hatte in Italien nicht blos Styl, sondern auch die Machiavellistische Politik und alle schlechten Künste der Höfe jener Zeit gelernt. Er gab dem Könige einen Rath, wie dieser ihn wünschte, und war bei der Ausführung desselben auf eine so arglistige Weise thätig, daß Heinrich, ohne es zu wissen oder zu wollen, genöthigt wurde, eine Art Reformation der Kirche vorzunehmen. Cromwell machte nämlich den König Heinrich dadurch von Rom los daß er ihm zeigte, wie er, ohne die Glaubenslehre im geringsten zu ändern, England zugleich als König und als Pabst beherrschen könne. Daß es dem Könige nicht schwer sein konnte, die Engländer zu einer Lossagung vom Pabste, welche nicht zugleich, wie in Deutschland, ein Abfall vom Pabstthum war, zu bewegen, sehen wir aus dem Berichte der beiden ausgezeichneten und ganz römisch orthodoxen Geistlichen Gardiner und Fox, welche Heinrich lange vor Wolsey's Tode (1528) nach Rom geschickt hatte, um den Pabst zum Ausspruch der Scheidung zu bewegen. Diese Männer hatten dem Pabste in einer geheimen Conferenz erklärt: wenn er fortfahre, die Sache des Königs in die Länge zu ziehen, so könne er fest darauf rechnen, daß England für ihn verloren sei; die Neigung der englischen Nation und Geistlichkeit, sich der Herrschaft des römischen Stuhls zu entziehen, sei schon gar zu groß, und der Pabst werde deshalb, wenn der König seiner Geistlichkeit

nur freie Hand lasse, bald sehen, daß Dinge ans Licht gebracht werden würden, die bis jetzt noch im Herzen verborgen gehalten würden.

Bei der Ausführung des von Cromwell gegebenen Rathes wurde nachher auch der edle Thomas Cranmer gebraucht; dessenungeachtet verfuhr man dabei ganz eigenmächtig und despotisch, weil man nicht von der Lehre zur Disciplin, Hierarchie und äußeren Kirchlichkeit, sondern umgekehrt von der Kirchlichkeit, die noch gegenwärtig in England für Religion gilt, zur Religion überging. Cranmer's Betragen unter Heinrich VIII. läßt sich entschuldigen; billigen werden es aber nur diejenigen, welche für einen großen Zweck jedes Mittel für erlaubt halten. Er verbarg sorgfältig, daß er Luther's Lehre billige, und verschaffte sich auf einem krummen Wege die geistlichen Befugnisse, deren er bedurfte um dem Könige aus der Verlegenheit zu helfen und um zugleich, ohne daß dieser es merke, den Grundsätzen der Reformatoren in England Eingang zu verschaffen. Dies war nicht leicht; denn während Cranmer die Verbreitung von Luther's Lehre auf jede Weise förderte, ließ Heinrich einen jeden verbrennen, der sich zu dieser Lehre bekannte, die sich nichts destoweniger in England verbreitete und selbst unter dem Klerus viele Freunde hatte. Dem Könige wurde dadurch die Ausübung der Tyrannei erleichtert, mit welcher er bald die Papisten, bald die Lutheraner verfolgte, wobei ihn immer die vorher verfolgte Partei unterstützte. Auch die dem Volke verhaßte Geistlichkeit fügte sich seinem Drucke, um gegen das Volk Schutz zu haben. Dies zeigte sich, als der König 1532 seinen Streit mit dem Pabste benutzte, um über die Geistlichkeit eine unerhörte Erpressung zu verhängen. Er bedrohte damals alle Geistlichen mit einem geistlichen Processe, welcher, nach dem Statut gegen die Annahme päbstlicher Befehle (dem Statut Praemunire), wegen des von Wolsey unter dem Ansehen des Pabstes errichteten Legaten-Tribunals gegen sie begonnen werden sollte. Die Geistlichkeit gerieth dadurch zur sichtbaren Freude des Landvolkes und der Ritterschaft, denen der geistliche Landbesitz zugefallen sein würde, in die Gefahr, ihre liegenden Güter zu verlieren; sie bezahlte daher, um jenen Proceß von sich abzuwenden, nicht blos hunderttausend Pfund für eine unbedingte Strafen-Erlassung, sondern sie verstand sich auch dazu,

den König als Schutzvogt und oberstes Haupt der Kirche und Geistlichkeit von England anzuerkennen.

Diese Dinge wurden von Cromwell betrieben, der sich durch Geschmeidigkeit, Verschlagenheit und gewissenlose Politik die Gunst des Königs erworben und ihm Wolsey ersetzt hatte; Cranmer dagegen war blos im geistlichen Fache thätig. Der König hatte den Letzteren zu sich rufen lassen und bei der Schriftstellerei in der Scheidungssache gebraucht; nachher hatte er ihn einer Gesandtschaft beigegeben, welche zu Ende des Jahres 1529 an den Pabst nach Bologna geschickt wurde. Diese Gesandtschaft bestand aus dem Grafen von Wiltshire, dem Vater der Anna Boleyn, dem erwählten Bischof von London, Stokeley, dem Almosenier des Königs, Lee, und dem Doctor der Theologie Bennet. Ihr Haupt war der zuerst Genannte, und ihm hatte der König Cranmer als Rathgeber im kanonischen Rechte zur Seite gegeben. Cranmer gehörte, während die Anderen königliche Diener waren, zum besonderen Gefolge des Grafen von Wiltshire, mit dessen Familie er schon seit langer Zeit in Verbindung stand. Er war dem Grafen so nützlich, daß dieser ihn dem Könige dringend empfahl, und daß Heinrich ihn gleich darauf als Abgesandten an den Kaiser und den Pabst ernannte, bei welcher Gelegenheit ihn dann der Letztere dem Könige zu Gefallen zu seinem Groß-Pönitentiarius in England machte.

Heinrich erhielt besonders von Cranmer die Gewißheit, daß der Pabst um des Kaisers willen die Scheidung nie gestatten werde. Seit dieser Zeit gab Heinrich dem Pabste viele Beweise seiner Abneigung gegen ihn, sowie seines Entschlusses, die englische Kirche von Rom unabhängig zu machen. Sein scholastischer Glauben erlaubte ihm jedoch nicht, dies eher auszuführen, als bis Cranmer alle die Rechte erlangt hatte, welche nach dem kirchlichen System die Erzbischöfe mit dem Pabste gemein hatten. Der Schein sollte gewahrt werden; um das Wesen bekümmern sich Despoten wie Heinrich VIII. niemals. Cranmer sollte nach dem Willen des Königs und der Familie der Anna Boleyn, mit welcher Heinrich des Scheines wegen schon längst heimlich vermählt war, Erzbischof von Canterbury werden, um die Scheidung und die neue Ehe des Königs für rechtmäßig zu erklären. Er hatte nach dem Tode seiner

Frau die nöthigen Weihen erhalten, nachher aber, als er in Deutschland Gutachten für seinen König einsammelte, die Befähigung zum erzbischöflichen Amte dadurch wieder verloren, daß er eine zweite Ehe mit einer Nichte der Gattin des Lutherischen Theologen Osiander geschlossen hatte. Auch war diese seine zweite Frau, nachdem sie zuerst in Deutschland geblieben war, nach England gekommen, und Cranmer schickte sie erst dann wieder zurück, als der König die Priesterehe strenge verbot. Heinrich wußte jedoch von dieser Ehe nichts, und ernannte Cranmer zum Erzbischofe von Canterbury. Diese Ernennung ward vom Pabste bestätigt, nachdem durch nicht weniger als elf päbstliche Bullen die Hindernisse entfernt worden waren, welche nach dem geistlichen Rechte der Kirche, die doch Heinrich VIII. aufrecht erhalten wollte, der Erhebung Cranmer's entgegenstanden. Alle Schriftsteller berichten diesen Umstand; Lingard legt aber, wie es uns scheint, mit vollem Rechte ein besonderes Gewicht auf den jesuitischen Gewissens-Vorbehalt (reservatio mentalis), unter welchem Cranmer dem Pabste den Eid des Gehorsams leistete. Dieser Punkt hatte keine politische Bedeutung, aber eine um so größere moralische, weil Cranmer einer der vorzüglichsten Männer seiner Zeit war und später ein Märtyrer seiner Ueberzeugungen geworden ist. Cranmer war nämlich in der ausdrücklichen Absicht gewählt worden, daß er dasjenige thue, was der Pabst nicht gethan haben wollte, d. h. daß er Heinrich's erste Ehe für ungültig und dagegen seine Ehe mit Anna Boleyn für gültig erkläre und sich dabei auf die Gutachten der Universitäten und der einzelnen Theologen berufe; er versprach nichts destoweniger dem Pabste den geistlichen Gehorsam Er half sich dabei mit Bewilligung des Königs durch den geistlichen Vorbehalt, indem er vor seiner Eidesleistung vier Zeugen in die Stephans-Kapelle zu Westminster rief und in ihrer Gegenwart die Erklärung gab, er wolle durch den von ihm zu schwörenden Eid, den er der Form wegen ablege, sich nicht zu irgend etwas verbindlich machen, was dem Gesetze Gottes widerspreche (das verstand sich von selbst), oder was den Rechten des Königs entgegen sei, oder endlich was die Maßregeln hindern könne, welche Heinrich in Betreff der englischen Kirche für nöthig halten werde. Nachdem über diesen Vorbehalt eine Urkunde in der Kapelle aufgesetzt wor-

den war, trat Cranmer vor den Altar, unterwarf sich der üblichen Ceremonie, und schwor sowohl bei seiner Einweihung, als bei der Überreichung des Palliums den gewöhnlichen Eid.

Nach Cranmer's Einsetzung wurde sogleich eine Reihe von Schritten gethan, um dem ungerechten Willen des Königs die Form des Rechtes zu verleihen. Zuerst mußte das Parlament, welches unter Heinrich's Regierung nichts Anderes als eine königliche Decretir=Maschine war, durch ein förmliches Gesetz bei Todesstrafe verbieten, von einem englischen geistlichen Gerichte an den Pabst zu appelliren. Gleich darauf ward die versammelte englische Geistlichkeit (the Convocation) genöthigt, über zwei Gewissensfragen des Königs ein günstiges Erkenntniß zu geben. Als dies im März geschehen war, machte Cranmer im Anfange des April einen Brief an den König bekannt, in welchem er vorstellte, wie gefährlich es für das Reich sei, wenn die Rechtmäßigkeit der Nachfolge in Zweifel gezogen werden könne, und in welchem er deshalb um die Erlaubniß bat, als Vorsitzer eines zu bestellenden geistlichen Gerichtes den Proceß der Ehescheidung prüfen und entscheiden zu dürfen. Er versammelte hierauf als Erzbischof die Geistlichkeit seines Sprengels, bestellte, auf einen Beschluß derselben gestützt, ein geistliches Gericht, dessen Vorsitzer er selbst war, verhütete listig, daß Katharina persönlich erschien, um gegen das Gericht zu protestiren und an den Pabst zu appelliren, und sprach hinter ihrem Rücken (in contumaciam) ihre Scheidung vom Könige aus. Auf das Wesen kommt es unter Menschen, bei denen Alles im Leben Form ist, nicht an; die Formen aber wurden, wie dies englische Sitte ist, ganz ängstlich beobachtet und Heinrich's Ehe mit Katharina durch einen am 23. Mai 1533 erlassenen Spruch förmlich geschieden, nachdem Heinrich schon seit zwei Jahren mit Anna Boleyn getraut gewesen war. Übrigens muß man zur Ehre Cranmer's eingestehen, daß die ganze Kabale eigentlich von Cromwell geleitet wurde. Cranmer selbst hatte, als er in Deutschland des Königs Aufforderung zur Rückkehr und zur Übernahme der erzbischöflichen Würde erhielt, Alles aufgeboten, um diese Würde von sich abzuwenden. Er hatte sogar seine Rückreise sehr langsam gemacht, weil er hoffte, daß der König sich eines Anderen besinnen werde. Man kann daher zugeben, daß er aus Furcht vor einem

blutdürstigen Tyrannen sich in der Ehesache gebrauchen ließ, und daß er aus Religionseifer als Richter die arme Katharina betrog; auf jeden Fall steht er aber als Christ gegen den Kanzler Thomas Morus sehr im Schatten. Dieser durch Gelehrsamkeit, durch strengen Katholicismus und durch Witz in ganz Europa berühmte Nachfolger des Kardinals Wolsey im Kanzler-Amte dachte anders als Cranmer. Er hielt nicht dafür, daß der Zweck die Mittel heilige oder daß man sich in die Zeit schicken müsse, wenn es auch böse Zeit sei. Er misbilligte daher die Scheidung öffentlich, entsagte allen seinen Stellen und Einkünften, ging nach Chelsea, und lebte dort mit seinen Töchtern ärmlich von seinem geringen Vermögen und von der Unterstützung einer seiner Töchter.

Anna Boleyn war zur Zeit, als Heinrich von seiner ersten Gemahlin geschieden wurde, guter Hoffnung. Um nun jeden Zweifel an der rechtmäßigen Nachfolge des zu erwartenden Kindes zu entfernen, wurde Cranmer noch einmal gebraucht. Er versammelte am 28. Mai ein geistliches Gericht in Lambeth, und gab, nachdem er den Procurator des Königs gehört hatte, die Erklärung, daß Heinrich und Anna in rechtmäßiger Ehe lebten und längst gelebt hätten, daß ihre Ehe öffentlich und notorisch gewesen sei, und daß er sie zum Überfluß jetzt durch sein priesterliches und rechtliches Ansehen noch einmal bestätige. Ob Heinrich nachher noch zum zweiten Male mit Anna getraut ward, ist nicht ganz gewiß; jedenfalls wurde aber Anna feierlich gekrönt, was bei den späteren Gemahlinnen Heinrich's nicht der Fall war. Im September gebar sie die nachherige Königin Elisabeth.

Cranmer und Cromwell hatten sehr gut eingesehen, daß sie, um den Protestantismus in England einzuführen, den König nur zum Bruche mit dem Pabstthum drängen durften, weil die königliche Religion nicht länger dauern könne, als das Leben des Königs. Die meisten Engländer, wie die ansehnliche Zahl der Wicliffiten und Lollharden, waren so sehr gegen den Klerus erbittert, und betrachteten den Reichthum desselben mit solchem Neid und seine Sitten mit solchem Haß, daß sie jede tyrannische Maßregel gegen ihn gern unterstützten. Der König unterschrieb mit Freuden die

dem Papismus entgegengesetzten Beschlüsse, welche Cranmer und Cromwell ihm angaben, und ließ zahlreiche Anhänger des Pabstes enthaupten, weil sie an diesen und nicht an ihn glaubten. Er erschrack aber vor sich selbst, wenn ihn Leute wie Gardiner und Boner, die sich ebenso gut als Cromwell und Cranmer verstellen konnten, darauf aufmerksam machten, daß er Luther's Lehre begünstige. In diesem Falle wurden dann sogleich diejenigen, die man ihm als Lutheraner bezeichnete, als Ketzer verbrannt. Die geschiedene Gemahlin wurde von Heinrich unwürdig verfolgt. Er entzog ihr nach der Scheidung einen Theil ihrer Einnahmen, und ließ ihr nur dasjenige, was sie als Wittwe seines Bruders Arthur bezogen hatte; außerdem bestrafte und entließ er einen jeden, der ihr den Titel Königin gab, während sie selbst nicht duldete, daß man sie Prinzessin von Wales nannte.

Was den Pabst (Clemens VII.) betrifft, so hätte dieser den König Heinrich gern befriedigt; allein er bedurfte gerade im Jahre 1533 des Kaisers mehr, als des Königs, und jener bedrohte ihn nicht nur, sondern er war ihm auch sehr nahe. Von Karl gedrängt, cassirte Clemens das Urtheil Cranmer's gegen Katharina; er drohte sogar dem Könige selbst mit dem Kirchenbanne, wenn er nicht bis zum September sich von Anna Boleyn getrennt und Katharina wieder als Gemahlin angenommen habe. Nichtsdestoweniger schob er nachher die Entscheidung bis zum Oktober hinaus. Die Sache ward in Rom unterhandelt, und man glaubte schon allgemein, daß die Agenten des Königs, welche von Frankreich lebhaft unterstützt wurden, eine Übereinkunft zu Stande bringen würden, als ganz unerwarteter Weise Heinrich eine Botschaft schickte, welche den Pabst tödtlich beleidigte. Überbracht wurde dieselbe gerade durch einen fanatischen Anhänger der päbstlichen Kirche. Dieser (Boner) erschien nämlich am 7. November 1533 beim Pabste, protestirte, ohne auf das, worüber die Abgeordneten des Königs während der letzten Monate übereingekommen waren, Rücksicht zu nehmen, in Heinrich's Namen gegen jeden Ausspruch des Pabstes und appellirte an eine künftige allgemeine Kirchenversammlung. Indessen erfolgte der Bruch nicht sogleich, sondern erst im März 1534, und zwar geschah dies nicht etwa, wie man gewöhnlich glaubt, durch das Decret, welches der Pabst

erließ, sondern durch einen demselben vorausgegangenen neuen Schritt des Königs gegen den Pabst. Franz I. von Frankreich war als Vermittler aufgetreten, und der Erzbischof von Paris hatte sich mit Aufträgen Heinrich's nach Rom begeben; allein während der Letztere noch unterwegs war, hatten einerseits Cromwell und Cranmer ihren König wieder umgestimmt und andererseits der Kaiser so viele Kardinäle für sich gewonnen, daß Clemens VII., auch wenn er gewollt hätte, dem englischen Könige nicht hätte gefällig sein können. Vergebens bat daher der Erzbischof von Paris in einem Consistorium, welches im März 1534 wegen der Ehe Heinrich's gehalten wurde, um die Hinausschiebung des entscheidenden Beschlusses. Nur drei von zweiundzwanzig Kardinälen stimmten ihm bei, und es ward ein entscheidendes Urtheil gefällt, welches die Ehe Heinrich's mit Katharina für gesetzlich und gültig, den ganzen Proceß gegen dieselbe aber für nichtig erklärte und dem Könige gebot, die geschiedene Gemahlin wieder zu sich zu nehmen. Das, wodurch Heinrich seinerseits schon vor diesem Decret den Pabst tödlich beleidigt hatte, war eine Maßregel, welche seinen despotischen Neigungen zu sehr angemessen war, als daß er sie hätte zurücknehmen sollen, wenn auch von Seiten des Pabstes nicht gegen ihn entschieden worden wäre. Er hatte nämlich durch Cromwell, welcher kurz vorher auf Lebenszeit zum Kanzler der Schatzkammer (chancellor of the exchequer) ernannt worden war, zuerst von den beiden Häusern der Geistlichkeit, welche damals noch gleichzeitig mit dem eigentlichen Parlament ihre Sitzungen hielten (the Convocation), sich selbst als Oberhaupt der englischen Kirche anerkennen und dann durch das Parlament den Grundsatz dieser geistlichen Oberherrschaft des Königs auch zu einem weltlichen Gesetz des Reiches machen lassen. Das hierüber erlassene Statut verbot bei Lebensstrafe jeden Briefwechsel mit dem Pabste, sowie alle Geldsendungen nach Rom, und verhängte über Jeden, der entweder am geistlichen Supremat des Königs oder an der Rechtmäßigkeit seiner zweiten Ehe zweifle, die Strafe des Hochverraths oder doch der Verschweigung hochverrätherischer Anschläge. Dabei ward in einer Clausel ausdrücklich gesagt, daß das ganze alte Gebäude und alle Misbräuche, welche nicht auf die königlichen Usurpationen Bezug hätten, fortbestehen sollten, bis der König eine

andere Verfügung treffe*). Außerdem verordnete das Parlament noch, daß Heinrich's Tochter von Katharina, Maria, wegen der Nichtigkeit der Ehe ihrer Mutter zur Nachfolge unfähig und dagegen die Tochter der Anna Boleyn, Elisabeth, zu derselben berechtigt sei.

Von diesem Augenblicke an ward das blutige Kriminalrecht England's noch blutiger, als es vorher schon gewesen war, und fast in jedem Monat wurden neben wirklichen Verbrechern unschuldige oder nur durch unvorsichtige Reden sündigende, zum Theil sehr angesehene und würdige Personen hingerichtet. Wenn der König daran verzweifelte, einen ihm verhaßten Mann vor Gericht überweisen und verurtheilen lassen zu können, so ließ er ihn durch eine bill of attainder d. h. durch einen Act der Gesetzgebung (s. Th. X. S. 330) zugleich für schuldig erklären und zu einer durch das Parlament ausgesprochenen Strafe verdammen. Von dieser Zeit an ward auch das Verbrechen, durch Verschweigung eines ausgeführten oder unterbliebenen Anschlags sich der Theilnahme am Hochverrath schuldig gemacht zu haben, mit einem eigenen Namen (misprision of treason) belegt und mit ewigem Gefängniß sowie mit Einziehung der Güter bestraft. Diese Strafe mußten alsbald der gelehrte Bischof Fisher von Rochester und fünf andere Männer erleiden, als eine Frau (Barton), welche die heilige Nonne von Kent genannt ward, prophezeit hatte, daß Heinrich, wenn er sich von Katharina scheide, innerhalb eines Monats den Thron verlieren und eines gewaltsamen Todes sterben werde. Jene Frau selbst ward nebst sechs anderen Personen des Hochverrathes schuldig erkannt und hingerichtet. Auch Thomas Morus hatte um die Sache gewußt; Cranmer und Cromwell strichen aber seinen Namen in der Anklageschrift aus, und bewahrten ihn dadurch vor dem Schicksale Fisher's. Er ward jedoch nicht lange nachher ebenfalls in den Tower gesetzt, weil er die Ehescheidung des Königs und Alles, was mit derselben in Verbindung stand,

*) Diese Clausel lautet: That all such canons and ordinances, as had been already made and were not repugnant to the statutes and customs of the realm or the prerogatives of the crown, should be used and enforced, till it should be otherwise determined according to the tenor and effect of the said act.

nicht gleich den Parlaments-Gliedern durch seine Namensunterschrift anerkennen wollte. Später mußte er sogar, wie wir unten sehen werden, nebst Fisher seine Überzeugung mit dem Tode büßen.

Während der König gegen Alle, die seinen Supremat und die Rechtmäßigkeit seiner zweiten Ehe bezweifelten, mit blutiger Grausamkeit verfuhr, duldete er andererseits großen Scandal der Mönche. Einer von diesen, Peto, sagte in einer Predigt, die er in Gegenwart des Königs hielt, daß derselbe sich schwer an Gott versündige, und daß die Hunde ebenso sein Blut lecken würden, wie sie Ahab's Blut geleckt hätten. Der König begnügte sich damit, sich am folgenden Sonntage durch einen anderen Prediger von der Kanzel herab rechtfertigen zu lassen. Dieser nannte den Peto einen Rebellen, Mörder, Hund und Verräther. Gegen ihn trat aber in der Kirche ein Franziskaner mit Scheltworten auf, und nur mit Mühe wurden Beide zum Schweigen gebracht. Peto und der Franziskaner kamen jedoch mit heiler Haut davon. Sie wurden vor den königlichen Rath gerufen und dort hart angefahren. Dies erschreckte den Peto keineswegs; denn als der Graf Essex ihm sagte, solche Kerle, wie er, verdienten in die Themse geworfen zu werden, erwiderte er: „Nun ja, der Weg zum Himmel ist zu Lande nicht kürzer, als zu Wasser." Indessen faßte Heinrich wahrscheinlich schon damals den Entschluß, die unverschämten Bettelmönche insgesammt auszurotten.

Die Politik des Königs erforderte, daß er, so lange Katharina lebte, den eifrigen Protestanten, zu welchen nicht nur Cromwell und Cranmer, sondern auch seine zweite Gemahlin und deren Verwandte gehörten, zu Gefallen handle, um sich an den Protestanten eine Stütze gegen den Kaiser und gegen die römischen Fanatiker zu verschaffen. Er fand daher auch rathsam, sich von der römischen Kirche scheinbar noch mehr zu entfernen, und betrieb die Verfolgung der ungemein zahlreichen Gegner der römischen Lehre, welche an ihm selbst stets einen treuen Anhänger hatte, einstweilen heftiger. Gardiner, Boner und andere furchtbare Feinde des Protestantismus mußten sich eine Zeitlang verstellen. Heinrich begann damals mit den protestantischen Fürsten Deutschland's zu correspondiren; die Wicliffiten erhoben sich von allen Seiten, und Tindal's Bibelübersetzung, welche Thomas Morus hatte verbrennen

lassen, wurde unter dem Volke verbreitet. Der König ward bei allen gewaltsamen Maßregeln, die er gegen Anhänger des römischen Systems ergriff, von halben Protestanten, bei denjenigen aber, welche gegen diese gerichtet waren, von fanatischen und Rache schnaubenden Katholiken unterstützt. Furcht, Heuchelei, Selbstsucht und Formenwesen wurden daher auch allgemein herrschend, weil man ohne Gefahr sich weder als einen Protestanten, noch als einen Anhänger des Pabstes bekennen durfte.

Im September 1534 starb Pabst Clemens VII. Sein Nachfolger, Paul III., war keineswegs geneigt, die heftigen Aussprüche seines Vorgängers gegen Heinrich zurückzunehmen. Auch erntete dieser von seiner kirchlichen Autokratie solche Früchte, daß es ihm gar nicht einfiel, sich einer fremden, von seiner Nation verabscheuten Herrschaft aufs neue zu unterwerfen. Das Parlament hatte ihm mit Freuden die verhaßte Geistlichkeit preisgegeben und dadurch, daß es ihm die Rechte des Pabstes zusprach, die Möglichkeit gewährt, andere Erpressungen, welche er früher zu üben pflegte, zu unterlassen. Es hatte ihm im November 1534 den Titel eines Oberhauptes der Kirche bestätigt. Es hatte alle diejenigen, welche etwas dem Könige oder der Königin Nachtheiliges denken (!), reden oder schreiben würden, des Hochverraths schuldig erklärt und ihnen sogar das Recht, sich in die Asyle zu flüchten, abgesprochen. Es hatte ferner alle früheren Eide in Betreff der Nachfolge abgeschafft und durch einen ganz neuen ersetzt. Es verordnete außerdem, daß der König fortan die Annaten oder die Einkünfte des ersten Jahres erledigter hohen Pfründen, welche der Pabst bis dahin erhalten hatte, sowie die Zehnten derselben beziehen solle und fünfundzwanzig Suffragane ernennen dürfe. Dabei suchte aber das zitternde Parlament auch der Blutgier des Tyrannen eine Schranke zu setzen. Es wollte nämlich eine Amnestie verkündigt haben, von welcher es jedoch den Bischof Fisher und den Kanzler Morus namentlich ausschloß. Die Annahme des ihm ertheilten Titels eines Oberhauptes der englischen Kirche ließ Heinrich am 15. Januar 1535 mit großer Feierlichkeit verkündigen, indem er zugleich befahl, denselben seinen anderen Titeln beizufügen und bei allen Gerichtsverhandlungen und öffentlichen Bekanntmachungen zu gebrauchen. Übrigens erließ der König in

Betreff der päbstlichen und reformatorischen Vorrechte, welche er in Anspruch nahm und deren Bestreiter er mit dem Tode bestrafte, sonderbare und einander widersprechende Bekanntmachungen. Er nahm bald nur die Rechte der weltlichen Obrigkeit in Kirchen-Angelegenheiten (das jus circa sacra), bald wieder die Rechte über Glauben und Lehre (jus in sacra), und zwar im ausgedehntesten Maße, in Anspruch. Auch machte er seinen Cromwell, welcher insgeheim dem Protestantismus des Continents huldigte und bereits Kanzler der Schatzkammer, sowie erster Kabinets-Secretär war, zum königlichen Vice-Regenten der geistlichen Macht, zum Generalvicar und zum ersten Commissarius. Zugleich bekleidete er ihn mit allem, dem Könige als Haupt der Kirche gebührenden geistlichen Ansehen bei der Gerechtigkeitspflege in allen den Fällen, welche vor ein geistliches Gericht gehörten, oder in denen es sich, wie der frömmelnde Ausdruck (cant) lautet, „von gottseliger (godly) Reform, von Abschaffung der Irrlehren, Ketzereien und Misbräuche in besagter Kirche" handelte.

Nachdem Heinrich sich förmlich und feierlich zum Oberhaupt der englischen Kirche erklärt hatte, ließ er zunächst alle höheren Geistlichen, welche sein Supremat und die rechtmäßige Geburt der Prinzessin Elisabeth, sowie die Ausschließung der Maria nicht durch ihre Unterschrift anerkennen wollten, als Hochverräther bestrafen. Als auf diese Weise die drei Prioren des Charter-Hauses in London nebst drei anderen katholischen Geistlichen auf dem öffentlichen Richtplatze (at Fyburn) hingerichtet worden waren, kam die Reihe auch an Fisher und Thomas Morus, weil sie ihre Namensunterschrift ebenfalls verweigert hatten. Man hatte beide Männer im Gefängnisse so hart gehalten, daß Morus von den Wohlthaten seiner Tochter und einiger Freunde leben, Fisher aber sogar seine Verfolger um Kleidungsstücke zur Bedeckung seiner Blößen bitten mußte. Pabst Paul glaubte den achtundsiebenzig Jahre alten Fisher dadurch schützen zu können, daß er ihn zum Kardinal ernannte; er beschleunigte aber damit nur seine Hinrichtung. Der englische Tyrann hatte, als er Fisher's Erhebung erfuhr, einen witzigen Einfall, der eines Nero würdig war; er rief aus: „Paul mag ihm immerhin einen Hut schicken; ich will Sorge tragen, daß er keinen Kopf habe, um denselben aufzusetzen." Fisher

wurde am 22. Juni 1535 hingerichtet. Gleich darauf ward Thomas Morus auf eine empörende Weise zu Fuße vom Tower in das Local des Kingsbench geführt, wo man ihn vor das ordentliche Gericht von neun Personen, in welchem der Kanzler den Vorsitz führte, stellte. Diese Personen waren die Herzöge von Norfolk und Fitz James, der Lord Oberrichter und sechs andere Richter. Sie boten dem Angeklagten an, das Verfahren gegen ihn einzustellen und ihm die Gnade des Königs zu verschaffen, wenn er seine Weigerung, die letzten Parlaments-Beschlüsse als Gesetze anzuerkennen, zurücknehmen wolle. Er wies dieses Anerbieten zurück und wurde daher, scheinbar nach Recht und Gerechtigkeit, verurtheilt und am 6. Juli hingerichtet, eigentlich aber schändlich gemordet, weil er Gott mehr fürchtete, als den König.

Dieser gerichtliche Mord erfüllte Europa mit Schauder. Fisher wurde als Märtyrer gepriesen, Morus aber um so mehr bedauert, je mehr er als Gelehrter und als Weiser bekannt und von Fisher's Fanatismus und Köhlerglauben entfernt war. Der Zorn des Pabstes kannte von diesem Augenblicke an keine Schranken mehr. Paul III. erließ eine Excommunications-Bulle, die jedoch erst später ausgegeben wurde, und diese enthielt Alles, was jemals ein römischer Pabst gegen Fürsten und Staaten, die seinen Befehlen den Gehorsam versagten, auszusprechen sich angemaßt hatte. Der Pabst setzte in dieser Bulle dem König Heinrich und Allen, die ihm anhingen, einen Termin von neunzig Tagen, innerhalb dessen sie in Person oder durch einen Anwalt vor ihm in Rom erscheinen sollten. Im Falle der Nicht-Erscheinung solle der König für excommunicirt und der Krone verlustig erklärt werden; diese Drohung wurde jedoch erst einige Jahre später ausgeführt. Die päbstliche Bulle sprach ferner gegen die mit Anna erzeugten Kinder und gegen deren in rechtmäßiger Ehe geborene Nachkommen die Unfähigkeit zur Nachfolge aus, und belegte die Länder und Besitzungen derselben ebenso wie die des Königs mit dem Interdict. Sie forderte außerdem alle geistlichen Körperschaften auf, sich aus Heinrich's Gebiet zu entfernen, sprach seine Lehensleute und Unterthanen vom Eide der Treue los, befahl ihnen, die Waffen gegen ihren Herrn zu ergreifen, erklärte alle von Heinrich mit anderen Mächten geschlossenen Bündnisse für aufgehoben, und untersagte den anderen Nationen

den Handelsverkehr mit den Engländern. Ja, sie forderte sogar die anderen Völker auf, die Güter der Engländer überall, wo man sie fände, wegzunehmen und alle Engländer, welche noch ferner an ihrem schismatischen und rebellischen Könige hingen, zu Gefangenen zu machen. Indessen war der Blitz dieses Bannes nicht blos ein kalter (telum imbelle sine ictu), sondern der Pabst schadete auch durch ihn sich selbst und den zahlreichen Mönchen, welche ebenso für ihn in England, wie einst für Kaiser Friedrich II. in Italien und Deutschland, ein auf den Kanzeln und in den Beichtstühlen streitendes Heer bildeten.

Nachdem Cromwell an die Spitze der geistlichen Verwaltung in England gestellt worden war, galt es zunächst den geistlichen Gütern, wobei man auf das Parlament rechnete, weil die Mitglieder desselben die Beute mit dem Könige theilten. Nichts konnte den Laien in England erwünschter kommen und bei der täglich fortschreitenden Cultur des Landes und der vermehrten Betriebsamkeit seiner Bewohner vortheilhafter sein, als die Verminderung der Geistlichen und die Vertheilung ihrer Reichthümer zu Gunsten des Landbaues und der Industrie. Auch hatten die Wicliffiten, welche die Landbesitzungen der Geistlichkeit auf elftausendvierhundert Pflüge und das jährliche Einkommen derselben auf hundertausend Mark schätzten, längst schon die Besoldung der Geistlichkeit und die Vertheilung ihrer Güter verlangt. Indessen beschränkte die Regierung ihre Maßregeln vorerst nur auf die ärmeren Klöster. Lingard beweist (Band VI. S. 427 Note) aus dem Original-Document des Königsbuches, daß es um jene Zeit in England fünfhundertfünfundfünfzig Klöster gab, und die Einkünfte derselben werden von Hume auf den zwanzigsten Theil des ganzen damaligen Land-Einkommens in England berechnet.

Der Angriff auf die Klöster wurde damit begonnen, daß Cromwell eine Commission zur Visitation der Klöster ernannte, und daß je zwei Commissäre in jedem Sprengel nach geheimen Instructionen, welche von den öffentlich ertheilten ganz verschieden waren, einen dem Parlament vorzulegenden Bericht machten. Hierauf ließ man im März 1536 durch eine Parlaments-Acte, welche von beiden Häusern, freilich nicht ohne Widerspruch, angenommen wurde, verordnen, daß alle klösterlichen Anstalten, deren

Einkommen nicht über zweihundert Pfund betrage, dem Könige und seinen rechtmäßigen Erben überlassen werden, und daß sowohl die Gebäude als die Ländereien denen gehören sollten, welchen sie durch urkundliche Ausfertigungen (lettres patent) vom Könige übertragen würden. Die Zahl der Klöster, welche auf diese Weise der Willkür Cromwell's preisgegeben wurden, betrug dreihundertsechsundsiebenzig. Von diesen erkauften sich jedoch etwa hundert die Verschonung auf verschiedene Weise, keines aber ohne die Aufopferung irgend eines werthvollen Besitzthumes. Für die Mönche und besonders für die armen Nonnen ward so schlecht gesorgt, daß das Geschrei und die Predigt der über das Land sich verbreitenden Klostergeistlichen überall einen neuen Fanatismus anfachte, welchen dann die Regierung mit Feuer und Schwert bekämpfte.

Während Cromwell und Cranmer, auf die Königin und deren Familie, sowie auf die alten Gegner des Pabstthums gestützt, eine Reformation vorbereiteten, arbeiteten Gardiner, Boner und viele Andere daran, dem schnell verliebten und wollüstigen Könige eine neue Dame vorzuführen, welche katholischer sei, als Anna Boleyn, und die Leichtfertigkeit der Letzteren zu ihrer Verdrängung zu benutzen. Anna Boleyn hatte aus Frankreich den Ton und die Leichtfertigkeit des französischen Hofes, wie sie uns in den zahlreichen Denkwürdigkeiten jener Zeit geschildert werden, mitgebracht. Sie hatte große Unvorsichtigkeiten begangen; der König hatte diese aber nie gerügt und erlaubte sich mit ihrer schönen Kammerdame Johanna Seymour vor ihren Augen Freiheiten, welche unschuldig sein konnten und auch nicht. Im Januar 1536 kam Anna Boleyn mit einem todtgeborenen Knaben nieder, und gleich nachher suchte Heinrich sich ihrer zu entledigen, indem er Beschuldigungen der Untreue gegen sie erheben ließ. Übrigens war seine erste Gemahlin, Katharina, im Anfange des Jahres 1536 gestorben, ohne daß sie vor ihrem Ende die von ihr entfernt gehaltene Tochter Maria auch nur einmal hatte sehen dürfen. Was das Verfahren gegen Anna Boleyn betrifft, so wurden Heinrich Norris, Brereton, Weston, Smeaton und sogar der eigene Bruder der Königin, Lord Rocheford, eines verbotenen Umganges mit ihr beschuldigt, und die Gemahlin des Letzteren, welche später wegen schändlicher Kuppelei verurtheilt wurde, trat als Zeuge gegen die Königin auf. Anna

Boleyn hatte, so hieß es unter Andern, als sie einem Turnier vom Balcon herab zusah, ihr Taschentuch vor Heinrich Norris herabfallen lassen, und dieser hatte sich mit demselben den Schweiß abgewischt. Der König, welcher dies bemerkte, war sogleich aufgesprungen, und hatte seiner Gemahlin Zimmerarrest gegeben. Schon im Mai ließ er sie in den Tower bringen und ein Gericht bestellen, welches ihr wegen Ehebruches den Proceß machen sollte. Zugleich wurden ihre angeblichen Liebhaber als Hochverräther eingekerkert. Wir halten es für unverträglich mit unserem Zwecke, in eine Untersuchung über die Schuld oder Unschuld der Königin einzugehen; wir wollen sogar glauben, daß der König einen geheimen Grund zur Verfolgung seiner Gemahlin hatte*) und sie nicht, um Johanna Seymour heirathen zu können, morden wollte. Jedenfalls war aber sein Verfahren gegen das leichtfertige Weib empörend gehässig, wie Alles, was Heinrich unternahm. Es wurde ein Gericht bestellt, welches die Verurtheilung der Königin, nicht die Untersuchung ihres Vergehens betrieb. Anna Boleyn ward des Ehebruches, also des Hochverraths beschuldigt. Vorsitzer eines Gerichtes, welches über eine solche Anklage zu entscheiden hatte, war stets ein für diesen Zweck oder auch für eine Krönung erwählter außerordentlicher Großwürdenträger (lord high steward of England), der, wenn sein Geschäft vollendet war, den seine Würde bezeichnenden Stab öffentlich zerbrach. Heinrich wählte zu diesem Vorsitze den ärgsten Feind des protestantischen Glaubens und der Königin, den Herzog von Norfolk. Die sechsundzwanzig oder nach anderen Nachrichten dreißig Pairs aber, welche in dem Gerichte saßen, waren ebenso wenig unparteiisch oder unabhängig, als der Vorsitzer. Dieses Gericht betrieb dem Könige zu Gefallen die Verurtheilung der Anna Boleyn auf eine unerhört eilige Weise. Die Anführung der Thatsachen und der Tage, an welchen dieselben vorfielen, spricht lauter gegen den Tyrannen und seine Helfershelfer, als die heftigste Rede von unserer Seite es zu thun vermöchte. Die am 2. Mai verhaftete Königin wurde bereits am 15., ohne überwiesen zu sein, verurtheilt. Schon am 17. wurden ihr Bru-

---

*) That he had discovered in her conduct some most heinous cause of provocation, which he never disclosed.

der Lord Rocheford und die vier mit ihm verhafteten angeblichen Liebhaber der Königin hingerichtet, am 19. aber sie selbst enthauptet, und am Tage darauf vermählte der König sich mit Johanna Seymour. Das gegen Anna Boleyn ausgesprochene Urtheil, welches später vom Parlament bestätigt wurde, erklärte zugleich die Ehe mit ihr für ungültig und ihre Tochter Elisabeth für unfähig zur Nachfolge. Gerade wenn dieses Urtheil begründet gewesen wäre, würde die Verurtheilung der Anna Boleyn wegen Hochverraths ungerecht gewesen sein. Welchen Grund man übrigens gehabt habe, ihre Ehe für nichtig zu erklären, wissen wir nicht. Vielleicht bestand er darin, daß Heinrich mit Anna's Schwester Maria Umgang gehabt hatte; denn die frühere Verbindung der Königin mit Percy, Grafen von Northumberland, war gewiß nicht der Grund.

Cromwell, welcher im Laufe des Jahres 1536 die Würde eines Pair erhielt, machte Anstalt, auch die bis dahin noch verschonten Klöster für den König in Anspruch zu nehmen, und gebrauchte für diesen Zweck Gewalt und List. Gewissenlose Commissäre brachten nach einander die Oberen einzelner Klöster und die einzelnen Personen in diesen durch Drohungen, Versprechungen und Trug dahin, daß sie sich fügten und freiwillig dem Könige die Güter überließen. In Folge davon wimmelte es bald überall im Lande von umherwandernden Mönchen und Nonnen. Dies veranlaßte seit Juli 1536 gefährliche Volksbewegungen in verschiedenen Gegenden des Reiches, besonders in Lincolnshire. Da aber keine Leitung und kein Mittelpunkt eines Aufstandes vorhanden war, und da der reichere und streitbare Theil der Nation einerseits den Mönchen nicht gewogen und andererseits wegen der fanatischen Volkshaufen besorgt war, so wurde der Aufstand schon nach dreimonatlichem Kampfe wieder gedämpft. Der Antheil, welchen viele Mönche und Äbte an demselben genommen hatten, gab dem Könige einen Vorwand, auch die reicheren Klöster zu plündern. Er hatte den Rebellen Verzeihung gewährt, aber die Bedingungen, unter welchen die Unzufriedenen diese annahmen, nicht erfüllt; es brachen also 1537 im Norden, wo die reichsten Klöster lagen, neue Unruhen aus, durch welche die Leute ohne Scheu und Gewissen, die Heinrich zu gebrauchen pflegte, Vorwand und Gelegenheit erhielten,

einen großen Theil der Parlaments-fähigen Bewohner England's so sehr in Schrecken zu setzen, daß sie Alles bewilligten, was man verlangte. Hochverräther oder Theilnehmer am Hochverrath konnte der König entweder durch eine Commission oder durch die Sternkammer oder (vermittelst einer bill of attainder) unmittelbar durch das Parlament verurtheilen lassen; wer aber angeklagt wurde, entging der Verurtheilung nicht, und ihn und die Seinigen trafen die grausamen Strafen des damaligen englischen Kriminalrechtes. Alles beugte sich daher unter den Willen des Königs. Nachdem früher das Parlament von den fünfhundertfünfundfünfzig Klöstern des Reiches nur dreihundertsechsundsiebenzig in seine Hände gegeben hatte, machte dasselbe jetzt auch das Schicksal der größeren und reicheren Klöster und ihrer Besitzungen von ihm abhängig. Durch einen Beschluß vom Jahre 1538 ließ der König diese Klöster aufheben, und im Mai 1539 schenkte ihm das Parlament vermittelst eines förmlichen Gesetzes das Eigenthum derselben.

Dieser Schritt führte nicht nur eine wesentliche Veränderung in der Verfassung herbei, sondern er erleichterte auch, durch den vermehrten Einfluß der gegen die Pfaffen erbitterten weltlichen Herren, den vom Volke gewünschten weiteren Fortgang der Kirchenverbesserung. Seit der Besitznahme der Klostergüter durch den König hörten nämlich achtundzwanzig Äbte und die Prioren von Coventry und von St. Johannes von Jerusalem auf, Mitglieder des Oberhauses zu sein. Auch wurden sechs neue Bisthümer errichtet. Sonst waren die unmittelbaren Folgen ganz unbedeutend. Allein die Regierung der Königin Elisabeth bewies später, daß die mittelbaren Folgen für die Blüthe des Landes unschätzbar waren. Heinrich's Minister hatten versprochen, daß mit den Schätzen der Klöster die Armen unterhalten werden sollten, und man hatte deshalb von der Aufhebung der Klöster große Vortheile für das Armen- und das Steuerwesen erwartet; diese wurden aber nicht erlangt. Die Armen blieben den Gemeinden zur Last, und auch die außerordentlichen Steuern hörten nicht, wie man gehofft hatte, auf. Schon im Mai 1540, also schon ein Jahr später, als die große Beute des Besitzthums der Klöster dem Könige zugefallen war, mußte das Parlament, so großes Widerstreben es auch dabei zeigte, dem Könige zwei Zehntel und zwei Fünfzehntel außerordentlicher Steu-

ern gewähren. Selbst das Recht, die Nachfolge im Reiche nach Belieben zu ordnen, ertheilte das Parlament dem Könige; so sehr ward die Nation dadurch, daß abwechselnd Lutheraner verbrannt und Katholiken geköpft wurden, in Schrecken gesetzt. Was diese Verleihung einer ganz außerordentlichen Befugniß betrifft, so hatte Heinrich sich zwar im Jahre 1536 mit seiner Tochter erster Ehe, Maria, ausgesöhnt; da dieselbe aber strenge römisch erzogen und sowohl von Natur als durch Gewohnheit den päbstlichen Rechten zugethan war, so hatte er keine Lust, sie als seine Nachfolgerin anzuerkennen. Seine Tochter von Anna Boleyn dagegen, Elisabeth, war ihm zu protestantisch gesinnt. Das Parlament beschloß daher, daß nur die Kinder der Johanna Seymour ein Recht an den Thron haben sollten. Man blieb aber bei diesem Beschlusse nicht stehen, sondern das Parlament decretirte auch mit Verletzung der Grundlagen der englischen Verfassung: daß Heinrich, falls er von seiner gegenwärtigen oder von irgend einer künftigen Gemahlin keine Kinder erhalten werde, das Recht und die Macht haben solle, den Besitz der Krone*) durch Patent-Briefe mit dem großen Reichssiegel oder durch seinen eigenhändig unterzeichneten letzten Willen der oder den Personen zu überlassen, welche er auszuwählen für gut finde.

Unglücklicher Weise blieb der König noch immer gelehrter Theolog und hielt, wie diese zu thun pflegen, jeden für einen Bösewicht, der nicht in allen Punkten seines Glaubens war. Er wollte daher, wie wir weiter unten zeigen werden, den römischen Glauben reformiren, und gab sogar vier von den Sacramenten, die er selbst gegen Luther vertheidigt hatte, wieder auf. Auch knüpfte er mit den deutschen Fürsten Unterhandlungen an; diese blieben aber erfolglos, weil Heinrich zu der nämlichen Zeit gegen die Protestanten und Lollharden in seinem Reiche mit grausamen Strafen wüthete. Über seine Verfolgungen der einzelnen Ketzer geben Lingard und Rapin Thoyras ausführliche Nachricht; wir wollen nur einen einzigen Fall aus dem Jahre 1538 anführen, weil bei Gelegenheit desselben auch Cranmer sich von Luther's Heftigkeit gegen die Sacramentirer, wie er sie nannte, fortreißen ließ. Ein

---

*) To limit the crown in the possession and remainder.

Prediger zu Antwerpen, Johann Nicholson, auch Lambert genannt, hatte seiner freieren Ansichten wegen Antwerpen verlassen müssen, und war in London als Lehrer aufgetreten. Hier ward er als Anhänger der Lehre Zwingli's dem eifrig Lutherischen Cranmer anstößig. Doch sollte er anfangs nicht verbrannt, sondern belehrt werden. Man stellte zu diesem Zwecke öffentliche Disputationen mit ihm an, und Heinrich selbst hielt es nicht unter seiner Würde, an einer Conferenz der Theologen, die in Westminsterhall gehalten ward, als Leiter derselben (moderator) Theil zu nehmen. Nicholson war unhöflich genug, dem Könige nicht Recht zu geben, und ward dafür als Ketzer verbrannt.

Der König wollte auf jede Weise beweisen, daß er ein ebenso guter Pabst und Theolog sei, als er ein musterhafter Autokrat war. Er schrieb deshalb ebenso jetzt für sein System der Kirchenzucht und des Glaubens ein Buch, wie er früher eines gegen Luther für die römische Lehre geschrieben hatte, oder vielmehr er setzte einem solchen Buche seinen Namen als Verfasser vor. In dem früheren Buche hatte er alle sieben Sacramente vertheidigt, in dem neuen ließ er nur drei bestehen. Daß er an diesem Buche noch weniger Antheil hatte, als an dem früheren, ist ausgemacht; diesmal war aber die Vorsetzung seines Namens nöthig, weil das von seinen Theologen compilirte Werk gewissermaßen das symbolische Buch einer Kirche sein sollte, welche seine Erfindung war und von ihm ihr Grundgesetz erhalten mußte. Der englische Klerus hatte und hat zum Schein noch ebenso ein in zwei Kammern oder in zwei Häuser getheiltes geistliches Parlament, welches den Namen der Convocation führt, wie die Nation ein weltliches hat. Das Unterhaus desselben hatte, da die Geistlichkeit durch die Verwirrung der Lehre in große Besorgniß gerathen war, dem Oberhaus fünfzig nach seiner Meinung sehr bedenkliche Sätze, welche aus verschiedenen Schriften der Reformatoren gezogen waren, mitgetheilt. Heinrich zog aber die Entscheidung darüber an sich. Es ward ein vorgeblich von ihm geschriebenes, „Artikel" betiteltes Büchlein (welches wir jedoch nur aus Berichten kennen) von Cromwell eingereicht und von den Gliedern der Convocation unterschrieben, wie das Schmalkaldische und das Augsburgische Glaubensbekenntniß von

den deutschen Lutheranern. In diesem Buche zeigt sich, bis auf die Lehre von den Sacramenten und einigen unwesentlichen Punkten und Äußerlichkeiten, nur Anhänglichkeit an die scholastische Dogmatik, deren Erlernung dem Könige so viele Mühe und Zeit gekostet hatte. Es zerfällt in drei Hauptstücke. In dem ersten wird festgesetzt, daß das apostolische, das Athanasianische und das Nicäische Glaubensbekenntniß zur Seligkeit unerläßlich seien. Im zweiten werden die drei Sacramente, Taufe, Beichte und Abendmahl, erklärt und der Beweis geführt, daß sie die von Gott festgesetzten Mittel des Seligwerdens seien. Im dritten endlich wird gelehrt, daß der Gebrauch der Bilder, die Verehrung der Heiligen, das Gebet um ihre Fürbitte bei Gott und alle kirchlichen Ceremonien, obgleich sie nicht an und für sich Sündenvergebung bewirken oder die Seele zu Gott bringen könnten, doch sehr nützlich wären und von den Gläubigen beibehalten werden müßten.

Weder Cromwell noch Cranmer durften wagen, mit ihrer Meinung öffentlich hervor zu treten; denn Johanna Seymour, welche, nachdem sie dem Könige einen Sohn und Nachfolger (Eduard VI.) geboren hatte, im Oktober 1537 starb, hatte den Herzog von Norfolk und Gardiner wieder in Gunst gebracht. Der Letztere war, als der König mit furchtbarem Zorn alle Freunde des Pabstes Clemens VII. verfolgt hatte, glücklich durchgeschlüpft; er war zuerst zwei Jahre als Gesandter abwesend gewesen und hatte sich dann, ohne den König gesehen zu haben, in sein Bisthum Winchester begeben. Im Jahre 1539 ward er wieder gerufen und nebst dem Herzoge von Norfolk aufs neue gebraucht. Er setzte dann die sechs Artikel auf, welche Heinrich vom Parlament als von ihm ausgehend zum Gesetze machen ließ. Der Glaube an diese Artikel ward in dem betreffenden Statut, welches mit Recht ein Blut-Statut genannt wurde, bei Todesstrafe geboten. Die Artikel waren ein zweischneidiges Schwert, mit welchem der Tyrann bald Protestanten, bald Katholiken tödtete. Sie waren jedoch vorzugsweise gegen die Protestanten gerichtet; denn sie setzten die Todesstrafe darauf, wenn man die Transsubstantion im Abendmahle leugne, wenn man das Abendmahl unter zwei Gestalten nehme, wenn man die Priesterehe für erlaubt halte, wenn man das Gelübde der Keuschheit nicht als unverletzlich ansehe, wenn

man Privatmessen für unnütz halte, oder wenn man die Ohrenbeichte verschmähe. Dagegen richtete Cromwell als Generalvicar seine Verordnungen wider die Katholiken. Er gebot, das Artikelbuch des Königs in den Kirchen vorzulesen und niemanden als einen Bischof oder doch in Gegenwart und unter Verantwortlichkeit des Bischofs predigen zu lassen. Ein anderes symbolisches Buch von Heinrich's Kirche, das auf seinen Befehl von der Convocation oder der ganzen Geistlichkeit bekannt gemachte Glaubensgebot (the godly and pious institution of a Christian Man), welches alle Erzbischöfe, Bischöfe, Archidiakonen und Doktoren des gemeinen und kanonischen Rechtes unterschreiben mußten, gleicht dem russischen oder Bonaparte's kaiserlichem Katechismus. In demselben werden sieben Sacramente, drei höhere und vier niedere, die zehn Gebote, das Vaterunser und das Ave Maria geboten, und der Glauben an die Rechtfertigung durch Christum und an das Fegefeuer vorgeschrieben. Namentlich aber wird in ihm der Supremat des Pabstes geleugnet und passiver Gehorsam gegen den König zur Pflicht gemacht.

Während Heinrich auf solche Weise den alten Glauben zu erhalten suchte, setzte er seine blutigen Verfolgungen fort, besonders seit im December 1538 Pabst Paul III. endlich die oben erwähnte furchtbare Bulle gegen ihn öffentlich bekannt gemacht hatte. Diese Bulle führte mittelbar die Ausrottung der Courtnays und der Poles, der letzten Sprößlinge des Hauses York, durch den grausamen König herbei. Courtnay war ein Enkel Eduard's IV., die Poles aber Enkel des Herzogs Georg von Clarence. Alle Sprößlinge beider Familien wurden plötzlich verhaftet und des Verbrechens beschuldigt, daß sie den Reginald Pole, der sich beim Pabste aufhielt und von diesem zum Kardinal gemacht worden war, hätten auf den Thron erheben wollen. Der Proceß der Verhafteten ward der Form nach ganz regelmäßig geführt, war aber nichts destoweniger empörend und höchst ungerecht. Die Pairs unter den Verhafteten wurden nämlich allerdings von den Pairs, sowie die Gemeinen von einer Jury ihres Standes verurtheilt; aber um einen Beweis gegen sie führen zu können, benutzte man die Niederträchtigkeit und Todesfurcht des Sir Geofry Pole, eines Bruders von Reginald Pole, der sich dadurch, daß

er gegen die anderen Angeklagten zeugte, Schonung verschaffte. Die Poles wurden mit Ausnahme Sir Geoffry's und des abwesenden Kardinals im Januar 1539 enthauptet; Sir Geoffry aber mußte das Land verlassen, in welches er erst unter der folgenden Regierung zurückkehren durfte. Auch des Kardinals Pole, welchen Heinrich als einen der berühmtesten, geschicktesten und feinsten Gelehrten seiner Zeit, als ausgezeichneten Stylisten und als Verfasser eines gegen das theologische Treiben des Königs gerichteten Buchs (de unitate ecclesiae) haßte, suchte man sich zu bemächtigen; dies gelang aber nicht. Als Heinrich des Kardinals nicht hatte habhaft werden können, ließ er dessen siebenzigjährige Mutter, den letzten Sprößling der Plantagenets, enthaupten (Mai 1541). Daß übrigens zu der Zeit, als der Kardinal vom Pabste nach Flandern geschickt worden war, die Familien der Anverwandten des Hauses York, welche so grausam vertilgt wurden, allerlei Berathschlagungen pflegten und den Ruhm des Kardinals politisch benutzen wollten, ist nach den Aussagen des Geoffry Pole, der sich zum Ankläger und Zeugen hergab, unleugbar.

Bis zum Tode der Johanna Seymour hatte Cromwell den König, welcher stets von einem Weibe unbedingt geleitet wurde, bis eine neue Leidenschaft in ihm erwachte, zu anti-päbstlichen, wenn auch nicht gerade reformirenden Schritten in der Religion getrieben. Nach dem Tode der Johanna gewannen Gardiner und der Herzog von Norfolk wieder größerer Einfluß, und nun neigte Heinrich sich wieder mehr zur alten Lehre hin. Die beiden Freunde Cranmer's und der Reformation, Sharton, dem der König um 1535 das dem Kardinal Campeggio entzogene Bisthum Salisbury gab, und Latimer, dem er das dem Italiäner Ghinucci entrissene Bisthum Worcester ertheilte, waren schwach und einfältig; ihre zahlreichen Feinde dagegen waren schlau und gewandt und hatten ein diplomatisches Gewissen. Die vornehmsten dieser Gegner waren der Herzog von Norfolk, Gardiner und Boner, welcher Letztere sogar den Vice-Regenten (Cromwell) so zu täuschen wußte, daß dieser ihm zum Bisthum London verhalf. Alle drei waren höchst unzufrieden über die neuesten Verordnungen, durch welche Heinrich die deutschen Fürsten hatte täuschen wollen. Cromwell und Cranmer hatten nämlich in den letzten Jahren

den König mit den deutschen Lutheranern in engere Verbindung gebracht, und die Politik des Königs hatte erfordert, daß er allerlei Verordnungen erließ, welche anzudeuten schienen, als wenn er ernstlich daran denke, auch die Lehre zu reformiren. Heinrich hatte nicht allein den Bericht seiner Visitations-Commission über die unglaublichen Laster, Ärgernisse und Frevel, die sie in den Klöstern gefunden, öffentlich bekannt machen lassen, sondern er hatte auch verordnet, daß Tindal's verbesserte Bibel-Übersetzung in allen englischen Kirchen aufgestellt werden, daß die Kinder das Vaterunser, das apostolische Glaubensbekenntniß und die zehn Gebote in englischer Sprache auswendig lernen, und daß die Geistlichen predigen sollten, jeder könne nur durch sein eigenes Verdienst selig werden. Er hatte ferner erklären lassen, daß Reliquien, Rosenkränze und dergleichen Dinge zum Heil der Seele nicht dienten. Auch ließ er die Bilder, denen man zu opfern pflegte, umwerfen, und untersagte das Anzünden von Kerzen vor Bildern außer vor dem Crucifix. Schon vorher hatte er dem heiligen Thomas den Proceß machen und seine Gebeine verbrennen lassen. Endlich verbot er das Bitte für uns! im Gebet an die Heiligen. Gleich nachher jedoch wurde er von Gardiner und Anderen gewarnt, daß Cranmer, Sharton und Latimer die von ihm vorgeschriebenen sechs Artikel immer noch nicht als Religionsgesetz anerkennen wollten. Er verlangte darauf von diesen, daß sie ihre Gründe schriftlich eingeben sollten, und als sie es nicht thaten, rächte er ihre Weigerung zwar nicht an Cranmer, wohl aber an Sharton und Latimer, welche Beide, obgleich sie ihren Bisthümern entsagt hatten, in den Tower gesetzt wurden.

Wegen des zunehmenden Einflusses von Gardiner und dessen Freunden kam Cromwell auf den Gedanken, den König durch eine Heirath mit einer deutschen Prinzessin an den Schmalkaldischen Bund zu fesseln. Dies war politisch sehr gut ausgesonnen; denn es geschah zu einer Zeit, in welcher Pabst und Kaiser auch den König von Frankreich für ihre Plane gegen den Protestantismus gewonnen und der Pabst die schon seit zwei Jahren entworfenen Bullen gegen Heinrich endlich ausgegeben hatte; aber Heinrich war kein Fürst, welcher Heirathen aus Politik schließen konnte, er folgte vielmehr in allen Dingen nur sinnlichen Trieben. Außerdem

übersah man bei der Ausführung dieses Planes ganz, daß Heinrich, welcher deshalb auch in seinen Wahlen so unglücklich war und sich darüber bitter beklagte, stets die schönen und koketten Damen, wenn sie auch noch so leichtfertig waren, den weisen und tugendhaften vorzog. Die von Cromwell angesponnene politisch-religiöse Kabale hatte daher auch einen unglücklichen Ausgang, und diente nur dazu, den König vollends in die Arme der katholischen Partei zu treiben. Cromwell beredete seinen König, die Lutherische Prinzessin Anna von Cleve, deren Schwester mit Johann Friedrich von Sachsen vermählt war, zu heirathen. Die Prinzessin war aber häßlich, und der König wurde bei ihrer Wahl noch dazu von Cromwell und dessen Bevollmächtigten in Deutschland, Barnes, auf schmähliche Weise getäuscht. Barnes schickte ein vortreffliches, von unserm größten deutschen Maler, Hans Holbein, gemaltes Portrait der Prinzessin, welches den König so entzückte, daß er seiner Braut incognito bis Rochester entgegen reiste. Wie erschrack aber Heinrich, als er die plumpe westphälische Gestalt erblickte! Er gerieth in einen sehr heftigen Zorn, und rief in seiner groben Art sich auszudrücken, die deutsche Stute wolle er nicht. Die Umstände erlaubten ihm nicht, sich wie er wünschte, der Vollziehung der Ehe zu entziehen. Die Hochzeit wurde daher am sechsten Januar 1540 vollzogen; Heinrich fand es aber um so weniger möglich, mit Anna zu leben, als dieselbe nur Deutsch sprach, welches er nicht verstand.

Diese Heirath führte den Fall Cromwell's herbei. Sein Sturz wurde noch dadurch beschleunigt, daß Heinrich um jene Zeit eine Neigung zu Katharina Howard, der Nichte des Herzogs von Norfolk, faßte. Cromwell war noch kurz vorher zum Präsidenten der Commission ernannt worden, welche bei der allgemeinen Unzufriedenheit mit den sechs Artikeln eine neue Glaubens-Norm abfassen sollte; allein die Politik des Königs hatte eine andere Richtung erhalten, und dieser Richtung folgte, wie immer, seine Religion. Er hatte bisher der Schmalkaldischen Bundesgenossen gegen den Kaiser bedurft, und sich daher nicht nur die Vermählung mit Anna von Cleve einreden lassen, sondern auch, um die Lutheraner nicht zu beleidigen, Cromwell geduldet; sobald er aber den Einen nicht mehr zu fürchten hatte und der Anderen nicht mehr bedurfte, ließ er

Cromwell und Barnes fallen und sich von Anna scheiden. Gardiner hatte eine heftige Predigt gegen Luther's Behauptung gehalten, daß der bloße Glauben auch ohne Werke rechtfertige. Dadurch war Barnes bewogen worden, Ende Februar auf der Kanzel gegen Gardiner zu eifern nnd dabei nicht blos gegen dessen Lehre, sondern auch gegen seine Person auf eine nicht sehr anständige Weise zu predigen. Dies hatte den König gereizt. Barnes wurde vor die geistliche Commission geladen und vom Könige wegen seiner Predigt gescholten. Er zeigte sich, als der König selbst mit ihm über die schwierige Lehre von der Gnade disputirte, aus Klugheit nachgiebig, und erhielt den Befehl, am ersten Sonntage nach Ostern eine zweite Predigt zu halten, in welcher er die erste widerrufen solle. Dies that er nur scheinbar; denn nachdem er einen Widerruf vorgelesen und Gardiner um Verzeihung gebeten hatte, wiederholte er in seiner Predigt mit noch viel stärkeren Ausdrücken seine Behauptungen über Glauben und Werke. Der König, der sich dadurch förmlich verhöhnt glaubte, ließ ihn hierauf nebst zwei anderen Lutherischen Geistlichen in das Gefängniß werfen. Cromwell blieb noch einige Monate in Gunst und kündigte sogar noch dem Parlamente bei seiner Eröffnung im Namen des Königs an, daß wegen der religiösen Spaltung zwei Commissionen von Prälaten und Doctoren bestellt worden wären, von welchen die eine den einzuführenden Lehrbegriff für die königlich-christliche Kirche aufsetzen, die andere die beizubehaltenden kirchlichen Ceremonien angeben solle. In dieser Zeit, wo man Cromwell schon für gestürzt hielt, wurde er vom Könige sogar zum Grafen von Essex und zum Obersthofmeister (lord chamberlain) ernannt. Er war aber unvorsichtig genug, gerade in der Zeit von April bis Juni neuen Haß des Volkes auf sich zu laden, wodurch er dann dem Könige Gelegenheit gab, ihn zum Schlachtopfer für seine eigenen Sünden zu machen. Cromwell setzte nämlich zuerst ein Gesetz durch, vermöge dessen dem Könige die Güter der Hospitaliter geschenkt wurden, und schüchterte dann die weltlichen Parlaments-Glieder so ein, daß sie dem Könige eine außerordentliche Beisteuer von vier Zehnten und fünf Zehnten und daneben noch zehn Procent vom Einkommen ihrer Güter und fünf Procent von der fahrenden Habe gewährten. Außerdem erpreßte noch er von der Geistlichkeit zwei Zehnten

und zwanzig Procent ihres Einkommens für zwei Jahre. Er ahnte nicht, daß bereits Norfolk und mehrere von ihm verhaftete Theologen des alten Systems den König ganz gegen ihn eingenommen hätten. Wir wollen nicht bei den Vergehungen verweilen, deren ihn der Herzog von Norfolk am 10. Juni 1540 im königlichen Rathe beschuldigte; denn der ganze Hergang in dieser Rathssitzung war offenbar mit dem Könige vorher verabredet, und dem Letzteren fehlte es, wenn er Leute aus der Welt schaffen wollte, niemals an Anklagen, Anklägern und gefälligen Richtern. Am Morgen jenes Tages war Cromwell noch Leiter des Parlaments, schon um drei Uhr Nachmittags aber klagte ihn der Herzog in der Sitzung des geheimen Raths als einen Hochverräther an, und der König ließ ihn verhaften. Wir wissen nicht, warum Heinrich auch in diesem Falle den gehässigen Weg der Verurtheilung durch ein bloßes Gesetz (durch eine bill of attainder) wählte; er hätte Cromwell ruhig vor seine Pairs stellen dürfen, da derselbe mit Recht so verhaßt war, daß diese ihn gewiß verurtheilt haben würden. Der König zog die von Cromwell selbst so oft gebrauchte Methode vor, und dieser ward am 19. Juni verurtheilt und am 29. Juli enthauptet.

Am 8. August vermählte sich Heinrich, welcher am 9. Juli von Anna von Cleve geschieden worden war, mit Norfolk's Nichte, Katharina Howard. Diese Frau stand, wie Lingard gegen Hume bewiesen hat, mit dem Herzoge von Norfolk nicht in einem freundlichen Verhältnisse. Die Vermählung mit ihr war also auch nur in sofern an Cromwell's Sturz schuld, als man vor derselben die Kabalen, durch welche die dem Könige verhaßte Heirath mit Anna zu Stande gebracht worden war, dem Könige dargelegt hatte, um ihm den Entschluß der Scheidung zu erleichtern. Durch die Vermählung mit Katharina Howard sank das Gewicht der Protestanten wieder; doch behauptete sich Cranmer durch seine Tugend und seine Verdienste. Übrigens traf gerade um die Zeit der Ehe Heinrich's mit Anna die blutige Tyrannei des Königs auf gleiche Weise die Anhänger des Pabstes und die Lutheraner; Powel, Abel und Featherstone wurden vom Parlament (durch eine bill of attainder) verurtheilt und dann gehängt oder geviertheilt, weil sie den Supremat des Königs nicht anerkann-

ten; Barnes, Garret und Jerome wurden als Lutherische Ketzer verbrannt.

Katharina Howard war eine höchst leichtfertige und in ihrem Benehmen unanständig freie Dame, welche von den Räthen des Königs gar sonderbar gerühmt wird *). Die Protestanten, welche durch ihre Vermählung mit dem Könige und durch Cromwell's Hinrichtung ihr Übergewicht verloren hatten, rächten sich an der neuen Königin auf eine unedle Weise durch Ausspähen der Sünden, die sie vor ihrer Ehe begangen haben möchte. Bei dieser Gelegenheit bedauert man, wenn man liest, daß sich ein Mann wie Cranmer auf eine Verschwörung gegen ein schwaches Weib einließ, deren fleischliche Sünde nicht den hundertsten Theil der Vergehungen ihres Gemahles ausmachte. Cranmer hatte aus dem Geständnisse einer Kammerfrau der Katharina herausgebracht, daß diese vor ihrer Ehe mit einigen Herren, die im Dienste ihrer Großmutter gewesen waren, unerlaubten Umgang gehabt habe, und da er des Beweises mächtig war, so wagte er auf den Rath seiner Freunde, des Grafen von Hertford und des Kanzlers, dem Könige die Sache zu eröffnen (4. November 1541). Der Hauptschuldige, Dereham, gestand freiwillig; die Königin selbst leugnete zwar, als sie vom geheimen Rath verhört ward, ließ sich aber, weil sie plötzlich überrascht worden war, von Cranmer bereden, noch in derselben Nacht ein Geständniß zu unterschreiben. Sie wurde in den Tower gefangen gesetzt, und bei der näheren Untersuchung kam allerdings eine Reihe sehr ärgerlicher Scenen ans Licht, welche nicht blos vor, sondern auch während der Ehe vorgefallen waren. Der König, welcher an seiner Gemahlin sehr gehangen hatte, war ganz verzweifelt, als er sich getäuscht sah. Es floß daher aufs neue Blut in Strömen. Die beiden Hauptbuhlen der Königin wurden schon am 30. November 1541 gehängt. Ihr Oheim, Lord Wilhelm Howard, und seine Gemahlin nebst fünf Frauen und vier Herren wurden am 10. December als Mitwisser des Hochverraths (misprision of treason) verurtheilt, weil sie dem Könige keine Nachricht gegeben hatten, welches Leben seine Gemahlin vor ihrer Ehe geführt habe. Die Königin selbst ward schon im Februar

*) Sie sei ausgezeichnet by a notable appearance of honour, cleanness and madenly behaviour.

1542 von den beiden Häusern des im Januar berufenen neuen Parlaments durch ein Gesetz (bill of attainder) als Hochverrätherin verurtheilt und am 18. Februar hingerichtet. Anna von Cleve war besser davon gekommen. Sie war phlegmatischer Natur, liebte den König ebenso wenig als er sie, und hatte in die Scheidung eingewilligt. Sie war dafür von Heinrich als adoptirte Schwester anerkannt worden und hatte ein besseres Jahrgeld erhalten, als ihr Bruder, der Herzog von Cleve, ihr hätte geben können. Sie zog den Aufenthalt in England dem westphälischen Leben an ihres Bruders Hofe vor und blieb in England.

Wie der König in den blutigen und tyrannischen Maßregeln, welche mit seinen häuslichen und Ehe-Angelegenheiten zusammenhingen, bald von der protestantischen, bald von der katholischen Partei gefördert wurde und die entgegengesetzte Partei niemals laut zu werden wagte, so geschah dies auch bei seinen widersprechenden Verordnungen in Religions-Sachen und bei seinen wiederholten Forderungen von Abgaben für seine Privatzwecke. Was das Erstere angeht, so ward 1542 Tindal's verbesserte Bibel-Übersetzung, welche Heinrich doch anfangs geduldet hatte, misbilligt (als crafty, false and untrue) und eine neue kirchliche vorgeschrieben; diese sollte jedoch nur von Lords und Gentlemen und den Frauen und Töchtern derselben gelesen werden dürfen, wogegen dem gemeinen Mann, einem Handwerker, Lehrjungen, Gesellen, Bedienten, Taglöhner und Bauersmann, das Lesen der Bibel verboten und für jeden Übertretungsfall eine Gefängnißstrafe von einem Monat angedroht wurde. Ferner ließ der König statt des unter Cromwell's Leitung von einer Commission bekannt gemachten Lehrbegriffes (Institution) einen anderen aufsetzen, welcher unter dem Namen des Königsbuches (the kingsbook) in jedem Sprengel veröffentlicht und von allen Predigern gebraucht werden sollte. Diese neue Vorschrift über den Lehrbegriff stimmte zwar im Ganzen mit jener früheren überein; doch war vieles Wesentliche geändert. So war z. B. die Transsubstantiation und der Genuß des Abendmahls in Einer Gestalt strenge vorgeschrieben. Das Königsbuch wurde von beiden Häusern des geistlichen Parlaments (the Convocation) gebilligt, und diese verboten Alles, was nicht mit demselben übereinstimme.

Für seine finanziellen Bedrückungen benutzte Heinrich die Streitigkeiten mit Frankreich und mit dem durch Heirath und durch Bündnisse ihm enge verbundenen Könige von Schottland. Außer den bereits früher erwähnten unerhörten Steuern wurden ihm im Mai 1543 von der Geistlichkeit noch zehn Procente ihres Einkommens gewährt, sowie von den Laien eine Taxe des Eigenthums, welche verhältnißmäßig zwischen vier Pence und drei Schillingen vom Pfund betrug. Nicht lange nachher mußten Alle, deren Vermögen größer als vierzig Pfund war, ein gezwungenes Anlehen geben, und kurz darauf entband das Parlament den König von der Verpflichtung, seine Schulden zu bezahlen. Dessen ungeachtet ward gleich nachher nicht nur eine unter dem Namen freiwillige Gabe (benevolence) seit Heinrich's VII. Zeit sehr verhaßte Abgabe (s. Th. X. S. 390 und 356) erhoben, sondern auch die Münze verschlechtert. Da auch dies nicht ausreichte, so mußten die Geistlichen bald noch einmal fünfzehn Procente von ihrer Einnahme und die Laien zwanzig Procente von den Landgütern, sowie zwei Schillinge acht Pence von jedem Hundert des Vermögens zahlen.

Dasselbe gefällige Parlament, welches alle diese Steuern zuvorkommend gewährte, willigte auch in Gesetze ein, die den König vor der künftigen Untreue seiner neuen Gemahlin schützen sollten, sowie es früher den König dringend gebeten hatte, daß er nicht nur die Katharina Howard, sondern auch ihre Großmutter, die verwittwete Herzogin von Norfolk, sowie ihren Vater und ihre Mutter, die Herzogin von Bridgewater und Gräfin Rocheford, welche ehemals ihren Gemahl des vertrauten Umganges mit seiner Schwester Anna Boleyn beschuldigt hatte, möchte hinrichten lassen. Man suchte die Liebhaber abzuschrecken, weil man die Leidenschaft einer Königin auch durch die Beispiele der Hinrichtung einer anderen nicht zügeln zu können glaubte. Es ward jetzt gesetzlich für Hochverrath erklärt, wenn jemand um die Untreue einer Königin gewußt und die Sache nicht sogleich angezeigt habe. Es ward ferner eine jede Dame des Hochverraths schuldig erklärt, welche, wenn sich der König um ihre Hand bewerbe, ihn in Betreff ihrer früheren Keuschheit täusche. Todesstrafe sollte außerdem jeden treffen, der eine Königin oder eine Prinzessin von Wales zu verführen suche, sowie die Königin oder Prinzessin selbst, wenn sie

sich verführen lasse. Alle Personen endlich, welche auf irgend eine Weise an einem Liebeshandel der Königin Antheil gehabt hätten, sollten dieselbe Strafe erleiden, so wie alle diejenigen, welche wüßten, daß ein Fräulein, das der König zur Ehe begehre, nicht mehr reine Jungfrau sei, und dies ihm nicht anzeigten.

Trotz aller dieser Straf-Androhungen wagte Heinrich nicht, als sechste Gemahlin eine Jungfrau zu wählen, sondern er heirathete im Juli 1543 eine Wittwe. Diese neue Gemahlin war Katharina Parr, die frühere Gattin des Lord Latimer. Sie war dem Protestantismus mit ganzer Seele ergeben, und ebenso verhielt es sich mit ihrem Bruder, welchen Heinrich zum Grafen von Essex ernannte, und mit ihrem Oheim. Die Anhänger des Pabstthums waren daher wegen des Einflusses der neuen Königin und ihrer Familie sehr besorgt, und erwarteten jetzt von Cranmer, der sich trotz seines Lutherthums in des Königs Gunst behauptete, neue religiöse Veränderungen. Um dieser Gefahr vorzubeugen, suchten der Kanzler, Lord Wriothesley, und der Bischof von Winchester, Gardiner, die neue Königin durch die theologische Jurisprudenz ihres Gemahles zu verderben, was leicht zu sein schien, da der Kanzler ein theologischer Jurist und Gardiner ein kanonisch gelehrter Theolog war. Den Anlaß, der neuen Königin beizukommen, gab diese selbst durch ihren wahrhaft Lutherischen und also gar zu heftigen Religionseifer. Sie las Luther's Schriften, welche ihrem Gemahle schon des Verfassers wegen tödtlich verhaßt waren, disputirte mit ihm und gab ihm, der als Haupt der Kirche auf päbstliche Unfehlbarkeit Anspruch machte, nicht nach; dies entflammte seinen Zorn. Gardiner und der Kanzler erhielten daher im Jahre 1546 den Auftrag, Anklage-Artikel gegen die Königin aufzusetzen. Dies erfuhr aber die Königin, die sich in einem benachbarten Zimmer befand; sie schrie und weinte daher Stunden lang, so fürchterlich, daß der König, welcher damals unpäßlich war, sich zu ihr tragen ließ und ihr dann selbst vorwarf, daß sie ihm zu theologisch gelehrt sei. Vergebens suchte sie ihm dies auszureden. Er rief: „Nein, nein, bei der heiligen Jungfrau, ich weiß das besser, Käthchen, ihr seid ein Professor (a doctor).“ Endlich gelang es aber der Königin, ihrem Gemahle die Überzeugung beizubringen, daß sie ihn für den größten Gelehrten

halte, und er söhnte sich wieder mit ihr aus, indem er sagte: „Wenn dem so ist, mein liebes Kind, dann sind wir wieder Freunde." Als am anderen Morgen der Kanzler mit Wache erschien, jagte ihn Heinrich schmälend und schimpfend wieder fort. Es ist übrigens sehr wahrscheinlich, daß, wie Andere erzählen, dieser ganze Vorfall nur einer der schlechten handgreiflichen Späße (practical jokes) Heinrich's gewesen sei, um seine Gemahlin vom Lesen Lutherischer Bücher abzuschrecken.

Die letzten Jahre seines Lebens brachte Heinrich in Sorgen für seinen Sohn und Nachfolger Eduard, in steter Unpäßlichkeit und in einem Zustande von Corpulenz zu, der ihm das Leben höchst lästig machte. Seine Lage war um so schmerzlicher, da der schwächliche Eduard der letzte männliche Sprößling des königlichen Hauses war. Heinrich hatte im Jahre 1544 von dem ihm durch das Parlament ertheilten Rechte, die Nachfolge zu ordnen, Gebrauch gemacht. Er hatte festgesetzt, daß ihm der Sohn der Johanna Seymour, Eduard, folgen, und daß, im Fall dieser ohne Erben sterbe, seine ältere Tochter, Maria, sowie bei deren unbeerbtem Tode die jüngere Tochter, Elisabeth, den Thron besteigen solle. Seinen Schwestersohn, den König von Schottland, ließ er ganz unberücksichtigt, weil dieser zu der Zeit, als jene Verfügung gemacht wurde, mit ihm in Krieg war. In einem späteren, wahrscheinlich falschen Testament werden sogar statt des schottischen Königs die Nachkommen einer Schwester Heinrich's genannt, welche mit dem Könige von Frankreich vermählt gewesen war.

Heinrich's Regierung endete ebenso blutig, als sie von Anfang an gewesen war. Noch wenige Tage vor seinem Tode ward der Sohn des Herzogs von Norfolk hingerichtet; der Vater selbst entging dem gleichen Schicksale nur durch den glücklichen Umstand, daß der König, gleich nachdem er das Todesurtheil des Herzogs bestätigt hatte, starb. Der Herzog von Norfolk und sein Sohn, der Graf von Surrey, waren die Häupter der Familie Howard. Der Erstere hatte sich durch Verdienste, besonders aber durch sein Schmeicheln und dadurch, daß er sich in alle Launen des Königs fügte, am Hofe behauptet; sein Sohn war der geistreichste, edelste und beliebteste Mann des hohen Adels. Todfeinde der Howards waren die Seymours, besonders der Graf von Hertford und Sir

Thomas Seymour, die Stützen der protestantischen Partei, welche nach Heinrich's Tode im Namen des erst neun Jahr alten Eduard zu regieren hofften. Diese wußten die Besorgniß des Königs gegen die beiden Häupter der Familie Howard zu erregen, welche auf die Unterstützung aller Anhänger der alten Lehre gegen die eifrig protestantischen Seymours und ihren Cranmer rechnen konnten. Beide wurden daher im Januar 1547, wenige Wochen vor des Königs Tode, plötzlich verhaftet. Den Grafen von Surrey klagte man, weil er nicht Pair war, vor dem gewöhnlichen Gerichte des Hochverraths an. Er habe, hieß es, nach dem Throne gestrebt, weil er Eduard's des Bekenners Wappen dem seinigen einverleibt habe*). Diese lächerliche Beschuldigung konnte er leicht dadurch widerlegen, daß die Annahme jenes Wappens schon vor langer Zeit geschehen war, ohne daß seither jemand sich darüber beschwert hatte. Es half ihm aber nichts; er ward verurtheilt und am 25ten hingerichtet. Seinen Vater, den Herzog von Norfolk, stellte man nicht einmal vor Gericht; man fand es bequemer, ihn durch ein Gesetz (bill of attainder) verurtheilen zu lassen. Dieses Mordgesetz ward am 15., 19. und 21. Januar im Oberhaus gelesen und angenommen und am 24. im Unterhaus gebilligt. Am 27. erhielt es die königliche Bestätigung; zum Glück für den Herzog starb aber Heinrich VIII. in der Nacht vom 28. auf den 29. Januar 1547, noch ehe der Befehl zur Vollziehung der Hinrichtung ausgefertigt worden war.

6. Wiedereinsetzung des Herzogs Ulrich von Würtemberg.

Der Plan, welchen Karl V. und Pabst Clemens VII. zu Bologna gegen den deutschen Protestantismus verabredet hatten, war, wie wir wissen, vereitelt worden, und 1532 war der erste Religions-Frieden zu Stande gekommen. Dieser war dem Pabste zuwider und misfiel dem Kaiser, weil die Schmalkaldischen Bundesgenossen gewissermaßen einen eigenen Staat zu bilden begannen. Allein die von den Türken her drohende Gefahr und die Verbindung des französischen Königs Franz I., welcher Mailand wieder

---

*) Having quartered on his shield the arms of Eduard the Confessor.

zu erobern hoffte, mit dem schwachen Herzoge von Mailand, sowie ein neuer Aufstand in Spanien und gleich darauf ein neuer Krieg mit Frankreich erlaubten dem Kaiser nicht, vorerst an Deutschland zu denken. Er mußte die deutschen Angelegenheiten seinem Bruder Ferdinand, dem erwählten römischen Könige, überlassen. Dieser sah sich jedoch alle Jahre mit einem neuen Angriffe von den Türken bedroht und war nicht im Stande, die Stellung zu behaupten, die ihm sein Bruder bei seiner Anwesenheit in Deutschland gegeben hatte. Karl hatte nämlich, trotz des Widerspruchs der deutschen Fürsten, nicht nur das Erbgut eines deutschen Fürstenhauses, das Herzogthum Würtember , dessen Einwohner größtentheils Protestanten waren, als Reichslehen seinem Bruder erblich überlassen, sondern auch alle die Privilegien, welche die Kaiser aus dem Hause Östreich nie versäumt hatten ihren Erbbesitzungen zu ertheilen, auf Würtemberg ausgedehnt.

Der rechtmäßige Fürst dieses Landes, Herzog Ulrich, dessen Sohn unter der Aufsicht Ferdinand's erzogen ward, irrte dürftig und hülflos umher, und machte vergebens mehrere Male, selbst noch 1525, abenteuerliche Versuche, sein Herzogthum mit Gewalt wieder zu erobern. Er hatte auch bei seinem Schwager, dem Herzog Heinrich von Braunschweig, eine Zuflucht gesucht. Bei diesem konnte es ihm jedoch nicht wohl werden, weil Heinrich sich weit mehr um die von ihm entführte und vor aller Welt verborgen gehaltene Eva von Trott, als um seine Gemahlin und deren Verwandte bekümmerte. Ulrich suchte daher zuletzt Schutz bei Philipp dem Großmüthigen von Hessen, welcher sein Vetter war. Dieser nahm sich seiner ernstlich an. Philipp war der eifrigste und tüchtigste unter den protestantischen Fürsten, der Einzige, welcher die autokratischen Plane des Habsburgischen Hauses von Anfang an durchschaute und vollkommen einsah, daß die Unterdrückung der evangelischen Lehre nicht durch Diplomaten, durch Kongresse und durch Streit über den sogenannten Rechtsboden und auf demselben, sondern nur durch das Schwert verhindert werden könne. Er verwendete sich nebst dem Herzog Heinrich von Braunschweig, von vier Kurfürsten unterstützt, schon auf dem Reichstage von Speier (1526) für Ulrich bei Ferdinand; dieser verweigerte aber damals dem vertriebenen Herzoge sogar ein Jahrgehalt, wenn derselbe nicht den Ansprüchen an sein Land vollständig entsage. Philipp gab hierauf dem

Vertriebenen zu Blankenstein an der Lahn, zu Marburg und zu Kassel Aufenthalt und Versorgung, so heftig auch Ferdinand sich darüber beschwerte. Ulrich ward in seines protestantischen Vetters Lande ebenfalls Protestant; die Würtemberger aber, deren bürgerliche Freiheiten die Statthalter des Habsburgers, welcher selbst nie nach Stuttgart kam, auf die nämliche Weise in Vergessenheit zu bringen suchten, wie Karl V. die der Spanier, gedachten nicht länger der früheren Tyrannei Ulrich's, weil sie von Ferdinand mit dem Verluste der Freiheit in Religions-Angelegenheiten bedroht wurden, und hofften auf seine Rückkehr. Philipp protestirte noch in den Jahren 1527, 1528 und 1529 sehr nachdrücklich, und erhielt schon 1529, also ehe Ferdinand von seinem Bruder mit Würtemberg belehnt worden war, von diesem zu Speier die Erklärung, „daß er des Herzogthums Würtemberg rechter Fürst und Erbherr sei." Dagegen erklärte Philipp, nachdem Ferdinand am 5. September 1530 von Karl mit Würtemberg und den anderen schon 1522 insgeheim an ihn abgetretenen, deutschen Erblanden der Habsburger feierlich belehnt worden war, wiederholt, daß, da der Kaiser ihm den Weg des Rechtes verschließe, er gelegentlich seinem Vetter mit den Waffen helfen müsse. Dies konnte nicht geschehen, so lange der schwäbische Bund, welcher den Vertrag mit Ferdinand geschlossen hatte (s. Th. XI. S. 361), noch bestand. Philipp sprengte aber den schwäbischen Bund, als er durch ein fast zu gleicher Zeit mit dem Bischofe von Bamberg und den Kurfürsten von Trier, Pfalz und Mainz zur Sicherheit ihrer Länder geschlossenes Bündniß jenen Bund, dessen Zweck blos die Sicherung des Landfriedens war, überflüssig machte und Ulrich's Sache vor die letzte schwäbische Bundesversammlung brachte.

Schon damals war Deutschland bedroht, in eine spanische Monarchie verwandelt zu werden. Philipp allein verhinderte dies; denn Johann Friedrich von Sachsen war weniger Fürst als Theolog. In Würtemberg schlugen Ferdinand's Rathgeber denselben schleichenden Weg ein, den sein Bruder in Castilien gegangen war: die Freiheiten des Landes wurden langsam getödtet. Man rief, wenn Abgaben bewilligt werden sollten, keine Landtage mehr zusammen, sondern nur die Deputirten einiger Städte, sorgte dafür, daß dies lauter nachgiebige und schwache Männer waren, und er-

hielt dann von ihnen Alles, was man wollte. Wären die Würtemberger einig gewesen, so wäre weder Karl noch sein Bruder im Stande gewesen, Gewalt zu gebrauchen; allein es ging in Würtemberg gerade so, wie in Castilien, zu: die Ritter, Prälaten und Bürgerschaften stritten beständig unter einander über die verschiedenen Standes-Interessen. Glücklicher Weise war Ulrich's Sohn Christoph eine der seltenen Naturen, welche von Zeit zu Zeit die deutsche Nation für eine ganze Reihenfolge tyrannischer und egoistischer Fürsten und der sie umgebenden Junker trösteten. Dieser Prinz hatte im Jahre 1532 in einem Alter von nur siebenzehn Jahren den Kaiser auf seinem Zuge gegen die Türken begleitet. Er reiste nachher in dessen Gefolge nach Italien; unterwegs aber kam sein Lehrer Bissernus auf den Gedanken, der Prinz werde wahrscheinlich nach Spanien mitgenommen werden und dort verschwinden. Christoph wurde daher, als man die Tyroler Berge erreicht hatte, von seinem Lehrer entführt und an einen sicheren Aufenthaltsort gebracht, welchen außer den Herzögen von Baiern, seiner Mutter Brüdern, niemand erfuhr. Christoph, der sich zuerst in Baiern und dann in Graubündten versteckt hielt, erließ aus dieser Verborgenheit am 17. November 1532 ein Schreiben an den schwäbischen Bund über seine Ansprüche an Würtemberg. Der Landgraf Philipp söhnte ihn damals mit seinem Vater aus, welcher seither mit ihm in Streit gewesen war, und suchte es dahin zu bringen, daß die würtembergische Angelegenheit auf demselben schwäbischen Bundestage ins Reine gebracht würde, der auf Öftreich's Betreiben zur Verlängerung des Bundes ausgeschrieben worden war. Diese Bundesversammlung ward im September 1533 zu Augsburg gehalten. Auf ihr erschien Christoph zum ersten Male wieder öffentlich, und vertheidigte, unterstützt von den Rechtskundigen, die ihm Philipp beigegeben hatte, vor einer glänzenden Versammlung, vor welcher auch der französische Gesandte eine Rede hielt, seine Rechte gegen den Kaiser, den römischen König und den schwäbischen Bund. Die östreichischen Bevollmächtigten suchten die Sache zwei Monate hinauszuziehen; dies war es aber gerade, was Landgraf Philipp gewünscht hatte. Er wußte nämlich recht gut, daß niemand einen Raub aus der Hand läßt, wenn ihm nicht darauf geschlagen wird; über die

Zänkerei wegen Würtemberg's verfloß aber die zur Verlängerung des Bundes bestimmte Zeit, und der schwäbische Bund erreichte somit sein Ende.

Jetzt hatte der Landgraf es blos mit Ferdinand und nicht mehr mit einem zur Erhaltung des Landfriedens geschlossenen mächtigen Bunde zu thun. Ferdinand war aber in Ungarn beschäftigt und konnte sich der Türken nicht erwehren, und sein Bruder Karl hatte, wie wir unten berichten werden, außerhalb Deutschland's Kriege zu führen. Nur die baierischen Herzöge waren zu fürchten; diese waren aber Ulrich's Verwandte und hatten versprochen, ruhig zu bleiben. Philipp glaubte es daher im Jahre 1534 wagen zu dürfen, Würtemberg mit Gewalt wieder zu erobern. Seine Schmalkaldischen Bundesgenossen, unter ihnen auch Johann Friedrich von Sachsen, waren freilich gegen das kühne Unternehmen, Luther und Melanchthon schauderten vor demselben zurück, und die Reichsgerichte erließen scharfe Decrete gegen den Landgrafen; dieser beharrte aber auf seinem Vorsatze. Tollkühn war die Unternehmung Philipp's allerdings; aber sein Zweck war weder dynastisch noch selbstsüchtig. Ulrich hatte sich gegen ihn nur verpflichten müssen, Würtemberg zu reformiren und sich dem Schmalkaldischen Bunde anzuschließen. Für das Ideelle und Ritterliche der Unternehmung Philipp's hatte freilich ein Herrmann von Malsburg, welchem der Landgraf seinen Plan mittheilte, keinen Sinn; denn dieser sagte ihm: „Euer Vornehmen ist herrlich, wenn es geräth, dennoch aber thöricht und gefährlich." Mit wie vieler Mühe und von wie vielen Seiten her Philipp das nöthige Geld zusammenbrachte, hat der neueste Geschichtschreiber von Kurhessen (Rommel) ganz im Einzelnen nachgewiesen. Leute, die für Geld oder auch als Ehrensache Kriegsdienste suchten, fanden sich in einem Jahrhunderte, wo man wenig stehende Truppen hatte, überall in großer Anzahl; Philipp brachte daher in Hessen, sein Verbündeter Wilhelm von Fürstenberg im Oberlande leicht ein ansehnliches Heer zusammen (Frühjahr 1534). Das vereinigte Heer Beider wird zu dreißig- bis sechsunddreißigtausend Mann angegeben. Alles kam übrigens auf den Erfolg des ersten Schlages an, weil die östreichischen Finanzen von jeher so beschaffen waren, daß auf die Dauer dem Regenten stets das Geld fehlte.

Ferdinand, welcher wegen des Herzogthums Würtemberg weder einen Krieg anfangen, noch seine Ehre auf das Spiel setzen wollte, schickte die Kroaten und Ungarn, die seine würtembergische Statthalterschaft von ihm verlangt hatte, nicht nach Schwaben; diese mußte sich daher, als Philipp und Ulrich Ende April 1534 am Neckar erschienen, so gut sie konnten selbst helfen. Sie versammelte am oberen Neckar ein Heer, dessen bester Theil nach Thetinger die alten erbitterten Feinde Ulrich's waren. Dieses Heer ward von dem Pfalzgrafen Philipp commandirt, der bei der Vertheidigung von Wien gegen die Türken, dem Kaiser so treffliche Dienste geleistet (s. S. 124) und auch zwölftausend Mann Fußvolk und achthundert Reiter um theueren Sold zusammengebracht hatte. Es wurde vom Landgrafen und von Fürstenberg umgangen und am 13. Mai 1534 bei Lauffen am Neckar völlig geschlagen und zerstreut. Der Landgraf drang nach seinem Siege bis an die Donau hinauf und setzte durch diesen Marsch Alles in Schrecken; denn es schien, als wenn jetzt zu gleicher Zeit von Westen her die Hessen und von Osten aus die Türken in Östreich einfallen würden.

Ferdinand suchte zwar das Unternehmen der beiden protestantischen Fürsten als eine Folge des Schmalkaldischen Bundes und als einen Landfriedens-Bruch darzustellen und geltend zu machen; allein Herzog Georg von Sachsen nahm sich, obgleich er sonst für so fanatisch gehalten wurde, des Landgrafen, seines Schwiegersohnes, an und forderte von Ferdinand, daß er sich auf Unterhandlungen einlasse. Der Kurfürst von Sachsen machte dabei den Vermittler. Die Unterhandlungen wurden zu Annaberg begonnen und schon sechs Wochen nach der Schlacht bei Lauffen (29. Juni) durch den Vertrag von Kadan (in Böhmen) beendigt. Durch diesen Vertrag erhielt Ulrich sein Land zurück; dagegen forderte aber Ferdinand, daß Hessen und Sachsen, welche ihn immer noch nicht als römischen König anerkannt hatten, dies jetzt thun sollten. Der Kurfürst war zu eigensinnig, um seinen unnützen Widerspruch gegen die Wahl der anderen Kurfürsten aufzugeben; dagegen ließ er unglücklicher Weise in den von ihm für Philipp und für Ulrich geschlossenen Vertrag von Kadan eine Clausel einrücken, welche nachher für Ulrich, für dessen Sohn Christoph und für Würtemberg die verderblichsten Folgen hatte. Ulrich mußte nämlich sein Land als ein Afterlehen Östreich's anerkennen.

Die unmittelbare Folge der Rückkehr Ulrich's und seines Sohnes war die Einführung der Reformation in ganz Würtemberg und die Säcularisirung der dortigen geistlichen Stifter. Dabei benutzte man jedoch die in Sachsen gemachten Erfahrungen. Hier war das Kirchengut unbedingt dem Kurfürsten überlassen worden, dessen Hofleute sich in dasselbe theilten und der neuen Kirche nur eine dürftige Nachlese übrig ließen; in Würtemberg dagegen, wo besonders Osiander thätig war, verfuhr man anders. Es ward dort sogleich der Grundsatz aufgestellt und festgehalten, daß Alles, was der alten Kirche gehört habe, der neuen verbleiben oder doch allgemein nützlichen Zwecken vorbehalten, nicht vom Fürsten beliebig bald auf fromme, bald auf unfromme Weise verwendet werden solle. Alles Pfaffengut sollte nämlich zum Besten der neuen Kirche gesammelt, was aber bei einer besseren Verwaltung, als die frühere gewesen war, von den Gütern der großen und reichen Klöster übrig bleibe, sollte für dringende Landesbedürfnisse zurückgelegt werden.

Das Unternehmen zu Gunsten Ulrich's, sowie die drohende Stellung, welche Landgraf Philipp vor dem Kadaner Frieden an der östreichischen Grenze angenommen hatte, und die Art, wie die Häupter des Schmalkaldischen Bundes jenen Frieden ertrotzten, mußten den Kaiser gegen die Protestanten erbittern, welche ihre geistlichen Mitstände beraubten und das kaiserliche Ansehen verkannten. Karl war freilich damals noch genöthigt, sich zu verstellen; aber er harrte sehnlich des Augenblickes, wo er Gleiches mit Gleichem vergelten und wieder Herr des Reiches werden könne. Da lange Zeit hindurch immer neue Hindernisse eintraten, die es dem Kaiser unmöglich machten, mit den Waffen in der Hand das kaiserliche Ansehen und die alte Hierarchie, auf welcher dieses beruhte, wieder herzustellen, so ereigneten sich in der Zwischenzeit noch manche andere Dinge, die ihm den Bund der Protestanten verdächtig und die Häupter desselben verhaßt machen mußten. Wir wollen einige dieser Ereignisse hier aufzählen, weil sie den leitenden Faden für die Geschichte der Entstehung des sogenannten Schmalkaldischen Krieges geben.

7. Die Unruhen im Münster'schen.

Die Schwärmer, welche außer einer geistlichen Umwälzung der Dinge die Nothwendigkeit einer Taufe im reiferen Alter oder eine zweite Taufe predigten und deshalb Wiedertäufer genannt wurden, waren nach der Hinrichtung Thomas Münzer's in Deutschland aufs grausamste verfolgt worden. Sie hatten aber in den Niederlanden, in Ostfriesland und in Westphalen Schutz und Anhänger gefunden. Da man sie dort nicht, wie in Sachsen und Oberdeutschland, ausspioniren und hinrichten und auch nicht, wie in Hessen, einkerkern ließ, so vermehrten sie sich im Stillen außerordentlich. In Ostfriesland, Holland und Ober-Yssel erregten sie bald fanatische Bewegungen, welche auch die niederländischen Stadtobrigkeiten nöthigten, gegen sie mit der größten Strenge zu verfahren; denn sie zeigten sich in Holland gerade so, wie vorher in Sachsen und später in Münster. Ganze Schiffe voll Schwärmer kamen nach Amsterdam, und als man sie dort fragte, wohin sie wollten, riefen sie: „Nach dem Lande, das Gott uns weisen wird." Den folgenden Tag liefen fünf Wiedertäufer am hellen Mittage mit bloßen Schwertern in der Hand durch die Stadt und schrieen: „Im Namen des Herrn! Gottes Segen steht über der Rechten, Gottes Fluch über der Linken der Stadt." In allen größeren Städten griff die Bürgerschaft gegen diese frommen Socialisten zu den Waffen, und die Statthalterin der Niederlande, Maria von Ungarn, sowie der Graf von Hoogstraten ließen viele derselben hinrichten.

Führer der Partei war in Holland ein gewisser Jan Trypmaker, welcher aus Emden nach Amsterdam gekommen war, als der Graf von Ostfriesland die von dem Münzer'schen Apostel Hofmann in Emden gestiftete Gemeinde aus einander getrieben hatte. Trypmaker erhielt in Holland einen sehr großen Anhang, ward aber in Amsterdam verhaftet und nebst einer Anzahl seiner Anhänger hingerichtet. Statt seiner trat Jan Matthyszoon, ein Bäcker aus Haarlem, an die Spitze der Fanatiker seiner Secte, welche man Melchioriten nannte. Dieser hatte, schon als er noch in Amsterdam war, nach allen Richtungen hin Apostel seiner Lehre ausgesendet. Bartholomäus Boekbinder und Dierick

Kniper gingen nach Friesland, wo sie unter Andern auch den Obbe Philipps gewannen, dessen Schüler Menno Simonszoon später der Stifter der friedlichen Wiedertäufer oder der sogenannten Mennoniten ward. In Leiden und um Leiden, sowie in Friesland hatte man während des ganzen Jahrzehnts von 1530 bis 1540 mit den Schwärmern zu kämpfen. Die Apostel derselben, der Bäcker Jan Matthyszoon und der Schneider Jan Bockold, gewöhnlich Jan von Leyden genannt, wurden damals nach der westphälischen Stadt Münster getrieben, wo sie Gelegenheit fanden, die Errichtung eines theokratischen Reiches zu versuchen.

In Münster war man zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts ebenso, wie in den meisten größeren deutschen Städten, welche Bischofssitze waren, an den Streit über die Regierung gewöhnt, weil die Grenzen der bischöflichen Gewalt nicht genau bestimmt waren, und weil zugleich der Stadtrath mehrentheils ebenfalls mit der Bürgerschaft wegen des wechselseitigen Antheiles an der Verwaltung und Regierung zu kämpfen hatte. Diese Streitigkeiten waren seit dem Jahre 1524 ziemlich beigelegt; 1529 aber wurden sie von neuem erweckt, als Bernhard Rothmann, ein von dem Landgrafen Philipp geschickter hessischer Prediger, in der außerhalb der Stadt gelegenen St. Moritz-Kirche die Reformation unter großem Zulauf verkündigte. Diese von dem Volke und den Bürgern gebilligten Predigten wollte das Dom-Kapitel hindern, und als Rothmann sein Glaubensbekenntniß einreichte und eine Disputation über dasselbe verlangte, schlug das Kapitel sein Begehren ab. Jetzt nahm daher die Bürgerschaft den hessischen Prediger in Schutz, rief ihn in die Stadt und bemächtigte sich der meisten Kirchen für die Predigt des Evangeliums. Nach langem Streite ward endlich im Februar 1533 ein Vertrag mit dem Dom-Kapitel geschlossen, vermöge dessen die Domkirche dem Kapitel verblieb, sechs andere Kirchen aber den protestantischen Predigern überlassen wurden.

Im folgenden Jahre kamen ganze Schwärme von Wiedertäufern, welche aus den Niederlanden und aus deutschen Orten vertrieben worden waren, nach Münster. Sie bestanden aus ganz rohem Gesindel, und ihre Führer und Apostel, der Bäcker Jan Matthyszoon

und der Schneider Jan von Leiden, rühmten sich göttlicher Offenbarungen und einer unmittelbaren Eingebung des heiligen Geistes, verachteten alle menschliche Gelehrsamkeit und schmähten alle Prediger als falsche Propheten. Beide wirkten, wie wir dies auch in unseren Zeiten gesehen haben, gerade durch ihre Heftigkeit und durch den unerschöpflichen, unzusammenhängenden Bombast ihrer Reden unwiderstehlich auf den großen Haufen, welcher von geistiger Freiheit nichts wußte und schrankenlose Unsittlichkeit mit evangelischer Freiheit verwechselte. Rothmann predigte anfangs gegen sie, trat aber nachher bald zu ihnen über. In der ersten Zeit war nicht Jan von Leiden, sondern der Bürgermeister Bernhard Knipperdolling die Hauptperson im Politischen oder das Haupt der Proletarier-Verbindung gegen alle Besitzenden. Knipperdolling war es, der am 1. Februar 1534 den Adel, die Geistlichen und alle wohlhabenden Bürger aus der Stadt trieb, einen neuen Stadtrath wählen ließ und sich selbst nebst einem ihm ähnlichen Fanatiker zum Bürgermeister machte. Bald nachher ward aber Jan von Leiden der geistliche und weltliche Herrscher in Münster. Dieser befahl bei Lebensstrafe, alles Gold und Silber, alle Kostbarkeiten und Hausgeräthschaften an einen Ort zu bringen, wo dann die Diakonen sie für den gemeinschaftlichen Gebrauch aller Bewohner des Berges Zion, wie Münster künftig genannt werden sollte, verwenden. Auch alle in der Stadt befindlichen Bücher, unter welchen sehr alte Handschriften waren, wurden auf einen öffentlichen Platz zusammengetragen und daselbst verbrannt. Nur die Bibel verschonte man. Neben Jan von Leiden als dem Haupte des neuen Zion sollten ebenso zwölf Richter sitzen, wie ehemals die Ältesten der zwölf Stämme neben Moses gesessen hatten. Endlich nannte Jan von Leiden sich auf Gottes Befehl sogar König von Zion, und nahm nach seiner Krönung alle äußeren Zeichen der Königswürde an.

Inzwischen hatte der Bischof von Münster, Franz von Waldeck, ein Heer gesammelt und gegen die Fanatiker geführt, welche in ungeheuerer Menge aus allen Gegenden nach Münster geströmt waren und diese Stadt gut befestigt hatten. Als er sich vor Münster lagerte, machte Jan Matthyszoon einen Ausfall; dieser ward vom Glücke begünstigt, und Mathyszoon kam in Folge davon auf

den Gedanken, daß er der Gideon des Münster'schen Zions sei. Er lief blos mit einem Spieße bewaffnet durch die Stadt, und forderte dreißig Personen namentlich auf, ihm zu folgen, um nach Gideon's Weise die Feinde ohne irgend eine andere Rüstung und Waffe als den Spieß zu verjagen. Er und seine Begleiter wurden, als sie gegen die Feinde zogen, sogleich bis auf einen erschlagen (Mai 1534). Dies öffnete jedoch den Übrigen keineswegs die Augen. Sie wurden vielmehr gerade damals in ihrem Fanatismus neu befestigt, als der Goldschmidt Johann Tausenschuer aus Wahrendorf nach Münster kam und laut verkündigte, wie Gott ihm geoffenbaret habe, daß Jan von Leiden siegend über die ganze Erde ziehen, alle Könige, Fürsten und Reiche vertilgen und nur das gemeine Volk übrig lassen werde. Der königliche Staat Jan's von Leiden war damals schon eingerichtet; Knipperdolling war zum Statthalter, Rothmann zum Worthalter, Krechting zum Kanzler bestellt. Über den Hof des Königs von Zion gibt ein 1725 erschienenes Buch, welches den Titel hat: „Verzeichniß aller Räthe, Bedienten und Hofgesinde des Wiedertäuferischen Königs Johannes von Leiden" vollständige Nachricht. Auch einen Harem von vierzehn Weibern hatte der König-Prophet sich nach David's und Salomo's Weise eingerichtet. Mit diesen seinen Frauen verfuhr er orientalisch; denn er richtete eine von ihnen mit eigener Hand hin, als sie gegen sein Betragen laut protestirte. Übrigens ließ der Worthalter Rothmann damals ein Buch drucken, welches die Hauptpunkte der Lehre enthielt. In diesem berühmten Buche, welches „die Restitution" betitelt ist, wird prophetisch verkündet, daß nach Vertilgung der Gottlosen die Frommen und Auserwählten noch vor dem jüngsten Tage die Erde beherrschen würden, daß Luther und der Pabst auf gleiche Weise falsche Propheten seien u. dergl. mehr. Das ganz unsinnige Treiben dauerte nicht nur in Münster während des Jahres 1534 fort, sondern man schickte auch achtundzwanzig Apostel nach anderen Orten aus; diese wurden aber bis auf den einzigen Heinrich Dorp überall, wo sie auftraten, hingerichtet. Wir wollen das Treiben der Wiedertäufer nicht im Einzelnen beschreiben, weil Münster einem Tollhause glich.

Luther, Melanchthon, Justus Menius und Urban Regius gaben sich die ganz vergebliche Mühe, durch Schriften diese Leute

zu bekämpfen. Das Reich konnte während des würtembergischen Krieges dieselben mit seiner ohnmächtigen Justiz nicht erreichen. Der Bischof von Münster aber, sowie der Erzbischof von Köln und der Herzog von Jülich und Cleve, welche jenem Geld, Soldaten und Geschütz zuschickten, waren nicht reich genug, um die Kosten einer dauernden Belagerung zu bestreiten. In der Mitte des December 1534 ward endlich ein westphälischer Kreistag nach Koblenz ausgeschrieben, auf welchem auch der Kurfürst von Sachsen sich einfand; man brachte jedoch nur eine unbedeutende Macht zusammen. Es blieb daher vorerst beim Drohen, und König Ferdinand ward ersucht, einen Reichstag zu berufen. Die Gemäßigten unter den in Münster vereinigten Schwärmern hatten großes Zutrauen zum Landgrafen Philipp; mit diesem waren sie in Correspondenz getreten, und ihm schickten sie nicht blos das Buch der Restitution, sondern auch ein zweites, welches den Titel: „Von der Verborgenheit der Schrift" hatte. Philipp las beide Schriften und erklärte sich nicht nur über sie, sondern ließ sie auch widerlegen. Von Luther wollten die Leute in Münster nichts wissen; dieser sei, sagten sie, ärger als der Pabst. Als alle Prophezeiungen Jan's von Leiden nicht eintrafen und das Treiben in der Stadt ganz arg wurde, wollten die Bürger endlich sich des Königs bemächtigen und ihn den Belagerern ausliefern; allein dieser wußte sich durch fanatisirte Anhänger zu schützen, bis endlich, im April 1535, König Ferdinand ernstliche militärische Anstalten gegen die Stadt machte.

Der Kaiser, welcher die Fortdauer der Unruhen in Münster offenbar nur den Schmalkaldischen Bundesgenossen Schuld geben konnte, mußte den Vorsatz fassen, das kaiserliche Ansehen wieder herzustellen; denn sein Bruder schloß den Vertrag von Kadan nur darum so schnell ab, weil er sonst auch im Jahre 1535 nicht im Stande gewesen wäre, die dringenden Bitten des Bischofs von Münster zu erfüllen. Es wurde endlich ein Reichsbeschluß gefaßt, daß hunderttausend Gulden zu dem Zuge gegen Münster gesteuert werden sollten; allein die Städte und Stände des Reiches, besonders die protestantischen, welche einem Bischofe gegen seine Unterthanen Hülfe leisten sollten, machten so viele Schwierigkeiten, daß aus diesem Zuge nichts geworden sein würde, wenn nicht der Landgraf von

Hessen sich der Sache angenommen hätte. Diesem hatte Ferdinand in Kadan es zur ausdrücklichen Bedingung gemacht, daß er einen Theil des nach Würtemberg gesandten Heeres gegen Münster schicken solle.

Landgraf Philipp ließ im April 1535 seine Hessen unter Siegmund von Boyneburg's Führung ins Feld ziehen. Mit diesen vereinigten sich dann die Kreistruppen, und Münster wurde hierauf enge eingeschlossen. Da machten zwei Bürger der Stadt dem Bischofe das Anerbieten, dem Reichsheere einen Zugang zu verrathen. Der Bischof wollte jedoch die Stadt vor den gräßlichen Folgen eines Sturmes bewahren und ließ die Belagerten zur Übergabe auffordern. Diese verschmähten aber, da sie nicht wußten, daß sie verrathen waren, jede Bedingung. Jetzt benutzte man die Verräther. Am 24. Juni drangen einige hundert Mann heimlich in die Stadt ein und öffneten den Anderen ein Thor. In den Straßen der Stadt ward hierauf wüthend gekämpft, und es heißt, daß von beiden Seiten fünftausend Mann in der Stadt und achttausend vor derselben gefallen seien. Endlich ergab sich der Rest der Fanatiker, selbst Jan von Leiden und seine Beamte. Nur Rothmann suchte den Tod im Gefechte. Von den Gefangenen wurden nicht nur die Anführer, sondern auch sehr viele andere hingerichtet. Uns grauet zu erzählen, welche Martern die Anführer zu erdulden hatte, ehe sie, nachdem man sie ein Jahr lang herumgeschleppt hatten, getödtet wurden. Alle Wiedertäufer, die sich im Reiche zeigten, traf die Todesstrafe, und nur Philipp von Hessen allein weigerte sich, diese Strafe in seinem Lande vollziehen zu lassen. Er verbot förmlich, dem Reichsgesetze gemäß Menschen blos darum hinzurichten, weil sie Wiedertäufer wären. Luther drückte ihm schriftlich seine Unzufriedenheit darüber aus, und war auch bei dieser Gelegenheit mit des Teufels Anführung nicht sparsam. Philipp möge, schrieb er zuletzt, die Wiedertäufer doch wenigstens aus seinem Lande jagen; „denn, sagte er, es ist des Teufels samen und haben wol zum ersten etwas schön scheins neben mit dem bösen für, doch weil es der liechte teuffel ist, wird zuletzt das Ende zu Münster braus.“ Ebenso naiv beantwortete Luther an einer anderen Stelle den Einwurf, den ihm Philipp gemacht hatte: „Denn ob ich sorgen mocht, der Wolf, so in meinem

stall würget, mocht in andern Ställen mehr würgen, kann ich yhn darumb unverjagt nicht lassen. Ein jeder hüte seines Stalls."

8. Gewaltthätigkeiten der Häupter des Protestantismus in Deutschland.

Die Protestanten benutzten die lange Abwesenheit des Kaisers, sowie seine Streitigkeiten mit Frankreich, um den Schmalkaldischen Bund zu verstärken und eine Fürsten- und Städte-Republik an der Stelle des Kaiserthums zu errichten. Der Übertritt des Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg wurde jeden Tag erwartet, und nur das von ihm seinem Vater gegebene Versprechen, nicht Lutheraner zu werden, sowie der Einfluß einiger Mönche hielt ihn noch einige Zeit von demselben ab. Dagegen erklärten sich schon lange vor ihm sein Bruder, Markgraf Johann, seine Schwester Elisabeth, die Gemahlin Erich's von Münden, und sein Vetter, Georg von Ansbach, für Protestanten. Zwar wurden alle diese Fürsten, sowie einige oberländische Städte, besonders Nürnberg, durch die Scheu vor dem Kaiser vom Schmalkaldischen Bunde zurückgehalten, und auch Georg's Bruder, Albrecht von Preußen, konnte in denselben nicht eintreten, weil er in des Kaisers und des Reiches Acht war; allein Ulrich von Würtemberg, die beiden Herzöge Barnim und Philipp von Pommern, Georg und Joachim von Anhalt, die Städte Augsburg, Kempten, Hamburg, Hannover, Minden und Frankfurt und einige kleine Herren wurden 1536 zu Frankfurt in den Bund aufgenommen. Dieser ward damals auf mehrere Jahre verlängert und erhielt eine neue Organisation, welche eine große Gewalt in die Hände seiner beiden Häupter legte und eine bedeutende Bundeskasse zu ihrer Verfügung stellte, so daß dieselben jetzt gegen den Kaiser dreister auftraten und der Landgraf Philipp eine bedeutendere Rolle spielte, als König Ferdinand, der sich der Türken nicht erwehren konnte.

Diese Erweiterung der protestantischen Macht konnte der Kaiser unmöglich ruhig mit ansehen. Er wollte damals, was er jedoch aufschieben mußte, über Genua nach Deutschland kommen, und Pabst Paul III. sollte ein Concilium berufen, um den Streit über die Form der Staats-Religion gütlich beizulegen. Beides war den Protestanten sehr verdächtig. Die Mitglieder des Schmalkaldischen

Bundes schickten hierauf an den Kaiser eine Gesandtschaft mit allerlei Beschwerden, denen sie abgeholfen wünschten. Ihre Bitte sollte eines Theils den Zorn des Kaisers besänftigen, anderes Theils aber auch ihn bewegen, daß er dem Reichs-Regiment und dem Reichs-Kammergerichte Einhalt thue, welche beiden Behörden immer noch wegen der Säcularisation und Besitznahme geistlicher Güter furchtbare Decrete erließen und die protestantischen Stände nöthigten, der Reichs-Justiz ihre Anerkennung zu versagen. Der Kaiser ließ den Protestanten erklären, er werde den Reichs-Vicekanzler Held mit Vollmacht nach Deutschland schicken, sie möchten eine allgemeine Versammlung nach Schmalkalden berufen, auf dieser werde Held erscheinen, nachdem er sich zuvor in Wien mit Ferdinand unterredet habe. Jene Versammlung wurde dann auch am 15. Februar 1537 gehalten. Sie war ganz ungewöhnlich zahlreich, feierlich und glänzend; denn fast alle bedeutenden Theologen, Luther und Melanchthon nicht ausgenommen, sowie alle andere angesehenen Gelehrten der Protestanten, alle ihre Fürsten und die Obrigkeiten aller protestantischen Städte hatten sich eingefunden. Held hielt mehrere Reden an die Versammlung; Luther aber, welcher damals am Stein schwer litt und deshalb schnell abreisen mußte, warnte beim Scheiden ernstlich vor dem Pabste. Held hatte in seinen Reden eine große Erbitterung gegen die Protestanten ausgesprochen. Da nun unterdessen auch Pabst Paul III. gegen Karl's Willen das Concilium nach Mantua berufen hatte, wo es ganz in seiner Gewalt sein mußte, so verweigerten die Protestanten eines Theils die von Karl geforderte Hülfe gegen die Türken und lehnten anderes Theils auch die Beschickung des Concils ab. Gleich darauf schlossen sich endlich auch Kurfürst Joachim II. von Brandenburg, sein Bruder Johann und seine Vettern Georg und Albrecht in Franken dem Schmalkaldischen Bunde an, und versprachen für den Fall eines Religionskrieges ausdrücklich ihren Beistand; doch hielten sie später nicht Wort.

Held reiste darauf im Reiche umher, um einen katholischen Gegenbund zu Stande zu bringen. Auch bewog er in der That die Erzbischöfe von Mainz und von Salzburg, sowie die Herzöge von Baiern, den Herzog Georg von Sachsen und Herzog Heinrich den Jüngeren von Braunschweig, daß sie am 10. Juni 1538 zu Nürn-

berg einen Bund schlossen, den man später den heiligen oder auch den Heinrich'schen genannt hat. Dieser Bund ward geschlossen „zur Handhabung der wahren christlichen (d. h. der päbstlichen) Religion, zur Vollziehung aller kaiserlichen und des Reichs Abschiede, Mandate und Gebote, weil der Nürnberger Frieden weder von den Ständen des alten Glaubens gebilligt, noch vom höchsten Reichsgericht anerkannt sei." Die Mitglieder desselben waren persönliche Feinde Luther's, der sie oft entsetzlich ausgeschimpft hatte. Sie verpflichteten sich scheinbar zu nichts Anderem, als daß sie alle für Einen Mann stehen wollten, wenn einem von ihnen wegen des alten Glaubens eine Gefahr bereitet oder eine Bedrängniß zugefügt werden sollte. Der Kaiser bestätigte im folgenden Jahre diesen Bund, und gab fünfzigtausend Gulden für denselben her. Auch wissen wir aus einem erst in neuester Zeit bekannt gewordenen Beweisstücke, daß er dem Kanzler Held Vollmacht ertheilt hatte, durch erdichtete Beschuldigungen die Katholiken gegen die Protestanten aufzuregen. Nichtsdestoweniger verleugnete er nachher den von Held geschlossenen Bund, als sein Kanzler Granvella ihm rieth, zur Erhaltung des Friedens den Stifter des Bundes preiszugeben. Wirklich würde der heilige Bund zu einer für den Kaiser ganz ungelegenen Zeit einen Bürgerkrieg veranlaßt haben, wenn nicht Granvella schlauer gewesen wäre, als Held, und dem Kaiser jenen Rath ertheilt hätte. Karl misbilligte Alles, was Held gethan hatte, nahm ihm seine Stelle ab, entfernte ihn von den Geschäften und ließ durch einen anderen Bevollmächtigten einen Vertrag abschließen, nach welchem in Deutschland bis zur Ankunft des Kaisers Alles in dem alten Stande verbleiben sollte. Übrigens war die Gefahr, welche dem Schmalkaldischen Bunde von dem heiligen drohen konnte, nicht groß; denn schon im April 1539 starb Herzog Georg von Sachsen, und sein Land fiel an seinen sehr eifrig protestantischen Bruder Heinrich, welcher bis dahin in sehr dürftigen Umständen zu Freiberg Hof gehalten hatte. Von Georg's Söhnen war nämlich der ältere schon 1537, der zweite aber, den man überdies längst für blödsinnig erklärt hatte, im Februar 1539 gestorben. Sein Erbe Heinrich, den man wegen seines Eifers für den Protestantismus den Frommen genannt hat, reformirte sogleich das ganze ererbte

Herzogthum durch Theologen, welche er aus Kursachsen kommen ließ. Von dem Schmalkaldischen Bunde war er schon vorher in Schutz genommen worden. Im Jahre 1539 trat auch der dänische König Christian III. als Herzog von Holstein diesem Bunde bei.

Der Abschluß des heiligen Bundes veranlaßte einen heftigen Zwist zwischen dem Herzog Heinrich von Braunschweig und dem Landgrafen Philipp. Diesem Zwiste lagen jedoch, da der Kaiser auf Granvella's Rath jenen Bund verleugnet hatte, nur Privatursachen zu Grunde. Der leidenschaftliche Herzog Heinrich von Braunschweig, welcher früher dem Kaiser ein Söldner-Heer nach Italien zugeführt hatte und dafür schlecht belohnt wurde, hatte fortwährend Streit mit dem Landgrafen Philipp von Hessen und dem Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen. Darum arbeitete niemand eifriger für den Kaiser und den Pabst, als Heinrich. Philipp von Hessen war ebenso leidenschaftlich, als er, und zeigte sich außerdem für die Erweiterung des protestantischen Bundes unablässig thätig. Beide Fürsten würden daher schon im Jahre 1538 gegen einander zu den Waffen gegriffen haben, wenn nicht Herzog Georg von Sachsen und der Kurfürst Johann Friedrich vermittelnd zwischen Beide getreten wären. Der Landgraf hatte damals auf die bloße Aussage eines ganz schlechten Menschen hin den Herzog beschuldigt, er habe Mörder gedungen, welche ihn auf der Jagd hätten erschießen sollen. Zu Ende des Jahres 1538 schickte nämlich Heinrich in Angelegenheiten des heiligen Bundes Briefe an den Kurfürsten von Mainz, und der Überbringer derselben, Heinrich's Secretär Stephan Schmidt, traf mit dem Landgrafen, als dieser auf der Jagd war, zusammen. Philipp ließ ihn sogleich befragen, und Schmidt war unvorsichtig genug, sich für einen Diener des Kurfürsten von Brandenburg auszugeben. Er ward durch einen Mann aus Philipp's Gefolge erkannt und deshalb sogleich verhaftet. In den Briefen, welche man ihm abnahm, fanden sich zwar grobe Schimpfreden gegen den Landgrafen, aber durchaus nichts, was sich auf feindliche Plane gegen den Schmalkaldischen Bund bezogen hätte. Der Herzog schrieb dem Kurfürsten von Mainz unter Andern: „Er wünsche ihm ein glückselig Neujahr, seinen Gegnern aber den Teufel. Der Landgraf schlafe nicht viel, die Nacht kaum eine

Stunde, er werde noch toll werden, und da wäre dann bald zu helfen; denn dann wären sie über die Hälfte."

Seit dieser Zeit war der Streit zwischen Heinrich und Philipp, sowie der zu gleicher Zeit entstehende Streit zwischen jenem und dem Kurfürsten Johann Friedrich immer heftiger. Beide Theile schimpften einander persönlich in höchst ärgerlichen Schmähschriften, und es ist schwer zu sagen, ob in diesen Schriften Herzog Heinrich oder seine beiden Gegner gröber und gemeiner gewesen sind. Übrigens war in dem Privatleben aller drei Fürsten allerdings Stoff genug zum Schimpfen, so lobenswerth auch sonst des Landgrafen Regierung und so Lutherisch Johann Friedrich's Gedanken waren. Der Letztere gesteht selbst in seinen Schriften über Heinrich seine übermäßige Neigung zum Trunk demüthig ein. Landgraf Philipp aber ließ sich von den Theologen seiner Partei ein Gutachten des Inhalts ausstellen, daß er neben vielen Liebschaften auch zwei Weiber, eines an der Rechten und eines an der Linken, angetraut haben dürfe. Auch ließ er wirklich noch bei Lebzeiten seiner Gemahlin im März 1540 sich mit Margaretha von Saal, einem Hoffräulein seiner Schwester, die zu Rochlitz lebte, durch seinen Hofprediger Melander in Gegenwart vieler Hofleute trauen. Ärger noch machte es Heinrich von Braunschweig. Er hatte mit seiner Gemahlin ganz gut gelebt und elf Kinder erzeugt, als er sich in ihr Hoffräulein Eva von Trott, eine Tochter des brandenburgischen Hofmarschalls, verliebte. Da sein Umgang mit dieser die sehr angesehene ritterschaftliche Familie derselben kränkte, so ward Eva von den Ihrigen abgerufen. Sie begab sich auch auf die Reise, stellte sich aber zu Gandersheim krank, und man verbreitete endlich die Meinung, daß sie gestorben sei. Sie war jedoch nicht todt, sondern Heinrich hatte sie auf das Schloß Stauffenberg gebracht, und statt ihrer war ein hölzernes Bild begraben worden. Heinrich besuchte sie von Zeit zu Zeit in Stauffenberg und zeugte sieben Kinder mit ihr. Später erfuhren ihre Verwandten ihren Aufenthalt und klagten beim Kaiser; Eva starb aber im Jahre 1541 zu gleicher Zeit mit Heinrich's Gemahlin. Ihr Tod fällt noch in die Zeit vor dem Ausbruche des Krieges zwischen Heinrich und Philipp; denn Spittler hat uns nicht überzeugt, wenn er (im Göttingischen Magazin Th. III. S. 130 — 136) zu beweisen

sucht, daß der Landgraf sie nach der Beendigung dieses Krieges mit sich nach Kassel geführt und dort sogar noch 1552 mit ihr gelebt habe.

Der Streit zwischen den drei Fürsten ward von Zeit zu Zeit heftiger, wenn eine besonders arge Schmähschrift erschienen oder eine neue Beschuldigung gefunden worden war, wie z. B. im Jahre 1541. In diesem Jahre hatten nämlich einige Brandstifter in Sachsen den Herzog Heinrich als Urheber ihres Verbrechens angegeben, was freilich nicht gerade viel gegen ihn beweisen konnte, da man sich zu jener Zeit der Folter bediente, um jedes beliebige Geständniß heraus zu pressen. Ungeachtet aller solcher Vorfälle und aller mündlichen und gedruckten Schmähungen würden die beiden erbitterten Häupter des Schmalkaldischen Bundes schwerlich des Herzogs Heinrich wegen den Reichsfrieden gebrochen haben, wenn nicht dieser sich außerdem gegen die mit ihnen verbündeten Städte Braunschweig und Goslar Gewaltthaten erlaubt hätte. Die Stadt Braunschweig hatte, wie die meisten größeren und auch sehr viele kleine Städte Deutschland's, im sechszehnten Jahrhundert nach und nach von den Kaisern so viele Privilegien erkauft und erhalten, daß sie fast eine Republik war. Sie behauptete, trotz des kaiserlichen Befehles ihrem Landesherrn zu gehorchen, ihre Freiheiten auch gegen den Herzog Heinrich, und ward nach ihrer Aufnahme in den Schmalkaldischen Bund noch trotziger. Goslar war in einer ähnlichen Lage, und zerfiel über das Recht an den Rammelsberg und dessen Bergwerke völlig mit dem Herzoge. Zwar sprach das Reichs-Kammergericht, welches allen protestantischen Ständen feindlich war, zu Gunsten des Herzogs, und belegte die Stadt Goslar sogar mit der Reichsacht; allein der Kaiser und sein Bruder befahlen auf Ansuchen der Protestanten, daß vorerst weder jenes Urtheil noch die Acht ausgeführt werden solle. Daran kehrte sich jedoch der rohe Herzog nicht. Er griff die Stadt an und gab dadurch endlich dem Landgrafen und dem Kurfürsten Anlaß, sich thätlich an ihm zu rächen, nachdem der Wortstreit durch die letzte Vertheidigungsschrift des Kurfürsten und durch ein Buch Luther's, welcher in den persönlichen Streit seines Kurfürsten mit Herzog Heinrich hineingezogen worden war, den höchsten Gipfel des Fischmarktes erreicht hatte. Luther

schrieb damals gegen Heinrich ein Buch, welchem er den Titel gab: „Gegen Hans Wurst", und diese Schrift ist das gröbste und ungezogenste aller deutschen Bücher des sechszehnten Jahrhunderts, das doch an groben Büchern sehr reich ist.

Wir wollen, um unsere Feder nicht mit den niedrigsten Schmähungen zu besudeln, nur den Titel der 1541 in Quart erschienenen Apologie des Kurfürsten und eine der am wenigsten anstößigen Stellen aus Luther's Buche gegen Hans Wurst, welches in demselben Jahre erschien, als Beispiel anführen. Schon der Titel der Schrift, welche im Namen des Kurfürsten ausgegeben wurde, ist von der Art, daß wir nicht wagen, ihn in den Text aufzunehmen *). Von Luther's Gepolter geben wir nur eine sehr leise Probe, um zu zeigen, wie Schade es war, daß ein so großer Geist eine Kloster-Erziehung erhalten hatte. Die aus seinem Hans Wurst unten angeführte Stelle bezieht sich auf die Äußerung in Herzog Heinrich's Schmähschrift: „der Kurfürst sei ein Ketzer, ein Aufrührer, ein Kain, ein Ungeheuer, ein Aesop, der weder eine gute Eigenschaft der Seele noch des Leibes besitze, den sogar Luther, der sein

---

*) Der Titel dieses einundzwanzig Bogen starken, 1541 zu Wittenberg erschienenen Buches lautet: „Des Durchlauchtigen, Hochgebornen Fürsten und Herrn, Herrn Johannes Friedrichen Herzogs zu Sachssen, des h. röm. Reichs Erzmarschallen und Kurfürsten Wahrhaftige, bestendige, ergründete Christenliche und aufrichtige Verantwortung Wider des verstockten, gottlosen, vermaladeieten, verfluchten ehrenschenders, bösthetigen Barrabas, auch hurensüchtigen Holofernes von Braunschweig, so sich Herzog Heinrich den Jüngern nennet, unverschempt, Calphurnisch schand- und lügenbuch, so er abermals mit Datum Wolffenbüttel auf Dienstag nach Omnium Sanctorum anno 1540 nechst wider vorgemeldten Kurfürsten u. s. w. will vollbracht haben und in einen Druck ausgesprengt hat." Der Herzog antwortete auf diese Schrift vermittelst eines zwanzig Bogen starken, 1541 zu Wolfenbüttel gedruckten Buches, welches er Quadruplik oder vierte Schmähschrift nannte, und das folgenden Titel führt: „Des Durchlauchtigen, Hochgebornen Fürsten und Herrn, Herrn Heinrichs des Jüngeren, Hertzogen von Braunschweig und Lüneburg Erhebliche, ergründte wahrhaftige Göttliche und Christliche Quadruplica wider des gottlosen, verruchten, verstockten, abtrünnigen Kirchenräubers und vermaladeiten, boshaftigen Antiochi, Novatiani, Severiani und Hurenwirths von Sachsen, der sich Hansen Friedrich, Hertzogen zu Sachsen nennt, erdicht, erlogen und unverschemt Lästerbuch, welches er abermals Datum Torgau Montags nach Judica Anno 1541 durch einen ordentlichen Abdruck wider gemelten Hertzogen Heinrichen ausgegossen hat."

Götze und gewissermaßen sein zweiter Gott sei, verspotte und verachte *).

Der Herzog bedrängte die Braunschweiger und schloß Goslar enge ein; die Bürger baten deshalb den Schmalkaldischen Bund um Hülfe. Hierauf hielten der Kurfürst und der Landgraf in Eisenach eine Unterredung und sandten von dort aus dem Herzoge einen Fehdebrief. Beide Fürsten warben dann bis zum Juli 1542 ein Söldnerheer von wenigstens zwanzigtausend Mann, und brachen, der Kurfürst über den Harz, der Landgraf an der Weser herauf (über Hörter), in das herzogliche Gebiet ein. Innerhalb vier Wochen hatten sie das ganze Land besetzt, in welchem sie dann überall eigenmächtig das ganze Kirchenwesen protestantisch einrichteten. Der Herzog flüchtete sich nach Baiern. Ferdinand erließ zwar Befehle zu seinen Gunsten, diese blieben aber nicht allein ohne Wirkung, sondern der Reichs-Regent mußte sogar am 24. August dem Kurfürsten und dem Landgrafen versprechen, daß er sie wegen der Besetzung des Herzogthums nicht thätlich belästigen wolle. Auch das Reichs-Kammergericht ertheilte ein Erkenntniß zu Heinrich's Gunsten; allein dieses ward nur die Veranlassung, daß jetzt zum ersten Male die zu Schweinfurt versammelten evangelischen Stände erklärten, sie erkenneten das Kammergericht nicht an (recusirten es), weil seine Beisitzer „zum höchsten zuwider, parteilich, sorglich, verdächtig und beschwerlich wären.“

Politisch betrachtet wäre diese einzige Verletzung des Friedens, welche mit einer schnöden Verachtung der bestehenden Reichs-Re-

*) Luther sagt, nachdem er bemerkt hat, daß der Teufel den Herzog treibe, den Teufel apostrophirend: „Weil du und dein Heinz so unverschämt lügt, daß auch durch euer ganzes Buch nichts denn eitel Lügen sein wird — ja, weil dein Heinz und du solche grobe Tölpel seid, daß ihr gemeynet, solcher fauler, lahmer Zote sollte in diesen Sachen mir Schaden thun oder euch Glimpf bringen, so seid ihr beide die rechten Hanswurst, Tölpel, Knebel und Rülze; und will hiermit euch beiden geantwortet haben, daß ihr alle beide, Vater und Sohn, seyd verzweifelte, ehrlose, verlogene Bösewichter, die ihr sagt, ich habe meinen gnädigsten Herrn Hans Worst genannt. Keiner Antwort darfs mehr auf solcher wörstliche Kunst. Wohl meinen Etliche, ihr haltet meinen gnädigsten Herrn darum für Hans Worst, daß er von Gottes Gaben stark, fett und völliges Leibes ist.“ Die unmittelbar auf diese Stelle folgenden Worte wagen wir nicht abzuschreiben, weil sie gar zu niedrig und pöbelhaft sind.

gierung und Reichs-Justiz verbunden war, für den Kaiser hinreichender Grund gewesen, auch seinerseits Gewalt zu gebrauchen. Es war daher ein großer politischer Fehler, daß die Protestanten das einmal gezogene Schwert wieder einsteckten und nicht die Scheide wegwarfen. Philipp von Hessen war nicht Schuld daran, wohl aber Luther's Wein liebender Verehrer, Johann Friedrich von Sachsen. Dieser war übrigens noch dazu ebenso wenig recht friedlich, als er kriegerisch war; denn er fuhr, auch nachdem der Kaiser seine Streitigkeiten mit Frankreich beendigt und so für den deutschen Krieg freie Hände erlangt hatte, aus Beschränktheit und aus Eigensinn fort, den Kaiser durch eigenmächtiges Verfahren in Religions-Sachen heftig zu reizen. Er weigerte sich nicht nur ohne allen Zweck noch immer, Ferdinand's Wahl anzuerkennen, sondern er beleidigte und beeinträchtigte auch noch dazu seinen nächsten protestantischen Verwandten. Dies war sein Vetter, Herzog Moritz von Sachsen, der Sohn des oben erwähnten Herzogs Heinrich. Moritzens Vater war, wie wir wissen (s. S. 174), 1539 der Nachfolger seines Bruders Georg geworden, und beherrschte als das Haupt der Albertinischen Linie des sächsischen Hauses das ganze südliche Sachsen von Leipzig an bis zur böhmischen und fränkischen Grenze. Er starb im Anfange des Jahres 1541, und hinterließ zwei Söhne, Moritz und August, von welchen der Erstere sein Land erbte. Dieser damals noch sehr junge Herzog Moritz, welchen wir nicht mit seinem Biographen, dem Herrn von Langenn, unbedingt loben möchten, hatte einen festen, entschlossenen, nach Machiavelli's Weise politischen und tief versteckten Sinn. Er war seit seinem sechszehnten Lebensjahre dem Kurfürsten Johann Friedrich, sowie dieser ihm, sehr abgeneigt. Moritz war unzufrieden darüber, daß sein schwacher Vater die klugen und erfahrenen Diener des Herzogs Georg entfernt und dagegen sich und die Verwaltung seines Landes ganz den Beamten und Geistlichen überlassen hatte, die ihm von dem Kurfürsten und dessen Orakel, Luther, empfohlen worden waren. Er war aber auch sehr unzufrieden mit dem Benehmen des Kurfürsten gegen ihn selbst, während er sich an dessen Hofe aufhielt. Moritz war nachher von dort an den Hof des Pracht-liebenden Erzbischofs Albrecht von Mainz gekommen, welcher ebenso wenig

fanatisch war, als Moritz, als klassisch gebildeter Mann eine italiänische Art von Religion hatte, und klar erkannte, daß die Klugheit erfordere, sich an den Kaiser zu halten. Auch Moritz dachte so. Er war freilich Protestant, sah aber ein, daß weder der dem Trunke ergebene und von Theologen geleitete Kurfürst, noch der heftige und zu Abenteuern geneigte Landgraf auf die Dauer gegen den Kaiser würde bestehen können. Sobald er daher nach dem Tode seines Vaters die Regierung übernommen hatte, setzte er die alten Diener des Herzogs Georg, namentlich den Christoph Carlowitz, welcher Georg's Politik vortrefflich geleitet hatte, wieder ein, und weigerte sich, die Verbindung seines Vaters mit dem Schmalkaldischen Bunde zu erneuern. Der Kurfürst reizte ihn gerade damals wieder aufs heftigste durch die einseitigen Verfügungen, welche er in der Stadt und dem District Wurzen, die zu dem unter gemeinschaftlichen Schutze der sächsischen Fürsten stehenden Bisthum Meißen gehörte, erließ. Moritz würde sogleich zu den Waffen gegriffen haben, wenn nicht sein Schwiegervater, Landgraf Philipp, sich der Sache angenommen und eine Übereinkunft vermittelt hätte.

Um dieselbe Zeit, als Johann Friedrich in Wurzen eigenmächtige Verfügungen traf, verwandelte er auch ganz wider alles Recht das Bisthum Naumburg in eine sächsische Superintendentur, der er nur den bischöflichen Titel ließ. Das Bisthum Naumburg stand mit Sachsen in der Verbindung, daß die Domherren ihren Bischof nur in Anwesenheit eines kurfürstlichen Commissärs wählen durften. Diese Verpflichtung hielten die Domherren nicht ein, als sie im Januar 1541 nach dem Tode ihres seitherigen Administrators, des Bischofs Philipp von Freisingen, eine neue Wahl vornahmen, ohne jenen Commissär abzuwarten. Sie thaten dies aus dem Grunde, weil sie wußten, daß der Kurfürst die Absicht habe, ihr Stift ebenso an sich zu bringen, wie er in Sachsen alle geistlichen Güter eingezogen hatte. Ihre Wahl fiel auf den milden, tugendhaften, bei Protestanten und Katholiken in gleichem Grade beliebten Julius Pflug, gegen welchen der Kurfürst nichts Anderes einwenden konnte, als daß er nicht Lutherisch sei. Johann Friedrich verwarf jedoch diese Wahl ohne Weiteres, reformirte im Laufe des Jahres 1541 das ganze Stift Naumburg, und ernannte, allen Protestationen der Domherren zum Trotz, im

folgenden Jahre Luther's Freund, den Superintendenten von Magdeburg, Nikolaus von Amsdorf, zum Bischof. Er verfuhr dabei ganz so, als wenn es weder ein Reich noch einen Kaiser gäbe, und als wenn das Stift Naumburg sein Privateigenthum wäre. Er ließ dem neuen, durch Luther eingesetzten Bischof von allen Einkünften des Stiftes nur sechshundert Gulden übrig, verwendete das Übrige auf milde Stiftungen, riß, ohne die Bürger oder Kaiser und Reich zu befragen, die weltliche Verwaltung ganz an sich, und stellte einen seiner eigenen Beamten an die Spitze derselben. Alle Vorstellungen des in seinen ererbten Familien-Rechten gekränkten Dom-Kapitels und selbst der Widerspruch des klügeren Theiles seiner eigenen Räthe, sowie zwei kaiserliche Mandate zu Gunsten des Julius Pflug blieben fruchtlos.

Die angeführten Gewaltthätigkeiten des Landgrafen und des Kurfürsten und das Wachsthum der weltlichen Macht der Protestanten, sowie des Pfalzgrafen von Neuburg Übertritt, den die erbitterten Nachbarn und Vettern des Pfalzgrafen, die Herzöge von Baiern, nicht verhindern konnten, der Abfall des Kurfürsten von Köln, welcher eine Säcularisation des Erzstiftes Köln nach sich zu ziehen drohte, und der Protestantismus von Kur-Pfalz mußten nothwendiger Weise den Kaiser, den Pabst und alle katholischen Fürsten besorgt machen. Dem Kaiser selbst schien weniger an der Unterdrückung der Religion, als an der Wiederherstellung seines monarchischen Ansehens und der Reichs-Justiz zu liegen. Dies glaubte auch der protestantische Herzog Moritz von Sachsen, oder er stellte sich doch wenigstens so, als er sich dem Schmalkaldischen Bunde entzog und später dem Kaiser sogar gegen seine eigenen Glaubensgenossen Hülfe leistete. Er hatte seit dem Streite über Wurzen keine Freundschaft mehr mit dem Kurfürsten unterhalten, sondern die Gunst des Kaisers gesucht. Er war überdies Ferdinand's Freund geworden, zog demselben 1542 gegen die Türken zu Hülfe, leistete ihm im Kampfe mit diesen wesentliche Dienste, und ward wegen seiner persönlichen Tapferkeit von den Ungarn und von den Türken laut bewundert. In den beiden folgenden Jahren zeigte er sich dem Kaiser auf einem Zuge, welcher diesen bis ganz in die Nähe von Paris führte, ebenso nützlich.

9. Italien in den nächsten Jahren nach dem Frieden von Cambray.

Die nächste Folge des 1529 zwischen Karl V. und Frankreich geschlossenen Friedens von Cambray war eine neue Einrichtung von ganz Italien. Die Venetianer wurden abgefunden, wegen der anderen Staaten verglichen sich der Kaiser und der Pabst. Der Letztere (Clemens VII.), sowie später sein Nachfolger, Paul III. (1534 — 1549), versorgten ihre Verwandten mit Hülfe des Kaisers in Italien und machten ihre Söhne oder, wie sie genannt wurden, ihre Neffen zu Fürsten. Clemens verschaffte dem Alexander von Medicis, welcher wahrscheinlich sein Sohn war (s. S. 5), die Republik Florenz, und Paul gründete das Fürstenhaus Farnese dadurch, daß er den Peter Aloysius als seinen Sohn anerkannte und nicht blos diesem, sondern auch dessen Söhnen zu ansehnlichen Besitzungen verhalf. Franz Sforza II. von Mailand, dessen Regierung von 1529 bis 1535 für ihn und für sein Land gleich verderblich war, mußte sich die drückenden Bedingungen gefallen lassen, welche der Kaiser ihm bei seiner Anwesenheit in Bologna (1530) vorschreiben ließ. Überhaupt machte damals Karl V. die Rechte des deutschen Reiches (die wir übrigens gegenüber den National-Rechten der Italiäner keineswegs vertheidigen wollen) auf eine glänzendere Weise geltend, als irgend einer der früheren Kaiser. Er war und blieb in Mailand, wo er den Franz Sforza nur dem Scheine nach als Herzog von Mailand einsetzte, eigentlich der einzige Herr. Er bewog ferner Pabst Clemens VII. und Alphons von Ferrara, sich dem Urtheile des Reichs-Kammergerichtes zu unterwerfen, und that nachher (21. April 1531) als Kaiser den entscheidenden Ausspruch, daß das Haus Este fortan Ferrara als Lehen der Kirche, Modena und Reggio aber als Reichslehen besitzen solle. Schon vorher (im März 1530) hatte der Kaiser das Marquisat Mantua zu Gunsten der Familie Gonzaga zum Herzogthum gemacht. Zu derselben Zeit fand Herzog Karl III. von Savoyen, obgleich er durch sehr viele Bande an Frankreich geknüpft war, für politisch klug, sich innig an den Kaiser anzuschließen. Die Republiken Genua, Siena und Lucca waren dem Letzteren völlig unterworfen; Florenz aber wurde 1530,

nachdem es sich gegen die vereinigten Heere des Pabstes und des Kaisers heldenmüthig vertheidigt hatte, genöthigt, sich dem Willen des Kaisers unbedingt zu fügen und seiner Freiheit zu entsagen.

Florenz kam damals in den bleibenden Besitz des Hauses Medicis, indem der Kaiser am 28. Oktober 1530 ein förmliches Decret erließ, in welchem der schändliche Knabe Alexander von Medicis, der mit des Kaisers natürlicher Tochter Margaretha vermählt werden sollte, zum Haupte der Republik Florenz gemacht und demselben der Titel eines Herzogs von Citta di Penna verliehen wurde. Schon im folgenden Jahre nahm Alexander feierlich Besitz von der Republik Florenz, und schon im April 1532 änderte er die Verfassung derselben und begann eine unerhört tyrannische Regierung. Es erreichte also das Haus Medicis in dem Jahre vor Clemens VII. Tode zum Verderben Italien's den höchsten Glanz. Haupt dieses Hauses war damals der Pabst; in Florenz herrschte Alexander von Medicis; des Letzteren Schwester aber aus der rechtmäßigen Ehe Lorenzo's, Katharina von Medicis, ward mit dem Herzoge von Orleans, dem nachherigen König Heinrich II. von Frankreich, vermählt und erlangte später als Königin von Frankreich und als Mutter des Königs Karl IX. eine nicht zu beneidende Berühmtheit.

Alexander von Medicis war einer der grausamsten Menschen und ärgsten Wüstlinge seiner Zeit. Seine Grausamkeiten und Frevelthaten übersteigen allen Glauben. Er erlaubte sich nicht allein die ersten Familien dadurch tödtlich zu kränken, daß er die Weiber und Töchter derselben ihrer Ehre beraubte, sondern er rühmte sich dessen auch laut und öffentlich. Seine Herrschaft, der er durch die 1532 bekannt gemachte neue Verfassung vergebens das Ansehen der Rechtmäßigkeit zu verleihen suchte, stützte er auf Miethlinge, welchen er alle Arten von Ausschweifungen erlaubte. Er baute am Arno eine Art Burg, um bei einem Aufstande in derselben eine Zuflucht finden zu können, und ließ jeden Florentiner mit dem Tode bestrafen, welcher irgend eine Waffe in seinem Hause hatte. Obgleich er durch seine Frevelthaten alle alten Anhänger des Hauses Medicis gegen sich erbitterte und aufregte, so trotzte er doch, so lange Clemens VII. lebte, allen gegen ihn gemachten Anschlägen. Als aber nach Clemens' Tode der

Kardinal Hippolytus von Medicis das Haupt der Familie ward, suchte dieser den Wüstling zu verderben, indem er die florentinischen Patricier Valori, Ridolfi und Salviati, die reichsten Bankiers des sechszehnten Jahrhunderts, dazu brachte, daß sie beim Kaiser eine Anklage gegen den Tyrannen erhoben. Karl V., welcher damals (1534) gerade einen Kriegszug gegen Tunis rüstete, schauderte vor dem langen Register von Ungerechtigkeiten, von grausam ausgesonnenen Qualen und Grausamkeiten, von zahllosen Mordthaten und Vergiftungen, die der elende Knabe verübt hatte. Er versprach, die Sache nach seiner Rückkehr zu untersuchen, weil er dem Kardinal Hippolytus gefällig sein wollte. Alexander aber dachte, wo kein Kläger sei, sei auch kein Richter, er gewann den Mundschenken des Kardinals und ließ diesen am 10. August 1535, als derselbe nach Neapel zum Kaiser reisen wollte, vergiften. Die Klage der edlen Florentiner ward jedoch von den Anverwandten der Gemordeten und von den Vertriebenen, Ausgewanderten, Mishandelten und Beraubten vor den Kaiser gebracht. Dieser ließ Alexander nach Neapel kommen und ein förmliches Gericht über ihn halten. Auch fiel der Urtheilsspruch zu Gunsten derer aus, welche durch Alexander's Tyrannei gelitten hatten. Allein der Tyrann selbst blieb in seiner Herrschaft ungekränkt. Am 10. Juni 1536 wurde ihm sogar des Kaisers Tochter Margaretha mit königlicher Pracht angetraut. Er setzte auch nach seiner Vermählung weder den Ausschweifungen, durch welche er die ersten Familien von Florenz beschimpfte und zur Verzweiflung brachte, noch seinen unnatürlichen Lüsten eine Schranke, bis endlich ein Genosse der Letzteren, Lorenzino von Medicis, ihn aus dem Wege räumte.

Lorenzino war Alexander's nächster Anverwandter von der jüngeren Linie der Medicis; er war ein Nachkomme von des älteren Kosmus Bruder Lorenzo, und zwar gehörte er dem älteren der beiden Zweige an, in welche Lorenzo's Nachkommenschaft zerfiel *). Der Kaiser hatte ihn zu Alexander's Nachfolger ernannt; Lorenzino ward aber der Mörder seines Anverwandten und opferte durch diese That alle Vortheile auf, die ihm, falls jener ohne leib-

*) S. die Tabelle in Band IX. S. 449, wo Z. 13 v. u. Lorenzino statt Lorenzo zu lesen ist.

liche Erben sterben würde, verheißen worden waren. Er besaß alle Kenntnisse, allen Sinn für Wissenschaft und Kunst, zugleich aber auch alle jene Verdorbenheit, welche der italiänischen Aristokratie seiner Zeit eigen waren. Er hatte ebensowenig Religion und Sitten, als moralische Grundsätze, und war niederträchtig genug, dem Tyrannen Alexander als Kuppler behülflich zu sein, wenn dieser Wollüstling die Ehre der ersten Familien befleckte. Er hatte sogar einen seiner Paläste für Alexander's Lüste einrichten lassen. Der letztere Umstand ward von ihm benutzt, als er den Tyrannen zu ermorden beschloß. Lorenzino's Mutterschwester nämlich, die noch sehr junge Gemahlin des Leonardo Ginori, eine sehr schöne Dame, war lange der Gegenstand von Alexander's Bewerbungen gewesen, und Lorenzino versprach endlich, auch diese ihm in dem erwähnten Palast zuzuführen. Alexander ließ sich deshalb von Lorenzino in das entlegenste Zimmer dieses Hauses locken und dort zur Entfernung seiner Garden und aller anderen Begleiter bewegen. Hierauf ging Lorenzino von ihm weg, um, wie er sagte, seine Tante zu holen. Nach einiger Zeit kehrte er aber nicht mit dieser, sondern mit einem Banditen zurück. Seine Absicht hatte übrigens Lorenzino keinem Menschen mitgetheilt; selbst der Bandit wußte nicht, wen er ermorden sollte. Beim Eintritt in das Zimmer griff der Letztere, welchem Lorenzino dabei Hülfe leistete, den Herzog sogleich an und verwundete ihn; dieser setzte sich aber zur Wehre, und erst nach einem langen und gräßlichen Kampfe vermochten die beiden Mörder ihn zu tödten (6. Januar 1537).

Lorenzino hatte keinen Anhang in der Stadt und mußte von den Räubern und Mördern, welche Alexander für seine Grausamkeiten und Freveltharen in Dienst genommen hatte, das Ärgste fürchten; er reiste daher, noch ehe der Mord kund ward, nach Bologna und von dort nach Venedig. Der Befehlshaber jener Banden, Vitelli, besetzte sogleich die von Alexander gebaute Burg, und zwang den Senat von Florenz, sich alsbald zu versammeln und eigenmächtig einen neuen monarchischen Regenten zu erwählen. Da nun von der älteren Linie des Hauses Medicis kein männlicher Sprößling mehr vorhanden war und Lorenzino, der einzige noch übrige Sprößling des älteren Zweiges der jüngeren Linie, den

Mord begangen hatte, so wählte man Kosmus I., den Sprößling des jüngeren Zweiges. Dieser gewann alsbald das Heer für sich und konnte schon am 28. Februar 1537 ein kaiserliches Decret bekannt machen, in welchem er zum Herrn von Florenz erklärt wurde. Bald nachher siegte er über ein Heer, das die patricischen Herren ausgerüstet hatten, schaffte alle diejenigen, welche die Macht der Medicis hatten gründen helfen, bei Seite, und entfernte oder vernichtete bald auch die Herren, die ihm selbst zur Regierung verholfen hatten. Auch den Lorenzino ließ er 1547 in Venedig durch einen jener zahllosen Banditen umbringen, welche damals in Italien den Meuchelmord als ein Geschäft trieben. In der Herrschaft behauptete sich Kosmus mit Hülfe der Spanier. Zuletzt unterwarf er sich auch das ganze Land Toscana. Im Jahre 1569 ertheilte ihm Pabst Pius V. den Titel eines Großherzogs von Toscana, welchen nachher Kaiser Maximilian II. dem Sohne des Kosmus bestätigte. —

Das Herzogthum Mailand blieb auch nach dem Frieden, welchen Kaiser Karl V. mit dem König Franz I. von Frankreich in Cambray geschlossen hatte, zwischen beiden Herrschern streitig. Der Kaiser hielt zwar während der noch übrigen Lebenszeit des unglücklichen Franz Sforza II. die festen Punkte des Mailändischen besetzt und war mächtiger im Lande, als der Herzog; aber er gab doch zu verstehen, daß er sich nach dem Tode des Letzteren vielleicht geneigt fühlen werde, das Herzogthum dem französischen Könige zu überlassen. Andererseits unterhielt König Franz damals sehr verdächtige geheime Verbindungen mit dem Herzoge von Mailand. Er erreichte jedoch seine Absicht nicht; denn was ihm in der Bretagne gelungen war, mislang ihm in Italien völlig. In jenem Lande hatten die Stände, welche auch nach dem Tode der französischen Königin, ihrer Herzogin (s. Th. XI. S. 275), immer noch einer gänzlichen Einverleibung in Frankreich entgegen gewesen waren, im August 1532 endlich die Umwandlung der Bretagne in eine französische Provinz zugegeben und dabei nur die Bedingung gemacht, daß die Könige alle Freiheiten, Gesetze und Privilegien der Bewohner des Herzogthums aufrecht erhalten sollten. In Italien ließ Franz, um seinen Zweck zu erreichen, mit dem Herzoge von Mailand eine Verbindung gegen den Kaiser an=

knüpfen. Er unterhielt überhaupt damals an allen Ecken und Enden geheime Agenten, um dem Kaiser Feinde zu erwecken. Er kabalirte mit den Ungarn, Türken und Polen, mit Heinrich VIII. von England, mit dem Landgrafen Philipp von Hessen und mit den anderen Protestanten in Deutschland, während er diese in Frankreich verfolgte und verbrennen ließ. Was namentlich sein Verhältniß zu den Türken betrifft, so hatte er allein von allen christlichen Fürsten jener Zeit eine innige Verbindung mit dem Sultan angeknüpft, welche nachher von seinen Nachfolgern sorgfältig unterhalten wurde, um dadurch, daß man den Kaisern die Türken in ihre Erblande schicke, dem deutschen Reiche eine Provinz und Stadt nach der andern entreißen zu können. Franz correspondirte freundlich mit dem gräßlichen Suleiman II., welcher einen Theil von Ungarn besetzt hatte, zu wiederholten Malen mit zahllosen Truppen in Östreich einfiel und die Stadt Wien bedrohte. Ebenso unterstützte Franz den Johann von Zapolya, welchen seine Landsleute König, die Türken Woiwoden von Ungarn nannten.

An den Herzog Franz Sforza hatte Franz einen Intriguanten aus Mailand, Merveilles oder Maraviglia, geschickt, welcher ehemals Stallmeister in Mailand gewesen war und nachher am französischen Hofe sein Glück gemacht hatte. Dieser war als Agent beim Herzoge beglaubigt worden; damit aber seine Sendung beim Kaiser keine Aufmerksamkeit errege, hatte man Sorge getragen, daß sein Beglaubigungsschreiben geheim gehalten wurde und er nur ein bloßes Empfehlungsschreiben an den Herzog übergab. Man hatte dies auf Anstiften des mailändischen Kanzlers Taverne gethan. Die Sendung jenes Agenten fiel nämlich gerade in die Zeit, als Franz Sforza mit des Kaisers Nichte, der Tochter Christian's II. von Dänemark, vermählt zu werden erwartete. Wegen dieser Heirathsangelegenheit nun suchten der Herzog und sein Kanzler auf jede Art den Verdacht zu entfernen, als wenn der Ritter Merveilles, welcher den Ersteren überall begleitete, ein französischer Agent sei. Dabei benahmen sie sich aber auf unerhörte Weise; denn sie schlugen ein Verfahren ein, das ganz jener italiänischen, nachher nach Spanien und Östreich verpflanzten Politik angemessen war, nach welcher Wortbrüchigkeit, Gift, Ermordung durch Banditen und gewaltsame Entführung zur Staats-Polizei

gehörten. Wir wollen der Geschichte des Merveilles, welche dü Bellay sehr ausführlich erzählt, nur einige wenige Zeilen widmen. Man schickte diesem Manne zuerst den Italiäner Castiglione auf den Leib, welcher mit ihm oder seinen Leuten Streit anzufangen suchen mußte. Merveilles wich jedoch sowohl einem Duell mit diesem, als auch den Nachstellungen desselben aus und beschwerte sich über ihn bei dem Polizei-Director von Mailand. Dieser traf nicht die geringste Anstalt zu seinem Schutze, und Castiglione ward endlich so dreist, daß er mit Banditen in Merveilles' Haus eindrang. Der Angegriffene vertheidigte jedoch sein Haus so gut, daß Castiglione im Kampfe erschlagen wurde. Jetzt (4. Juli 1533) erschien der Polizei-Director bei Merveilles, und ließ ihn nebst allen seinen Leuten verhaften, seine ganze Habe aber in Beschlag nehmen, sowie einen alten achtzigjährigen Franzosen foltern und alle übrigen Franzosen in den Kerker werfen. Wenige Tage darauf ließ er sogar, nachdem er sich insgeheim mit dem Herzoge besprochen hatte, den französischen Agenten ohne Weiteres enthaupten und am nächsten Morgen den Rumpf desselben auf den Marktplatz von Mailand werfen.

Der Neffe des Ermordeten, der sich gerettet hatte, eilte nach Paris und klagte bei dem Könige. Dieser und sein ganzer Rath schrieben sogleich an den Herzog und an alle Höfe der Christenheit, indem sie laute Klagen über die Verletzung des Völkerrechtes erhoben. Dem Kaiser aber, dem die Briefe durch den französischen Gesandten, Erbherrn von Velly, übergeben wurden, schrieb König Franz in einem Tone, welcher deutlich zu verstehen gab, daß er Lust habe, die Verletzung des Völkerrechtes als eine Kriegserklärung zu betrachten. Der Kaiser erwiderte sehr schroff: „Merveilles, welcher den Tod wohl verdient habe, sei nicht Gesandter, sondern ein bloßer Privatmann und ein Unterthan des Herzogs gewesen; er habe sich in seinen eigenen Angelegenheiten zu Mailand aufgehalten; dies gehe aus den Briefen des Königs Franz selbst hervor, in welchen Merveilles dem Herzoge eben wegen jener Privatangelegenheiten empfohlen worden sei". Der Herzog selbst schickte seinen Kanzler Taverne, welcher für einen sehr feinen Diplomaten galt, an den König, um sowohl den Mord zu entschuldigen, als auch den Beweis zu führen, daß Merveilles nicht französischer Geschäftsträger, sondern mailändischer Unterthan gewesen sei. König

Franz fuhr aber den Kanzler heftig an*) und erklärte ihm, daß er auf Genugthuung bestehe, und daß er diese, wenn der Herzog und der Kaiser sie ihm nicht gewährten, sich selbst zu verschaffen entschlossen sei.

10. Karl's V. Zug nach Tunis.

Die Unterhandlungen über die Ermordung des französischen Gesandten wurden 1535 durch einen Zug unterbrochen und hingehalten, welchen Kaiser Karl gegen die Seeräuber-Staaten unternehmen mußte, die sich unter dem Schutze des türkischen Sultans auf der Nordküste von Afrika gebildet hatten. Sultan Suleiman war nämlich nach der vergeblichen Belagerung von Wien und nach dem hierauf erfolgten Zuge des Kaisers und seines Bruders (s. S. 124 f.) mit Kriegen gegen Persien beschäftigt gewesen, hatte aber die Unternehmungen, welche eine Familie abenteuernder Renegaten gegen die christlichen Staaten und Städte am mittelländischen Meere machte, in Schutz genommen. Diese Familie waren die vier Söhne eines Sipahi aus Rumelien, welcher auf der Insel Mitylene ansässig geworden war und sich mit Seeräuberei im Kleinen beschäftigt hatte. Seine Söhne trieben dieses Gewerbe im Großen. Von ihnen zeichneten sich hierin besonders drei, Ishak, Urudsch und Chisr, aus. Der Zweite heißt bei den Lateinern Horuk Barbarossa I., der Dritte wird allgemein Chaireddin Barbarossa II. genannt. Diese Beiden wurden durch Tapferkeit, durch furchtbare Seeräuberei und durch ihre Landungen an christlichen Küsten berühmt. Sie traten in die Dienste des Sultans von Tunis aus der Familie Beni Hafß, und ließen auch ihren Bruder Ishak zu sich kommen. Selim schenkte ihnen einige Schiffe, sie selbst rüsteten mehrere andere aus, und führten sowohl mit den Spaniern auf der afrikanischen Küste und zur See, als auch mit den Beduinen und Mauren des inneren Landes Krieg. Urudsch und Ishak blieben in einem Kriege gegen Tlemesan, Chaireddin Barbarossa aber erlangte nach dem Tode des

*) Seine Worte waren: Fourbe maladroit, digne Ministre d'un maître assassin, le voilà convaincu par ta propre bouche. Si le caractère d'ambassadeur avoit esté aussi avili dans la personne de Mervilles qu'il l'est en la tienne j'approuverois prèsque sa destinée.

Sultans Selim I. den Besitz von Algier als türkischer Vasall. Er war dort eigentlicher Regent, obgleich das Kirchengebet in des Sultans Namen gehalten und in dessen Namen gemünzt wurde. Der Sultan hatte ihn mit Säbel, Pferd und Sandschack als Beglerbeg von Algier belehnt.

Chaireddin Barbarossa verheerte von Algier aus die Küsten von Italien und Spanien Jahre lang, führte viele Tausende als Sklaven fort, und bevölkerte die Nordküste von Afrika mit den von ihm geraubten und dem Christenthum entfremdeten Spaniern und Italiänern. Endlich eroberte er mit einer türkischen Flotte auch Tunis, und vertrieb von dort Mulei Hassan, den letzten Sprößling der Beni Haffs. Jetzt aber unternahm Karl V. aus denselben Gründen, aus welchen die Engländer gegenwärtig im Meere von Hinterindien, sowie die Spanier und Holländer auf den Philippinen und Molukken furchtbaren Krieg führen, einen Zug gegen Tunis. Der Kaiser erklärte, er wolle keineswegs Tunis erobern, sondern seine Absicht sei nur, den von Chaireddin und dessen Raubvolke vertriebenen rechtmäßigen Beherrscher dieser Stadt wieder einzusetzen und dafür zu sorgen, daß die Johanniter nicht auf Malta dasselbe Schicksal erlitten, welches sie auf Rhodus gehabt hätten. Übrigens wurden durch Karl's afrikanischen Zug sowohl die deutschen Protestanten, als der französische König bei der ganzen Christenheit in Schatten gestellt, weil die Ersteren den Zug benutzten, um gegen die Getreuen des Kaisers Gewalt zu üben, und weil der Andere im Augenblicke der größten Bedrängniß der Christen mit dem Großsultan in einen Bund und engen Verkehr trat und deshalb von den Feinden des Glaubens verschont ward.

Karl fuhr im Mai 1535 mit fünfhundert Schiffen von Barcellona ab. Sein Heer bestand aus deutschen, italiänischen und spanischen Truppen, die er selbst wenn auch nicht im eigentlichen Sinne anführte, doch aber ermunternd begleitete. Die Flotte wurde von Andreas Doria commandirt, dem einzigen Manne, welcher bis dahin zur See den Chaireddin glücklich bekämpft hatte. Auch Mulei Hassan fand sich im kaiserlichen Heere ein. Die Räuber vertheidigten sich, als Karl gelandet war und die Stadt Tunis von der Ferne her belagerte, Wochen lang hartnäckig, bis

endlich die in der Citadelle von Tunis eingeschlossenen Christensklaven eine augenblickliche Entfernung Chaireddin's benutzten, um sich derselben zu bemächtigen und den Räuber-Hauptmann auszuschließen. Dieser floh hierauf nach Bona, wo er ein Heer sammelte; Karl aber erstürmte am 21. Juli 1535 die Stadt. Er wagte nicht, seinen Spaniern und Italiänern, welche an wilder Rohheit den Türken gleich waren, die Plünderung einer Stadt zu versagen, die er für ihren rechtmäßigen Herrn wieder zu erobern vorgab. Dies wird ihm von den Franzosen mit Recht übel gedeutet. Die Stadt ward zwei Tage hindurch grausam geplündert. Es fanden dabei, wie man uns berichtet, dreißigtausend Einwohner den Tod, und zehntausend wurden in die Sklaverei geführt. Man begreift eine solche Metzelei ganz wohl, da durch die Eroberung von Tunis dreißigtausend Christensklaven befreit wurden, welche während ihrer Gefangenschaft das Härteste erduldet haben mochten. Traurig ist es zu vernehmen, daß gerade die christgläubigsten unter den Nationen, die Spanier, es waren, welche während jener zwei Tage ebenso in Tunis, wie zu gleicher Zeit in Amerika, unmenschliche Grausamkeiten, Zerstörungen, Räubereien und muthwillige Gräuel verübten. Erst am dritten Tage zog Karl selbst mit den Deutschen in die Stadt ein. Er hielt übrigens Wort; denn er übergab Stadt und Gebiet von Tunis dem früheren Herrscher und behielt nur Goletta besetzt. Schon am 17. August schiffte er sich wieder nach Europa ein, da ihm von Frankreich her wegen des Gesandten-Mordes und wegen der Erbfolge in Mailand ein Krieg drohte.

Der Kaiser hatte nicht ganz verweigert, das Herzogthum Mailand nach Franz Sforza's Tode dem zweiten Sohne des Königs von Frankreich, Heinrich von Orleans, zu überlassen. Dieser war wirklich mit Katharina von Medicis vermählt worden, und Pabst Clemens VII. hatte mit dem französischen Könige auf einer Zusammenkunft, welche während des Zuges nach Tunis in Marseille gehalten worden war, ausgemacht, daß sie zusammen die Bildung eines italiänischen Staates für den Herzog von Orleans betreiben wollten. Dieser Plan ward jedoch durch den Tod des genannten Pabstes aus dem Hause Medicis und durch die Wahl eines Nachfolgers desselben, welcher der Familie Farnese angehörte, Paul's III.,

gestört. Der französische König suchte daher Mailand auf einem anderen Wege an Frankreich zu bringen. Franz Sforza, welcher seinem Ende nahe war, wollte sein Land lieber in der Gewalt des Kaisers, als der Franzosen lassen; diese hatten aber viele Freunde im Lande, die käuflichen Führer der Miethlinge Franz Sforza's waren längst von ihnen gewonnen, die Commandanten seiner Festungen waren bestochen und erwarteten nur den Tod des Herzogs, um die Festungen zu verrathen, wenn die Franzosen von Norden her in die Lombardei einrücken würden. Es kam daher nur darauf an, daß man ein französisches Heer ganz in der Nähe habe. Um sich den Weg in die Lombardei zu eröffnen, machte König Franz an den Herzog Karl III. von Savoyen, welcher Beatrix von Portugal, eine Schwester der Kaiserin, zur Gemahlin hatte und inniger mit den Spaniern, als mit den Franzosen, verbunden war, allerlei Forderungen, und schickte zugleich ein Heer in die Dauphiné, wie wenn er in Mailand einfallen wollte, besetzte aber nachher einen Theil des savoyischen Gebietes. Er gründete seine Ansprüche an dieses Land darauf, daß seine Mutter Luise aus der Ehe Philipp's von Savoyen mit Margaretha von Bourbon, Karl III. aber aus einer zweiten Ehe desselben herstamme, und daß bei Margaretha's Verheirathung Bedingungen gemacht worden waren, nach welchen ihre Nachkommen im Erbe den Nachkommen aus der zweiten Ehe stets vorgehen sollten. Doch machte Franz an das eigentliche Herzogthum keinen Anspruch, sondern er forderte nur das Heirathsgut seiner Großmutter, den Schatz und die Mobilien des Vaters seiner Mutter und ihres Bruders Philibert, welche Beide Herzoge von Savoyen gewesen waren, sowie endlich die Landschaft la Bresse und alles dasjenige, was nicht ein unzertrennlicher Theil des Herzogthums und also nicht Lehen sei. Er gebrauchte übrigens bei diesen seinen Absichten auf Savoyen zum ersten Male sein kurz vorher errichtetes stehendes Heer. Dieses Heer sollte dem Plane nach aus sieben, in sieben Provinzen des Reiches vertheilten Heeresabtheilungen gebildet werden, von denen jede aus sechs Regimentern oder, wie man damals sagte, Compagnieen von je tausend Mann bestand. Der Plan des französischen Königs, den Herzog von Savoyen zu berauben, fiel gerade in dieselbe Zeit, als auch die Berner mit dem Letzteren einen Krieg be-

gonnen hatten, welcher durch den Abfall der Stadt Genf von Savoyen veranlaßt worden war.

11. Abfall der Stadt Genf von Savoyen und von der katholischen Kirche.

Die Stadt Genf befand sich zur Zeit der Reformation in derselben Lage, wie eine große Zahl deutscher Reichsstädte; sie besaß einen Bischof, welcher ihr Fürst hatte sein sollen, der ihr aber nach und nach so viele Rechte und Privilegien gewährt hatte, daß die Stadt ebenso wie Mainz und Magdeburg fast ganz unabhängig geworden war. Außerdem aber übte der Herzog von Savoyen als Beamter des Bischofs und als Graf von Genf in der Stadt die Rechte eines Vidome oder Vidame, welche dadurch furchtbar wurden, daß alle Orte, Schlösser und Burgen rund umher ihm gehörten, und daß er also die Stadt leicht ganz eingeschlossen halten konnte. Wenn nun, was oft der Fall war, der Bischof sich genöthigt sah, den Herzog und dessen Vasallen um Hülfe anzurufen, so suchten und fanden die Bürger der Stadt Schutz bei den Eidgenossen. Später aber, als die Stadt Genf sich im Laufe der Religions-Streitigkeiten für eine unabhängige Republik erklärte, wurde sie von Bern unterstützt. Die Genfer waren nämlich schon 1493 in ein Vertheidigungsbündniß, welches der Bischof mit Freiburg und Bern geschlossen hatte, als dritter Bundestheil eingeschlossen worden, und auf diesen Umstand baute der Magistrat, als er im folgenden Jahrhundert von den Herzögen bedrängt wurde.

Ein Genfer Bürger, Berthelier, welcher nach Freiburg hatte entfliehen müssen, verabredete dort zu Gunsten seiner Vaterstadt eine neue Verbindung zwischen den beiden Städten, welche im Februar 1518 von den Genfern bestätigt ward, den Herzog aber so erbitterte, daß er eine Anzahl Genfer, die durch Turin reisten, hinrichten ließ. Von diesem Augenblicke an war Genf in zwei Theile gespalten, in die Partei des Bischofs, die dem alten Glauben auch später treu blieb, und in die schweizerische Partei, welche der evangelischen Lehre huldigte. Die letztere Partei ward durch die vielen französischen Verbannten und Verfolgten verstärkt, welche nach Genf flohen, als Franz I. dem Pabste zu Gefallen anfing, die Protestanten seines Reiches verbrennen zu lassen.

Übrigens scheint uns die Behauptung Zschokke's und Monnard's sehr viele Wahrscheinlichkeit für sich zu haben, daß damals der Name Hugenotten entstanden sei, indem man die Gegner des Bischofs „Eidgenossen" genannt und dieses Wort mit französischer Umbildung Hüguenots ausgesprochen habe.

Die Verfolgungen, welche der Herzog verhängte, die Räubereien, die von der durch ihn ermunterten savoyischen Ritterschaft geübt wurden, und die Grausamkeiten gegen die schweizerische Partei veranlaßten auch die Berner, sich an das Schutzbündniß der Genfer und Freiburger anzuschließen und zur Rettung der Stadt die Waffen zu ergreifen. Zwölftausend Mann Berner und Freiburger waren 1530 bereits bis Morges vorgerückt, als die Walliser ihre Vermittelung anboten. Die Eidgenossen zogen sich hierauf wieder zurück, und es ward zu St. Julien ein Frieden geschlossen, in welchem einerseits der Herzog sich bei Strafe, die Herrschaft über das Waadtland zu verlieren, verpflichtete, die Rechte der Genfer Bürger nicht weiter zu verletzen, und andererseits diese das Versprechen gaben, dem Herzoge die schuldigen Pflichten zu leisten, widrigenfalls sie des Schutzes der Eidgenossen verlustig werden würden.

Der Herzog fuhr nichts destoweniger fort, die Genfer zu bedrängen. Diese aber wurden von den aus Frankreich vertriebenen gelehrten Theologen, welche im Waadtland, in Neufchatel und in Mümpelgard predigten, immer aufs neue aufgeregt. Der eigentliche Reformator der noch jetzt reformirten französischen Schweiz war Wilhelm Farel, welcher seit dem Jahre 1527 in Verbindung mit Bucer, Oekolampadius, Zwingli, Haller, Capito und Viret das Evangelium predigte und ebenso, wie Calvin, Luther's Lehre von der Gnade und vom Abendmahl bestritt. Er bekehrte 1528 die Gegenden von Murten und Biel, sowie 1529 Neufchatel und das umliegende Land, predigte 1530 zu Granson und im folgenden Jahre zu Orbe, wo er Viret antraf. Er war im Lehren und im Wandel milder und evangelischer, als Luther und Calvin; denn er erlaubte sich nie, seine Gegner, wenn dieselben ihn geschimpft hatten, wieder zu schimpfen, noch weniger aber gleich den genannten beiden Reformatoren, darauf zu dringen, daß Jemand des Glaubens wegen verfolgt oder eingekerkert werde. Vom Au-

genblicke seines ersten Auftretens in Genf an (September 1532) hatten er und die gelehrten Franzosen, die sich an ihn anschlossen, unaufhörlich von der Kanzel herab mit den Anhängern des Bischofs zu kämpfen. Die Letzteren weigerten sich jedoch, öffentlich mit Gründen gegen sie zu streiten; sie riefen, da sie den ganzen benachbarten Adel für sich hatten, die Polizei, die Kerker und die Henker zu Hülfe. Farel mußte in Folge davon zum zweiten Male Genf verlassen, und Mord und Todtschlag wurden sowohl innerhalb als außerhalb der Stadt von den streitenden Parteien gegen einander geübt. Farel ließ sich nicht abschrecken; er kehrte, nachdem er zuerst Anton Froment in die Stadt geschickt hatte, im März 1533 wieder selbst zurück. Auch diesmal konnte er noch nicht bleiben, sondern er mußte bald zum dritten Male fliehen; er kam aber schon im December unter dem Schutze der Berner wieder nach Genf. Bern bewirkte hierauf, daß endlich der Magistrat den beiden Aposteln des Evangeliums, Farel und Vernet, kräftigen Schutz gab, und dieselben ihr Predigtamt apostolisch ausüben konnten. Wir wählen diesen Ausdruck, weil die Belohnung an Geld, welche beide Männer empfingen, unglaublich gering war. Dasselbe war nachher bei Calvin und bei Theodor Beza der Fall, obgleich diese Beiden Genf weltlich beherrschten und, wie Luther, päbstliches Ansehen bei den Ihrigen und in Europa besaßen. Farel, welcher seit dem Jahre 1534 in der Dominikaner-Kirche predigte, kündigte 1535 eine öffentliche Disputation an, zu welcher die Theologen beider Parteien eingeladen wurden. Diese Disputation wurde mit großer Feierlichkeit gehalten und hatte die ganz ungewöhnliche Folge, daß zwei von denen, die des Bischofs Lehre vertheidigt hatten, Johann Chappuis und Peter Cocroly, zum Protestantismus übertraten.

Hierauf erkannten alle Collegien und Körperschaften von Genf die evangelische Lehre als Staats-Religion an (27. August 1535). Nun aber verbanden sich der Bischof und der Herzog von Savoyen, um mit Hülfe ihrer Freunde in der Stadt, die man deshalb Mamlukken nannte, durch plötzlichen Überfall die Freiheit der Stadt zu unterdrücken. Der Herzog kaufte die weltliche Herrschaft vom Bischofe, dem er dafür die geistliche Gewalt wieder verschaffen wollte; der Anschlag ward aber durch die Wachsamkeit

und Tapferkeit der Bürger vereitelt. Die Genfer richteten darauf im Anfange des Jahres 1536 den Gottesdienst und die Lehranstalten nach den Grundsätzen der mit Zwingli's und seiner Freunde Lehre ganz übereinstimmenden französischen Kirche ein, erklärten den Bischof aller seiner weltlichen Rechte verlustig, und verkündigten, daß ihr Staat fortan eine unabhängige Republik sei. Jetzt floh der Bischof aus der Stadt und verlegte seinen Sitz nach Gex; die Mamlukken oder Altgläubigen aber, der Herzog von Savoyen und der demselben ergebene Adel des Waadtlandes fuhren fort, die Stadt zu bedrängen. Diese Lage der Dinge benutzten die Berner, welche mit König Franz von Frankreich gemeinschaftliche Sache gemacht hatten, um den Herzog zu berauben. Sie erklärten dem Letzteren den Krieg wegen des versuchten Überfalles der Stadt Genf, nachdem Franz wegen der Erbschaftsansprüche seiner Mutter zuerst Bresse und Bügey und dann auch die meisten Städte und Festungen von Savoyen besetzt hatte. Im Januar 1536 schickten sie ein Heer von siebentausend Mann in das Waadtland. Diese schöne Landschaft ward von ihnen noch weit leichter erobert, als es mit dem Aargau der Fall gewesen war; denn schon in elf Tagen war das ganze Land von Murten bis in die Nähe von Genf besetzt und diese Stadt befreit. Der Bischof von Lausanne ward vertrieben und seiner Güter und Rechte beraubt, und das ganze Waadtland blieb eine Provinz der Berner Patricier, deren Stolz der dortige Adel bitter empfinden mußte. Die Aristokratie von Bern ließ das Waadtland durch Landpfleger regieren, bis sie endlich 1798 ihre Anmaßungen in diesem Lande ebenso, wie im Aargau und Thurgau, aufgeben mußte. Auch die Walliser und der im Kanton Freiburg herrschende Adel, welcher, wie er im französischen Dienste bis zur Revolution bewiesen hat, noch weit hochmüthiger und habsüchtiger war, als der von Bern, bereicherten sich bei dieser Gelegenheit. Die Freiburger hatten zwar, seitdem Genf ketzerisch geworden war, ihre Verbindung mit dieser Stadt aufgegeben; sie besetzten aber, um nicht leer auszugehen, die Grafschaften Rüe und Romont, wogegen Bern nichts einwendete. Die Walliser betheiligten sich bei dieser schweizerischen Räuberei in der Weise, daß sie von der savoyischen Landschaft Chablais das ganze Stück, welches von ihrer Grenze bis zum Flüßchen Dranse reichte, an sich rissen.

In Genf ward die am 27. August 1535 beschlossene völlige Änderung des Religions-Wesens und der Gottesverehrung am 11. Mai 1536 förmlich eingeführt und Farel als Hauptpfarrer eingesetzt. Es bedurfte jedoch der Strenge eines Calvin, um die Sitten zu verbessern und Ordnung zu stiften. Auf der einen Seite strömten aus Italien und Frankreich wilde Schwärmer und unruhige Köpfe nach Genf, auf der anderen wollten Farel und seine Collegen die Sitten mit spartanischer Strenge überwachen, besonders seit Farel die Bekanntschaft Calvin's gemacht und demselben das Bürgerrecht, sowie eine Anstellung in Genf verschafft hatte. Diese beiden Haupt-Pastoren setzten schon am 15. Februar 1538 durch, daß der Magistrat (le conseil) eine furchtbar strenge Sittenzucht decretirte; dies erbitterte aber ihre zahlreichen Gegner aufs Äußerste, und sie mußten deshalb die Stadt verlassen. Calvin blieb bis 1541 verbannt; dann ward er zurück gerufen und mit Jubel empfangen. Von dieser Zeit an herrschte er in Genf unumschränkt, und schuf die Dogmatik der nach ihm benannten Kirche, sowie die bürgerliche Einrichtung der Republik Genf.

13. Karl V., Franz I. und die Niederlande von 1535 bis 1540.

Kaiser Karl war weder im Jahre 1535 noch in den ersten Monaten des folgenden Jahres im Stande, dem Herzoge von Savoyen zu Hülfe zu eilen; denn er machte sehr große Anstalten, um nächstens den Seeräuber-Staat in Algier anzugreifen. Er ließ indessen Ende Oktober 1535, als Franz Sforza II. gestorben war und ihm das Herzogthum überlassen hatte, durch Anton von Leyva Vorkehrungen treffen, um die Franzosen von Piemont und von Mailand abzuhalten. Er selbst marschirte mit siebenhundert Kürassieren und sechstausend spanischen Veteranen nach Rom. Dort wurde er am 5. April 1536 vom Pabste und vom Volke mit großen Feierlichkeiten empfangen und als Besieger der Ungläubigen jubelnd begrüßt. Er hatte hierauf viele geheime Gespräche mit dem Pabste, welche unter den deutschen Protestanten große Besorgniß erregten, die sich aber doch zunächst nur auf eine neue Vertheilung Italien's und auf das Unternehmen des französischen Königs gegen Savoyen bezogen. Wegen der letzteren Angelegenheit ward ein feierliches

Consistorium gehalten, welchem auch die französischen Gesandten beiwohnten, weil Franz nicht gewagt hatte, die Vermittelung des Pabstes ganz abzulehnen. Die Franzosen mußten die heftigsten und kränkendsten Vorwürfe aus dem Munde des Kaisers hören; doch gab sich dieser damals, um Zeit zu gewinnen, noch immer das Ansehen, als wenn er geneigt sei, das auf seinen Befehl durch kaiserliche Truppen besetzte Herzogthum Mailand einem Sohne des Königs Franz zu überlassen. Er bezeichnete aber jetzt nicht den zweiten Sohn desselben, den Herzog von Orleans, sondern den dritten, den Herzog von Anjou, als denjenigen, dem er Mailand zu übergeben gedenke.

Während der Pabst darüber unterhandelte, daß Franz das Anerbieten des Kaisers annehmen und nicht auf der Übertragung des Herzogthums Mailand an seinen zweiten Sohn bestehen möchte, erkannte man an dem Vorrücken der Franzosen unter dem Admiral Chabot und dem Markgrafen von Saluzzo, so wie an den Rüstungen des Anton de Leyva, daß es weder dem Könige noch dem Kaiser mit dem Frieden ernst sei. Die Franzosen waren nicht nur in Savoyen eingedrungen, aus welchem Lande der Herzog nach Vercelli entflohen war und seinen Sohn, seine Gemahlin und alle seine Kostbarkeiten nach Mailand geschickt hatte, sondern sie waren sogar auch in Piemont eingerückt und hatten Turin, Pignerol, Fossano, Chieri und andere Orte besetzt. Weder Leyva, noch die Venetianer, welche im vorigen Jahre versprochen hatten, den Kaiser im Besitze des Herzogthums Mailand zu schützen, würden dieses haben retten können, wenn nicht die unter Vermittelung des Pabstes angeknüpften Unterhandlungen das französische Heer aufgehalten hätten. König Franz schickte nicht allein den Kardinal von Lothringen nach Toscana, sondern er rief auch, während der Kaiser, welcher selbst nach Asti kam, von allen Seiten her Truppen zusammen bringen ließ und Leyva in Verbindung mit dem Herzoge von Savoyen Fossano belagerte, den größten Theil seines Heeres nach Frankreich zurück. Karl trennte hierauf den Markgrafen von Saluzzo von seinem Bunde mit Frankreich, und vereinigte, mit Hülfe der beiden über den Schmalkaldischen Bund erbitterten Herzöge von Baiern und Braunschweig, zwanzigtausend Deutsche mit seinen disciplinirten Spaniern und geworbenen Ita-

liänern. Wir mögen die Zahl seiner Truppen nicht, wie Robertson thut und Muratori misbilligt, mit Belcaire auf fünfzigtausend Mann steigern; aber ansehnlich war sie ganz gewiß. Die Herzöge von Baiern, Braunschweig und Savoyen befanden sich nebst anderen Fürsten und Baronen in Karl's Heere, und die Generale, welche dasselbe befehligten, Anton von Leyva, Alphons Marquis del Vasto, Don Ferdinand Gonzaga und der fürchterliche Herzog von Alba, haben alle den höchsten Ruhm als Heerführer erlangt.

Der Kaiser folgte zu seinem Unglück weder dem Rathe dieser seiner Generale, noch den gemachten Erfahrungen; er bestand auf einem Einfalle in Frankreich. Er ließ sich durch den schlechten Erfolg eines gleichen Zuges, welchen er 1524 unternommen hatte (s. Th. XI. S. 402 f.), nicht abschrecken, zum zweiten Mal gegen Marseille zu ziehen. Diesmal nahm Karl seinen Marsch über Nizza. Er zog verwüstend über Aix und Arles und richtete überhaupt sehr große Verheerungen an, stieß aber in den Monaten August und September auf dieselben Schwierigkeiten, welche sein Heer im Jahre 1524 getroffen hatten. Mangel an Wasser und an Zufuhr und ansteckende Krankheiten erlaubten ihm nicht einmal, eine ordentliche Belagerung zu beginnen. Man mußte, wie Leyva vorausgesagt hatte, an einen Rückzug denken, ehe der Spätherbst die Pässe der Alpen unzugänglich gemacht hatte. Auf diesem Rückzuge wurden Karl's Truppen durch den Groß-Connetable Montmorency und durch den Marschall Humières in sehr vorsichtiger Weise mit wenigen regelmäßigen Truppen, aber mit dem ganzen Landsturm verfolgt. Sie litten dadurch unsäglich. Der ganze Weg von Aix bis nach Fréjus war mit Todten besäet, und noch in den Alpen wurden viele Leute von den erbitterten Bauern und Hirten des Gebirges erschlagen. Auch Anton von Leyva starb in Lyon. An seiner Stelle ward der Marquis del Vasto zum Statthalter von Mailand ernannt, und ihm übergab endlich auch der vom letzten Sforza ernannte Commandant die Burg der Stadt. Der Kaiser selbst war mit der Artillerie nach Nizza gezogen und hatte sich dort nach Genua eingeschifft.

Im folgenden Jahre (1537) wurde der Krieg ohne Entscheidung fortgesetzt, und zwar in Piemont zum Vortheile, in den Niederlanden aber zum Nachtheile der Franzosen. In beiden Ländern

zeichnete sich der Connetable Montmorency, bei dessen Truppen sich der Herzog von Orleans befand, und der Marschall Humières, welcher Statthalter des eroberten Theiles von Piemont ward, durch bedachtsame Kriegsführung aus. In den Niederlanden, wo die Kaiserlichen bis nach Peronne vorgedrungen waren, kam zuerst eine Waffenruhe zu Stande, weil es dem Könige von Frankreich an den nöthigen Geldmitteln fehlte, um zugleich den Krieg dort und in Italien forsetzen zu können. Bald ward aber auch in Italien durch den Pabst ein Waffenstillstand herbeigeführt. Für die Niederlande war schon im Juli 1537 zu Bomy ein Vertrag unterzeichnet worden, nach welchem man zehn Monate lang die Feindseligkeiten einstellen wollte; für Italien ward erst am 16. November desselben Jahres zu Monçon ein ähnlicher Waffenstillstand, jedoch nur für drei Monate, abgeschlossen.

König Franz reiste selbst nach Piemont. Dort wußte del Vasto, der ihm seine Aufwartung machte, in Verbindung mit dem Kanzler Granvella ihn durch lockende Anerbietungen zu täuschen und so lange hinzuhalten, bis der Kaiser den in den Jahren 1536 und 1537 erlittenen Verlust verschmerzt hatte. Man stellte sich, als wenn Karl noch immer geneigt sei, seine Nichte mit einem der Söhne des Königs zu vermählen und ihr das Herzogthum Mailand als Ausstattung mitzugeben. Franz wurde dabei doppelt getäuscht; denn er hatte mit dem gräßlichen Sultan Suleiman die Abrede getroffen, daß dieser eine Flotte nebst einem Heere rüsten und an der Küste der Provence erscheinen solle, um ihm gegen Andreas Doria und den Kaiser beizustehen. Die von Franz erwartete türkische Flotte erschien zwar nicht; allein jener unnatürliche Bund und die entsetzlichen Gräuel, welche von den türkischen Korsaren täglich an allen Küsten verübt wurden, bewirkten eine Verbindung christlicher Staaten gegen die Türken und Franzosen. Es ward nämlich im folgenden Jahre (1538) zwischen dem Kaiser, dem Pabste, den Venetianern und dem König Ferdinand von Ungarn ein Vertrag zur Stellung einer gemeinschaftlichen Flotte geschlossen, welche den türkischen Groß-Admiral Chaireddin, wenn er in See gehe, aufsuchen solle. Diese vereinigte Flotte sollte aus zweihundert Schiffen bestehen und von dem kaiserlichen Admiral Andreas Doria befehligt werden, aber nicht zum Angriffe, sondern nur zur

Vertheidigung gebraucht werden; denn der Pabst bot Alles auf, um einen Kampf zwischen den christlichen Mächten zu verhindern, weil er die Waffen derselben ebenso wie die Mord-Justiz ihrer Kriminalgerichte gegen die Türken und gegen die französischen und deutschen Ketzer zu richten wünschte.

Der fast fünfundsiebenzig Jahre alte Pabst Paul reiste nach Nizza, wo er sowohl den Kaiser Karl als den König von Frankreich bei sich eintreffen zu sehen hoffte. Ihm lag nämlich Alles daran, eine Aussöhnung zwischen Beiden zu Stande zu bringen, ehe die türkische Flotte angelangt sei, welche allerdings nachher zu spät kam. In Nizza selbst wurde ebenso wenig der Pabst, als der Kaiser, der aus Spanien gekommen war, und König Franz eingelassen. Alle drei hatten zu ihrer Sicherheit die Besetzung einer Burg verlangt; der Herzog von Savoyen aber, welchem diese gehörte, verschloß ihnen sogar die Thore der Stadt Nizza. Der Pabst wohnte daher in einem Zelte vor der Stadt, der Kaiser in dem Städtchen Villa Franca, der König von Frankreich in einem anderen nahe bei Nizza gelegenen Orte. Karl besuchte den Pabst zweimal in dessen Zelle, und auch der König von Frankreich stellte sich und seine Söhne dem Pabste vor. Aus der von Paul betriebenen Zusammenkunft der beiden Fürsten aber ward nichts, weil der Kaiser sich hartnäckig den Besuch des Königs Franz verbat. Dagegen wurde am 18. Juni in einem Franziskaner-Kloster bei der Stadt Nizza ein längerer Waffenstillstand verabredet, wobei der Pabst den Unterhändler machte. Nach diesem Waffenstillstand sollten die Sachen vorerst zehn Jahre lang so bleiben, wie sie im Augenblicke wären. Das Opfer desselben ward der Herzog von Savoyen; denn der Kaiser überließ ihn völlig seinem Schicksale, und stellte sich über des Herzogs Weigerung, ihm die Burg zu überlassen, so unwillig, daß er auch nach Asti, Vercelli und Fossano Besatzungen legen wollte. Um den Pabst ganz in sein Interesse zu ziehen, gewährte der Kaiser demselben das Gesuch, um dessentwillen der alte, kränkliche Mann wahrscheinlich hauptsächlich die beschwerliche Reise nach Nizza gemacht hatte. Dieses Gesuch betraf die Versorgung des Ottavio Farnese, welcher ein Enkel des Pabstes von dessen natürlichem Sohn Peter Ludwig war. Der Kaiser machte denselben vorerst zwar nur zum Mark-

grafen von Novara und gab ihm den Besitz dieser Stadt; man wußte aber, daß ihm für die Zukunft noch andere Fürstenthümer in Italien bestimmt seien. Außerdem versprach Karl ihm die Hand seiner natürlichen Tochter Margaretha, welche durch die Ermordung ihres Gemahles, Alexander von Medicis, Wittwe geworden war, und um die sich Kosmus von Medicis, Alexander's Nachfolger in Florenz, vergebens beim Kaiser beworben hatte.

Im Juli 1538 war der Pabst schon wieder in Rom angekommen; der Kaiser aber, der ihn bis Genua begleitet hatte, wurde durch widrige Winde lange an der Küste der Provence aufgehalten. Als Karl endlich nach Spanien absegeln wollte, erhielt er die Nachricht von der Abneigung der spanischen Cortes, neue Steuern zu bewilligen, und von bedeutenden Unruhen, welche in Spanien ausgebrochen waren. Seine Politik gebot ihm daher, jetzt Sentimentalität zu heucheln und des französischen Königs theatralische Großmuth und ritterliche Ostentation auf spanisch-maurische Weise zu benutzen. Er hatte vorher nicht einmal seiner Schwester, der französischen Königin Eleonore, den Höflichkeitsbesuch, welchen diese mit ihren Damen ihm abgestattet hatte, erwidert; jetzt nahm er, als er bei Aigues-Mortes an der Insel Marguerite angelegt hatte, eine zärtliche und freundliche Miene an, und ließ den König Franz, der sich in Avignon befand, zu einem Besuche einladen. Franz war ganz überrascht, als er erfuhr, daß der Kaiser sich jetzt auf einmal in seine Gewalt gegeben habe und in sein Gebiet gekommen sei. Er bestieg sogleich eine Galeere und begab sich zum Kaiser an Bord des Admiralschiffes. Wir glauben weder, daß, wie die declamirenden Franzosen sagen, Franz sehr viel gewagt habe, als er sich auf diese Weise in die Hände des Kaisers gab, noch daß er sich so prahlerisch über sein Wagestück ausgesprochen habe, noch auch daß die sentimentale Scene, welche die beiden Monarchen ihren Leuten darboten, mehr als eine ganz gewöhnliche Hof-Scene gewesen sei*). Der Kaiser überhäufte den König mit Freundschaftsbezeugungen, und machte ihm sogar Aussichten auf die Räumung von Mailand, weil er damals in großer Verlegenheit

*) On les vit s'embrassant tendrement et enchainés pour ainsi dire dans les bras de la reine Eleonore.

war, unermeßlich viel Geld brauchte und doch seine Finanzen immer erschöpft fand.

Der Seezug gegen die Türken, welchen Karl nach sehr kostspieligen Rüstungen in Gemeinschaft mit dem Pabste und den Venetianern machen ließ, scheiterte 1538 auf schmähliche Weise, und zwar, wie es heißt, durch die Schuld des Andreas Doria. Im folgenden Jahre nahm Chaireddin Barbarossa sogar Castelnuovo wieder, und ließ viertausend spanische Veteranen, welche die dortige Besatzung bildeten, insgesammt zusammenhauen. Auch Goletta in Afrika würde durch die aus sechstausend Spaniern bestehende Besatzung, die sich wegen des ausbleibenden Soldes empört hatten, verrathen worden sein, wenn nicht Karl's Vicekönig in Sicilien, Don Ferdinand Gonzaga, den Verrath mit einem Meineide bekämpft hätte. Gonzaga begab sich nämlich nach Goletta, legte am Altar den feierlichsten Eid ab, daß die Meuterer Verzeihung erhalten sollten, und brachte es dahin, daß dieselben sich nach verschiedenen Orten begaben, ließ aber hierauf nicht blos die Führer, sondern auch viele der Soldaten aus der Welt schaffen. In Spanien dämpfte Karl den Aufruhr und fuhr dann fort, die Nation dadurch ihrer Rechte zu berauben, daß er das Wesen der Cortes vernichtete und dagegen, um das Volk für sich und seine Hofleute zu benutzen, den bloßen Schein einer Repräsentation übrig ließ. Ein in Flandern ausgebrochener Aufstand rief ihn bald darauf in die Niederlande. Dieser Aufstand verdient ausführlicher dargestellt zu werden.

Die Generalstaaten der sämmtlichen Niederlande hatten, als sie beim Einfalle der Franzosen im März 1537 sich zu Brüssel versammelten, der Schwester und Statthalterin des Kaisers, Maria von Ungarn, eine Kriegssteuer von zwölfmalhunderttausend Gulden gewährt, von welchen die durch den Krieg zunächst bedrohten Länder Flandern und Brabant je ein Drittel, die sämmtlichen dem Habsburger Hause gehörenden Niederlande aber das andere Drittel bezahlen sollten. Die Fläminger weigerten sich anfangs insgesammt zu zahlen; zuletzt beharrte aber nur Gent auf der Weigerung. In dieser Stadt bestand noch immer die alte Verfassung. Die Einwohnerschaft war in die drei Klassen der Reichen oder, wie sie hießen, der Poorters, der Handwerker und der Proletarier

getheilt. Die beiden letzteren Klassen hatten in gewissen Fällen und Dingen einen Antheil an der Regierung und Verwaltung, welche übrigens gleich der Rechtsverwaltung zwei Collegien von je dreizehn Personen anvertraut waren. Als jene Steuer befohlen wurde, zeigten die zwei niederen Klassen sich wenigstens erbötig, Mannschaft zu stellen; die erste dagegen wollte weder Geld geben, noch im Felde dienen. Um nun die Stadt zu zwingen, ließ die Statthalterin in Antwerpen, Brüssel, Mecheln und anderen Orten alle Bürger von Gent als Geißeln verhaften, der Kaiser aber übertrug hierauf, als sich die Genter mit Vorlegung ihrer Privilegien bei ihm beschwerten, die Entscheidung dem großen Rathe. Diesen wollten jedoch die Genter nicht als Richter anerkennen.

Der Streit dauerte das ganze Jahr 1538 hindurch. Im folgenden Jahre geriethen die beiden unteren Klassen mit dem Magistrat und den Poorters in einen heftigen Zwist, weil die Ersteren behaupteten, daß ihnen nicht nur die Urkunden der Privilegien verhehlt, sondern auch der Antheil an der Berathung über Accise mit Unrecht entzogen würden. Am 19. August 1539 erfolgte ein förmlicher Volksaufstand. Mehrere Behörden wurden verhaftet, und am Ende des Monats ward einer der vornehmsten Oberbeamten hingerichtet, obgleich man von ihm auch durch die grausamste Tortur kein Eingeständniß eines Vergehens hatte erpressen können. Die ganze Regierung kam hierauf in die Gewalt der beiden unteren Klassen. Die revolutionären Behörden derselben ließen viele Bürger hinrichten, die angesehensten Leute flohen aus der Stadt, und das Volk setzte Preise auf ihre Köpfe. Die Statthalterin konnte nichts thun, weil ihre Kriegsmacht sehr klein war, und weil noch dazu auch Mecheln sich damals im Aufstand befand. Der Kaiser ertheilte deshalb dem Statthalter von Flandern, dem Grafen von Roeulx, der sich zu ihm nach Spanien begeben hatte, den Auftrag, den Gentern billige Bedingungen anzubieten. Die Bürger sollten die Waffen niederlegen, die Handhabung der Gerechtigkeit nicht weiter stören und die Accise verpachten. Die Genter wollten aber von nichts hören. Der Kaiser hielt also für gut, selbst in die Niederlande zu reisen, und, um dies auf dem kürzesten Wege thun zu können, beschloß er, den König von Frankreich noch einmal durch einen Vertrag zu betrügen.

Die Täuschung, welche Karl sich damals erlaubte, betraf wieder das Herzogthum Mailand. Der älteste Sohn des Königs Franz war nämlich gestorben und also der Herzog von Orleans, der Gemahl der Katharina von Medicis, Dauphin, der dritte aber Herzog von Orleans geworden. Diesem hatte der Kaiser schon früher das Herzogthum Mailand zugesagt, und er wiederholte jetzt, als er seine Absicht durch Frankreich zu reisen dem französischen Gesandten in Madrid kund that, sein Versprechen mündlich noch einmal. Ebendasselbe mußte der Kanzler Granvella, welcher nach Paris geschickt wurde, um von Franz die Erlaubniß zur Reise durch Frankreich zu erlangen, dort aussprechen. Der verschlagene Kanzler war seinem durch Guicciardini's, Machiavelli's und Comines' Schule gebildeten diplomatischen Kaiser ganz ähnlich. Er wußte sehr geschickt den Charakter des galanten, romantischen, seiner ritterlichen Redensarten wegen berühmten Königs, dessen ächt französische Phrasen noch immer von den Franzosen wiederholt werden, zu benutzen, um zu verhindern, daß der Kaiser nicht auf seiner Reise um eine neue schriftliche oder mündliche Zusicherung angegangen werde. Er gab dem romantischen Könige zu verstehen, daß die Gesinnung der Freundschaft und Achtung, welche der Kaiser für ihn hege, unbegrenzt sei, daß aber Alles, was dieser etwa auf der Reise zugestehen würde, als durch Besorgniß erpreßt oder als ein politisches und diplomatisches Zugeständniß, nicht als die freie Gabe der Freundschaft und als eine Frucht der Gerechtigkeitsliebe erscheinen werde. Später ward noch die Versicherung gegeben, daß Karl, sobald er die Grenze erreicht habe, ein Document abfassen lassen werde.

Karl trat hierauf seine Reise durch Frankreich an, und wurde an der spanischen Grenze von dem Dauphin, dem neuen Herzog von Orleans und dem Connetable Montmorency empfangen, welche König Franz ihm entgegengeschickt hatte. Er und der französische König boten auf dieser Reise Alles auf, was bei dergleichen Gelegenheiten an Höfen zu geschehen pflegt, um die Fürsten und ihre Diener mit dem Schein und Schimmer der innigsten Freundschaft und Vertraulichkeit zu umgeben. Der von Wallonen erzogene und gebildete Kaiser war nicht weniger falsch und glatt, als die Franzosen; der Vortheil des geheuchelten Scheines der

Eintracht und Freundschaft aber war ganz auf seiner Seite. Alle, welche auf die Zwietracht der beiden Monarchen gerechnet hatten, der Pabst, die Türken, Heinrich VIII. und die Protestanten des Schmalkaldischen Bundes, wurden stutzig und argwöhnisch gegen Franz, als Karl mit Ostentation lange geheime Unterredungen mit demselben hielt, und die Fläminger, besonders die Genter, welche längst den König von Frankreich als ihren ehemaligen Oberlehensherrn angerufen hatten, verzagten, weil sie sich ganz vereinzelt sahen. Karl's Reise durch Frankreich (im Januar 1540) glich einem Triumphzuge. Doch verweilte er in Paris, wohin er am 1. Januar 1540 gelangte, nur sechs Tage. Die beiden Söhne des Königs begleiteten ihn von da bis an die niederländische Grenze. Erst als er am 24. Januar in Valenciennes, der ersten großen Stadt seines Gebietes, angekommen war, erinnerten die ihm beigegebenen französischen Gesandten ihn an sein Versprechen wegen des Herzogthums Mailand. Er fand noch einmal eine Ausflucht; die Franzosen erkannten aber jetzt endlich, daß sie überlistet seien.

Gegen Gent sammelte Karl sogleich ein Heer von viertausend Mann; die Stadt wagte aber keinen Widerstand und öffnete ihm am 24. Februar ihre Thore. Er zog nicht als Graf von Flandern, sondern als Sieger, als Feldherr und als Richter an der Spitze des Heeres ein. Die Genter beriefen sich, um das ihnen angedrohte harte Gericht, welches nach dem Einzuge des Kaisers über sie gehalten wurde, einigermaßen zu mildern, nicht blos auf ihre Privilegien, sondern auch auf das in den Niederlanden bestehende Herkommen, nach welchem nie ein Stand durch den Beschluß einer Mehrheit gebunden werden könne. Karl aber machte es in Gent wie in Spanien: er setzte dem Herkommen das Urtheil seines Staatsrathes und der Ritter des goldenen Vließes entgegen. Sein auf dieses Urtheil gegründeter Spruch, welcher am 24. April 1540 ertheilt ward, lautete folgendermaßen: „Gent und andere Stände sollten fortan an den Ausspruch der Mehrheit der Staaten gebunden sein. Ein Graf von Flandern solle künftig den Gentern nichts Anderes beschwören, als daß er der Einrichtung folgen wolle, welche der Kaiser der Regierung zu geben im Begriff stehe. Die Genter hätten das Verbrechen der beleidigten

Majestät begangen und dadurch ihre Vorrechte, Leiber und Güter, ihre Waffen und die Sturmglocke Roeland, sowie auch die einst von Karl dem Kühnen erkaufte Rente von fünfhundertfünfzig Pfund Flämisch verwirkt. Sie hätten dem Kaiser außer ihrem Antheile an den viermalhunderttausend Gulden, über welche der Streit entstanden war, noch eine Summe von hundertfünfzigtausend Gulden, sowie nachher auf ewige Zeiten jedes Jahr sechstausend zu bezahlen. Der ganze Stadtrath und dreihundertfünfzig andere Bürger, je sechs aus jeder Zunft, müßten nebst den Schuldigsten, besonders von denen, die sich im Aufstande Kresers genannt hätten, im Hemde und mit einem Stricke um den Hals den Kaiser knieend um Gnade bitten. Diese sollte ihnen zwar gewährt werden, jedoch mit Ausschluß der Gefangenen und Entwichenen." Von den Gefangenen wurden sechsundzwanzig enthauptet, viele andere verbannt oder eingekerkert. Mit dem Strafgelde ward eine Citadelle erbaut, durch deren Besatzung die Stadt, so lange Karl lebte, geschreckt und in Ruhe gehalten wurde.

13. Karl V. und die deutschen Protestanten in den Jahren 1540 und 1541.

Man könnte hier vielleicht fragen, warum der Kaiser nicht gleich nach der Demüthigung von Gent auch Sachsen und Hessen zwang, dem gegen ihn geschlossenen Bunde zu entsagen, da er doch nicht ganz mit Unrecht den Protestanten Schuld gab, daß sein Bruder um diese Zeit Ungarn ganz verlor und die Türken sich fast vor den Thoren Wien's festsetzten. Der Grund davon war, daß Karl die Absichten des Pabstes nicht fördern wollte. Er hatte zwar immer darauf gedrungen, daß die Protestanten sich dem Ausspruche einer Kirchenversammlung fügen sollten; allein der Pabst wollte diese durchaus in Italien gehalten haben, und einem italiänischen Concilium waren sowohl der Kaiser, als auch die katholischen Stände, ja sogar die Bischöfe entgegen, weil man überzeugt war, daß, wenn der Streit in Italien entschieden werde, der Pabst und seine Italiäner das geistliche Erpressungs-System zu Gunsten Rom's und Italien's erneuern würden. Auch die Protestanten wollten von einem in Italien zu haltenden Concil durchaus nichts wissen. In Betreff ihrer willigte der Kaiser zuletzt in ein freies Religions-

Gespräch oder mit anderen Worten in ein Gezänke der beiderseitigen Theologen, von denen, wie man voraus wußte, keiner geneigt war, auch nur einen Satz seines Systems aufzugeben. Übrigens mußte der Kaiser allerdings verdrießlich werden, weil eines Theils sein Bruder Ferdinand sich vom März 1539 bis zum September 1540 bald mit den Türken, bald mit den Protestanten hatte herumquälen müssen, und weil anderes Theils der von Held zu Stande gebrachte heilige Bund, welcher von Karl je nach den Umständen bald anerkannt, bald abgeleugnet worden war, sich durchaus nicht in einen Krieg mit dem Schmalkaldischen Bunde einlassen wollte.

Nachdem man sich bis zum September 1540 bald an diesem, bald an jenem Orte Deutschland's versammelt und herumgestritten hatte, konnte Ferdinand, während der Kaiser in den Niederlanden zurückgehalten ward, mit den Protestanten nicht über eine Verlängerung des Nürnberger Friedens einig werden, weil es dem Kaiser nicht ernst war und der protestantische Bund immer anmaßender wurde. Dieser Bund hatte, wie wir wissen, durch den Beitritt des Kurfürsten von Brandenburg, des Pfalzgrafen von Neuburg und des Herzogs Georg von Sachsen Zuwachs erhalten. Außerdem hatte der Erzbischof von Köln nicht übel Lust, ebenso sein Bisthum für sich zu säcularisiren, wie Albrecht es mit Preußen gemacht hatte, und es war der Abfall der ganzen Pfalz am Rhein zu erwarten, nachdem auch Würtemberg sich den Lutheranern und Mümpelgard den Calvinisten angeschlossen hatte. Ferdinand wollte deshalb auch keinen Staat in den Nürnberger Frieden von 1532 einbegriffen haben, welcher nach dessen Abschluß in den Schmalkaldischen Bund eingetreten wäre. Selbst als am 28. Oktober 1540 ein Religions-Gespräch auf Januar 1541 nach Worms anberaumt wurde, erklärte Ferdinand noch, daß der Nürnberger Religions-Frieden für neue Glieder des Schmalkaldischen Bundes nicht gelten dürfe. Übrigens sollte jenes Religions-Gespräch im Namen der beiden Religions-Parteien zwischen Eck und Melanchthon gehalten werden, welche Männer ebenso weit von einander waren, wie der Himmel von der Erde.

Der Kaiser konnte damals in Deutschland nicht energisch auftreten, weil er die Absicht hatte, auf demselben Reichstage, auf

welchem der Religions-Streit geschlichtet werden sollte, auch für seinen eigenen Zwist mit dem Herzog Karl von Jülich, Cleve und Geldern sich von den deutschen Ständen ein günstiges Urtheil zu verschaffen. Dieser Streit hatte begonnen, als der Herzog Karl, dessen Vater, Adolf von Geldern, wegen des am eigenen Vater verübten Verbrechens sein Herzogthum verloren hatte (s. Th. X. S. 310), durch die Ritterschaft von Geldern und besonders durch den Grafen von Meurs wieder in seines Großvaters Erbe eingesetzt worden war. Dieser Herzog war, wie wir früher berichtet haben (s. Th. XI. S. 99 f., 199 f. und 300), schon seit Maximilian's I. Zeit ein Verbündeter und ein Werkzeug der Franzosen, sowie ein gefürchteter Anführer von gemiethetem Raubvolke und eine Plage der Niederländer und aller seiner andern Nachbarn. Da Geldern der Sammelplatz und Zufluchtsort aller Frevler war, die sich für Geld in fremde Dienste gaben und zu Lande und zur See raubten, so mangelte es dem Herzoge nie an Streitern, und er war sogar im Stande, einen bedeutenden Theil der Provinz Gröningen zu besetzen, in welchem er den Grafen von Meurs zu seinem Statthalter machte. Er hatte an Martin von Rossem einen sehr geschickten Feldherrn. Im Jahre 1528 glaubte er sogar die Streitigkeiten des Junkers Balthasar von Esens mit dem Grafen Edzard von Ostfriesland benutzen zu können, um auch diese Provinz zu besetzen. Er konnte aber seine Absicht nicht ausführen, weil die Gröninger, welche ihm von 1518 bis 1525 ruhig gehorcht hatten, nicht zu den Kosten beisteuern wollten. Er peinigte daher aufs neue Gröningen und die Ommelande durch verwüstende Einfälle. Dies verschaffte dem Kaiser die Herrschaft von Gröningen, welches sich unter denselben Bedingungen, unter denen es dem Herzoge gehorcht hatte, der Statthalterin Margaretha unterwarf. Da der Herzog von Frankreich verlassen und folglich dem Kriege mit Karl V. nicht gewachsen war, so sah er sich genöthigt, Gröningen und Friesland aufzugeben; er entsagte der Schutzherrschaft über Beide.

Die Städte und Stände von Utrecht und Over-Yssel hatten bei einem Streite mit dem Bischofe von Utrecht den wilden Herzog und seine Banden ebenfalls ins Land gerufen. Diese fügten ihnen aber nicht weniger Übel zu, als dem Bischofe und seinen Freunden. Der Letztere schloß, um sich zu helfen, 1528 einen ähnlichen Vertrag

mit dem Kaiser, wie die Gröninger. Er überließ alle seine weltlichen Oberhoheits-Rechte an Karl V. und dessen Erben, wogegen er seinerseits im Genusse seiner Pfründen, Einkünfte und geistlichen Rechte geschützt werden sollte. Im folgenden Jahre mußte beim Abschluß des Friedens von Cambray auch König Franz den Herzog von Geldern seinem Schicksale überlassen. Dieser sah sich dadurch noch im Jahre 1529 gezwungen, in einem zu Gorkum geschlossenen Vertrage nicht blos alle Ansprüche an Gröningen aufzugeben, sondern auch, im Fall er keinen Sohn hinterlassen sollte, Karl V. als seinen rechtmäßigen Nachfolger in Geldern und Zütphen anzuerkennen. Im Jahre 1536 nahm der Herzog, der sich immer wieder mit Frankreich verband und von König Franz ein Jahrgeld erhielt, an dem Kriege des Letzteren mit dem Kaiser Theil; er mußte aber im December den Vertrag von Gorkum aufs neue bestätigen. Schon im folgenden Jahre suchte er seine Stände zu bewegen, daß sie ihn unterstützten, als er treuloser Weise feste Städte wie Nimwegen, Zütphen, Ruremonde und Venloo vom deutschen Reiche abreißen und in die Gewalt der Franzosen bringen wollte. Die Stände verweigerten ihm jedoch ihre Hülfe, rissen mit bewaffneter Hand fast alle Gewalt an sich, schleiften die Burgen, in welchen der Herzog seine Raubschaaren unterhielt, und beschränkten seine jährlichen Einkünfte auf vierzigtausend Gulden.

Da der Herzog den Gedanken nicht ertragen konnte, daß sein Land nach seinem Tode den Habsburgern, welche ebenso ihm, wie vorher seinem Vater, tödtlich verhaßt und stets feindlich waren, zufallen solle, so entwarf er 1538 den Plan, dasselbe einem anderen deutschen Fürsten zuzuwenden. Dieser Fürst war Wilhelm von Cleve, welcher den Beinamen des Reichen erhalten hat, weil er, dessen Vorfahr Adolf II. blos die Grafschaft Mark besessen und erst 1347 durch seine Gemahlin Herzog von Cleve geworden war, die bedeutendsten Besitzungen durch Heirath und durch Fügung des Schicksals erworben hatte. Sein Vater, Johann III., hatte durch die Vermählung mit der Erbtochter des letzten Herzogs von Berg, Jülich und Ravensberg, diese Länder erhalten. Wilhelm der Reiche selbst erwarb, als der wilde Herzog Karl von Geldern endlich im Juli 1538 starb, durch einen Vertrag, welchen sein Vater auf der einen und die Stände von Geldern auf der anderen Seite unterschrieben,

den größten Theil des von Karl beherrschten Landes. Als nun im Jahre 1540 der Kaiser Gent bezwungen hatte und ein neuer Krieg zwischen ihm und dem französischen Könige auszubrechen drohte, bewarben beide Theile sich um die Freundschaft des reichen und also auch mächtigen Herzogs Wilhelm. Dem König Franz gelang es, den Herzog durch die Aussicht auf eine Heirath zu gewinnen, die ihn zum Könige machen könnte. Da nämlich Franz recht wohl einsah, daß es einer mächtigen Lockung bedürfen werde, um einen Reichs-Vasallen, wie der Herzog von Cleve war, zu einer Verbindung mit dem Feinde des Reiches und des Kaisers zu bewegen, so bot er ihm die einzige Tochter des bekannten Heinrich d'Albret (s. Th. XI. S. 376) an, welcher zwar das spanische Navarra verloren hatte, aber noch immer den Königstitel führte und das französische Navarra, d. h. Bearn und einige andere Landschaften, als Königreich beherrschte. Diese Prinzessin mußte nach den Gesetzen Navarra's einst ihres Vaters Land erben. Sie war freilich damals erst zehn Jahre alt, so daß von einer ehelichen Verbindung mit ihr noch keine Rede sein konnte, und französischer Seits dachte man niemals ernstlich daran, einem deutschen Fürsten bedeutende und unabhängige Herrschaften in Frankreich zu überlassen. Nichtsdestoweniger nahm Herzog Wilhelm das ihm gemachte Anerbieten an, und die Verlobung wurde feierlich gehalten. Wilhelm schloß sich also durch ein enges Bündniß an Frankreich an, und sein furchtbarer General, Martin von Rossem, erfocht gleich nachher glänzende, aber fruchtlose Siege für Frankreich, in welchen die tapfere Ritterschaft seiner deutschen Herzogthümer vernichtet ward. Übrigens bestand schon zur Zeit seiner Verlobung der Plan, die Besitzungen Heinrich d'Albret's mit der Krone zu verbinden, und dies geschah später auch dadurch, daß man die Erbin von Navarra mit dem ersten Prinzen von Geblüt, Heinrich von Bourbon Vendome, vermählte. —

Karl V. war, als er durch Deutschland nach Italien zu reisen und von hier aus einen neuen Zug gegen die Ungläubigen zu unternehmen beschloß, zugleich mit dem Pabste und mit den Protestanten unzufrieden. Die Letzteren wurden, als Brandenburg und Jülich zu ihnen übertraten, die Pfalz wankte und der Landgraf Philipp wie der Kurfürst von Sachsen ihre Nachbarn und

die Kirche beraubten, immer furchtbarer. Der Kaiser wollte die Protestanten dem Pabste gegenüber als Schreckbilder gebrauchen, und sie durch ein Concilium oder durch ein freundliches Religions-Gespräch unschädlich machen; der Pabst aber wollte von einem Religions-Gespräche gar nichts wissen, und machte in Betreff eines Concils Bedingungen, welche weder dem Kaiser, noch den Protestanten gefallen konnten. Der Kaiser, welcher Zeit zu gewinnen suchte, erreichte endlich seinen Zweck, indem man sich wirklich über ein zu veranstaltendes Religions-Gespräch vereinigte. Sein Bruder Ferdinand nämlich, welcher seit Johann Zapolya's Tode in Ungarn eine bedenkliche Lage hatte, gab sich 1539 und 1540 alle mögliche Mühe, um die Protestanten zur Beschickung eines päbstlichen Concils zu bewegen, oder wenigstens dahin zu bringen, daß sie sich mit den Katholiken über gewisse Glaubens-Artikel verständigten. Das Letztere war sehr schwierig, weil die Fürsten und Städte sich das Kirchengut zueigneten und der Pabst von keinem Nachgeben wissen wollte. Auch behauptete Ferdinand, daß die vielen und mächtigen Regierungen, welche erst in der letzten Zeit die Religion geändert hatten, auf die Vortheile des Nürnberger Religions-Friedens keinen Anspruch haben könnten. Nach vielen vergeblichen Bemühungen, ein Religions-Gespräch zu Stande zu bringen, und nachdem Ferdinand auch daran gedacht hatte, den heiligen Heinrichs-Bund (s. S. 173 f.) zu benutzen, um durch die Katholiken die Protestanten angreifen zu lassen, ward man endlich in der Mitte des Jahres 1540 einig, zu Hagenau den Versuch einer freundlichen Einigung zu erneuern. Der Pabst wollte freilich nichts davon wissen, und schickte den jungen Kardinal Farnese nach Deutschland, sowie den Kardinal Corvinus in die Niederlande, um den Kaiser und die Fürsten abzumahnen, daß sie über Dinge, die er selbst längst entschieden habe, unterhandelten; allein da sich weder der Kaiser noch die Anhänger der päbstlichen Lehre stark genug zum Kampfe fühlten, so ward das Religions-Gespräch wirklich gehalten. Übrigens war Luther noch viel heftiger, als der Pabst, (und abgesehen von seiner Besorgniß, der Teufel möge ihm und seinem Kurfürsten einen Streich spielen, nicht mit Unrecht) gegen die Sache. Er wollte durchaus nicht, daß man über diejenige Art des Glaubens, die sich auf das Gemüth gründet, mit einem

System und mit einem Verstande, der aus dem Glauben eine Wissenschaft gemacht hat oder machen will, unterhandle.

Das Gezänke — denn weiter war es nichts — wurde am 16. Juli 1540 angefangen; es nahm aber sogleich eine solche Wendung, daß des Kaisers Commissäre und König Ferdinand rathsam fanden, es schon am 28. Juli vermittelst eines kaiserlichen Decrets unterbrechen und die am 28. Oktober zu beginnende Fortsetzung nach Worms verlegen zu lassen. Daß auch dort der gewünschte Zweck nicht werde erreicht werden können, ging schon aus zwei Beschränkungen des möglichen Erfolges der Sache deutlich hervor. Es ward nämlich erklärt, daß Ferdinand's Behauptung, nach welcher die neuen Mitglieder des Schmalkaldischen Bundes sich der Vortheile des Nürnberger Religions-Friedens nicht erfreuen dürften, aufrecht erhalten werden müsse, und daß die Entscheidung über die Gültigkeit der Urtheile der Reichsgerichte in denjenigen Processen, welche den Besitz weltlicher Kirchengüter beträfen, dem Kaiser vorbehalten bleibe. Zu dem in Worms zu haltenden Gespräche sandte der Kaiser keinen Theologen oder Philosophen, sondern seinen Minister Granvella, welcher als Diplomat über alle Gewissensbedenklichkeiten weit erhaben war und den Auftrag hatte, die Hindernisse des Gespräches zu beseitigen und den Religions-Streit in Deutschland so lange hinzuhalten, bis Karl ihn ebenso beendigen könne, wie er den Verfassungsstreit in Flandern beendigt hatte. Granvella kam etwas später, als die Gesandten der meisten deutschen Regierungen und ihre Theologen, welche schon seit der Mitte des November 1540 versammelt waren, in Worms an. Übrigens erschien dort auch ein Legat des Pabstes zum großen Verdruß der Protestanten, die sich die Anwesenheit eines päbstlichen Abgeordneten schon in Hagenau sehr dringend verbeten hatten.

Wenn man die Instruction des päbstlichen Nuntius liest, welcher den Protestanten zum Trotz dem Wormser Religions-Gespräche beiwohnte, so wird man auf den ersten Blick erkennen, daß Alles, was 1539 und in den folgenden Jahren zur Versöhnung zweier Extreme gethan wurde, ein bloßes Gaukelspiel war. „Der Nuntius sollte, heißt es, viel hören und wenig reden, und sich auf kein Disputiren einlassen. Es dürfe ihm kein heftiges Wort entschlüpfen,

sondern er müsse große Sanftmuth und den Schein christlicher Liebe mit Anstand und Würde vereinigen, Alles aber dem Pabst vorbehalten." In dem Letzteren lag der eigentliche Knoten. Darum sagte auch der Pabst in der Einleitung zu der Instruction: „Er billige alle Versammlungen, in denen über Religion gestritten werde, nicht nur nicht, sondern er verabscheue sie, weil durch sie das päbstliche Ansehen einen empfindlichen Stoß erleiden müsse. Er sei höchst unzufrieden, daß die Wormser Versammlung ausgeschrieben worden sei, obgleich er sein Misfallen wiederholt geäußert habe; er wolle aber dem Beispiele desjenigen folgen, dessen Stelle er, wie mit der bekannten hochmüthigen Demuth hinzugefügt wird, unwürdiger Weise vertrete."

Das Gezänke war diesmal ärger und anstößiger, sowie auf beiden Seiten unwürdiger und auch für Melanchthon, der auf Seiten seiner Partei eine Hauptperson bei demselben war, weniger ehrenvoll, als jemals sonst. Wir haben weder die vollständigen Acten des Wormser Gespräches, noch den von Melanchthon herausgegebenen Bericht, der sich auch in dessen Werken findet, aufmerksam gelesen; wir wollen daher unsers verehrten Lehrers Plank Urtheil über das Resultat des Gespräches wörtlich abdrucken, da dieser gewiß die Acten genau gelesen und geprüft hat. Plank sagt: „Man kann sich bei den Acten dieses Gespräches des Unwillens über die Protestanten eben so wenig, ja noch weniger, als über die Katholiken erwehren. Die Häupter von den Letzteren, die Gesandten des Kaisers und des römischen Königs, wußten sehr gut, warum sie chikanirten; denn es war ihnen absichtlich darum zu thun, die Unterhandlungen in die Länge zu ziehen; die Protestanten hingegen konnten keinen Zweck haben, als die Schuld von dem schlechten Erfolg der Unterhandlungen auf die Katholiken zu schieben, und gerade deswegen hätten sie in den Nebenpunkten desto eher nachgeben sollen, je deutlicher sie sahen, daß ihre Gegenpartie blos in dieser Absicht darum stritt."

Die Verhandlungen wurden nicht blos dadurch schwierig, daß man die kostbare Zeit für einen Streit über ganz unwesentliche Dinge verschwendete, sondern auch dadurch, daß Brandenburg und die Pfalz ihren Platz unter den Katholiken nahmen, während doch, wie sich bald zeigte, Beide diesen nicht mehr angehörten. Es ist

deshalb auch nicht zu verwundern, daß das Gespräch, welches am 28. Oktober 1540 hatte beginnen sollen, erst am 14. Januar 1541 wirklich begann, und daß, nachdem Melanchthon für die Protestanten und Eck für die Katholiken vier Tage lang über den Artikel von der Taufe disputirt hatten, jedermann, besonders aber der kaiserlichen Gesandte, einsah, die Sache werde, wenn sie so fortgehe, niemals zu Ende kommen. Auf diesen Ausgang war der Kaiser längst gefaßt gewesen; denn schon am 18. Januar ward Allen, die sich in Worms eingefunden hatten, ein kaiserlicher Befehl bekannt gemacht, nach welchem sie das Gespräch abbrechen und sich nächstens in Regensburg wieder einfinden sollten, wo der Kaiser unter seinen eigenen Augen das Gespräch fortsetzen lassen wolle. Karl schrieb gleich darauf einen Reichstag nach Regensburg aus, und lud insbesondere den Kurfürsten von Sachsen und den Landgrafen ein, sich auf demselben einzufinden. Der Kaiser erfuhr damals von dem Landgrafen Philipp, daß die Schmalkaldischen Verbündeten im Begriff ständen, ihren Bundesgenossen gegen Heinrich von Braunschweig und gegen die Decrete des Reichsgerichtes mit den Waffen beizustehen; er suchte daher, um Blutvergießen zu verhindern, den Beschwerden über die Reichs-Justiz abzuhelfen. Sachsen und Hessen setzten aber nichts desto weniger ihren Plan mit Gewalt durch. Der Kaiser hatte, damit dies nicht geschehe, am 28. Januar ein aus Speier datirtes Edict erlassen, in welchem er alle in Religions-Sachen anhängigen, Processe suspendirte und alle schon erlassenen Urtheile, besonders die Achtserklärungen gegen Goslar und Münden, vorerst für wirkungslos erklärte. Der Landgraf war übrigens gehorsamer, als der Kurfürst, weil er die Lutherische Pabst-Scheu des Letzteren nicht besaß*). Er kam schon im März nach Regensburg; dort suchte er vor Allem dem Kaiser darzuthun,

*) Luther bittet und beschwört in einem seiner Briefe den Kurfürsten, den seine verständigen Räthe auffordern, nach Regensburg zum Kaiser zu kommen, um Gotteswillen ja nicht dahin zu gehen, weil ihn der Teufel dort zu einem Vergleich bringen könnte. „Eure kurfürstliche Gnaden, sagt er, ist der rechte Mann, den der Teufel vor andern Fürsten eigentlich sucht und meinet"; dann setzt er noch derber hinzu: „Will sich aber E. k. Gn. ja mit dem Teufel vertragen, so dürfen sie deshalb nicht nach Regensburg; wollen's wohl in Torgau bekommen".

daß und warum mit Heinrich von Braunschweig nicht auszukommen sei. Der Kurfürst dagegen, fand sich gar nicht in Regensburg ein. Johann Friedrich's unüberwindlicher Eigensinn zeigte sich bei dieser Gelegenheit ebenso unpolitisch, als in seiner fortdauernden Protestation gegen die ohne ihn vollzogene Erwählung Ferdinand's zum römischen Könige.

Am 5. April 1541 eröffnete der Kaiser den Reichstag, dessen Hauptzweck eine Übereinkunft über einige Artikel der Staats-Religion war, welche sowohl die Protestanten als die Katholiken künftig anerkennen wollten. Die Wahl der Theologen, die sich über diese Artikel vereinigen sollten, wurde dem Kaiser überlassen, und dieser erwählte diesmals Männer, von denen, wenn man etwa Eck, den Urheber alles Unheils, ausnimmt, das Beste zu erwarten war. Er bestimmte zum Vertheidiger der katholischen Lehre Eck, zum Vertheidiger der protestantischen den milden und verständigen Melanchthon. Der Letztere ließ sich nachher freilich durch Luther's Briefe abhalten, in irgend einem Punkte nachzugeben; das hatte aber der Kaiser nicht im Voraus wissen können. Den beiden genannten Männern wurden Andere beigeordnet, welche nicht, wie der Erstere, durch den Pabst und den Scholasticismus und nicht, wie der Zweite, durch Luther und seinen blinden Verehrer Johann Friedrich von Sachsen vom Nachgeben abgehalten wurden. Neben Eck nämlich sollten Julius Pflug, dessen Charakter von uns oben (S. 181) bezeichnet worden ist, und Johann Gropper, neben Melanchthon aber zwei Männer auftreten, welche, vom Landgrafen begünstigt, der starren sächsisch-Lutherischen Dogmatik nicht gerade unbedingt huldigten. Diese beiden Männer waren Martin Bucer und Johann Pistorius. Übrigens bevollmächtigte der Kaiser, weil die Sache eine Staatsangelegenheit, nicht ein theologisches Gezänke sein sollte, noch den Pfalzgrafen Friedrich und seinen eigenen Kanzler Granvella mit der oberen Leitung der Religions-Verhandlung, sowie sich auch Gesandte mehrerer anderen Regierungen einfanden. Granvella erhielt vom Kaiser eine Schrift, welche dieser einem Niederländer zuschrieb, die aber wahrscheinlich der Kurfürst von Brandenburg, ein keineswegs blinder Lutheraner, hatte aufsetzen lassen. Diese Schrift, welche später das Regensburger Interim genannt wurde, enthielt

Andeutungen, wie man etwa die Hauptpunkte so fassen könne, daß man sich vorerst über die Verschiedenheit der Meinungen nicht ärgern dürfe. Sie wurde in der That mit Bewilligung des Kaisers der Verhandlung zu Grunde gelegt. Das Gespräch hatte daher auch anfangs einen günstigen Anschein, so lange dasselbe sich um Punkte drehte, die der unbekannte Verfasser des Interims so hatte wenden und ausdrücken können, daß beide Theile ihre Meinung ausgesprochen finden konnten. Sobald es zum Wesentlichen kam, mußte man nothwendiger Weise erkennen, daß die äußere Einrichtung der päbstlichen Kirche mit den Grundlehren des Protestantismus nicht vereinbar sei. Wir dürfen dem Gange des immer bitterer werdenden Religions-Gespräches nicht folgen, weil wir blos politische Geschichte schreiben und uns deshalb auf Gegenstände des Glaubens und der Lehre nicht einlassen können; wir glauben aber dreist behaupten zu dürfen, daß der Kaiser, welchem Johann Friedrich und Luther tödtlich verhaßt waren, die offenbare Hinneigung des Landgrafen Philipp zur Lehre Calvin's, der in Genf sein System mit ebendemselben Erfolge predigte, wie Luther das seinige in Wittenberg, benutzte, um die beiden Häupter des ihm drohenden Bundes insgeheim gegen einander zu erbittern. Er hatte von Johann Friedrich, dessen Neffen Moritz sein Bruder Ferdinand schon ganz an sich gezogen hatte, wenig zu fürchten. Der Landgraf dagegen war ihm gefährlich; denn dieser stand seit langer Zeit mit Frankreich in Verbindung, und Karl sah sich in Regensburg genöthigt, Verträge mit Philipp zu schließen, damit derselbe in dem bevorstehenden Kriege mit Frankreich diese Verbindungen nicht etwa erneuere. Diese Verträge waren nach spanischer Weise so abgefaßt, daß man je nach Umständen aus ihnen machen konnte, was man wollte. Auch unterhandelte Karl zu gleicher Zeit mit Heinrich von Braunschweig, welcher ebenfalls nach Regensburg gekommen war. Übrigens erreichte der uns bereits bekannte ärgerliche Streit, welcher zwischen diesem Fürsten und dem Landgrafen auf eine empörend persönliche Weise geführt ward, während des Regensburger Reichstages eine ganz unglaubliche Höhe.

Während Herzog Heinrich und der Landgraf sich ohne alle Rücksicht auf Anstand gegen einander benahmen, verfuhr der Kaiser auf dem Regensburger Reichstag gegen seinen persönlichen Feind,

Wilhelm von Jülich, Cleve, Berg, Mark und Geldern, zwar in heftiger Weise, aber doch mit Anstand. Wilhelm war an den französischen Hof gereist und hatte einen Vertrag geschlossen, der ihn an Frankreich knüpfte. Darüber fuhr Karl am 3. Juli 1541 in voller Fürstenversammlung den Bevollmächtigten des Herzogs heftig an. Er ließ denselben nicht einmal zum Worte kommen, als er seinen Herrn entschuldigen wollte, sondern stand, ohne ihn anzuhören, zornig auf und verließ den Saal. Durch dieses Benehmen wurden nicht blos die Protestanten, denen Jülich angehörte, sondern sämmtliche Fürsten so betroffen, daß sie sich am 21. Juli persönlich zu Karl begaben und ihn ersuchten, er möge in einer Rechtssache den Herzog doch wenigstens anhören. Dies brachte den Kaiser, der sonst mehr, als irgend ein anderer Regent, seiner selbst mächtig war, ganz außer Fassung, und er that den Herren einmal förmlich kund, was er von ihnen denke, und was sie unter gewissen Umständen von ihm zu erwarten hätten. Er ließ ihnen nämlich durch Johann Naves sagen: „So viele Jahre lang habe ich Reichstage halten wollen, und ihr waret nicht zusammen zu bringen, so lange habe ich vor mir disputiren lassen, und ihr wurdet nicht einig; in dem Augenblick aber, wo ihr mir Eins anhängen könnt, seid ihr Alle einig".

Das Religionsgespräch war, schon ehe diese Scene vorfiel, am 22. Mai beendigt worden, und der Kaiser hatte am 29. nach eingeholtem Gutachten seine Endentschließung bekannt gemacht. Dieser Reichsabschied, welcher keine Beendigung der Händel enthielt, sondern blos einen künftigen Machtspruch in der Ferne zeigte, lautete im Wesentlichen so: „Man wolle bis auf vier Artikel, welche ausgemacht worden waren, Alles vorerst beim Alten lassen. Die weitere Religions-Verhandlung solle bis auf eine allgemeine Kirchenversammlung oder auf ein National-Concilium oder, wenn der Pabst weder das Eine noch das Andere zulasse, auf einen künftigen Reichstag verschoben bleiben. Der Kaiser sei im Begriff nach Italien zu reisen, um den Pabst zu veranlassen, daß er entweder ein in Deutschland zu haltendes allgemeines oder doch ein National-Concilium ausschreibe. Wenn dies nicht innerhalb achtzehn Monate geschehe, so solle über die Religions-Angelegenheiten des Reiches ein Reichstag gehalten und der Pabst ersucht werden,

auf diesen einen Legaten zu schicken. Bis dahin solle der Nürnberger Religions- und Privat-Frieden in allen seinen Punkten und Artikeln von beiden Theilen unverbrüchlich gehalten werden."

14. Ungarn und die Osmanen von 1532 bis 1545 und Karl's V. Zug nach Algier.

Da Karl V. und sein Bruder Ferdinand sich gleich nachher aus Deutschland entfernten, der Eine, um in Afrika, der Andere, um in Ungarn mit den Türken zu kämpfen, so muß hier Einiges aus der türkischen und ungarischen Geschichte nachgeholt werden. Suleiman II. hatte bis zum Jahre 1532 vier Feldzüge nach Ungarn und Östreich unternommen, und die von ihm dahin geführten Horden hatten gleich den Hunnen und Mongolen Gräuel und Zerstörungen geübt, welche bewiesen, daß der rohe Mensch ärger ist, als ein reißendes Thier. Der fünfte Raubzug Suleiman's (im Jahre 1532) führte einen Frieden herbei. Dieser Kriegszug ist dadurch merkwürdig, daß der Ungar Jurischitz mit siebenhundert Mann die befestigte Stadt Güns drei Wochen lang gegen das zweimalhunderttausend Mann starke türkische Heer und dessen furchtbare Artillerie vertheidigte und, als sein Schießvorrath erschöpft und seine Mannschaft bis auf die Hälfte zusammengeschmolzen war, eine billige Capitulation erlangte, nach welcher er die Ungläubigen nicht einmal in die Burg einzulassen brauchte. Viele Gründe bewogen damals den Sultan, den flehenden Bitten Ferdinand's nachzugeben und diesem einen Frieden zu gewähren, den er bis dahin immer versagt hatte, und den Ferdinand durch eine Art Huldigung und durch beschimpfende Demüthigungen zu erkaufen bereit war. Suleiman verstand sich anfangs nur zu einem Waffenstillstande (Januar 1533), und erst als Ferdinand durch seinen Gesandten die Schlüssel von Gran, welche er nachher wieder erhielt, demüthig überreichen ließ, begannen die Unterhandlungen über einen Frieden. Sie dauerten bis Ende Juni fort. Der Friedens-Vertrag aber, welcher dann zwischen Suleiman und Ferdinand geschlossen ward, setzte den Verheerungen der Türken im Allgemeinen keine Schranke, sondern er gewährte nur den einzigen Vortheil, daß Suleiman selbst und sein Hauptheer nicht mehr im Felde erschienen.

Zwischen dem türkischen Vasallen Johann Zapolya, welcher den Königtitel behielt, und Ferdinand dauerten die Feindseligkeiten bis zum Jahre 1538 fort, obgleich Ungarn officiell zwischen Beiden getheilt ward. Als nämlich Zapolya den treulosen türkischen Commissär und Renegaten Gritti, der den Türken Siebenbürgen verschaffen wollte, hatte ermorden lassen und dem Sultan verdächtig geworden war, bemühte er sich um eine Aussöhnung mit dem römischen Könige, und so kam dann endlich, nachdem die Unterhandlungen oft abgebrochen und wieder angeknüpft worden waren, 1538 ein Frieden zwischen ihm und Ferdinand zu Stande. Nach den Bedingungen dieses Friedens sollte Ferdinand Kroatien und das, was er bis jetzt noch von Ungarn besitze, behalten, wogegen aber er und sein Bruder, der Kaiser, Zapolya als König von Ungarn anerkennen müßten. Ferner sollte, wenn Zapolya einen männlichen Erben bekomme, dieser zwar mit einer Tochter Ferdinand's vermählt, dem König Ferdinand aber nichts desto weniger als künftigem Regenten von allen Ungarn gehuldigt und darüber ein Revers ausgestellt werden, welcher von den Städten alle fünf Jahre erneuert werden müsse. Zapolya's Sohn dagegen sollte nicht nur im Besitze des Privatvermögens seines Vaters bleiben, sondern Ferdinand müsse ihm auch ein Zipser Herzogthum errichten.

Diese innige Verbindung der beiden Könige von Ungarn war von kurzer Dauer. Johann Zapolya, welcher damals erst zweiundfünfzig Jahre alt war, heirathete, obgleich seine Gesundheit kein langes Leben verhieß, die Tochter des Königs Siegmund von Polen, Elisabeth oder Isabella, und erhielt vierzehn Tage vor seinem Tode von ihr einen Sohn (Juli 1540). Er übertrug die Erziehung dieses Sohnes, den er Johann Siegmund genannt haben wollte, dem Bischof von Groß-Waradein, Georg Martinuzzi, und dem Peter Petrowitsch, einem Gliede der Familie Zapolya. Diese beiden Männer beschlossen, nicht zuzugeben, daß der dem König Ferdinand günstige Artikel des Vertrages von 1538 ausgeführt werde, und verheimlichten deshalb den Tod des Königs, bis sie eine Anzahl Magnaten für ihren Plan gewonnen hatten. Dann ließen sie ihren Mündel als „erwählten König" von Ungarn ausrufen, während ein großer Theil der Ungarn sich an Ferdinand

wandte und in Siebenbürgen Unruhen ausbrachen. Diese Lage der Dinge benutzte Suleiman, um sich Ungarn's zu bemächtigen.

Ferdinand hatte gleich nach Zapolya's Tode versucht, die Stadt Ofen zu besetzen und den Sultan, welchem er von Hagenau aus einen Botschafter schickte, für sich zu gewinnen; Suleiman hatte aber dem Gesandten Ferdinand's eine harte Antwort ertheilt und dagegen der Königin Isabella, die sich für ihren Sohn ebenfalls an ihn gewandt hatte, seinen Schutz zugesagt. Schon im Oktober 1540 erhielt Johann Zapolya's Sohn das türkische Diplom, welches ihn zum Könige von Ungarn ernannte, und im November desselben Jahres erklärte Suleiman dem König Ferdinand den Krieg. In diesem Kriege (1541) wurden die östreichischen Truppen, welche unter Roggendorf die Stadt Ofen belagerten, alsbald zum Abzuge genöthigt und dabei fast ganz aufgerieben. Suleiman zwang hierauf die Königin Isabella, ihren kleinen Sohn in das türkische Lager zu schicken. Als dies geschehen war, schlichen sich Janitscharen in Ofen ein und nahmen die Stadt für ihren Herrn in Besitz. Suleiman schickte alsdann den jungen Prinzen seiner Mutter zurück und ließ ihr erklären: sie sei zu schwach, um die Stadt Ofen auf die Dauer gegen Ferdinand behaupten zu können, er selbst wolle deshalb dieselbe so lange besetzt halten, bis der Prinz erwachsen sei. Hierauf nöthigte er die Königin zu einem Vertrage, in Folge dessen sie mit ihrem Sohne aus Ofen abzog und ganz Ungarn außer Siebenbürgen, Nieder-Ungarn, Leipa und Temeswar den Türken überließ. Die an Suleiman abgetretenen Länder wurden dann auf türkische Weise organisirt und die Hauptkirche von Ofen in eine Moschee verwandelt. Ferdinand setzte den Krieg mit Suleiman ohne irgend einen rühmlichen Erfolg fort, bis er endlich im August 1545 durch Verwendung des französischen Gesandten einen fünfjährigen Waffenstillstand erlangte. Ungarn und Siebenbürgen wurden ihm erst im Jahre 1551 von Isabella überlassen, und zwar unter der Bedingung, daß Isabella's Sohn eine Tochter Ferdinand's heirathen und von Ferdinand die schlesischen Herzogthümer Oppeln und Ratibor nebst den Erbgütern seines Vaters in Ungarn, von seiner Mutter aber als Heirathsgut seiner Gemahlin hunderttausend Dukaten erhalten sollte.

Noch während des Kriegszuges, welcher 1541 von den Türken

nach Ungarn unternommen worden war, hatte Suleiman die Nachricht erhalten, daß die geheime Verbindung, die er mit König Franz und mit den Venetianern gegen das östreichische Haus hatte stiften wollen, durch den Mord der Intriguanten, die das Ganze geleitet hatten, vorerst vereitelt sei. Diese Männer waren zwei Diplomaten, deren sich Franz schon seit vielen Jahren zu seinen Umtrieben in Italien bedient hatte, um dem Kaiser durch eine Verbindung mit den Türken zu schaden, d. h. durch eine Verbindung, welche in jenen Zeiten ebenso angesehen wurde, wie ein Bund mit dem Teufel. Sie hießen Cäsar Fregoso und Anton Rincon. Den Letzteren finden wir schon 1532 bei den Türken in Ungarn; später war er bald in Venedig, bald in Constantinopel thätig, um Venedig, Frankreich und die Türken in einen Bund zu vereinigen. Die Reise des Kaisers durch Frankreich und seine geheimen Gespräche mit dem König Franz hatten aber die Türken argwöhnisch gemacht. Jetzt (1541) sollten Rincon und Fregoso jenen Versuch noch einmal machen. Sie sollten zusammen über Turin durch das Mailändische reisen und dann, der Eine nach Venedig, der Andere nach Constantinopel sich begeben, um nachher, jeder von seinem Posten aus, die Kabalen zu leiten. Dem Kaiser lag Alles daran, den Inhalt ihrer Instructionen zu erfahren; er befahl daher dem Marquis del Vasto, seinem Statthalter in Mailand, ihnen auflauern zu lassen. Wilhelm dü Bellay aber, der Statthalter des von den Franzosen besetzten Theiles von Piemont, erhielt Nachricht von diesem Befehle und warnte die beiden Herren. Rincon hätte gern den Rath des Letzteren, das Mailändische zu meiden, befolgt; Fregoso wollte aber nicht glauben, daß der Marquis del Vasto fähig sei, mitten im Frieden Banditen zu dingen, um an Gesandten das Völkerrecht zu verletzen. Beide setzten deshalb ihre Reise auf dem beschlossenen Wege fort, und schifften sich auf dem Po ein. Doch übergaben sie ihre Depeschen einem Secretär, der auf einem andern Schiffe fuhr und, im Fall sie angehalten würden, sie nach Venedig bringen sollte. Übrigens hatte Cäsar Fregoso ein gutes Gewissen, Anton Rincon aber nicht. Der Letztere war nämlich im vorhergehenden Jahre (1540) in Venedig gewesen, und hatte von dort dem Sultan gemeldet, daß, wie er ausspionirt habe, der venetianische Senat anderer Meinung sei, als sein Ge-

sandter in Constantinopel, indem dieser den Frieden mit den Türken nicht unter lästigen Bedingungen abschließen wolle, der Senat aber dazu geneigt sei. Der Sultan hatte hierauf den venetianischen Gesandten bedroht, weil derselbe das verweigere, was der Senat zugestehen wollte, und der Gesandte hatte in Folge davon einen Frieden schließen müssen, in welchem die Städte Napoli di Romania und Malvasia in der Morea an die Türken abgetreten wurden. Rincon war deshalb vom Senat aus Venedig ausgewiesen worden. Die beiden Agenten des französischen Königs wurden wirklich von Banditen, welche del Vasto am Zusammenflusse des Tessino mit dem Po aufgestellt hatte, überfallen und nach vergeblicher Gegenwehr erschlagen (13. Juli 1541); das andere Schiff jedoch, auf welchem der Secretär mit den Papieren sich befand, entkam glücklich nach Piacenza. Del Vasto schickte hierauf sogleich einen Gesandten nach Turin, um jeden Antheil an jener Wegelagerung und Ermordung von sich abzulehnen; allein niemand schenkte seinen Versicherungen Glauben.

Nicht lange vorher hatte König Franz noch eine andere Kränkung von Kaiser Karl erlitten. Dieser hatte nämlich das dem Sohne des Königs Franz versprochene Herzogthum Mailand seinem eigenen Sohne Philipp übergeben. Wenn daher Franz nicht sogleich dem Kaiser den Krieg erklärte, so lag der Grund davon nur darin, daß es ihm an Geld fehlte, und daß der Pabst ihn bat, den von Karl beabsichtigten neuen Kriegszug nach der afrikanischen Küste nicht zu hindern. Franz schickte jedoch gleich darauf Gesandte nach Augsburg, wo ein Reichstag gehalten wurde, und ließ den Kaiser vor allen Fürsten des Friedensbruches, der Verletzung des Völkerrechtes, des Mordes und des Raubes anklagen.

Der Kaiser war unterdessen nach Italien gereist, wo er im September zu Lucca mit dem Pabste Unterredungen hielt, welche einen Bund gegen Suleiman und einen neuen Zug nach Nordafrika zum Gegenstande hatten. Auch dorthin schickte Franz Gesandte. Er verlangte vom Kaiser die Bestrafung des Marquis del Vasto, und ließ einstweilen zur Vergeltung des Geschehenen den Erzbischof von Valencia und Bischof von Lüttich, Georg von Östreich, in Lyon verhaften. Nachher schickte er auch nach Schweden und Dänemark, sowie an die protestantischen Fürsten in Deutschland

Gesandte. Welche Verbindung er zum Nachtheile Ferdinand's mit Suleiman einging, werden wir unten berichten. Hier ist nur noch zu bemerken, daß der Pabst den König von Frankreich bis zum Mai 1542 von einer Kriegserklärung abhielt, weil der Kaiser in den letzten Monaten des Jahres 1541 seinen zweiten Zug gegen die afrikanischen Seeräuber unternommen hatte.

Dieser Zug war gegen den Hauptsitz der Seeräuber, die Stadt Algier, gerichtet. Er ward unglücklicher Weise zu einer Zeit unternommen, in welcher Stürme das Meer an der afrikanischen Küste unfahrbar und das Land unwegsam machen, in welcher Wolkenbruch-ähnliche Regen den Boden in einen Sumpf verwandeln und einem Heere weder unter freiem Himmel, noch unter Zelten zuzubringen gestatten. Es hatten daher auch Admirale, Schiffshauptleute und erfahrene Generale, welche Klima und Gegenden kannten, dem Kaiser von dem Unternehmen abgerathen, und auch der Pabst hatte ihn in Lucca dringend gebeten, dasselbe aufzuschieben; Karl war aber standhaft auf seinem Vorsatze beharrt. Er hatte in Majorca Flotte und Heer versammelt; in der Mitte des Oktober holte ihn Andreas Doria mit der genuesischen Flotte von Spezzia ab, und nun setzte er nach Afrika über, wo er nicht weit von Algier in einer gegen Stürme sehr wenig gesicherten Bucht am Vorgebirg Temenus (Matasus bei den Alten) vor Anker ging. Er hatte eine Flotte von vier und siebenzig Kriegsschiffen (Galeeren) und zweihundert kleinen und größeren Schiffen bei sich, sowie zweiundzwanzigtausend Mann alter, erprobter Streiter zu Fuß und tausend Reiter. Da nun damals Chaireddin Barbarossa in Constantinopel war und dessen Statthalter Hasanbeg nur sechshundert türkische und einige tausend maurische Reiter hatte, so glaubte Karl die Stadt Algier leicht mit Sturm erobern zu können, und rückte unmittelbar nach seiner Landung, noch ehe das Geschütz und die Munition ausgeschifft waren, vor dieselbe.

Am 21. Oktober 1541 marschirte Karl mit seinen Truppen gegen Algier; schon auf diesem Marsche aber fand er sich durch die Witterung und die Beschaffenheit des Bodens so sehr gehemmt und aufgehalten, daß er für einen Weg, welcher nur dreiundzwanzig italiänische Meilen betrug, drei ganze Tage nöthig hatte. Er hatte schon auf der Fahrt von Porto Venere nach Majorca,

wo sein Hauptheer und seine Flotte lagen, noch mehr aber nachher auf der Überfahrt nach Algier vom Sturme gelitten. Gleich nach seiner Landung war seine Flotte von einem unerhörten Sturm zerstreut und auf den Strand geworfen worden, nachdem erst ein kleiner Theil des Geschützes und der Munition ausgeschifft worden war. In einer einzigen Stunde waren fünfzehn Kriegsschiffe, sowie hundertundvierzig andere Fahrzeuge untergegangen, und achttausend Menschen hatten ihr Leben in den Wellen verloren, während Andere, die sich an die Küste gerettet hatten, von den Mauren getödtet worden waren. Auch die Lebensmittel für die Truppen waren dabei größtentheils verloren gegangen. Das Heer selbst ward durch furchtbare Stürme und Regengüsse geradezu unbrauchbar gemacht. Es gerieth noch dazu für einige Zeit in Gefahr Hungers zu sterben; Karl ließ deshalb, bis die zerstreuten Schiffe wieder gesammelt und die auf ihnen befindlichen Vorräthe ausgeschifft waren, die Pferde der Reiter schlachten, um den Soldaten Nahrung zu verschaffen. Da Sturm und Regen drei Tage lang unaufhörlich fortwütheten, und sogar die ausgeschifften Lebensmittel nebst dem Geschütz nicht fortgebracht werden konnten, so mußte Karl mit dem ganz geschwächten Reste seines Heeres sogleich wieder umkehren und seinen Landungsplatz zu erreichen suchen. Auch die vier Tage, die man für diesen Rückmarsch brauchte, waren furchtbar und verderblich. Am 31. Oktober hatte er endlich sein Heer wieder eingeschifft; aber nun erhoben sich, als man kaum drei Tage in der See war, aufs neue Stürme. Karl mußte deshalb in den ganz unsicheren Hafen Budschia einlaufen. Dort ward er achtundzwanzig Tage lang zurückgehalten, und verlor noch einmal eine Anzahl Schiffe. Sogar als er eine kurze Frist heiteren Wetters benutzt hatte, um auszulaufen, ward er wieder an die afrikanische Küste zurückgetrieben. Erst am 28. November konnte er endlich nach Spanien übersetzen, nachdem er durch die Witterung einen größeren Verlust erlitten hatte, als ihm jemals von irgend einem Feinde beigebracht worden war. Er hatte übrigens in seinem Unglücke eine große Seele und eine wunderbare Fassung bewiesen; der einzige Vortheil des ganzen Zuges bestand deshalb in dem Ruhme, daß er persönlich Alles, was nur irgend möglich war, gethan und angeordnet, und daß er selbst Alles ertragen hatte, was seine Leute hatten erdulden müssen.

15. Kriege zwischen Franz I., Karl V. und Heinrich VIII. in den Jahren 1542 bis 1546.

Bald nach dem zweiten afrikanischen Zuge Karl's V. brach ein neuer Krieg zwischen ihm und dem König Franz von Frankreich aus. Der Letztere war fortwährend mit den Kabalen seiner Mätressen und Hofleute beschäftigt, und verschwendete an diese die Summen, die er in seiner Verlegenheit geborgt hatte, um die Kosten des empörenden Luxus bestreiten zu können, welchen er und sein Hof trieben. Die französischen Schriftsteller sehen freilich die Sache anders an: sie sind unerschöpflich im Lobe der Ritterlichkeit des Königs Franz, sowie seines ächt monarchischen Geschmackes, seines Witzes, seiner Pracht und seiner Liebe zu Kunst und Wissenschaft. Wir sollten daher hier auch eigentlich die Kehrseite des königlich-ritterlichen Lebens und der von demselben ausgehenden Hofsitten jener Zeit zeigen; dies würde uns aber zu weit führen. Wir wollen nur einige Notizen zur Erläuterung der vorstehenden allgemeinen Bemerkung mittheilen. Die beiden Haupt-Mätressen des Königs waren Diana von Poitiers und die Herzogin von Estampes (s. Th. XI. S. 409). Von diesen war die Letztere damals am Ruder. Sie begünstigte, während der König immer tiefer sank und immer mehr kränkelte, den zweiten Sohn desselben, den Herzog von Orleans; der Dauphin dagegen war damals schon ganz in der Gewalt der anderen Geliebten seines Vaters. Jeder der beiden Prinzen hatte einen Hof um sich, der aus wüsten und brutalen Junkern bestand, und diese trieben Dinge, welche wir nicht nacherzählen mögen. Die alten Herren am Hofe stifteten Verfolgungen gegen einander an, und wurden durch die Mätressen bald gestürzt, bald gerettet. So verfolgte der Connetable Montmorency den Admiral Chabot, welcher eine große Rolle unter Franz gespielt hatte, dessen Thaten wir aber nicht preisen möchten, durch einen Kriminal-Proceß, und der Kanzler Poyet wußte diesem Processe eine solche Wendung zu geben, daß ein Urtheil erfolgte, welches den Admiral seiner Ehren und Güter beraubte. Durch die Thränen der Herzogin von Estampes ward dann dieses Urtheil vermittelst eines königlichen Machtspruches (lettres d'abolition) für gar nicht erfolgt erklärt, und nun fiel der Anhang der Herzogin über den

Kanzler Poyet her. Dieser ward wegen Erpressungen angeklagt und verurtheilt. Den Connetable erbitterte dieser Ausgang der Sache so sehr, daß er sich 1541 zürnend nach Chantilly begab.

Im Mai 1542 erklärte König Franz dem Kaiser den Krieg. Er richtete seine Hauptmacht gegen die Pyrenäen, während ein zweites Heer unter dem Herzoge von Orleans in Luxemburg einfiel. Bei dem Letzteren befand sich auch der durch seine Schein-Heirath mit der Erbin von Navarra getäuschte Herzog Wilhelm von Jülich, Cleve, Berg und Geldern. Dieser und sein furchtbarer Feldherr, der Bandenführer Martin von Rossem, welcher dem Chaireddin Barbarossa wie ein Ei dem anderen glich, führten den Franzosen zwölftausend mit französischem Gelde geworbene deutsche Landsknechte und zweitausend Clevische Ritter zu Hülfe. Der Dauphin, welcher das aus vierzigtausend Mann bestehende Hauptheer anführte, rückte auf Perpignan los; aber die von ihm getroffenen Anstalten waren so schlecht, daß die Kosten des Feldzuges ganz verloren gingen. Auch in den Niederlanden ward das Glück, nachdem es dem Kaiser zuerst entgegen gewesen war, diesem bald sehr günstig. Die Hauptschuld des Mislingens der französischen Unternehmungen im Jahre 1542 trugen den Herzog von Orleans und der Marschall von Annebault. Der Erstere fiel in Brabant und Luxemburg ein, während Vendome mit einem anderen Heere seinen Marsch nach Flandern nahm. Ihm war Claudius, Herzog von Guise und Prinz von Lothringen, dessen Familie von jener Zeit an in Frankreich bedeutender als die königliche ward, zur Seite gegeben; der junge, lebhafte Prinz ließ sich aber durch den Marschall von Tavannes leiten, oder vielmehr er ließ sich gar nicht leiten, sondern that, was ihm einfiel. Der Marschall von Annebault war auf Veranstalten der Herzogin von Estampes, welche durch die Heirath seines Neffen enge mit ihm verbunden war, dem Dauphin, welcher gar nichts vom Kriegswesen verstand, beigegeben worden, und machte diesem zu Gefallen sehr große Fehler.

In den Niederlanden stand den Franzosen der junge Rainer von Nassau, Statthalter von Holland, Seeland und Utrecht, als Führer des kaiserlichen Heeres gegenüber. Dieser Prinz, welcher damals dem Kaiser sehr gute Dienste leistete und 1544 im Felde blieb, war durch seine Mutter, eine Tochter Philibert's von

Chalons, Erbe des souveränen Fürstenthums Oranien geworden, welches nach seinem Tode an seinen Vetter, Wilhelm den Schweigsamen von Nassau, den Stifter der Republik der sieben vereinigten Provinzen oder des jetzigen Königreichs der Niederlande, kam. Rainer ward von Martin von Rossem bei Hoestraet in der Nähe von Antwerpen geschlagen, und die Franzosen verheerten ganz Brabant nebst einem Theile von Flandern. Alle Vortheile aber, welche Rossem für die Franzosen errungen hatte, gingen sogleich wieder verloren, als der Herzog von Orleans plötzlich aus Furcht, das unter dem Dauphin gegen Perpignan gesendete Hauptheer möchte eine entscheidende Schlacht liefern und er selbst der Ehre, dabei anwesend gewesen zu sein, entbehren, mit seinen Truppen die Niederlande verließ und zu seinem Vater nach Montpellier eilte. Dadurch ward es dem Prinzen Rainer möglich, Brabant und Luxemburg wieder zu besetzen, sowie Jülich und Cleve schrecklich verheeren zu lassen. Doch vertrieb Wilhelm von Cleve im December die Feinde wieder aus seinem Lande. Vor Perpignan waren die Franzosen nicht glücklicher. Der Herzog von Alba wußte diese Stadt drei Monate lang gegen die Hauptmacht des französischen Reiches zu vertheidigen, und die Feinde mußten endlich unverrichteter Dinge abziehen.

Im folgenden Jahre konnte der Kaiser ein großes Heer ausrüsten, um den Herzog Wilhelm von Cleve zu demüthigen. Dieses Heer war aber zugleich auch bestimmt, das von den Protestanten erschütterte Ansehen des Habsburgischen Hauses in Deutschland wiederherzustellen, sobald König Franz zum Frieden gezwungen sei. Der Kaiser schrieb nämlich eines Theils nicht mit Unrecht Alles, was in jener Zeit sein Bruder Ferdinand in Ungarn erlitt, der Abneigung der Protestanten zu, demselben gegen die Türken beizustehen. Er gab anderes Theils auch den Trotz, welchen Wilhelm von Cleve bewies, den Protestanten Schuld, weil dieser dem Bunde derselben angehörte. Er sah außerdem die Weigerung der Protestanten, ein Concilium zu beschicken und sogar in rein weltlichen Angelegenheiten sich dem Ausspruche der Reichsgerichte zu unterwerfen, als eine republikanische Bestrebung an, und konnte endlich auch als Beschützer des alten Glaubens und als Bundesgenosse des Pabstes die oben angeführten Gewaltthätigkeiten gegen

Herzog Heinrich von Braunschweig, gegen Naumburg und gegen andere geistliche Stifter unmöglich ungestraft lassen. Er hatte sich, nach der Aufhebung der Belagerung von Perpignan, mit viertausend im Kriege erprobten Spaniern aus Spanien nach Italien begeben. Hier vereinigte er mit diesen Truppen noch viertausend Italiäner. Dann nahm er in Deutschland, wo man für Geld überall Soldaten haben konnte, noch vierzehntausend Landsknechte in seine Dienste. Mit diesem Heere zog er zunächst nach Bonn, wo er ein Lager aufschlug. Als nachher Rainer von Nassau sich mit Karl's Truppen vereinigt hatte, war die gesammte kaiserliche Kriegsmacht in den Niederlanden zweiunddreißigtausend Mann Fußvolk und sechstausendsechshundert Reiter stark. Diese Macht sollte den Herzog Wilhelm von Cleve, der sich von den Niederlagen des vorigen Jahres wieder erholt hatte, ganz niederdrücken. Der schreckliche Martin von Rossem hatte nämlich mit französischem Gelde und durch den Zulauf von Protestanten gleich im Anfange des Jahres 1543 ein neues Heer zusammengebracht, und dann am 14. März den Herzog von Aerschot, Philipp von Croy, völlig geschlagen, wobei nicht nur das Lager und Gepäck, sondern auch das Geschütz der unter diesem stehenden kaiserlichen Truppen erbeutet worden waren. Doch war bei dieser Gelegenheit auch die ganze Ritterschaft der Herzogthümer Jülich und Cleve, welche die Hauptstärke von Wilhelm's Heeren ausmachte, zu Grunde gerichtet worden.

König Franz, der sich im Jahre 1543 selbst an die Spitze des gegen die Niederlande geschickten Heeres stellte, ließ zu seinem eigenen Schaden die ganze Last des Krieges auf den Herzog Wilhelm von Cleve fallen. Er hätte Luxemburg wieder erobern und dem Heere des Kaisers entgegengehen sollen; statt dessen belagerte er aber die Stadt Landrecy im Hennegau, vor welcher er dann den ganzen Sommer hindurch aufgehalten wurde. Wilhelm mußte sich daher in die südliche Ecke seines Staates flüchten, und das überlegene kaiserliche Heer griff die Hauptstadt Dueren-Langen an. Widerstand vermochte diese Stadt nicht zu leisten. Sie fiel daher in die Hände des Kaisers. Bei Gelegenheit ihrer Einnahme konnte das deutsche Volk erkennen, was in Spanien als Christenthum gelte, und was zu erwarten sei, wenn der Kaiser, wie er im Sinne

hatte, mit seinen Spaniern die Protestanten angreife. Karl V. behielt nämlich die deutschen Truppen im Lager bei sich zurück und gab dagegen, um Schrecken zu verbreiten, den Spaniern die Stadt preis. Diese verfuhren beim Plündern eben so fanatisch als systematisch. Zuerst trugen sie auf ganz feierliche und kirchliche Weise das Haupt der heiligen Anna aus der Stadt in das vor den Thoren liegende Franziskaner-Kloster. Dann plünderten sie gleich den Türken, und hieben wie diese Alles ohne Unterschied, Männer, Weiber und Kinder, in Stücke.

Gleich darauf wurde das ganze Gebiet des Herzogs Wilhelm besetzt, Roermonde erobert und Venloo belagert. Der Herzog selbst begab sich persönlich in das kaiserliche Lager, um einen Frieden zu erbitten. Er fand an dem anwesenden Herzog Heinrich von Braunschweig, sowie an dem Erzbischof von Köln, an Rainer von Nassau und an Granvella Fürsprecher. Nichtsdestoweniger waren die Bedingungen, unter welchen der Kaiser am 7. September 1543 sich mit ihm aussöhnte, hart genug. Wilhelm mußte seinem Bunde mit Frankreich und Dänemark entsagen, dem Kaiser sowie dem König Ferdinand Treue und Gehorsam geloben und seinen Anspruch an Geldern ganz fallen lassen. Dafür erhielt er das vom Kaiser eroberte Jülich zurück. Nur die Städte Heimsberg und Sittard behielt der Kaiser so lange, bis alles vollständig berichtigt sei. Das Letztere geschah durch den im Januar 1544 erweiterten Vertrag von Brüssel, welcher Geldern auf immer mit den spanischen Niederlanden vereinigte, und dagegen dem Herzoge die beiden genannten Städte nebst einigen anderen Orten zurückgab. Martin von Rossem und seine Banden traten in des Kaisers Dienst. Herzog Wilhelm verlor mit Geldern auch die Braut, welche König Franz, um ihn besser zu betrügen, ihm vorher durch Procuration förmlich hatte antrauen lassen. Der Letztere scheute sich bei dieser Gelegenheit nicht, die heiligste und schönste Feier zum Mittel des Betruges zu machen. Als nämlich Wilhelm die Erbin von Navarra, die man zum Schein schon an einen Ort gebracht hatte, wo sie ihn erwarten sollte, wollte abholen lassen, wies der König die Gesandten an die Eltern derselben, was eine Art von Verhöhnung war, da diese gleich anfangs ihre Einwilligung zu der Heirath verweigert hatten.

Franz mußte im Jahre 1543 auch die unglücklichen Folgen seiner Verbindung mit den rohen Türken empfindlich büßen. Suleiman schickte nämlich endlich die längst versprochenen Schiffe unter Chaireddin Barbarossa an die Küsten der Provence, und diese Flotte, zu welcher Franz ohne Scheu und Scham die seinige stoßen ließ, verheerte dann bei ihrer Her- und Rückfahrt die Inseln und Küsten Italien's so unmenschlich, und führte so viele Tausende von Christen in die Sklaverei, daß das ganze Abendland ebensosehr gegen den französischen König, als gegen dessen Verbündeten, den Sultan Suleiman, erbittert wurde. Übrigens waren die Dienste, welche Chaireddin den Franzosen leistete, sehr gering; denn die verbündete Flotte nahm zwar die Stadt Nizza ein, die Burg derselben konnte sie aber nicht erobern, weil kaiserliche Truppen in Villa Franca erschienen. Der türkische Räuber behandelte damals die Stadt Nizza ebenso, wie er alle christlichen Orte, deren er sich bemächtigte, zu behandeln pflegte. Er überwinterte nachher an der französischen Küste, und hauste im Lande seines Verbündeten auf solche Weise, daß König Franz im Frühjahr 1544 sich seiner mit Höflichkeit zu entledigen suchen mußte.

Im Jahre 1544 richtete der König seine Kräfte hauptsächlich gegen Italien; Karl dagegen faßte den kühnen Gedanken, ihn in seiner eigenen Hauptstadt zum Frieden zu zwingen. Dazu sollte ihm Heinrich VIII. von England behülflich sein, mit welchem er im vorhergehenden Jahre wieder in nähere Verbindung getreten war, da der Zorn des Kaisers wegen der Behandlung seiner Tante Katharina längst erloschen und die Tochter dieser, Maria, in ihr Erbrecht wieder eingesetzt worden war. König Heinrich war in dem Augenblicke, als Karl sich um seine Hülfe und Freundschaft bewarb, wegen der Einmischung des französischen Königs in die schottischen Angelegenheiten heftig erbittert; denn er behandelte alle Regierungsangelegenheiten als etwas Persönliches und folglich auch leidenschaftlich, und hatte einige Aussicht, Schottland durch Heirath an die englische Krone zu bringen.

Die Schotten, von den Engländern oft angegriffen und mit der Einverleibung ihres Reiches bedroht, hatten bekanntlich schon seit Eduard's I. Zeiten in Frankreich Schutz gesucht und gefunden, wenn sie bei ihren Raub-Einfällen in Nord-England durch ihre

barbarischen, von Walter Scott und Seinesgleichen idealisirten Raubritter-Thaten Repressalien der Engländer hervorgerufen hatten. Die unaufhörlichen Kriege der Schotten und der englischen Ritterschaft hatten in Schottland und im Norden England's einen Zustand der Sitten erzeugt, welcher dem der kaukasischen Völkerschaften glich. Es bestand zwischen den Engländern und den Schotten ein gegenseitiger Haß, der die Vereinigung beider Reiche, welche Heinrich VIII. durch die Vermählung seines Sohnes mit der Erbin von Schottland herbeizuführen suchte, unmöglich zu machen schien. Sowohl die Könige von Frankreich als die von England hatten längst ihre schwankenden politischen Verhältnisse zu Schottland durch Familienbande zu befestigen gesucht; Ludwig XI. hatte Jakob's III. Schwester, Margaretha, geheirathet, und Jakob IV. nahm Heinrich's VIII. Schwester, Margaretha, zur Gemahlin. Mit der Letzteren waren weder die Schotten noch ihr Bruder, Heinrich VIII., zufrieden. Sie hatte, vom französischen Könige unterstützt, als Wittwe sich ihres unmündigen Sohnes, Jakob V., bemächtigt, in dessen Namen einige Zeit regiert und ein wüstes Leben getrieben, bis ihr Schützer, Franz I., bei Pavia in Gefangenschaft gerieth und der Einfluß ihres Bruders in Schottland überwiegend ward. Heinrich VIII. verband sich damals mit dem Grafen von Angus, entriß seiner Schwester ihren Sohn, und beherrschte unter dem Namen des Letzteren mit Angus Schottland bis zum Jahre 1528. Seine Schwester, welche einen Grafen Methwen heirathete, ward vergessen.

Im Jahre 1528 machte Jakob V. sich von der Vormundschaft des Grafen Angus los, und nöthigte denselben zur Flucht nach England. Er war mehr dem Könige von Frankreich zugeneigt, als seinem Oheim, dem Könige von England, mit dem er wegen der Raubzüge der schottischen Abenteurer (borderers) stets in Streit war; allein da er damals Ursache hatte, den Letzteren zu schonen, so vermittelte er zwischen beiden Königen, und es trat für einige Zeit ein freundliches Verhältniß ein. Dieses ward jedoch 1536 bei Gelegenheit der Versuche, dem König Jakob eine Gemahlin zu verschaffen, unterbrochen und 1537 durch Jakob's Vermählung mit der Tochter des Königs Franz ganz gestört. Jakob's Ehe mit der liebenswürdigen Tochter des französischen Königs

wurde bald nachher durch den Tod gelöst, und er schloß eine zweite Heirath, welche seit dem Jahre 1538 die Quelle unsäglichen Elends für Schottland, sowie die Hauptveranlassung der Vergehungen, des unglücklichen Lebens und der Hinrichtung seiner Tochter Maria Stuart ward. Jakob nahm nämlich Maria, die verwittwete Herzogin von Longueville, eine Tochter des Herzogs Claudius von Guise (s. Th. XI. S. 407 f.), zur Gemahlin; dieser aber und sein Sohn Franz, sowie später dessen drei Söhne standen in Frankreich an der Spitze der jesuitisch-päbstlichen, oder mit anderen Worten derjenigen politisch-religiösen Partei, die sich die Aufgabe gesetzt hatte, die Ketzerei und, wenn es nicht anders sein konnte, auch die Ketzer mit der Wurzel zu vertilgen. Da nun dieses Streben die Jesuiten schon damals zum Schrecken und Popanz aller der Länder machte, in welchen der Protestantismus eine große Zahl von Bekennern hatte, so war es später, als Jakob mit Hinterlassung einer erst wenige Tage zuvor geborenen Erbtochter, der Maria Stuart, starb, für dessen zweite Gemahlin unmöglich, sich das Zutrauen ihrer Unterthanen zu gewinnen.

Jakob V. und seine Gemahlin hielten fest an der alten Form und verabscheuten im englischen Könige den Feind des Pabstes, dessen Religion die ihrige war, sie dachten wie König Franz und das Haus der Guisen; ein großer Theil der Schotten dagegen war, wenn er auch nicht Heinrich's VIII. Religion annahm, doch gleich diesem der päbstlichen Religion heftig entgegen. Schon im Jahre 1540 waren daher Oheim und Neffe wieder in offenem Streite. Heinrich ließ seinem Neffen eine in York zu haltende Zusammenkunft vorschlagen; der Letztere fürchtete aber, er möchte, wenn er sich einmal in die Gewalt seines Oheims gebe, von diesem gezwungen werden, entweder dem Bunde mit Frankreich oder doch wenigstens dem kirchlichen Gehorsam gegen den Pabst zu entsagen. Jakob entzog sich deshalb zum dritten Male der freundlichen Unterredung mit dem englischen Könige, indem er diesen (September 1541) acht Tage lang vergebens auf sich warten ließ, so daß derselbe gleichsam geneckt von York wieder nach London zurückkehren mußte. Heinrich würde die ihm vom König Jakob angethane Beleidigung sogleich durch einen Krieg mit der schottischen Nation gerächt haben, wenn er nicht gefürchtet hätte, daß König Franz sich derselben an-

nehmen werde. Er schickte daher einen Gesandten nach Frankreich, um Franz zur Erneuerung des Bundes zu bewegen; als aber dieser sich weigerte, einen Bund zu erneuern, der keinen Zweck mehr hatte, begann Heinrich den Krieg mit Schottland, da der französische König zu sehr mit den Zurüstungen zur Bekriegung des Kaisers beschäftigt war, als daß irgend etwas von ihm zu fürchten gewesen wäre. Der Krieg ward anfangs nach der gewöhnlichen Art der schottischen und nordenglischen Raubkriege geführt, bis im September 1542 ein regelmäßiges englisches Reichsheer unter dem Herzog von Norfolk an den schottischen Grenzen erschien. Dieser Führer hatte, wie es uns fast scheint, keine große Lust, dem Neffen seines Königs ernstlich zuzusetzen; denn er ließ sich durch Unterhandlungen in York aufhalten. Am 21. Oktober erhielt er endlich von Heinrich den ausdrücklichen Befehl, in Schottland einzurücken. König Jakob zog ihm an der Spitze der ganzen Reichsmacht entgegen; als aber die Engländer sogleich zurückwichen, wurde das schottische Volksaufgebot entlassen, und nur zehntausend Mann folgten den Engländern nach. Dieses Heer ward am 25. November 1542 bei Solway Moß angegriffen, und die Engländer erfochten, fast ohne gekämpft zu haben, einen Sieg über dasselbe, da ein panischer Schrecken die Schotten zerstreute. Die Engländer eroberten nicht allein das Gepäck und vierundzwanzig Kanonen ihrer Gegner, sondern sie nahmen auch zwei Grafen, fünf Barone, zweihundert Ritter und achthundert andere angesehene Kriegsleute gefangen und trieben den übrigen Theil des schottischen Heeres auseinander. Der Schrecken dieser Niederlage erschütterte den König Jakob V., welcher schon längst kränklich und tiefsinnig war, so sehr, daß er am 14. December 1542, sieben Tage nach der Geburt seiner unglücklichen Tochter Maria Stuart, starb.

Heinrich VIII. hatte seine Ursachen, den sicheren friedlichen Erwerb von Schottland einer sehr ungewissen Eroberung vorzuziehen, da er doch nicht im Stande gewesen wäre, das Hochland zu behaupten. Er suchte also einen Vertrag abzuschließen, dessen Grundlage das Versprechen der Schotten sein sollte, daß ihre kaum geborene Prinzessin künftig mit dem englischen Thronfolger Eduard, welcher damals fünf Jahre alt war, vermählt werden solle. Von

diesem Augenblick an war Schottland ebenso, wie wenige Jahre vorher Genf (s. S. 204), in zwei Parteien getheilt, von welchen die eine unter der Führung des Grafen von Arran, des nächsten Erben der jungen Königin, stand und England's Schutz suchte, die andere aber sich um die verwittwete Königin und ihre Verwandten schaarte und von Frankreich unterstützt ward. Anfangs, so lange der Graf von Arran noch ernstlich auf Heinrich's Seite war, erhielt die englische Partei die Oberhand, und es ward im Juli 1543 ein Frieden geschlossen, bei welcher Gelegenheit man auch die künftige Vermählung der jungen Königin mit dem Sohne Heinrich's verabredete. Die Franzosen und der Pabst unterstützten aber die Partei der verwittweten Königin im Laufe des Jahres 1543 so nachdrücklich, und die Ersteren besonders gaben so viel Geld und Soldaten her, daß noch vor dem Ende des Jahres Alles vereitelt war und der Krieg aufs neue begann.

Die Kabalen der Franzosen in Schottland und ihre Unterstützung der dortigen päbstlichen Partei hatten schon im Anfange des Jahres 1543 den König Heinrich bewogen, sich mit dem Kaiser auszusöhnen. Am 11. Februar hatten beide Fürsten mit einander einen Bund geschlossen, auf welchen dann der Plan von Karl's V. Feldzug im Jahre 1543 gegründet wurde. Der Bundesvertrag enthielt folgende Verabredungen: Heinrich und Karl wollten gemeinschaftlich den König Franz zwingen, dem Bündnisse mit den Türken zu entsagen, und ihn zugleich nöthigen, daß er dem Könige von England sowohl die rückständigen Jahrgelder bezahle, als auch für die fernere richtige Bezahlung derselben Bürgschaft gebe; wenn Franz aber diese Forderungen nicht innerhalb vierzig Tagen erfülle, so sollte einerseits Karl das Herzogthum Burgund und andererseits Heinrich die Besitzungen seiner Vorfahren in Frankreich von Franz zurückverlangen und Beide ihre Forderung an der Spitze eines mächtigen Heeres geltend machen. Schon im Oktober 1543 standen sechstausend Engländer unter Sir John Wallop vor Landrecies, welches König Franz endlich erobert hatte; der Kaiser aber zog, nachdem er zuvor die Demüthigung des Herzogs von Cleve vollendet hatte, mit seinem ganzen Heere gegen die Franzosen, welche Landrecy entsetzen wollten. Man erwartete im November eine Schlacht, in welcher Karl und Franz persönlich gegenwärtig wären;

der Letztere hielt aber für klüger einem entscheidenden Kampfe auszuweichen, und zog sich, nachdem er Verstärkungen und Vorräthe in die Stadt geworfen, vor dem Feinde zurück. Weder die Engländer noch die Kaiserlichen konnten ihn daran hindern; die Ersteren erlitten vielmehr, als sie den abziehenden Feind zu hitzig verfolgten, einen sehr bedeutenden Verlust. Im Winter schickte daher Karl seinen Vice-König von Sicilien, Ferdinand Gonzaga, welcher gleich darauf Luxemburg den Franzosen wieder entriß, an Heinrich, um einen gemeinschaftlichen Operations-Plan zu verabreden, und es ward beschlossen, daß beide Verbündete gerade auf Paris marschiren sollten, indem der Kaiser in die Champagne einrücke, die Engländer aber die Picardie besetzten und sich vor Paris mit dem kaiserlichen Heere vereinigten.

Dieser Plan war um so besser berechnet, da König Franz damals seine ganze Macht nach Italien gerichtet hatte, wo er endlich Mailand wieder zu erobern gedachte. Die Franzosen erfochten 1544 in Italien allerdings einen der glänzendsten Siege, die ihnen seit vielen Jahren zu Theil geworden waren; allein die Vortheile, welche sie dadurch erlangten, entsprachen dem Glanz des errungenen militärischen Ruhmes keineswegs. Der König hatte im vorhergehenden Jahre den jungen Grafen von Enghien, der ein Bourbone und folglich ein Prinz von königlichem Geblüte war, in der Dauphiné und Provence an die Spitze eines Heeres gestellt, um in Verbindung mit Chaireddin Barbarossa, welcher eine Flotte von hundertfünfundsiebenzig Schiffen und ein bedeutendes Heer hatte, Eroberungen zu machen. Beide hatten die Stadt Nizza zerstört; die Burg derselben aber wurde von dem herbeieilenden Marquis del Vasto gerettet, welcher dann auch die Grenzen deckte und, nachdem Barbarossa entlassen worden war, Montdovi sowie Carignan eroberte. König Franz ließ darauf im Winter das Heer des Grafen von Enghien verstärken, und dieser begann schon im Februar 1544 die Belagerung von Carignan. Im April kam die Besatzung dieser Stadt durch Mangel an Lebensmitteln in Gefahr, sich nicht länger halten zu können, und del Vasto eilte daher zu ihrer Rettung aus Mailand herbei. Der Graf von Enghien zog, mit Zurücklassung eines Beobachtungs-Corps, dem Marquis entgegen, und am Ostertage (14. April) 1544 trafen Beide unweit

Cerisola auf einander. Die gewöhnlichen Geschichten der Franzosen lassen in dieser Schlacht den Marquis ein Heer von fünfundzwanzigtausend Mann haben, und stellen des Grafen von Enghien Macht um sieben- bis achttausend Mann schwächer dar; allein in den Bemerkungen (Observations) zu den Denkwürdigkeiten von du Bellay *) heißt es, das kaiserliche Heer habe aus sechszehntausendfünfhundert, das französische aus siebzehntausend Mann bestanden. Anfangs wurde auf beiden Seiten tapfer gestritten, und die Franzosen verloren viele Leute; nachher aber ward die kaiserliche Reiterei von einem panischen Schrecken ergriffen und gab dadurch, daß sie unaufhaltsam davon floh, das Fußvolk dem Feinde preis. Dieses wurde hierauf zusammengehauen; doch zweifeln wir, daß, wie man erzählt, die Zahl seiner Todten zehntausend gewesen sei. Jedenfalls fiel die ganze Artillerie der Kaiserlichen nebst dem Gepäcke in die Gewalt der Franzosen, und siebenhundert Spanier wurden gefangen. Der Fürst von Salerno rettete sich mit den italiänischen Truppen nach Asti, und auch der Marquis del Vasto entkam, obgleich er verwundet worden war. Die Umstände erlaubten dem französischen General nicht, die Vortheile seines Sieges zu ernten; denn eines Theils verließen ihn die zahlreichen Schaaren der rüstigen französischen Ritterschaft, welche insgesammt zur Schlacht herbeigeströmt war, nach dem Siege wieder, und andern Theils hielt ihn die Belagerung von Carignan bis zum 22. Juni auf.

Nach der Eroberung dieser Stadt mußten die Franzosen sich ruhig verhalten, weil König Franz in seiner Residenz von zwei Seiten her bedroht wurde und deshalb sechstausend Mann der besten französischen Truppen nebst sechstausend italiänischen Söldnern zur Vertheidigung seiner Hauptstadt herbeirief. Franz ward übrigens durch den Angriff Karl's V. und Heinrich's VIII. weit mehr aus dem Grunde in große Verlegenheit gebracht, weil an seinem Hofe Alles von Hofleuten und Mätressen nach Gunst und Verbindungen geleitet und das wahre Verdienst zurückgesetzt ward, als weil die Feinde ihm überlegen gewesen wären. Anstatt dem Kaiser, als derselbe über Chalons nach Paris ziehen wollte, einen tüchtigen General entgegen zu stellen, ertheilte man das Commando

*) Vol. XXI. p. 298.

zwei unerfahrenen Prinzen und dem Marschall Annebault, welcher seine Unfähigkeit schon so oft bewiesen hatte. Der Connetable Montmorency ward durch dieselben Leute, die ihn beim Proceß gegen den Admiral Chabot verdrängt hatten (s. S. 237 f.), von den Geschäften fern gehalten. Claudius von Guise, der sich später durch die Vertheidigung von Metz gegen Karl V. unsterblich machte, befand sich freilich beim Könige, aber nur als Rathgeber, nicht eigentlich als Feldherr. Ein Glück war es für Paris, daß die beiden verbündeten Fürsten kein gemeinschaftliches Ziel verfolgten, und daß jeder von ihnen besorgte, er möchte mit seinen Kräften den Zweck des Anderen fördern. Einerseits hatte Heinrich, als Karl bereits Luxemburg und Ligny genommen hatte und sich schon auf dem Marsche nach Chalons befand, noch immer kein Heer ans Land gesetzt. Andererseits hatte auch Karl den Franzosen Zeit gelassen, ihre Truppen aus Piemont abzurufen und ihren Patriotismus, sowie die militärischen Eigenschaften, welche niemand der französischen Nation absprechen wird, bei der Vertheidigung unbedeutender Plätze zu beweisen. Anstatt nämlich gerade auf Chalons los zu marschiren, belagerte er St. Dizier, und gab den Franzosen Gelegenheit, bei der Vertheidigung dieses an sich unhaltbaren Ortes ihren Heldenmuth und ihr militärisches Talent dadurch zu beweisen, daß sie sechs Wochen lang das ganze kaiserliche Heer aufhielten und ihm viele Leute tödteten. Übrigens ward der Kaiser auf diesem Zuge von einem deutschen Fürsten begleitet, welcher längst seines Bruders Freund geworden war, und sich damals als Feldherr und als Soldat auszeichnete. Dies war Herzog Moritz von Sachsen, welcher über seinen nächsten Verwandten, den Kurfürsten von Sachsen, und über dessen blinde Folgsamkeit gegen Luther ebenso sehr erbittert war, als der Kaiser (s. S. 180 f.), weshalb es auch nicht unwahrscheinlich ist, daß schon damals zwischen ihm und dem Kaiser dasjenige, was der Letztere zwei Jahre nachher ausführte, ausgemacht ward. Vor St. Dizier blieb auch Rainer von Nassau, von welchem sein damals kaum neun Jahre alter Vetter, Wilhelm der Schweigsame, die großen Güter und Besitzungen erbte, die denselben nachher in den Stand setzten, für die Freiheit der Niederlande gegen Philipp II. so viele Jahre lang zu kämpfen.

Ehe St. Dizier genommen ward, machte man den Versuch, vermittelst eines Kongresses zuerst zwischen französischen und kaiserlichen und dann zwischen französischen und englischen Bevollmächtigten eine Übereinkunft zu Stande zu bringen; man konnte jedoch nicht einig werden. Karl marschirte hierauf gegen Chalons. Im Juni 1544 landete endlich Heinrich VIII. bei Calais. Der Kaiser ließ von den Niederlanden her fünfzehntausend Mann unter den Grafen von Büren und von Roeulx zu den Engländern stoßen. Diese waren dreißigtausend Mann stark, und man rechnete, was wir freilich nicht verbürgen wollen, daß die beiden Heere vor Paris vereinigt achtzigtausend Mann zu Fuß und vierundzwanzigtausend Reiter würden betragen haben; ihre Vereinigung fand aber nicht statt. Heinrich wollte sich nämlich vor allen Dingen in den Besitz der Städte setzen, die ihm als Unterpfand für die in dem Vertrage mit Karl erwähnten rückständigen Zahlungen des französischen Königs dienen sollten. Er begann aus diesem Grunde im Juli die Belagerung von Boulogne und Montreuil. Dabei unterstützten ihn die kaiserlichen Hülfstruppen anfangs nur sehr lau, und dann wurden dieselben ganz abgerufen. Es entstand daher bald eine Entfremdung zwischen beiden Verbündeten. Der Kaiser war nämlich doppelt gekränkt, da er im Vertrauen auf Heinrich's Beistand die Stadt Chalons hinter sich gelassen hatte und unvorsichtiger Weise am rechten Ufer der Marne hinabgezogen war. Seine Gesandten bestürmten elf Tage hintereinander den König Heinrich, daß er sich mit ihm vereinigen möge; ihre Bemühungen waren aber vergeblich, und der Kaiser, welcher bis ganz nahe vor Paris vorgedrungen war, mußte sich glücklich schätzen, daß die Franzosen seine Lage nicht genau kannten. Diese verstärkten sich jeden Augenblick, die Kaiserlichen dagegen zerstreuten sich nach und nach, fingen bereits an Mangel zu leiden und würden in noch größere Noth gerathen sein, wenn ihnen nicht der Befehlshaber von Epernay die dort befindlichen Magazine verrathen hätte.

Der König selbst und der Herzog von Guise befanden sich in Paris, wo die größte Verzweiflung herrschte. Die beiden Prinzen und die zwei Mätressen des Königs, von denen die eine schon an dessen Sohn, den Dauphin, übergegangen war, hatten alle vier ihren Antheil an der Regierung und setzten mit ihrem Anhange

die elenden Kabalen fort, die sie stets angesponnen hatten. Die Denkwürdigkeiten der Zeit, aus welchen man diese Geschichte entnehmen muß, sind mit den Erzählungen der Umtriebe der Mätressen, Prinzen und Großen angefüllt; wir legen aber für unseren Zweck weniger Bedeutung auf diese Erzählungen, als die französischen Geschichtschreiber zu thun pflegen. Doch wollen wir des Beispieles wegen Einiges anführen. Man erzählt unter Andern, daß die Herzogin von Estampes, welche den zweiten Prinzen, den Herzog von Orleans, begünstigte, um der Diana von Poitiers, die den Dauphin ganz beherrschte, entgegen zu wirken, gewünscht habe, das kaiserliche Heer näher nach Paris zu ziehen, damit der König Frieden machen müsse. Sie soll aus diesem Grunde bewirkt haben, daß der Befehl, die Brücke bei Epernay abzubrennen, nicht befolgt wurde, und daß Chateau Thierry, welches nur wenige Meilen von Paris entfernt ist und bedeutende Vorräthe enthielt, in die Hände des Feindes fiel. Der Gutsherr von Bossu nämlich, Niclas de Longueval, soll der Herzogin von Estampes zu Gefallen den Hauptmann, welcher dort commandirte, bestochen haben. Nach denselben Denkwürdigkeiten wollte Diana von Poitiers dem Dauphin den Ruhm, der Retter von Paris zu sein, zuwenden, und betrieb deshalb die Gegenwart des Connetable Montmorency; der König konnte aber nicht bewogen werden, diesen zu sich zu rufen. Andererseits wünschte die Herzogin von Estampes, dem Herzoge von Orleans vermittelst des Friedensschlusses das Herzogthum Mailand zu verschaffen, da der Kaiser oft versprochen hatte, dasselbe einem jüngeren französischen Prinzen, welcher es nicht an die Krone bringe, zu überlassen. Der Herzog hatte deshalb zu Crepy eine persönliche Zusammenkunft mit dem Kaiser, und dieser versprach, daß der Herzog entweder seine Tochter Maria und die Niederlande, oder seines Bruders Ferdinand zweite Tochter Anna und das Herzogthum Mailand erhalten solle. Auch die Einleitung zum Frieden wird von den an Anekdoten reichen Denkwürdigkeiten mit einer Kabale von Weibern und Pfaffen in Verbindung gebracht. Es heißt nämlich, die Königin Eleonore von Frankreich, des Kaisers Schwester, habe die ersten Friedens-Eröffnungen ihres Bruders durch ihren Beichtvater, einen Dominikaner, erhalten, welchem sie von einem anderen Dominikaner im Auftrage des

kaiserlichen Beichtvaters, der demselben Orden angehörte, überbracht worden seien. Die Königin habe, heißt es, bewirkt, daß die Präliminarien in La Chaussée zwischen Chalons und Vitry geschlossen wurden, und daß der Form wegen König Heinrich zur Theilnahme an der Friedensunterhandlung in Crepy eingeladen worden sei. Als der Letztere diesen Vorschlag ablehnte, unterhandelte man ohne ihn.

Durch die Bemühungen der Herzogin von Estampes ward der Frieden von Crepy zum großen Verdruß des Dauphin schon zwischen dem 9. und 18. September 1544 abgeschlossen. Er war ganz zum Vortheile des Kaisers; denn bis zu der höchst ungewissen Verheirathung des Herzogs von Orleans sollte Alles im alten Stande bleiben, oder mit anderen Worten, der Kaiser sollte, um Zeit zu gewinnen, den unglücklichen Herzog von Savoyen preisgeben und bis zur vollzogenen Vermählung die Franzosen im Besitze ihrer Eroberungen in Savoyen und Piemont lassen. Diesen Frieden ratificirte der Kaiser, sobald Annebault, der Günstling der Herzogin von Estampes und des Herzogs von Orleans, nach Brüssel gekommen war, indem er zugleich erklärte, daß der Letztere die Tochter seines Bruders und das Herzogthum Mailand erhalten solle. Der Dauphin protestirte am 2. December öffentlich gegen den Frieden, und dasselbe geschah am 22. Januar 1545 von Seiten des Generaladvokaten und Generalprocurators des Parlaments von Toulouse. Da der Herzog von Orleans schon nach einigen Monaten starb, so wurde der Kaiser seines Versprechens auf eine ehrenvollere Weise entbunden, als er hatte hoffen können.

König Heinrich eroberte um dieselbe Zeit, als der Frieden von Crepy geschlossen ward, die Stadt Boulogne. Er setzte den Krieg auch im Jahre 1545 fort. Die französische Flotte erschien in diesem Jahre an den englischen Küsten und trieb die englische in den Hafen; sonst erfolgte weder damals noch im folgenden Jahre etwas Bedeutendes. Beide Könige waren schon im Mai 1546 des Krieges müde, und schlossen nach einem kurzen Waffenstillstande am 17. Juni Frieden. Es ward in demselben festgesetzt, daß Heinrich für die ihm 1523 versprochenen Jahrgelder und deren Rückstände fünfmalhundertzwölftausend zweiundzwanzig Dukaten (crowns), sowie nach acht Jahren noch zwei Millionen für Rückstände und für die

Unterhaltung der Festungswerke von Boulogne erhalten und dagegen, sobald diese Summe gezahlt sei, die Stadt Boulogne und was dazu gehöre an England zurückgeben solle.

16. Deutsche Angelegenheiten von 1542 bis 1546.

Sobald Karl V. den Frieden mit Frankreich geschlossen hatte, dachte er daran, das Ansehen des Hauses Oestreich in Deutschland wiederherzustellen und sich an Johann Friedrich von Sachsen und an Philipp von Hessen zu rächen. Er verfuhr jedoch dabei keineswegs übereilt oder leidenschaftlich. Um der Unterstützung deutscher Fürsten gegen die Anmaßungen der beiden Häupter des Schmalkaldischen Bundes versichert zu sein, hatte er einerseits den Heinrich'schen Bund (s. S. 184) immer öffentlich ableugnen, insgeheim aber unterstützen lassen und andererseits den Pabst zur Zahlung von Geldbeiträgen bewogen. Er hatte ferner, wie die Protestanten forderten, Religions-Gespräche halten lassen, bei welchen sich dann zeigte, daß auf diesem Wege nichts auszurichten sei. Er hatte endlich immer darauf gedrungen, den Religions-Streit auf einem Concilium schlichten zu lassen, und sogar den Pabst dahin gebracht, daß derselbe dieses Concilium in einer deutschen Stadt halten lassen wollte. Der Pabst, welcher das Concilium schon einmal nach Trident ausgeschrieben und dann diese Berufung zurückgenommen hatte, erneute dieselbe jetzt, zerfiel aber zum Glück später mit dem Kaiser, weil er sie noch einmal zurücknahm. Übrigens beschwerte sich der Kaiser nicht mit Unrecht über die Protestanten, daß sie die Reichsverfassung vernichteten, ohne etwas Besseres an die Stelle zu setzen, daß sie von einer Reichs-Justiz nichts wissen wollten, und daß sie nicht blos bei dem Streite mit Herzog Heinrich von Braunschweig, mit dem rechtmäßigen Bischof von Naumburg, Julius Pflug, zu dessen Schutze er die schärfsten Mandate ergehen ließ, sondern auch in Magdeburg und Merseburg und bei vielen anderen Gelegenheiten dem bestehenden Rechte Gewalt entgegensetzten. Er warf mit Recht den Protestanten vor, daß ihr Sonderbündniß an der Besitznahme von ganz Ungarn durch die Türken schuld sei, und daß König Franz bei seinen Kriegen mit ihm, welche freilich mehrentheils das Reich nichts angingen, immer darauf rechnen könne, in Deutschland Verbündete zu finden. Die Deutschen

hatten freilich in den letzten Jahren Miene gemacht, als wenn sie ihrem Kaiser und dem Bruder desselben gegen die Franzosen und die Türken beistehen wollten, und ihre Reden, Erklärungen und Decrete waren sehr loyal gewesen; allein der Ausgang war sowohl im Kampfe mit den Franzosen als mit den Türken von der Art, daß man deutlich sah, das Reich werde allen Glanz und alle Macht nach Außen verlieren müssen, wenn nicht das Ansehen des Kaiserthums wiederhergestellt werde.

Was die Türken angeht, so war, als dieselben von Ungarn aus Wien aufs neue bedrohten, 1543 auf dem Reichstage zu Speier die Aufstellung eines sehr ansehnlichen Heeres beschlossen worden; dieses Heer war aber nie vollzählig geworden, und die Religions-Streitigkeiten hatten verhindert, daß dasselbe einen tüchtigen Oberfeldherrn erhielt, weil diejenigen, welche von den Protestanten vorgeschlagen wurden, den Katholiken nicht gefielen und umgekehrt. Als man endlich einig wurde, den Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg an die Spitze zu stellen, gestand dieser selbst ein, er sei sich bewußt, daß er zum Feldherrn durchaus nicht tauge. Er übernahm zwar endlich nach langem Sträuben das Commando; man setzte ihm aber sogleich zehn aus den Kreisen des Reiches erwählte Kriegsräthe zur Seite, ohne deren Rath er nichts unternehmen sollte. Joachim reiste hierauf zuerst nach Brandenburg, und als er nachher in Wien ankam, fand er außer den von ihm selbst gesandten Truppen nur wenige andere. Überdies fehlte es an Geld und an Lebensmitteln. Joachim's Heer konnte daher auch beim Angriffe auf die Stadt Pesth nichts ausrichten; es mußte die Belagerung derselben aufgeben und kehrte in elendem Zustande nach Wien zurück. Wegen der Reichshülfe gegen Frankreich ward in den ersten Monaten des Jahres 1544 einer der glänzendsten Reichstage, die seit vielen Jahren gehalten worden, zu Speier veranstaltet, und auf diesem Reichstage, auf welchem sich endlich einmal auch der Kurfürst von Sachsen einfand, wurde dem Kaiser zwar Hülfe gewährt, allein das Heer und die Summe, welche man bewilligte, waren so klein, daß man unmöglich an eine ernstliche Absicht der Stände, dem Kaiser beizustehen, glauben konnte. Man versprach nämlich dem Kaiser zwar eine Beisteuer zur Unterhaltung von viertausend Reitern und zwanzigtausend Mann Fußvolk,

aber nur für sechs Monate und mit der sonderbaren Clausel, daß er einen Theil dieser Truppen an seinen Bruder für den Türkenkrieg abgeben solle, was auch geschah.

Die Streitigkeiten wegen der Religions-Angelegenheiten sollten freilich durch theologische Colloquien und durch ein allgemeines Concilium beigelegt werden; es war aber schon dahin gekommen, daß nur das Schwert entscheiden konnte. Dies wußte der Kurfürst von Sachsen ebenso gut als der Kaiser; denn auch er ließ sich auf nichts ein. Allein er war weniger staatsklug als der Kaiser. Der Letztere schloß, gerade weil er die Nothwendigkeit des Zuschlagens einsah, Verbindungen und ließ sich vom Pabste Geld und Truppen versprechen; Johann Friedrich dagegen folgte blindlings dem ganz theologischen Rathe Luther's. Dieser wollte durchaus nicht, daß der Kurfürst Kriegsanstalten treffe, obgleich er selbst im Anfange des Jahres 1545 gegen einen von Pabst Paul III. an den Kaiser geschriebenen Brief, welcher allerdings nicht sehr christlich war, die Abhandlung: „Wider das Pabstthum zu Rom vom Teufel gestiftet" drucken ließ, die den Kaiser und alle Katholiken aufs höchste erbittern mußte. Ganz anders dachte der Landgraf Philipp. Die Orthodoxie dieses Fürsten hatte aber wegen seiner Verbindung mit Bucer und anderen Gemäßigten schon längst Luther's Verdacht erregt, und der Letztere beleidigte in demselben Jahre, in welchem er die Einsetzung des Pabstthums dem Teufel zuschrieb, den Landgrafen und die Zwinglianer und Calvinisten nicht weniger empfindlich, als die Papisten. Er schrieb nämlich gegen sie sein „Kurzes Bekenntnis vom heiligen Sacrament des Abendmahls", in welchem er nicht nur heftig gegen Zwingli und Calvin polterte, sondern auch sogar Bucer und Melanchthon beschuldigte, daß sie in der Lehre vom Abendmahl viel zu gelinde verfahren wären.

Der Kaiser würde, auch wenn er gewollt hätte, schon der Spanier, Italiäner und Belgier wegen dem Fortschreiten des Protestantismus nicht länger ruhig haben zusehen dürfen. Im Jahre 1545 mußte er demselben sogar nothwendiger Weise entgegentreten, weil damals nicht nur der Kurfürst Friedrich II., welcher nach seines Bruders Ludwig Tode die Regierung der Pfalz übernommen hatte, sondern auch der alte Erzbischof von Köln, der schon längst

sein Bisthum hatte reformiren wollen, ernstlich zur That schritten. Ließ sich ja doch auch des Kaisers und seines Bruders guter Freund, Moritz von Sachsen, obgleich er mit Beiden gegen Johann Friedrich conspirirte, durch die Rücksicht auf den Kaiser nicht abhalten, mit dem Stifte Merseburg wie mit seinem Eigenthume zu verfahren und dasselbe zu einem weltlichen Fürstenthum für seinen acht Jahre alten Bruder August zu machen. Erzbischof von Köln war seit 1525 Hermann von Wied. Dieser hatte schon 1536 einen Versuch gemacht, den Klerus seiner Diöcese zu reformiren. Welche Gründe ihn dazu bestimmten, können wir nicht angeben. Ein guter alter Mann war er jedenfalls, obgleich er die Bibel schwerlich studirt hatte, da seine eigenen Freunde von ihm sagen, er habe kaum dreimal in seinem Leben Messe gelesen. In einem Artikel des Regensburger Reichstags-Abschiedes von 1541 war den Bischöfen nicht blos erlaubt, sondern sogar geboten worden, in ihren Sprengeln eine Reformation der Gebrechen vorzunehmen. Diese Pflicht erfüllte Hermann gewissenhafter, als sein Nachbar, der Erzbischof von Trier. Er trat der vorzunehmenden Reformen wegen mit den protestantischen Fürsten und ihren Theologen in Verbindung, unterhielt sich mit Bucer, den er zu sich hatte kommen lassen, acht Tage lang, und berief im März 1543 einen sehr ansehnlichen Landtag nach Bonn. Auf diesem wollten zwar das Dom-Kapitel und die ganze Geistlichkeit nichts von Reformen hören; dagegen ermunterten aber die anderen Stände, die Grafen, die Ritterschaft und die Städte, den Erzbischof, seinen Vorsatz auszuführen. Hermann wandte sich hierauf an Philipp von Hessen und an Johann Friedrich von Sachsen, und der Erstere schickte ihm seinen Pistorius, der Letztere den furchtsamen Melanchthon, um in Verbindung mit Bucer einen Reformations-Entwurf auszuarbeiten, welchen der Erzbischof im Juni 1543 seinen Ständen vorlegen wollte. Dem Melanchthon, welcher seines Oheims Reuchlin diplomatische Natur geerbt hatte, war es gleich anfangs bei der Sache nicht wohl zu Muthe. Er beschwert sich in seinen Briefen, daß ihn seine hohen Gönner, die Fürsten, gezwungen hätten, sich mit der Kölner Sache zu befassen. Die Fürsten dagegen und Luther behaupteten, es sollten in Köln alle alten Misbräuche beibehalten werden. Das Dom-Kapitel, der Magistrat,

die Geistlichkeit und die Universität protestirten gegen den Erzbischof, die Ritterschaft und das Volk und riefen endlich den Kaiser und den Pabst an, wogegen Philipp ihnen nach seiner Art drohte.

Unter diesen Umständen ist es allerdings erklärlich und verzeihlich, daß Karl in den Friedensvertrag von Crepy einen Artikel einrückte, durch welchen er und der König von Frankreich sich verpflichteten, dazu beizutragen, daß die Einheit in der Kirche wiederhergestellt und die Ketzerei ausgerottet würde. Fast zu derselben Zeit, als auf diese Weise Karl und Franz sich mit einander zur Ausrottung der auch von dem Letzteren längst grausam verfolgten evangelischen Christen verbanden, berief der Pabst zum dritten Male ein Concilium nach Trident, und zwar auf den März 1545. Der Reichstag, welchen unter diesen Umständen der Kaiser auf den Januar 1545 nach Worms ausschrieb, wurde daher, wie aus den zahlreichen Briefen und Schriften jener Zeit hervorgeht, allgemein nicht nach Karl's Wunsch als ein Schritt zur Ausgleichung, sondern als ein Signal betrachtet, daß Kaiser und Pabst einen Vorwand zum Religions-Kriege suchen wollten. Er wurde, da Karl des Podagra's wegen im März noch nicht hatte kommen können, durch seinen Bruder Ferdinand eröffnet. Es war von übler Vorbedeutung, daß der Pabst schon vorher ein Breve an Ferdinand erlassen hatte, in welchem er diesen ermahnte, in der Religions-Sache auf dem Reichstage nichts vorzunehmen, und daß dagegen Ferdinand bei der Eröffnung die Erhaltung der Religion, des Rechtes und der Gerechtigkeit (also der recusirten Reichs-Justiz) und des Friedens als den Hauptgegenstand der Verhandlungen bezeichnete. Der Reichstag zog sich mehrere Monate lang hin, weil die Protestanten sich dem päbstlichen Concilium nicht unterwerfen wollten, und weil Karl und seine Rathgeber viel zu verständig waren, als daß sie dem Pabste und den Pfaffen zu Gefallen hätten Krieg anfangen wollen. Dem Kaiser und seinen Leuten war es darum zu thun, das kaiserliche Ansehen im Reiche, nicht aber das Pfaffenthum um jeden Preis wiederherzustellen; sie wollten, wie man sich jetzt ausdrückt, das monarchische Princip kaiserlicher Regierung gegen das anarchische der Fürsten und Städte-Magistrate aufrecht erhalten.

Im Mai kam der Kaiser selbst nach Worms. Er benahm sich gegen die Protestanten auf solche Weise, daß man deutlich sah, er

sei ebensowenig geneigt, den Pabst schalten und alle Misbräuche erneuern zu lassen, als die Anmaßungen des Schmalkaldischen Bundes zu dulden. Die Protestanten beleidigten ihn zwar dadurch empfindlich, daß sie aller seiner Bemühungen ungeachtet das Concilium nicht anerkennen wollten; er fühlte aber doch wahrscheinlich als Staatsmann, daß sie dies unmöglich thun könnten, ohne sich dem Pabste ganz hinzugeben. Nichtsdestoweniger machte er den Versuch, ob sie sich nicht vielleicht zu einer Ausgleichung unter seiner Leitung verstehen würden. Er schrieb in einem ganz kurzen, vertröstenden Reichstags-Abschied für die ersten Monate des folgenden Jahres einen neuen Reichstag nach Regensburg aus, auf welchem dann in Gegenwart des Kaisers noch einmal eine Versöhnung der Religions-Parteien durch ein freundliches Gespräch der deutschen Theologen versucht werden sollte. Viele Schritte des Kaisers bewiesen indessen schon im Jahre 1545, daß er entschlossen sei, die alten Rechte der deutschen Kaiser über die Fürsten wieder in Anspruch zu nehmen. Auch hieß es allgemein, daß er einen Vorschlag, welchen der Pabst ihm durch seinen Sohn Farnese hatte machen lassen, angenommen habe. Der Pabst hatte sich nämlich erboten: wenn der Kaiser es unternehmen wolle, die Ketzerei und die Ketzer mit den Waffen zu unterdrücken, so wolle er zehntausend Mann guter Truppen und den vierten Theil der Kosten dazu hergeben.

Einige Regenten-Handlungen Karl's in dieser Zeit deuteten darauf hin, daß er nächstens der bisherigen Anarchie richterlich und militärisch entgegenzutreten gedenke. Wir rechnen zu diesen Handlungen zunächst sein Verfahren in der Naumburger Stiftssache (s. S. 191 f.). Der Kaiser hatte schon im vorhergehenden Jahre sehr strenge Mandate für Julius Pflug und gegen den Kurfürsten von Sachsen, gegen dessen Schützling Amsdorf und gegen die in Naumburg vorgenommenen Neuerungen erlassen. In Regensburg wollte er Julius Pflug förmlich mit dem Bisthum Naumburg belehnen, und er konnte nur durch die dringendsten Vorstellungen des kursächsischen Gesandten zum Aufschub bewogen werden. Gegen den Kurfürsten von Köln verfuhr Karl ohne Rücksicht auf die Einreden der Protestanten. Er ließ einen Proceß gegen ihn einleiten, erkannte die Klagen des Dom-Kapitels für gegründet, beauftragte

dasselbe, der Verbreitung der vom Kurfürsten begünstigten Ketzerei kräftig entgegenzutreten, und erklärte dem Kurfürsten, daß er entweder von ihm oder vom Pabste werde abgesetzt werden. Da Köln den Niederlanden nahe liegt und Karl dort bereits eine Heeresabtheilung gesammelt hatte, so verfuhr er mit dem Kurfürsten schon ganz militärisch. Er deutete auf seiner Reise in die Niederlande demselben an, daß, wenn der Pabst, was gewiß geschehe, ihm seine geistliche Würde entziehe, auch er, der Kaiser, ohne Rücksicht auf die deutsche Verfassung und die goldene Bulle, ihn seiner Würde als Kurfürst und deutscher Landesherr beraubt erachten werde. Ja, er ging so weit, daß er den deutschen Reichsfürsten außerhalb des Reiches, nach Brüssel, vorlud, um daselbst gerichtet zu werden.

Einen anderen deutschen Fürsten mußte der Kaiser zu derselben Zeit ganz wider seinen Willen mit der Reichs-Justiz verfolgen und sogar gefangen abführen lassen, um sein kaiserliches Ansehen geltend zu machen. Dieser Fürst war Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig, welchen Karl durch die Protestanten strafen ließ. Das Land desselben war von dem Landgrafen Philipp und dem Kurfürsten Johann Friedrich auch dann noch besetzt gehalten worden, als diese den protestantischen Städten des Herzogthums schon längst zu ihren Rechten verholfen hatten. Der Herzog führte Proceß dagegen, da ihm jene beiden Fürsten sogar den Sitz auf dem Reichstage streitig machten, in dessen Genuß er jedoch durch den Kaiser geschützt wurde. Nach langem Streite entschied endlich der Kaiser 1545 in Worms, daß Heinrich's Land in seine, des Kaisers, Hände gegeben werden solle, damit er es nachher unter gewissen Bedingungen in die Hände einiger von ihm ernannter Fürsten gebe (in Sequester nehmen lasse), bis Alles geordnet sei. Es ward darüber eine besondere Schrift, die sogenannte Wormser Capitulation, abgefaßt, welche der Kaiser dann an den Herzog überschickte, indem er von ihm verlangte, daß derselbe sich den vorgeschriebenen Bedingungen unterwerfe. Der Herzog jedoch, welcher früher den Schutz des Kaisers so oft gesucht und ihn auf seinem letzten Zuge nach Frankreich begleitet hatte, gerieth darüber in heftigen Zorn und wandte sich an den König von Frankreich. Dieser vertraute ihm damals eine ganz kleine Summe Geldes an, damit er für ihn in Deutschland Soldaten werbe, welche gegen

König Heinrich VIII. gebraucht werden sollten. Heinrich warb aber mit dem Gelde für sich selbst Leute, um sein Land wieder zu erobern. Er erschien hierauf mit achttausend Landsknechten und fünfzehnhundert Reitern unversehens im Lande Hadeln, also im Gebiete seines Bruders, des Erzbischofs von Bremen und Verden, richtete im September und Oktober 1545 vielen Unfug an, und ängstigte die Stadt Wolfenbüttel durch eine Belagerung. Die Bürger dieser Stadt leisteten ihm aber einen kräftigen Widerstand, bis der Landgraf Philipp ein Heer aufgestellt hatte. Nun drohte der Kaiser, welcher über diesen Landfriedensbruch heftig erbittert war, dem Herzoge ernstlich mit der Acht, und billigte es, daß Moritz von Sachsen seinem Schwiegervater Philipp gegen den wüsten Braunschweiger zu Hülfe zog. Moritz versuchte vergebens, den Absichten des Kaisers gemäß zwischen Philipp und Heinrich zu vermitteln; es war mit dem Letzteren nichts anzufangen. Heinrich ward hierauf am 21. Oktober in einem Treffen geschlagen, von seinen Soldaten, die er nicht hatte bezahlen können, verlassen und so von Philipp gefangen genommen. Dieser führte ihn nebst seinem Sohne, Karl Victor, mit sich fort. Er begegnete zwar Beiden sehr edel und freundlich, verlangte aber doch vom Kaiser, daß er den Herzog wegen jenes Krieges in die Acht erklären solle. Der Kaiser ließ ihm mündlich sagen, den Gefangenen zu strafen sei jetzt nicht mehr nöthig, er möge ihn recht freundlich behandeln. Gegen den Landgrafen mußte der Kaiser von diesem Augenblicke an um so mehr erbittert sein, da derselbe nicht blos das Reformations-Werk Hermann's von Köln eifrig förderte, sondern auch bei dem damals eintretenden Tode Albrecht's von Mainz die Absicht hatte, in Verbindung mit einigen Domherren auch das Erzstift Mainz zu reformiren und dasselbe seinem Sohne zu verschaffen. Philipp sah zwar bald ein, daß sich das nicht würde durchsetzen lassen; er bewirkte aber doch in Verbindung mit dem Kurfürsten von der Pfalz, daß Sebastian von Heusenstamm gewählt wurde, welcher ihm versprochen hatte, im Mainzischen eine christliche Reformation zu befördern, wiewohl der Pfaff nachher nicht daran dachte, sein Wort zu halten.

Auch das 1546 in Regensburg gehaltene Religions-Gespräch endigte, wie der Kaiser gewiß längst vorausgesehen hatte, ohne allen Er-

folg. Dagegen gab dort zum Schrecken der deutschen Nation ein Spanier einen schauderhaften Beweis, wohin papistischer Fanatismus führen könne, und der Kaiser rächte weder die von demselben begangene Gräuelthat, noch misbilligte er sie auch nur. Dieser Spanier war der Scholastiker Malvenda, welchen Karl als einen Haupt-Klopffechter mit nach Regensburg gebracht hatte. Er ward dort aufs heftigste gegen einen klassisch gebildeten Landsmann, Johann Diaz, erbittert, welcher die Lehre der Evangelischen in Genf erlernt hatte, und für dieselbe in Regensburg neben Bucer sehr eifrig disputirte. Malvenda faßte in Verbindung mit dem spanischen Beichtvater des Kaisers den Beschluß, einen so verstockten Ketzer seiner Nation ganz aus der Welt zu schaffen. Die beiden Spanier ließen des Diaz Bruder, Alphons, welcher Advokat in Rom war, kommen; dieser lockte seinen Bruder zu sich nach Neuburg und ließ ihn dort durch Banditen in seiner Gegenwart ermorden. Alphons und die Mörder flohen darauf nach Insbruck zu Ferdinand. Vergebens forderten Pfalzgraf Otto Heinrich und der Reichs-Oberrichter, Kurfürst Friedrich, ihre Auslieferung von dem Kaiser. Dieser erwiderte ganz kalt, er habe keine Gewalt über seinen Bruder. Wir würden die ganze Geschichte nicht glauben, wenn nicht Sleidanus und Seckendorf ihre Gewährsmänner anführten. Wir haben sie übrigens hier aus dem Grunde aufgenommen, weil wir aus Rommel ersehen, daß einer der historischen Sophisten, an welchen unsere Zeit so reich ist, ein Mann, der noch elender herzlos, als Karl V., und noch dazu ein Protestant war, die Geschichte mit seinem Sophisten-Mantel bedeckt hat.

17. Der Schmalkaldische Krieg.

Schon vor dem fruchtlosen Ausgange des Regensburger Religions-Gespräches hatte es sich bei einer allgemeinen Versammlung, welche die Schmalkaldischen Bundesgenossen in Frankfurt hielten, gezeigt, daß diese weder einig noch gerüstet seien, und daß der Kurfürst von Sachsen abdanken müsse, wenn nicht durch ihn und seine leibliche und geistige Unbehülflichkeit Alles gestört werden sollte. Als nun die Protestanten endlich sogar den alten Hermann von Köln fallen ließen, gab der Kaiser auf ihre Anfragen Antworten, aus welchen man auf einen Ausbruch des Krieges schließen konnte.

Der Kaiser hatte, als er sich bereits rüstete, einen Reichstag nach Regensburg ausgeschrieben. Er begab sich persönlich dahin und hielt unterwegs eine Zusammenkunft mit dem Landgrafen Philipp, bei welcher er Alles aufbot, um diesen und den Kurfürsten dazu zu bringen, daß sie sich auf dem Reichstage einfänden. Beide Fürsten waren jedoch nicht dazu zu bewegen, und Philipp setzte sogar der dreimaligen mündlichen Bitte des Kaisers ein Nein entgegen. Diese standhafte Widersetzlichkeit der beiden Fürsten, sowie die Weigerung der Protestanten, mit dem Concilium von Trident, welches der Pabst seit dem Anfange des Jahres ohne sie eröffnet hatte, sich einzulassen, bewirkte unstreitig, daß Karl den Angriff beschleunigte. Er hatte zu demselben drei Heere gerüstet, von welchen das eine aus Italien nach Baiern bringen, das andere aus Böhmen in Sachsen einfallen, das dritte am Rhein herauf ziehen sollte. Sein Vertrag mit dem Pabste, dessen sämmtliche Artikel immer noch nicht ganz genau bekannt sind, war schon längst abgeschlossen; denn dieser Vertrag ward erst Ende Juni von beiden Theilen unterschrieben, und doch war in demselben der Beginn des Krieges auf den Anfang des Juni festgesetzt. In dem Vertrage verpflichtete sich der Pabst, zu den hunderttausend Dukaten, die er für die Bekriegung der deutschen Ketzer schon in Venedig niedergelegt habe, noch ebensoviel hinzuzufügen, sowie zehntausend Mann zu stellen und eine dem spanischen Klerus aufzuerlegende Steuer zu erlauben.

Die Worte, mit welchen der Kaiser am 5. Juni den Reichstag eröffnete, und die Heftigkeit, mit der sein Kanzler in der Rede an die Städte-Deputirten die Fürsten schalt, waren schon einer Kriegserklärung zu vergleichen, zumal da zu der nämlichen Zeit eines Theils Graf Maximilian von Büren den Befehl erhielt, aus den Niederlanden in Deutschland einzurücken, und anderes Theils der Pabst durch den Bischof Madruzzi ersucht ward, den Marsch seiner Truppen zu beschleunigen. Als endlich am 16. Juni die zagenden, uneinigen und auf den Krieg ganz unvorbereiteten Protestanten den Kaiser fragten, was seine Kriegsrüstungen zu bedeuten hätten, ließ er ihnen erwidern: daß er noch immer wie von jeher die Erhaltung des Friedens wünsche, daß er aber doch jetzt im Begriff stehe, mit den Ungehorsamen, welche seine Gnade nicht suchten, nach dem

Rechte zu verfahren und sein kaiserliches Ansehen gegen sie zu gebrauchen. Am folgenden Tage sprach sich der Kaiser in einem Schreiben an diejenigen Reichsstädte, welche dem Schmalkaldischen Bunde angehörten, besonders an Straßburg, Augsburg und Ulm, noch bestimmter aus. „Er sei, schrieb er, in Bereitschaft, einige ungehorsamen Störer des gemeinen Friedens und Rechtes mit Gewalt zu ihrer Pflicht zurückzubringen und einige Fürsten zu züchtigen, welche bisher unter dem Scheine der Religion alle anderen Stände des Reiches unter sich zu bringen und ihre Güter an sich zu ziehen gesucht, ja selbst die kaiserliche Hoheit und Obrigkeit anzugreifen gewagt hätten.“ Ähnliches erklärte Granvella mündlich und in Ausschreiben. An den Herzog Ulrich von Würtemberg ward ein Schreiben erlassen, und die Eidgenossen wurden durch Gesandte von der Unterstützung deutscher Rebellen abgemahnt.

Bald darauf brach der Schmalkaldische Krieg förmlich aus. Luther erlebte den Beginn desselben nicht mehr, da er bereits im Februar 1546 starb. An diesem Kreuzzuge des Kaisers und des Pabstes nahm übrigens kein katholischer Reichsstand Theil; wohl aber ließen sich nicht nur die protestantischen Markgrafen Johann und Albrecht von Brandenburg durch den Kaiser gewinnen und traten in seine Dienste, sondern auch Herzog Moritz von Sachsen speculirte schon lange auf die Kurwürde seines Vetters Johann Friedrich. Der Pabst war für den Kaiser ein lästiger Verbündeter, und dies ward nachher den Protestanten sehr nützlich. Er ärgerte den Kaiser durch eine Kreuzesbulle, in welcher er gegen die Protestanten den Ruf: Schlagt todt! ergehen ließ, da der Kaiser doch durchaus nichts davon wissen wollte, daß er einen Religions-Krieg führe. Karl hatte schon im vorhergehenden Jahre dem Pabste, als dieser für seinen natürlichen Sohn Peter Aloysius Farnese die Herzogthümer Parma und Piacenza forderte, die Erklärung gethan, daß er keine Macht habe, Reichs-Rechte und -Güter zu vergeben. Der Pabst hatte sich aber daran nicht gekehrt, sondern am 26. August 1545 seinem Sohne durch eine Bulle den Titel eines Herzogs von Parma und Piacenza ertheilt und ihn auch in den Besitz dieses Landes gesetzt.

Die Protestanten hatten, noch ehe der Pabst am 13. Juli seinen Vertrag mit dem Kaiser über die Ausrottung der Ketzerei bekannt

machte, mit überraschender Eile zwei Heere zusammengebracht, das eine an der Donau und am Lech, das andere in Hessen und in Sachsen. Das Erstere hatte zwei ausgezeichnete Feldherren, den Augsburger Stadthauptmann Sebastian Schärtlin von Burtenbach, welcher die Truppen der oberländischen Städte des Schmalkaldischen Bundes anführte, und Hans von Heydeck, der an der Spitze des würtembergischen Heeres stand. Der Erstere, von welchem wir eine Selbst-Biographie besitzen, wurde den besten und berühmtesten Feldherren seiner Zeit gleich gesetzt, und hatte sich dem Kaiser sowohl im Jahre 1532, wo er Suleiman's Rückzug für diesen verderblich gemacht hatte, als auch 1544 gegen die Franzosen sehr nützlich erwiesen. Karl hatte ihn daher auch durch die vortheilhaftesten Bedingungen in seine Dienste zu ziehen gesucht; Schärtlin war aber auf seine Anerbietungen nicht eingegangen. Ebenso hatte der Kaiser dem würtembergischen General Heydeck vergebens die Feldmarschall-Würde angeboten. Beide Feldherren wollten, als am Ende Juli auch der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen ein Heer von achtzehntausend Mann Fußvolk und neuntausend Reitern vereinigt hatten, den Kaiser angegriffen haben, ehe noch die Heere desselben aus den Niederlanden und aus Böhmen eingetroffen seien. Auch gerieth der Kaiser wirklich in nicht geringe Verlegenheit, als, noch ehe er es erwartete, zwei ansehnliche Heere, das eine unter Philipp von Hessen und Johann Friedrich von Sachsen, das andere unter Schärtlin und Heydeck gegen ihn im Felde standen. Schärtlin klagt, der schwäbische Bundesrath, unter welchem er stand, habe ihn entweder an jedem kühnen Unternehmen gehindert oder, wenn etwas begonnen worden sei, seine strategische Klugheit durch juristische Bedenklichkeit vereitelt. Auch Philipp und Johann Friedrich waren nie einig. Die protestantischen Heerführer hinderten daher immer einer des Anderen Unternehmungen.

Der Kaiser hatte nur wenige tausend Mann in Regensburg, als am 4. August die Truppen Schärtlin's und Heydeck's sich bei Donauwerth mit dem Heere des Kurfürsten und des Landgrafen vereinigten und so die protestantische Kriegsmacht bis auf fünfzigtausend Mann anwuchs. Hätte dieses Heer eilig Regensburg angegriffen, so würde man dadurch das Versehen einigermaßen wieder gut gemacht haben, welches vorher der schwäbische Bundes-

rath begangen hatte, als er einen Plan Schärtlin's verhinderte, dessen Ausführung den Kaiser in große Verlegenheit gebracht haben würde. Schärtlin hatte nämlich im Juni auf die Nachricht, daß das kaiserlich-päbstliche Heer im Begriff sei, aus Italien nach Deutschland aufzubrechen, den Rath gegeben, die Päsſe der Alpen zu besetzen, um so den Marsch jener feindlichen Truppen zu hemmen, und die Augsburger hatten deshalb auch ihren Stadthauptmann an den Landgrafen Philipp geschickt, damit dieser die Truppen der oberländischen Städte unterstütze, wenn dieselben jenem italiänischen Heere die Päsſe verlegten.

Diese italiänischen Truppen waren noch nicht eingetroffen, als der Kaiser ein festes Lager bei Landshut bezog, wohin ihm die Protestanten gar zu langsam folgten. Rücksichten hatten die Letzteren damals nicht mehr zu nehmen; denn der Kaiser hatte schon am 20. Juli von Regensburg aus durch einen sogenannten Aechtungsbrief den Kurfürsten und den Landgrafen in des Reiches Acht und Aberacht erklärt, und der Kurfürst hatte ihm darauf in einem Manifest geantwortet, in welchem Karl als Einer, der sich römischen Kaiser nenne, angeredet wurde. Jenen Aechtungsbrief wagte gleich darauf Herzog Moritz, welcher längst einen Bund mit dem Kaiser geschlossen hatte, anzuführen, um seinen räuberischen Einfall in die Kurlande zu rechtfertigen, obgleich in demselben seine Glaubensgenossen, seine Blutsverwandte und sein Schwiegervater „Meineidige, Rebellen, Aufrührer, des Hochverraths Schuldige, Störer der allgemeinen Ruhe" gescholten wurden. Nachdem die Verbündeten, denen es doch unmöglich war, ihr zahlreiches Heer auch nur sechs Wochen lang zu unterhalten und zu bezahlen, den Kaiser in Regensburg einzuschließen versäumt hatten, lagen sie zwölf Tage vor dessen Lager bei Landshut, ohne es zu stürmen, weil Philipp in dieser ganzen Zeit mit Schärtlin haderte. Der Kaiser bezog nachher ein anderes festes Lager bei Ingolstadt, und hier schossen dann die Verbündeten fruchtlos eine sehr große Zahl von Kugeln in dasselbe oder über es hinweg, worüber Schärtlin sich lustig machte. Sie konnten nicht verhindern, daß des Pabstes Enkel Ottavio Farnese, welcher seinen Bruder, den Kardinal Alexander Farnese, begleitete, zehntausend fünfhundert Mann italiänischer Kerntruppen in das kaiserliche Lager führte, mit denen

sich wenige Tage darauf sechstausend erprobte Spanier unter Philipp von Lannoy, Prinz von Sulmone, vereinigten. Den Oberbefehl im kaiserlichen Heere führte Ferdinand von Toledo, Herzog von Alba, ein tüchtiger Feldherr und Soldat, aber ein schrecklicher Mensch, den sein steinhartes Herz, sein Hochmuth und seine entsetzliche Grausamkeit zum Abscheu aller besseren Seelen gemacht haben.

Man erwartete, die Protestanten würden den Kaiser zu einem Treffen zwingen, ehe Maximilian von Büren mit den niederländischen Truppen an die Donau gelangt sei; aber der Kurfürst, der Landgraf und Schärtlin waren in ewigem Zank und Zwist mit einander. Was der Eine wollte, hinderte stets der Andere, und es kam daher auch bei Ingolstadt zu keinem Kampfe auf offenem Felde. In der Mitte des September erschien dann Maximilian von Büren mit seinen fünfzehn- bis zwanzigtausend Mann. Jetzt hielt der Kaiser seinerseits nicht für nöthig anzugreifen, da er Geld hatte und warten konnte, die Verbündeten aber nicht. Er wußte gewiß, daß sich das Heer der Protestanten auflösen werde, und daß er also nachher jeden Theil einzeln ohne alle Mühe niederwerfen könne. Schon vor der Mitte des Oktober verließ Schärtlin das Heer der Bundesgenossen, denen es an Geld, an Lebensmitteln und vor allen Dingen an gutem Rathe fehlte. Herzog Moritz fiel als Achtsvollstrecker in die sächsischen Kurlande ein und hatte, unterstützt von den Böhmen, bald ganz Sachsen außer Gotha, Eisenach und Weimar besetzt. Der Kaiser war daher schon in der Mitte des November, während die ganze Macht der Protestanten noch beisammen war, seines Sieges so sicher, daß er, als Johann von Brandenburg einen Vermittlungsversuch machte, diesem erwiderte: „nur wenn der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen mit ihren eigenen Personen, auch mit ihren Hab und Gütern sich in seine Gnad' und Ungnad' gänzlich ergeben würden, sei er zum Frieden geneigt; wenn sie dies nicht wollten, bedürfe es keiner weiteren Unterhandlung." Statt von diesem Augenblicke das Äußerste zu wagen, um rühmlich zu fallen, trennten der Kurfürst und der Landgraf am 24. November ihr Heer von dem oberländischen. Der Letztere übergab das seinige dem Kurfürsten, damit dieser es durch Franken nach Hause führe;

er selbst reiste mit dem Herzog Ulrich von Würtemberg, welchen nun noch einmal der Sturm traf. Der Kaiser zog durch Schwaben an den Rhein und nachher an diesem herab, während der Kurfürst von Sachsen sein Land dem Herzog Moritz wieder entriß, dessen Herzogthum verwüstete und Leipzig bombardirte. Der Kurfürst hatte, da der Graf von Büren ihm den Marsch durch Frankfurt verlegte, einen Umweg nehmen müssen. Er war durch die Bergstraße gezogen und hatte auf seinem Marsche harte Schatzungen, z. B. von Mainz vierzigtausend, von Frankfurt neuntausend, vom Abt von Fulda dreißigtausend Gulden erpreßt. In Sachsen ließ er die eifrig lutherischen Unterthanen des Herzogs Moritz, welche dem Bunde desselben mit dem Kaiser abgeneigt waren, gegen ihn aufregen. Dadurch gelang es ihm, in kurzer Zeit nicht blos sein eigenes Land wieder zu besetzen, sondern auch in den ersten Monaten des Jahres 1547 das Herzogthum seines Vetters bis auf Leipzig, Dresden und Pirna zu erobern.

Das Beispiel der Erpressung, welches der Kurfürst auf seinem Marsch nach Sachsen gegeben hatte, wurde von dem Kaiser und seinen Truppen in Oberdeutschland nachgeahmt. Dort zerstreute sich nach dem Abzuge des einen protestantischen Heeres das andere sogleich, und der Kaiser, dessen Spanier, Italiäner und Wallonen ihre Wuth an den Ketzern ausließen, besetzte und bestrafte zuerst eine schwäbische Stadt nach der anderen, und wandte sich dann gegen den Herzog von Würtemberg. Die Städte und Stände in Schwaben, im Elsaß und am Rhein, von Ulm und Straßburg an bis nach Frankfurt, suchten die Gnade des Kaisers und ließen dessen Truppen in ihre Thore ein; Ulm beugte sich sogar trotz seiner Festungswerke, noch ehe es belagert war, und Frankfurt bot dem Kaiser seine Unterwerfung an, während derselbe noch in Schwaben beschäftigt war. Der Kurfürst von der Pfalz bat demüthig um Vergebung dafür, daß er kurz vorher Willens gewesen sei, seinen Bundesgenossen und Religionsverwandten einige hundert Reiter zu Hülfe zu schicken. Er erhielt Verzeihung, und die vielen Dienste, welche er bald prunkend, bald erbärmlich darbend dem Kaiser vor seinem Regierungsantritt geleistet hatte, bewirkten, daß er im Stande war, auch den Herzog Ulrich von Würtemberg mit dem Kaiser zu versöhnen. Joachim von Brandenburg hatte sich

schon längst für den Kaiser erklärt. Mit Ulrich ging der Kaiser sehr hart um, und dieser mußte jetzt doppelt schwer büßen, da Ferdinand vermöge eines in den Vertrag von Kadan hinterlistiger Weise eingeschobenen Artikels (s. S. 174) behauptete, daß Würtemberg ein östreichisches Afterlehen sei. Ulrich hatte sich nach Hohentwiel geflüchtet, wo er einen drohenden und scheltenden Brief des Kaisers erhielt. Er beantwortete denselben knechtisch kriechend. Wenn der Kaiser, heißt es in Ulrich's Schreiben, seine Gesandten angehört hätte, so würde er gewiß nicht so höchst ungnädig geschrieben haben. „Er flehe, heißt es weiter, um Christi willen seine Barmherzigkeit an, daß er über einen armen, unglücklichen Fürsten und über die Seinigen doch keinen harten Beschluß fällen möge." Zu Heilbronn erlangte er Ende December vom Kaiser Vergebung, jedoch unter der Bedingung, daß er dreimalhunderttausend Dukaten zahle, alles von seinen Bundesgenossen zurückgelassene Geschütz ausliefere, zur Versicherung seiner Treue die Burgen von Schorndorf, Hohen-Asperg und Kirchheim einräume und dem Schmalkaldischen Bunde gänzlich entsage. Wir glauben, daß der Kaiser diesen Heilbronner Vertrag besonders in der Absicht Geld zu erhalten so schnell abschloß. Auch war er vorher theils wegen der seinen Italiänern und Spaniern sehr verderblichen Regen und Sümpfe in der größten Verlegenheit, theils befand er sich in solcher Geldnoth, daß es hieß, wenn der Landgraf und der Kurfürst nicht das Feld geräumt hätten, so würde der Kaiser es haben thun müssen.

Von den Städten flehten Memmingen, Biberach, Ravensburg, Kempten, Isny, Wangen, Lindau und Eßlingen den Kaiser schon im Januar fußfällig um Gnade, Augsburg und Straßburg folgten im März. Um dieselbe Zeit gab der Kaiser zu, daß der Pabst durch seine Bannbulle einen Kurfürsten absetzte. Hermann von Köln mußte sich nämlich der im April 1546 gegen ihn erlassenen Absetzungs-Bulle endlich unterwerfen und seinem Coadjutor, Adolf von Schaumburg, das Erzstift überlassen. Die reicheren Städte mußten dem Kaiser bedeutende Geldsummen entrichten und ihr Geschütz abliefern: Ulm zahlte hunderttausend Dukaten, Frankfurt achtzigtausend, Straßburg dreißigtausend, Augsburg hundertfünfzigtausend. Ihren tapferen Schärtlin mußten die Augsburger troß

ihrer Fürbitten aus der Stadt entfernen; er begab sich nach Constanz. Als die Brandschatzungen bezahlt waren, zog der Kaiser durch Franken und die Oberpfalz nach Eger, wo er schon am 5. April eintraf.

Sein Bruder Ferdinand war damals in Verlegenheit gerathen; denn die Utraquisten in Böhmen hatten ihm die Heeresfolge verweigert, und die Stände dieses Landes stellten im März 1547 sogar ein Heer auf, um, wie sie sich ausdrückten, den Kaiser und den König Ferdinand zu hindern, daß sie ihnen Spanier und Husaren (Ungarn) ins Land brächten. Der Kurfürst von Sachsen gewährte im März dem Herzog Moritz einen Waffenstillstand, gerade als er einen Vortheil hätte benutzen sollen, den ihm Ende Februar die sächsische Herzogin Elisabeth, die Wittwe Johann's, des Sohnes von Georg, und Schwester des Landgrafen Philipp, verschafft hatte. Elisabeth führte nämlich auf ihrem Wittwensitze zu Rochlitz ein lustiges, aber keineswegs anständiges Leben, und bei ihr kehrte der mit Moritz verbündete Markgraf Albrecht von Kulmbach, ein sehr wüster Geselle und Führer von raubenden Miethlingen und Rittern, ein, als er von Leipzig auszog. Albrecht, welcher dem Herzoge Moritz 7000 Mann und 24 Geschütze zugeführt hatte, war von diesem vergebens vor der Kirke Homer's, die zu Rochlitz hause, gewarnt worden. Er und seine Offiziere vergaßen, da sie in Saus und Braus lebten, diese Warnung. Sie wurden von Elisabeth festlich bewirthet und tranken nach der Sitte jener Zeit übermäßig; während sie aber in Rochlitz zu lange verweilten, ließ Elisabeth dem Kurfürsten, welcher drei Meilen davon bei Altenburg stand, einen Wink geben. Albrecht und seine Leute wurden hierauf im Zustande der Trunkenheit oder im Schlafe überfallen, der Erstere gefangen genommen und seine Schaar zersprengt.

Herzog Moritz und sein Bruder August benutzten den Waffenstillstand, um nach Böhmen zu gehen, wo sie ihre Truppen mit dem Heere Ferdinand's und des Kaisers vereinigten. Noch ehe dies geschehen war und die vereinigten Heere am 6. April in Sachsen einfielen, hatten zuerst Ferdinand und dann auch der Kaiser an die sächsischen Stände harte Schreiben erlassen, in welchen Moritz schon Kurfürst, Reichs-Erzmarschall und Landesherr der Sachsen genannt wurde. Unmittelbar nach der Vereinigung der kaiserlichen Heere drangen

diese dem rechten Ufer der Elbe entlang in Sachsen ein. Da der Kurfürst weder die böhmisch-sächsischen Päffe besetzt, noch gehörige Kundschaft eingezogen hatte, so standen schon am 22. April die Kaiserlichen dem sächsischen Heere gegenüber, welches in der Nähe von Meißen auf dem linken Ufer der Elbe lag. Dieser Fluß trennte beide Theile von einander, und der Kurfürst wollte die Feinde so lange vom Übergange über denselben abhalten, bis er unter die Kanonen von Wittenberg gelangt sei, wo er den Landgrafen erwarten wollte. Allein die Husaren Ferdinand's fanden eine Furth im Flusse, und nöthigten den Kurfürsten am 24. April, bei Mühlberg ein entscheidendes Treffen zu liefern. Es heißt, ein Müller, dessen Pferde von den Sachsen weggenommen worden waren, habe aus Rachsucht den Kaiserlichen die Furth angezeigt. In offener Feldschlacht waren weder die Anführer noch die Truppen der Deutschen den Feldherren und Soldaten Karl's gewachsen, welche ihr ganzes Leben mit dem Kriegführen in Spanien, Afrika und Frankreich zugebracht hatten; doch kämpften sie und namentlich der Kurfürst, als ihre Reiterei bereits geworfen war, noch acht Stunden lang. Endlich ward der Kurfürst selbst, von dessen Truppen zuletzt nur vierhundert Reiter zusammen geblieben waren, gefangen genommen. Da alle Verbündeten desselben außer dem Landgrafen von Hessen sich schon gefügt hatten, so war eigentlich mit diesem einzigen Schlage der Krieg beendigt. Nur Wittenberg hielt des Kaisers Heer auf und weigerte sich standhaft, dem siegenden Heere die Thore zu öffnen; denn in diese Stadt hatte die Kurfürstin sich mit ihren beiden jüngeren Prinzen gerettet, während der älteste Prinz verwundet nach Gotha entkommen war.

Der Kaiser hatte den gefangenen deutschen Kurfürsten dem unbarmherzigen spanischen Herzoge von Alba übergeben, der ihn seinem Landsmanne Alphons von Vives überließ, und wollte jetzt die Kurfürstin durch Furcht und Schrecken zur Übergabe von Wittenberg treiben. Er ließ deshalb dem Kurfürsten den Proceß machen und das Todesurtheil über ihn aussprechen. Der Kurfürst hörte dasselbe, als es ihm verkündigt wurde, ganz kaltblütig an, was er, auch wenn es nicht ganz in seinem Charakter gelegen hätte, getrost hätte thun können, da er überzeugt seiu mußte, daß es dem Kaiser damit nicht ernst sein könne. Der Kaiser erreichte

aber den beabsichtigten Zweck; denn die über dem Haupte des Kurfürsten schwebende Todesgefahr machte dessen Gemahlin geneigter, die harten Bedingungen anzunehmen, welche der Kaiser vorschrieb, als er die Verwendung des Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg und des Herzogs Moritz gelten ließ. Nach vielen Unterhandlungen unterschrieb endlich Johann Friedrich die Capitulation, durch welche Wittenberg am 19. Mai dem Kaiser übergeben wurde. Die Bedingungen dieser Capitulation waren folgende: Johann Friedrich solle sich an des Kaisers oder seines Sohnes Hofe so lange aufhalten, als jener nöthig finde, das Kammergericht des Reiches und des Kaisers künftig anerkennen, allem dem, was der Kaiser auf dem Reichstage verordnen werde, unbedingt Folge leisten, der kurfürstlichen Würde und den Ländern, die er bisher als Haupt der Ernestinischen Linie beherrscht hatte, entsagen und Beide dem Herzog Moritz überlassen, welcher dies schon längst mit dem Kaiser und mit Ferdinand verabredet hatte. Außerdem mußte Johann Friedrich die Freilassung des Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach und des Herzogs Heinrich von Braunschweig, der sich in des Landgrafen von Hessen Gewalt befand, ohne Lösegeld zugestehen, wogegen auch der Kaiser den Herzog Ernst von Braunschweig, welcher zugleich mit dem Kurfürsten in seine Hände gefallen war, freigeben wollte. Schon im Lager vor Wittenberg, aus welchem der Kaiser am 4. Juni abzog, übertrug Karl die Kurwürde und das Erz-Marschallamt an den Herzog Moritz; erst im Februar 1548 aber ward dieser zu Augsburg feierlich mit Beidem belehnt. Wir glauben die neue Theilung des Landes Sachsen, welche noch vor Ende Mai gemacht wurde, nicht anführen zu müssen, sondern bemerken nur, daß der kleinere und schlechtere Theil von Sachsen an die Nachkommen Johann Friedrich's oder an die Herzöge von Sachsen, der größere und bessere aber an Moritz und seinen Bruder August oder an die neue Kur-Linie des sächsischen Fürstenhauses fiel. Die Politik und Moral des neuen Kurfürsten wagen wir nicht zu vertheidigen, obgleich sich derselbe später allerdings um den Protestantismus unsterbliche Verdienste erworben hat. Es ist dies auch überflüssig, da der gelehrte Baron von Langenn, welcher mehr Beruf und Talent zu diesem Vertheidigungsgeschäfte besitzt, als der Verfasser dieser Weltgeschichte, es bereits gethan hat.

Während der ganzen Zeit, als der Kaiser vor Wittenberg lag und die Dinge in Sachsen ordnete, wobei auch sein Bruder Ferdinand einige böhmische Lehen erhielt, suchten Moritz, Ferdinand und Joachim II. von Brandenburg auch dem Landgrafen Philipp die Verzeihung des Kaisers auszuwirken. Philipp trotzte nebst der Stadt Magdeburg noch allein dem Kaiser; denn nachdem Herzog Ulrich von Würtemberg sich auf schmählich feige Weise gedemüthigt, die oberländischen Städte unerhörte Summen gezahlt und der Kurfürst von der Pfalz Gnade gesucht hatten, leistete Darmstadt dem Grafen von Büren tapferen Widerstand, und Rüsselsheim konnte von diesem gar nicht eingenommen werden. Der Landgraf befand sich in einer sehr bedenklichen Lage. Die Frankfurter nahmen nicht nur die Kaiserlichen in ihre Stadt auf und verpflegten sie mehrere Monate lang, sondern ihr Stadthauptmann unterstützte auch die Wallonen, als diese die obere Landgrafschaft Hessen plünderten. Franken, Westphalen und das Rheinland wurden von kaiserlichen Truppen durchzogen und nahmen Theil an des Kaisers Fehde gegen Hessen. Sogar Nassau-Dillenburg bekriegte das hessische Gebiet. Ferner hatten der Kurfürst Hermann von Köln, sein Bruder Friedrich, welcher Dom-Probst von Köln und einige Zeit hindurch Bischof von Münster war, und der Kölnische Dom-Dechant, Heinrich von Holberg weichen müssen, und auch das Stift Naumburg ward an Julius Pflug übergeben. Was sollte also der Landgraf machen, dem selbst seine Landstände gerathen hatten, den Frieden zu suchen? Er beschloß zu unterhandeln, und begab sich deshalb nach Leipzig, wo er eine persönliche Zusammenkunft mit seinem Schwiegersohne, dem Herzog Moritz, hielt. Allein er konnte sich auch dort noch nicht entschließen, demüthigende Bedingungen anzunehmen. Erst auf der Rückreise besann er sich und kehrte um. Er nahm die vom Kaiser gemachten Bedingungen, Ergebung auf Gnade und Ungnade, Fußfall vor dem Kaiser, Ablieferung seines Geschützes, Öffnung seiner Festungen, Zahlung von 150,000 Dukaten und Wiedereinsetzung Heinrich's von Braunschweig, willig an, ließ sich aber vom Kaiser und von den beiden vermittelnden Kurfürsten, Moritz und Joachim, Urkunden ausstellen, durch welche er seine persönliche Freiheit zu sichern hoffte. Die Urkunden, die der Kaiser und noch besonders

eine Minister ausstellten, waren, wie Alles, was von diesen ausging, zweideutig und auf Täuschung berechnet; ganz klar dagegen war die Urkunde der beiden Kurfürsten, welche Philipp auch nachher seinen Söhnen nach Hessen schickte, um sie gegen beide Fürsten zu gebrauchen. Moritz und Joachim machten sich in derselben verbindlich, daß sie, im Fall der Landgraf vom Kaiser festgehalten würde, sich selbst in Hessen stellen und den Söhnen, sowie der Landesregierung Philipp's als Geißel seiner Befreiung dienen wollten. Was die kaiserlichen Urkunden betrifft, so war in dem Geleitsbriefe, welchen der Kaiser dem Landgrafen für die Reise nach Halle ertheilte, versprochen, er solle für diese Reise, für den Aufenthalt in Halle und für die Rückkehr alle Sicherheit auf die Weise erhalten, „daß er am Leibe oder Gute mit Gefängniß, Bestrickung oder Schmälerung nicht sollte beschwert werden." Die Urkunde der Minister dagegen lautete, wie uns am wahrscheinlichsten ist, nur dahin, daß der Landgraf nicht für beständig gefangen bleiben solle. Es wird jedoch über den verschiedenen Wortlaut dieser Urkunde viel gestritten. Man wirft nämlich den kaiserlichen Ministern vor, daß arglistiger Weise in der den beiden Kurfürsten zugestellten Urkunde die Worte „nicht in einiger Gefängnis", durch die Fracturschrift in den Ausdruck „nicht in ewiger Gefängnis" umgewandelt worden seien. Wir wagen hierüber nicht zu entscheiden. Alle Schriftsteller, auch Plank und Rommel, behaupten, daß sich Granvella des elenden Kunstgriffes bedient habe, ewiger statt einiger schreiben zu lassen; uns scheint aber Weiße in seiner kursächsischen Geschichte (Bd. IV. S. 3 f.) hinreichend nachgewiesen zu haben, daß dies ungegründet sei.

Der Landgraf, welcher in der letzten Zeit eine sehr sonderbare Rolle gespielt hatte, verließ sich auf die Bürgschaft der beiden Kurfürsten, erschien am 19. Juli zu Halle, und that vor dem Kaiser knieend eine Abbitte, die sein Kanzler in großer Versammlung vorlas. Der Kaiser verweigerte ihm dabei aber, obgleich er die Capitulation unterschrieben hatte, den versöhnenden Handschlag. Hierauf lud der Herzog von Alba den Landgrafen zur Tafel, und nach dieser verkündigte ihm derselbe, daß er verhaftet sei. Am anderen Tage ward Philipp einer spanischen Wache übergeben und, als der Kaiser abreiste, von diesem als Gefangener mit fortgeführt.

Nachher wurde Philipp vom Kurfürsten, der dem kaiserlichen Hoflager folgen mußte, getrennt und während seiner Gefangenschaft, welche bis 1552 dauerte, auf jede Weise hart gehalten und behandelt.

Landgraf Philipp und Kurfürst Johann Friedrich, sowie neben ihnen der edle Wolfgang von Anhalt und dessen alter Freund, Franz von Braunschweig, bewiesen für die biblische, den Ceremonien und der Scholastik feindliche Religion eine innige und herzliche Neigung, welche wir um so mehr bewundern, je mehr an den Höfen der Schein für das Wesen und glänzende Reden für Thaten zu gelten pflegen. Der Kurfürst willigte in die unerhört harten Bedingungen der Wittenberger Capitulation, ohne lange zu streiten; nur über die Sache der Religion wollte er durchaus nicht capituliren. Er verwarf standhaft den Artikel jener Acte, daß er in Religions-Sachen sich demjenigen fügen solle, was das Concilium von Trident und der Kaiser beschließen würden, und der Kaiser mußte denselben zurücknehmen, weil Johann Friedrich erklärte, er wolle sich lieber hinrichten lassen, als daß er diesen Artikel unterschriebe. Auch nachher blieb Johann Friedrich trotz aller Verfolgungen, die er am kaiserlichen Hofe, welchem er als Gefangener in alle Gegenden folgen mußte, über ihn verhängt wurden, ein strenger Lutheraner. Der Landgraf fühlte sich 1550 und 1551, als seine treuen Hessen ihn hatten entführen wollen und er deshalb als Kriminalverbrecher behandelt wurde, gebeugt und schrieb einen seiner unwürdigen Brief, den seine Bewunderer vergebens für falsch zu erklären suchen. Anfangs wiederstrebte er lange dem auch ihm vorgelegten Artikel, endlich nahm er ihn in einer Form an, in welcher ihn auch Johann Friedrich hätte gelten lassen können. Er erklärte, daß er das, was ein freies General-Concilium, wenn sowohl Haupt als Glieder reformirt würden, beschließe, neben den beiden Kurfürsten auch halten wolle. Was die beiden anderen genannten Fürsten betrifft, so floh Wolfgang von Anhalt lieber aus seinem Lande, als daß er der Verbindung mit seinen Glaubensgenossen entsagt hätte. Er versteckte sich verkleidet auf dem Harze, und sein Freund, Franz von Braunschweig, schrieb ihm den rührenden Trostbrief, den wir unten beifügen *). Wolfgang's

*) Hochgeborner Fürst, freundlicher lieber Oheim und Schwager. So es euch wohlginge, hörete ichs gerne, bitte, ihr wollet mir schreiben, ob ihr ver-

Land hatte übrigens damals Heinrich von Plauen vom Kaiser zu Lehen erhalten.

---

tragen oder nicht? Mit mir stehet es noch wie es lang gestanden hat, und man hat mir andere neue Wege fürgeschlagen, ich will aber nicht annehmen und will meine Sache Gott heimstellen und den lieben Gott nicht verleugnen, sondern bei seinem lieben Wort bleiben, es gehe darüber, was Gott verhänget. Die Städte allhier halten noch alle Gott Lob! feste bey Gott und seinem Worte und auch alle die Seestädte. Der König von Dänemark wird auch bey Gott und seinem Worte bleiben, und sollte er auch darüber betteln gehn. Gott stärke ihn! Es wird nun heißen, das Kreuz beweisen mit der That. Doch versehe ich mich, ihr werdet auch bey dem lieben Gott bleiben, und so ihr allda verfolget seyd, und kommet zu mir, so will ich mit euch theilen, so lange ich einen Bissen Brods habe; denn wir sind alte treue Gesellen, und geschieht billig, was ich mich erbiete. Gott stärke euch, und habt einen guten Muth, Gott wird wohl helfen, wenn es Zeit ist! Hoffe aber zu Gott, der Teufel wird so schwarz nicht sein, als man ihn machet. Lieber Schwager, laßt nur Gott walten und bitten durch Christum, er wird helfen und sich gewiß sehen lassen durch Bitte der armen Christen. Es ist viel besser das Zeitliche hintangesetzt, als das Ewige. Thue euch hiemit Gott dem Allmächtigen befehlen und bin euer armer Knecht. Eilends zu Giffhorn. Mittwoch nach Egidii. 1548.

VIII. Karl V. und das deutsche Reich vom Ende des Schmalkaldischen Krieges an bis zum Augsburger Reichstag von 1555.

1. Bis zum Vertrage von Friedewalde.

In den folgenden Jahren war Deutschland mit spanischer Herrschaft und spanischer Inquisition bedroht. Im Herzogthum Würtemberg, das man als östreichisches Afterlehen an Ferdinand bringen wollte, war ein Proceß gegen Ulrich angefangen worden, welcher Jahre lang fortdauerte. In Hessen hatten die Söhne des Landgrafen in der Hoffnung, daß ihr Vater werde befreit werden, das Strafgeld noch vor dem Termine bezahlt und die Festungen geschleift; nichtsdestoweniger blieb ihr Vater eingekerkert. Überall, in Constanz wie in Frankfurt am Main, lagen spanische Truppen, und Karl trug sich seit dem Ende des Jahres 1548 mit dem Gedanken um, seinem Sohne Philipp die Kaiserkrone zu verschaffen und vielleicht auch dieselbe erblich zu machen. Unter diesen Umständen war es ein Glück, daß Deutschland damals unter seinen Fürsten einen großen Mann und, was noch seltener ist, mehrere gute, edele, fromme, die Rechte des Volkes achtende Fürsten und Fürstensöhne hatte, und daß des Kaisers Bruder, Ferdinand, sowie dessen Sohn, der nachherige Kaiser Maximilian II., mit den edelsten der protestantischen Fürsten vertraut, sich nicht zum Werkzeuge der spanischen Tücke gebrauchen ließen. Zu jenen Fürsten rechnen wir vor allen Christoph, Ulrich's von Würtemberg Sohn, welcher erst im November 1550 seinem Vater Ulrich nachfolgte,

und die Wunden heilte, die dieser geschlagen hatte. Er war der Freund von Ferdinand's Sohn Maximilian, welcher gut und fromm, wie Christoph, im Evangelium forschte und dasselbe später auszubreiten suchte. Maximilian war durch seinen Hofprediger Pfauser zum Evangelium geführt und vom Pabste abgewendet worden; sein Freund Christoph sorgte für seine weitere Belehrung. Was Maximilian, welchen deshalb auch des Kaisers Hof-Theologen gern zu Gunsten seines Vetters, des Spaniers Philipp, vom deutschen Throne ausgeschlossen hätten, vom Pabstthume dachte, kann man aus einem Handschreiben desselben an den Herzog Christoph ersehen, welches Sattler im vierten Theile seiner würtembergischen Geschichte mitgetheilt hat. Maximilian schrieb diesen Brief, um dem Herzoge, seinem lieben Gevatter, zu melden, „was für eine ehrliche, zu Teutsch teuflische Werbung das ehrbare Herz, der Pabst, am Hofe seines Vaters (des Königs Ferdinand I.) treibe." Christoph empfahl seinem Freunde den Peter Paul Vergerius, welchen dieser später heimlich hegte, und der zu den wenigen Italiänern gehörte, die um des Evangeliums willen den kirchlichen Würden entsagten. Er schickte außerdem seinem Freunde, nachdem derselbe schon fünf Theile von Luther's deutschen Schriften gelesen hatte, zwei der lateinischen, und Maximilian bat ihn hierauf noch um die Zusendung aller übrigen.

Wir könnten noch andere treffliche und fromme Fürsten dieser Zeit anführen; wir wollen aber nur noch einige Worte über Moritz von Sachsen sagen, den einzigen großen Mann, welcher den Kaiser mit seinen eigenen Waffen besiegte. Moritz verachtete den tobenden Lärm der Zeloten, wandelte vier Jahre lang ganz still seinen Gang, betrog die arglistigen Spanier, täuschte die schlauen, spionirenden Italiäner und machte Karl's Politik durch die seinige zu Schanden. Freilich war für Moritz ein Hauptgrund, Karl's Treulosigkeit mit Treulosigkeit zu bekämpfen, die fortdauernde Haft und Mishandlung seines Schwiegervaters, des Landgrafen von Hessen. Karl hatte in Bezug auf diesen nicht allein sein kaiserliches Wort gebrochen, sondern auch die beiden Kurfürsten, Moritz und Joachim II., beschimpft, welche das von ihnen gegebene Wort nicht halten konnten und durch ein schriftlich ertheiltes Versprechen gebunden waren, sich den hessischen Prinzen als Gefangene

zu stellen, wenn der Kaiser nicht ihren stets erneuten heftigen Vorstellungen Gehör schenkte. Der Kaiser ward zuletzt in seinen Antworten unartig gegen die beiden Kurfürsten, drohte den Landgrafen nach Spanien zu schicken, und schleppte 1548 diesen, sowie den Kurfürsten Johann Friedrich mit in die Niederlande. Den Letzteren nahm er 1550 wieder mit nach Deutschland; den Landgrafen dagegen schickte er zuerst nach Oudenarde und ließ ihn nachher in immer härterer Haft halten. Von diesem Augenblicke an sann Moritz darauf, mit Gewalt zu erhalten, was seinen wiederholten dringenden Bitten versagt wurde. Wie sehr ihm an der Befreiung des Landgrafen lag, bewies er dadurch, daß er, als Karl seinen Sohn Philipp nach Deutschland kommen ließ, diesem entgegenreiste, um ihn zur Fürbitte bei seinem Vater zu bewegen. Moritz verhinderte übrigens auf jede Weise, daß der Kaiser und seine Spanier Argwohn gegen ihn faßten; er sparte sich aber, wie wir unten sehen werden, den ernsten Angriff auf die mit der Reichsacht belegte Stadt Magdeburg mehrere Jahre lang für den Augenblick auf, wo er das gegen Magdeburg gerüstete Reichsheer gegen den Kaiser selbst gebrauchen könne. Die Magdeburger Freischaaren fielen oft in Moritzens Gebiet ein, und dieser ward von den Pasquillanten, denen die Magdeburger Schutz und Zuflucht gaben, noch weit mehr als der Kaiser mit Schmähungen verfolgt; dessen ungeachtet ließ er dem langsamen Reichs-Proceß seinen Gang, rüstete ein Heer und schloß zwar die Stadt ein, griff sie aber erst dann ernstlich an, als seine Plane ganz reif waren.

Ebenso benahm sich Moritz in Bezug auf des Kaisers Plan, die Religions-Angelegenheiten durch eine Kabinets-Ordre, Interim genannt, zu beendigen. Karl war auf diesen Gedanken verfallen, als Pabst Paul III. unter dem lächerlichen Vorwande, daß die Luft in Trident ungesund sei, das Concilium von dort nach Bologna verlegt hatte. Der Kaiser, welcher über diesen Schritt sehr erbittert war, wollte deshalb den 1547 nach Augsburg berufenen Reichstag, welcher bis in das folgende Jahr hinein fortdauerte, benutzen, um, während seine Truppen noch im Reiche vertheilt lagen, ohne Mitwirkung des Pabstes die Religion ebenso wie den deutschen Staat militärisch zu ordnen. Die Anordnungen, welche er für diesen Reichstag traf, erlaubten nicht, auf eine freie

Berathung der religiösen oder politischen Angelegenheiten zu schließen. Karl verlangte nämlich zuerst, daß die Stände während des Reichstages keine besonderen Zusammenkünfte oder Berathschlagungen hielten; dann ließ er beschließen, daß das Reichs-Kammergericht wiederhergestellt und auch von den Protestanten anerkannt werden solle. Um die Letzteren auf seine monarchische Hülfe zu vertrösten, forderte er, daß wenigstens für das erste Mal die Wahl der Richter ihm allein überlassen werde; um sie zu schrecken, drohte er die Ausführung der Urtheile allein zu übernehmen. Auf welche Weise er zu verfahren gedenke, bewies er dadurch, daß er die Augsburgischen Protestanten zwang, die Dom-Kirche und mehrere andere Kirchen dem Bischofe wieder einzuräumen, der diese dann, wie wenn sie in den Händen von Heiden gewesen wären, neu weihen ließ. Nach dem Reichstage hob der Kaiser sogar die ganze Stadtverfassung Augsburg's eigenmächtig auf und ertheilte eine neue. Auch setzte er damals einseitig durch, daß, wie schon Maximilian I. gewollt hatte, die Niederlande als burgundischer Kreis an das deutsche Reich geknüpft wurden, was für beide Länder lästig war und daher auch keine bleibende Dauer haben konnte.

Zum Glück für die Protestanten bestand, gerade als Karl in ganz Deutschland mit Ausnahme der Länder um die Elbe und Weser allmächtig gebot, eine heftige Zwietracht zwischen ihm und dem Pabst Paul III. Diese hatte ihren Grund darin, daß der Pabst das Concilium nach Bologna verlegt hatte, und daß der Kaiser die Mörder des Peter Aloysius Farnese unterstützte. Peter Aloysius war bekanntlich ein Sohn Paul's III. (s. S. 193) und hatte sich als einen schrecklichen Tyrannen gezeigt. Der Pabst hatte zwar die Laster seines Sohnes und die unerhörten Frevel, die derselbe in Parma und Piacenza verübte, nicht zu leugnen gewagt, sich selbst aber damit entschuldigt, daß er diese ihn nicht gelehrt habe, und daß er ihn als seinen einzigen Sohn über Alles liebe. Peter Aloysius ward in Piacenza von einigen Enthusiasten vornehmen Standes niedergestoßen, dann aus dem Fenster seines Palastes geworfen und vom Volke grausam verstümmelt und herumgeschleift. Das Volk und die Mörder fürchteten jedoch die Rache der Familie Farnese, da des Ermordeten Sohn Ottavio Farnese, welcher vom Pabste schnell nach Parma geschickt worden war, diese Stadt besetzt

hielt. Sie riefen daher den kaiserlichen Statthalter von Mailand, Ferdinand von Gonzaga, nach Piacenza, und dieser nahm sie in Schutz. Ottavio schloß hierauf einen Waffenstillstand mit Gonzaga und ließ Piacenza einstweilen in dessen Händen. Der alte Pabst aber wollte Piacenza durchaus zurückerhalten und nicht einmal Parma in den Händen seines Enkels lassen, sondern er nahm dasselbe entweder für dessen Bruder Horaz oder für die Kirche in Anspruch, und schickte erst ganz kurz vor seinem Tode an Camillo Orsini, welcher für die Kirche in Parma commandirte, den Befehl, diese Stadt dem Ottavio zu übergeben. Nach Paul's Tode erklärte jedoch Orsini, er werde Parma für den künftigen Pabst bewahren. Dieser Pabst, Julius III., wollte ebenfalls Parma nicht räumen lassen. Ottavio suchte daher zuerst mit Hülfe der Spanier Parma wieder besetzen, und wandte sich nachher an die Franzosen. Dies veranlaßte, wie wir unten angeben werden, eine Veränderung der Dinge in Italien und einen Krieg Karl's V. mit Frankreich, welcher endlich die lange verschobene Ausführung der Plane des Kurfürsten Moritz möglich machte.

Im Jahre 1548, als Pabst Paul III. noch lebte und das nach Bologna berufene Concilium der Christenheit aufdringen wollte, schien Kaiser Karl Willens, auf dem Augsburger Reichstage auch die geistlichen Angelegenheiten gewaltsam zu ordnen. Er verlangte deshalb von den Protestanten, daß sie ihre Sache dem Concilium von Trident unbedingt überlassen sollten, versprach ihnen aber auch dafür zu sorgen, daß auf diesem Alles christlich, ordentlich und gebührlich behandelt werde. Da niemand zu widersprechen wagte und besonders die protestantischen Fürsten schwiegen, so handelte der Kaiser, als wenn auch die Städte ihm Alles überlassen hätten, was keineswegs der Fall war. Er trat zuerst dem Pabste dreist entgegen. Diesem ließ er nicht allein in Rom seinen Unwillen über das Concilium von Bologna kund thun, sondern seine Gesandten Velasquez und Vargas mußten auch am 16. Januar 1548 in diesem Concilium selbst eine Protestation gegen Alles, was dort beschlossen wäre und beschlossen werden könnte, feierlich vorlesen. Schon zwei Tage vor diesem Schritte der kaiserlichen Gesandten hatte Karl der Reichsversammlung diese Protestation kund machen lassen und die Stände aufgefordert, ihm

anzugeben, wie man den inneren Frieden auch ohne den Pabst wiederherstellen und über eine vermittelnde Religions-Formel einig werden könne. Der Vorschlag war den Katholiken ebensowenig angenehm, als den Protestanten; die Reichsstände konnten daher auch über die Wahl der Männer, welche eine solche entwerfen sollten, nicht einig werden und überließen dieselbe endlich dem Kaiser. Dieser wählte den Bischof von Naumburg, Julius Pflug, den Weihbischof von Mainz, Michael Helding, und den sehr eiteln und zweideutigen brandenburgischen Hof-Theologen und Schein-Protestanten, Johann Agricola. Die Erwählten sollten dem Reichstage einen Aufsatz über die Hauptpunkte des Glaubens, des Gottesdienstes und der Kirchenverbesserung vorlegen, welche bis zur Schlußbestimmung durch das Concilium zugleich für die Protestanten und für die Katholiken als Gesetz betrachtet werden könnten. Die genannten drei Herren setzten das sogenannte Augsburgische Interim auf, welches in 26 Artikeln fast die ganze alte römische Lehre, nur hie und da verdeckt und versteckt, enthielt. Dieses beiden Theilen misfällige Interim ward am 15. Mai 1548 in der Reichsversammlung vorgelesen, und da an demselben Tage der vom Pabste geschickte Nuntius beim Kaiser Audienz hatte, so glaubte man allgemein, der Kaiser habe dem Pabste recht auffallend zeigen wollen, daß er auch ohne ihn in Deutschland religiöse Gesetze geben könne. Der Pabst und die Bischöfe waren mit dem Interim besonders deshalb unzufrieden, weil die protestantischen Geistlichen ihre Frauen sollten behalten dürfen, weil ihnen erlaubt wurde, ihren Gemeinden das Abendmahl in beiderlei Gestalt zu reichen, und weil namentlich die Protestanten nicht gezwungen werden sollten, alles säcularisirte Kirchengut sogleich zurück zu geben. Warum aber die Protestanten sich durchaus weigerten, das Augsburgische oder kaiserliche Interim anzunehmen, könnten wir nur dadurch klar machen, daß wir in das Theologische eingingen, was wir sorgfältig vermeiden, da wir uns streng auf politische Geschichte beschränken. Die Städte verweigerten alle die Annahme des Interim, Bremen und Magdeburg widersetzten sich sogar mit den Waffen; diejenigen aber, welche den alten Cultus wieder einführten, thaten es nur aus dem Grunde, weil sie durch die kaiserlichen Truppen gezwungen wurden. Die protestantischen Geist-

lichen verließen in Schaaren Amt, Haus und Hof, und ließen sich in Ketten fortschleppen oder einkerkern, oder flohen, wie Peter Martyr, Ochino und Andere nach England, wo endlich nach Heinrich's VIII. Tode eine wirkliche Reformation vorgenommen ward.

Kurfürst Moritz, welcher aufrichtig protestantisch war, und dessen Bruder August sich sogar später aus fanatisch lutherischem Eifer empörende Verfolgungen gegen den aufgeklärteren Theil seiner Glaubensgenossen erlaubte, ward, weil er Zeit zu gewinnen suchte, von den Protestanten als Abtrünniger geschmäht und von Flacius Illyricus, sowie von vielen Anderen in einer Menge Flugschriften verschrieen. Dessen ungeachtet nahm er, auch als die beiden protestantischen Kurfürsten von der Pfalz und von Brandenburg die Einführung der kaiserlichen Religion gestattet hatten, das Interim nicht sogleich unbedingt an; er schob vielmehr seine Erklärung über dasselbe ebenso, wie seinen Angriff auf Magdeburg, hinaus, indem er sagte, er wolle zuerst seine Theologen darüber befragen. Er machte sogar in einer im März übergebenen Schrift Einwendungen und berief sich darauf, daß der Kaiser im vorigen Jahre beim Abschlusse des Bundes versprochen hatte, ihn bei seiner Religion zu lassen. Doch suchte er seine Theologen dazu zu bewegen, daß sie sich auf Unterhandlungen einließen. Melanchthon, schwach und unentschieden, wie er war, willfahrte dem Kurfürsten, obgleich er dessen Absichten, den Kaiser zu täuschen, nicht kannte. Er wußte auch seine Collegen Bugenhagen, Cruciger und Georg Major zu einer günstigen Erklärung über das Interim zu bereden. Nichtsdestoweniger war der Kaiser heftig erzürnt, weil diese Männer nicht Alles billigten. Melanchthon ließ sich von dem halb-papistischen Minister von Carlowitz durch schöne Reden von der Einheit der Kirche täuschen; er schrieb sogar, der Kurfürst möge nur befehlen, er wolle sich nicht widersetzen, sondern schweigen oder sich entfernen oder leiden. Welche Erbitterung Melanchthon und seine Collegen durch diese Art von Nachgiebigkeit bei den Protestanten hervorrufen mußten, wird man schon allein aus der plattdeutschen Inschrift ersehen können, welche auf die in Niedersachsen gegen das Wort Interim geschlagenen Thaler gesetzt ward *).

*) Auf der Hauptseite war die Taufe Christi im Jordan dargestellt mit der

Die sächsischen Theologen kamen endlich auf einen Gedanken, welcher von Melanchthon ausging und der Politik des Kurfürsten vortrefflich dienen konnte, da dieser dem Interim durchaus nicht gewogen war, aber doch dem Kaiser zu Gefallen den Namen beibehalten wollte. Die Theologen des Kurfürsten riethen ihm nämlich unter dem Vorwande, daß es sogenannte Adiaphora oder gleichgültige Ceremonien und Lehren gebe, die der reinen Lehre nichts benähmen und nach der christlichen Freiheit des Friedens halber zugelassen werden könnten, eine Anzahl Artikel des Augsburgischen Interim gelten zu lassen. In Folge dieses Rathes entstand ein Aufsatz, durch welchen der Kaiser befriedigt werden sollte, und den man das sächsische oder Leipziger Interim oder auch das zweite, neue oder junge Interim nannte. Es ward von Moritz, da dessen Plan noch nicht reif war, den Sachsen mit Gewalt aufgedrungen: die sächsischen Geistlichen und Schullehrer mußten es annehmen, und die Prediger, welche sich nicht darein fügen wollten, würden ohne alle Rücksicht auf ihre Vorstellungen aus dem Lande getrieben. Dies veranlaßte, daß später über die Lehre von den Adiaphoren oder den gleichgültigen Religions-Punkten eine blutige Zwietracht unter den Protestanten entstand. Übrigens nahmen die katholischen Regierungen auf keines der Interime Rücksicht, während die in ihren Ländern wohnenden Protestanten das Alte unbedingt wieder herstellen mußten.

Auch Pabst Paul III. gab bis zu seinem Tode, welcher am 10. November 1549 erfolgte, sein Concilium in Bologna nicht auf. Bei der Erwählung seines Nachfolgers stritten die päbstliche und die kaiserliche Partei unter den Kardinälen fast vier Monate lang mit einander. Die Letztere suchte die Wahl des würdigsten unter den Kardinälen, des durch seine Vertheidigung der Kirche gegen Heinrich VIII., durch seine nahe Verwandtschaft mit diesem und durch seinen Anspruch an den englischen Thron bekannten Reginald Pole (s. S. 158 f.), durchzusetzen. Dies gelang ihnen

Umschrift: „Dit is mün'leve Son, den schall gi horen." Die Rückseite stellte in einem aufrechtstehenden Drachen mit drei Menschengesichtern (den drei Urhebern des Interim) die Versuchung Christi durch den Satan dar und hatte die Umschrift: „Packe di, du Satan Interim."

aber nicht, sondern die Farnesische Partei siegte, und im Februar 1550 wurde der schlechteste unter den Kardinälen erwählt. Dieser Mann, dessen Laster und Verbrechen an Pabst Alexander VI. aus dem Hause Borgia erinnerten, war der Kardinal di Monte oder del Monte, und gab sich als Pabst den Namen Julius III. Er verständigte sich sogleich mit dem Kaiser in Betreff des Conciliums, während wegen des Besitzes von Parma und Piacenza der Zwist zwischen Beiden fortdauerte. Die Welt war ganz überrascht, als ein Pabst, welcher als Legat Paul's III. lange Zeit für das Concilium zu Bologna kabalirt hatte, sich bereit erklärte, das Concilium nach Trident zurückzuverlegen. Der Kaiser hatte es nämlich dahin gebracht, daß es schien, als wenn das Interim dem deutschen Reiche wirklich aufgezwungen werden könne, und deshalb war es klug, nach und nach einzulenken. Jener Schein war jedoch trügerisch, weil die deutschen Fürsten gerade zur Zeit der Erwählung des neuen Pabstes einen von der Religion ganz unabhängigen Grund erhielten, das Verfahren des Kaisers argwöhnisch zu beobachten und sich nicht von ihm gebrauchen zu lassen, so daß selbst Karl's Bruder Ferdinand und dessen Sohn Maximilian mit Moritz und anderen protestantischen Fürsten in eine geheime Verbindung traten, um zu verhindern, daß der Kaiser die Ordnung der Thronfolge ändere.

Kaiser Karl nämlich, welcher 1548 viele seiner Truppen mit sich in die Niederlande genommen hatte und dort das ganze Jahr 1549 hindurch, sowie die ersten Monate von 1550 verweilte, hatte sich von Paul III. eine Dispensation zur Vermählung seiner Tochter Maria mit seinem Neffen Maximilian verschafft und den Letzteren nach Spanien reisen lassen, wo derselbe die Leitung der Regierung erhielt, während Karl seinen Sohn Philipp zu sich in die Niederlande rief. Philipp ward von Andreas Doria auf einer der glänzendsten Flotten, welche seit langer Zeit aus einem spanischen Hafen ausgelaufen waren, nach Italien gebracht, hielt sich einige Zeit in Mailand auf, und reiste im Januar 1549 durch Deutschland in die Niederlande. Viele deutsche Fürsten reisten ihm damals entgegen, unter ihnen war auch Moritz von Sachsen, der ihn dringend um seine Verwendung für den Landgrafen Philipp ersuchte. Moritz war ebensowenig als die anderen Fürsten mit

Philipp's spanischen Manieren und seiner durchaus nicht jugendlichen oder bieder deutschen Haltung zufrieden; auch verspürte er nachher keine Wirkung von dessen Verwendung beim Kaiser. Ob Karl, wie auch Planck glaubt, schon gleich nach Besiegung der Protestanten daran dachte, seinem Sohn Philipp die Kaiserkrone zu verschaffen, und ob er schon 1548 mit seinem Bruder Ferdinand unterhandelt hatte, damit dieser sich mit der römischen Königswürde begnüge, wollen wir nicht untersuchen. Nach dem Reichstage, den er auf Juli 1550 nach Augsburg ausgeschrieben hatte, sprach er sich öffentlich und officiell darüber aus. Er ließ auf diesem Reichstage seinen Vorsatz als Gerücht verbreiten, und unterhandelte mit Ferdinand über die Sache. Philipp mußte nach Augsburg kommen, und der Kaiser verlegte nicht nur aufs neue einige tausend Spanier in das Reich, sondern er besetzte auch Augsburg mit Truppen. Es hieß, er wolle das Reich dadurch erblich machen, daß er es seinem Sohne übertragen lasse. Der Gedanke des Kaisers fand jedoch weder bei Protestanten noch bei Katholiken Gehör. Philipp reiste daher in die Niederlande zurück, und der Kaiser richtete seine ganze Aufmerksamkeit auf die Unterdrückung der Protestanten, welche um so leichter schien, da der einzige deutsche Fürst, der im Stande war, ihnen Gewissensfreiheit zu erkämpfen, der Gegenstand des Hasses und der Schmähungen von Seiten der heftigen Lutheraner, unter welchen Flacius Illyricus die Hauptrolle spielte, geworden war. Für diese war wohl nicht ganz mit Unrecht das Leipziger Interim ein weit größeres Ärgerniß, als das Augsburgische, weil es auf Melanchthon's unseliger Theorie von Adiaphoren oder unbedeutenden Glaubens-Artikeln beruhte. Sie schmähten daher den Herzog Moritz und seine Theologen Jahre lang in unzähligen Schriften, wogegen aber auch diese ihnen nichts schuldig blieben*). In den Schriften, welche von Magdeburg, von Bremen und überhaupt von den durch kaiserliche Truppen nicht bedrohten Städten in zahlloser Menge ausgingen, wurden die Wittenberger Theologen „Achabiten, Baaliten, Adiaphoristen, Epikureer, Leute, die mit der babylonischen Hure buhlen, Samariter, Verfälscher der wahren und

*) Bleck in seinem dreifachen Interim nennt sieben und dreißig grobe Streitschriften; es wäre aber leicht, die doppelte Zahl anzugeben.

reinen Religion u. s. w. gescholten. Die Letzteren dagegen nannten ihre Gegner „Verräther, falsche Brüder, freventliche, undankbare, abtrünnige, aufrührerische, teuflische, böse Leute, ja Schlangen und Ottern".

Der Kurfürst ließ sich alles dies nicht anfechten. Er rüstete unter dem Vorwande, die Acht gegen Magdeburg zu vollziehen, ein weit größeres Heer, als zur Bezwingung dieser Stadt nöthig war. Den letzten Schritt, die förmliche Verbindung mit dem Reichsfeinde gegen den Kaiser, that er erst dann, als der Krieg zwischen diesem und dem Könige von Frankreich durch den Streit über Parma unvermeidlich geworden war. Die Rechtmäßigkeit dessen, was er bei dieser Verbindung zum Nachtheile seines Vaterlandes that und zugestand, wollen wir weder vertheidigen noch rechtfertigen. Jedenfalls hatte er dabei das Glück, daß die spanischen Maßregeln, welche von den kaiserlichen Ministern gegen deutsche Fürsten und Städte und gegen die seit dreißig Jahren bestehende neue, evangelische Staats-Religion getroffen wurden, seine Schritte und Zugeständnisse wenigstens enschuldigen können. Was das Verfahren der Minister Karl's gegen die protestantische Religion angeht, so ließ der grobe Bischof von Arras, der jüngere Granvella, welcher die Stelle seines Vaters bekleidete, aber dessen Fähigkeiten nicht geerbt hatte, nach dem Augsburger Reichstage am 25. August 1551 die sämmtlichen evangelischen Pfarrer von Augsburg gewissermaßen als Verbrecher in sein Haus rufen, wo sie dann, von Trabanten umgeben, vor ihm, dem Reichs-Vicekanzler Seld und einigen kaiserlichen Räthen zuerst lange mit Fragen gepeinigt und endlich mit den Worten angefahren wurden: „Ob sie denn nicht glaubten, daß der Kaiser das Recht habe, in der Religion sowohl als in politischen Sachen Gesetze zu machen und die Formel der Lehre vorzuschreiben." Der Senior erwiderte: „Es sei nicht die Rede von dem, was dem Kaiser freistehe oder nicht, sondern davon, daß er und seine Collegen schon längst erklärt hätten, sie könnten die kaiserliche Glaubensformel nicht annehmen und noch weniger billigen." Da fuhr der grobe Bischof ihn an und rief: „Pack' dich, Kerl (Apage, bestia)". Zuletzt ließ Granvella die Prediger noch einmal vor sich führen und kündigte ihnen an: innerhalb drei Tagen die Stadt zu räumen, im Reiche und

in allen Staaten des Kaisers nie mehr zu predigen, von niemanden Abschied zu nehmen oder zu sagen, warum sie aus der Stadt entfernt würden, und endlich weder eine Trostschrift zu erlassen, noch einen Bericht über das, was vorgefallen sei, zu geben. Von dieser Zeit an wurde auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers in Augsburg weder evangelischer Gottesdienst gehalten, noch gepredigt, noch ein Sacrament ausgetheilt.

Die Wiedereröffnung des Concils von Trident und die drohende Art, wie der Kaiser von den Fürsten und auch sogar von Moritz das Versprechen, ihre Theologen nach Trident zu schicken und sich den Beschlüssen des Concils zu fügen, erpreßte, bewiesen um dieselbe Zeit, daß Deutschland von Karl mit einem ähnlichen Schicksale bedroht sei, als dasjenige war, welches nachher sein von ihm zum deutschen Kaiser bestimmter Sohn Philipp über die Niederlande verhängte. Jetzt wurde daher die Erscheinung der Franzosen in Parma und ihr Bund mit Ottavio Farnese für Moritz und seine Verbündeten ein Signal, auch ihrerseits sich gegen den Kaiser zu erheben. Pabst Julius III. hatte nämlich, als Ottavio Farnese sich durch den kaiserlichen Statthalter von Mailand wieder in den Besitz von Parma zu setzen suchte, nachgegeben. Er hatte den Commandanten, welchen Paul in diese Stadt geschickt hatte, und der dieselbe für den neuen Pabst behaupten wollte, abgerufen und sie dem Ottavio Farnese wieder überlassen. Dieser wollte gern auch Piacenza den Spaniern wieder entreißen, und fürchtete jeden Augenblick aufs neue vom Pabste aus Parma getrieben zu werden; er wandte sich daher an Heinrich II., welcher seit 1547 in Frankreich herrschte. Am 27. Mai 1551 nahm Heinrich II. die Familie Farnese förmlich in seinen Schutz, und versprach nicht nur dem Ottavio Farnese, der wegen dieser Verbindung mit Frankreich von den Truppen des Pabstes und des Kaisers in Parma enge eingeschlossen wurde, zweitausend Mann zu Fuß und fünfhundert leichte Reiter, sondern auch zwölftausend Goldthaler jährliche Subsidien, und legte als Bürgschaft für das letztere Versprechen zweimalhunderttausend Dukaten in Venedig nieder. Das französische Hülfsheer erreichte Parma trotz der Hindernisse, welche die kaiserlichen und päbstlichen Truppen ihm in den Weg legten, und Paul de Thermes, vorher Gesandter in Rom, übernahm das Com-

mando in der Stadt. Der Pabst bemühte sich zwar, den Ausbruch des Krieges zu verhindern, allein der König von Frankreich hatte schon längst den Unwillen der Söhne des gefangenen Landgrafen und des Kurfürsten Moritz benutzt, um sich für den Verlust von Mailand auf Unkosten des deutschen Reiches zu entschädigen.

König Heinrich II. hatte schon 1548 den Erzbischof von Vienne, Marillac, nach Deutschland geschickt, und dieser hatte dort eine großartige Kabale gegen den Kaiser angesponnen und eine Anzahl Agenten in allen Gegenden besoldet, um die Protestanten zu einer neuen Schilderhebung zu ermuntern. Von diesen Agenten, welche wir nicht alle nennen wollen, waren der edle Sturm und der Geschichtschreiber dieser Zeiten, Sleidanus, am Rhein und bei den oberländischen Städten thätig, d'Auzay unterhandelte mit den norddeutschen Städten, und de Fresse, Bischof von Bayonne, verweilte bei den Söhnen des Landgrafen Philipp. Nur bei Moritz befand sich, damit derselbe nicht Argwohn errege, kein Franzose, sondern Marillac bediente sich bis zu der Zeit, wo ein Vertrag abgeschlossen werden sollte, bei Moritz eines Italiäners, welcher von niemanden als sein Agent betrachtet wurde. Die Fäden hielt Marillac in den Händen. Dieser beauftragte endlich den Bischof de Fresse, einen Bund zu schließen, in welchem den protestantischen Fürsten für ihre Unternehmung gegen den Kaiser Frankreich's Hülfe versprochen ward. Dieser höchst geheim gehaltene Bund, den wir entschuldigen, aber nicht rechtfertigen können, wurde von Johann Albrecht von Mecklenburg, Johann Georg von Brandenburg-Baireuth, Wilhelm von Hessen und Moritz von Sachsen, welche Letztere sich zuvor in Torgau und Lochau mit ihren gerade damals von ihrem neuen Verbündeten in Frankreich grausam verfolgten Glaubensgenossen verständigt hatten, am 5. Oktober 1551 zu Friedewalde, einem sehr einsam gelegenen Waldschloß in Hessen, abgeschlossen. Die Fürsten versprachen in demselben, zur Erhaltung der deutschen Verfassung und zur Befreiung des gefangenen Landgrafen die Waffen zu ergreifen und sie nicht ohne beiderseitige Einwilligung wieder niederzulegen. Die Verbündeten wollten sich von Johann Friedrich's Söhnen einen Revers ausstellen lassen, daß dieselben sich während des Krieges ruhig verhalten wollten; wo nicht, so wollten sie sie als Feinde behandeln. Wenn aber

Johann Friedrich's Söhne sich ihrem Bunde anschlössen, so sollte auch die Freilassung ihres Vaters bewirkt werden. Kurfürst Moritz sollte vom König Heinrich sogleich zweimalhundertvierzigtausend, in der Folge aber monatlich sechszigtausend Goldthaler Subsidien erhalten. Dafür willigten Moritz und seine Bundesgenossen ein, daß der König die zum deutschen Reiche gehörigen Städte, in welchen nicht Deutsch gesprochen werde, Metz, Toul, Verdun und Cambray, besetzen und mit Vorbehalt der Rechte des Reiches als Reichs-Vicarius behalten dürfe. Die Fürsten wollten bis zum 11. März 1552 ein Heer von siebentausend Reitern und vierzigtausend Mann Fußvolk gegen den Kaiser marschiren lassen und alle Städte und Herren mit Feuer und Schwert zwingen, sich an sie anzuschließen. Sie vergaßen dabei das Nationalinteresse so sehr, daß sie den König von Frankreich verpflichteten, mit einem gleich starken Heere am Rhein zu erscheinen und, wenn es nöthig wäre, auch noch weiter vorzurücken. In den Bund der genannten deutschen Fürsten und Heinrich's von Frankreich war ein Fürst nicht mit einbegriffen, der sich nachher bald heranzudrängen wußte, um bei dieser Gelegenheit am Main und Rhein rauben und morden zu können. Dies war der rohe und wilde Markgraf Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, der in inniger Verbindung mit allen jenen kleinen Grafen, Baronen und Rittern von Nord- und Mitteldeutschland stand, welche noch immer gleich den Kurden und Beduinen das Berauben und Ausplündern der Schwächeren als ein edles, romantisch-ritterliches Gewerbe trieben, und sich an den Meistbietenden vermietheten. Albrecht reiste verkleidet nach Frankreich, wo der König Heinrich am 15. Januar 1552 in seinem Schlosse Chambord den geschlossenen Vertrag bestätigte und Albrecht in den Stand setzte, eine ganz bedeutende Zahl seiner sauberen Raubgenossen in Dienst zu nehmen.

2. Bis zum Schluß des Augsburger Reichstages von 1555.

Nach dem Abschlusse eines Vertrages, welcher unmöglich lange geheim gehalten werden konnte, machte Moritz dem Schein-Kriege, den er bisher mit Magdeburg geführt hatte, ein Ende, um einen ernstlichen Krieg mit dem Kaiser anzufangen. Gegen Magdeburg war schon im Juli 1547 eine Achtserklärung, die uns Hortleder aufbewahrt hat, ausgefertigt worden, und seit dieser Zeit bildete Magdeburg einen Zufluchtsort für alle diejenigen, welche die alte Ordnung und Religion am meisten haßten und über die diplomatische Nachgiebigkeit der protestantischen Fürsten und ihrer Theologen am heftigsten erbittert waren. Alle Arten von Schand- und Schmähschriften, sowie von höhnenden Liedern, Medaillen, Gemälden und Holzschnitten gingen von Magdeburg aus, und die daselbst vereinigten unruhigen Köpfe und zuchtlosen Schaaren streiften weit und breit im Lande der Anhänger des Interim's, besonders aber im sächsischen Gebiete umher. Die Stadt wurde daher durch Reichstruppen bekriegt und von allen Seiten her enger und enger eingeschlossen; allein zu einer eigentlichen Belagerung kam es nicht, weil es an Geld fehlte. Auch war keinem deutschen Fürsten die Kriegführung gegen die geächtete Stadt besonders übertragen worden. Es wurde deshalb in den Jahren 1548 und 1549 nichts Entscheidendes gegen Magdeburg unternommen. Als endlich der Kaiser 1550 zur Abhaltung eines Reichstages wieder nach Deutschland kam, drang er sogleich auf ernste Maßregeln gegen die trotzige Stadt, welche der Sitz und das Bollwerk aller Unzufriedenen, sowie die Plage und das Ärgerniß für alle nahen und fernen Nachbarn geworden war. Auch dann noch (November 1550) bot man den Magdeburgern unter leidlichen Bedingungen Vergebung an; sie erklärten aber trotzig, daß sie weder zu diesem Anerbieten, noch zu den Fürsten, von welchen dasselbe gemacht worden war, Zutrauen hätten. Dies diente den Planen des Kurfürsten Moritz vortrefflich. Die deutschen Stände trugen darauf an, daß ihm die Execution der Reichsacht übertragen, nnd daß die Stände aller benachbarten Kreise aufgefordert würden, ihn dabei zu unterstützen. Der Kaiser ging auf

diesen Vorschlag ein, und Moritz erhielt für seine Kriegsrüstungen hunderttausend Dukaten auf einmal und sechszigtausend monatlich, so daß er eine zahlreiche Mannschaft und vieles Geschütz zusammenbringen konnte. Auch zahlte er vielen der Grafen, Fürsten, Herren und Rittern, welche beim Mangel stehender Heere aus dem Vermiethen geworbener Streiter ein Gewerbe machten, Wartegelder, um sie zur rechten Zeit an sich ziehen zu können.

Daß dies Alles dem Kaiser verborgen blieb, und daß eine schon im Herbst 1550 begonnene enge Einschließung der Stadt Magdeburg noch ein ganzes Jahr lang fortgesetzt werden konnte, ohne seinen Argwohn zu erregen, würde unerklärlich sein, wenn wir nicht wüßten, daß Karl seit dem März 1551 an nichts dachte, als an die Concilien-Sache, die Vertreibung seines Schwiegersohnes Ottavio Farnese aus Parma und den drohenden Krieg mit Frankreich. Moritzens Schlauheit ist um so mehr zu bewundern, da sich ein guter kaiserlicher General, Lazarus Schwendi, als Commissär des Kaisers in seinem Lager befand, und da Moritz unter den Augen desselben nicht allein den bekannten Hans von Heydeck, welcher der Stadt mit einigen tausend Mann zu Hülfe gezogen war, nebst dessen Leuten in sein Heer aufnahm, sondern sich auch dieses Führers bediente, um, als die rechte Stunde gekommen war, die Magdeburger zur Übergabe ihrer Stadt bereden zu lassen. Moritz hatte diesen wackeren Feldherrn zurückgeworfen und vorgeblich als Gefangenen, in Wahrheit aber als Verbündeten mit sich zurückgebracht, und Heydeck diente seitdem mit vier Fahnen (d. i. Regimentern) unter ihm, während Albrecht von Kulmbach und Schärtlin zu dem Könige von Frankreich gegangen waren und mit französischem Gelde Truppen unterhielten. Heydeck ward, als endlich Moritz gegen den Kaiser loszubrechen beschloß, den Magdeburgern Bürge dafür, daß Moritz wirklich gesonnen sei, das wider sie gerüstete Heer gegen den Verfolger ihres Glaubens, den Kaiser, zu gebrauchen. Sie unterwarfen sich daher am 6. November 1551 willig. Der Form wegen ergaben sie sich zwar auf Gnade und Ungnade dem Kaiser; aber Moritz gestand ihnen nicht nur geheime Bedingungen zu, sondern er stellte auch drei Tage nach dem Abschlusse der Capitulation einen in Lünig's Reichs-Archiv zu findenden Revers aus, daß der Kaiser alle Un-

gnade gegen die Stadt aufgeben und dieselbe bei ihren Freiheiten lassen werde. Sich selbst vergaß Moritz dabei freilich auch nicht; denn er ließ nach der Einnahme der Stadt sich von dem Magistrat und der Bürgerschaft huldigen und das eidliche Versprechen geben, daß sie ihn so lange als ihren rechten Herrn anerkennen wollten, bis sie von ihm und dem Kaiser an einen anderen Herrn gewiesen würden. Er besaß übrigens wegen der ihm früher übertragenen Burgvogtei und wegen der Einlösung der Stücke der Burggrafschaft durch Johann Friedrich Hoheitsrechte über die Stadt. Mit dem Erzstift Magdeburg, sowie mit Brandenburg hatte Moritz sich (durch das tripartitum) schon während der Belagerung abgefunden; Brandenburg versprach, für das, was es gewährte, künftig fünfundneunzigtausend Gulden an das Kurhaus zu zahlen. In die Stadt legte Moritz zwar Truppen, jedoch nicht soviele, daß dieselben die Bürger hätten bezwingen können. Von den Truppen aber, welche die Stadt vertheidigt hatten, traten gegen zweitausend Mann in die Dienste des Herzogs Georg von Mecklenburg, welcher im Begriff stand, mit Moritz ins Feld zu ziehen.

Den sächsischen Landständen und dem furchtsamen, zwischen schroffen Gegensätzen stets vermittelnden Melanchthon ward recht bange, als Moritz seine Truppen auch im Winter beisammen hielt. Die Ersteren protestirten, um Hab und Gut besorgt, gegen den Krieg, der Andere schrieb einen Abmahnungsbrief. Der Kaiser war glücklicher Weise weit entfernt. Er hatte sich schon am 21. Oktober nach Insbruck begeben und die Spanier, welche während seines Aufenthaltes zu Augsburg in der Nachbarschaft lagen, mit sich genommen. Es gelang daher dem Kurfürsten, ihn durch seine Bereitwilligkeit das Concilium anzuerkennen zu täuschen, obgleich auch die geistlichen Kurfürsten, welche des Kaisers Andringen endlich nach Trident gebracht hatte, denselben vor den Absichten Moritzens warnten. Der Letztere ließ nämlich nach langem Zögern seine Gesandten wirklich nach Trident abreisen, und ihnen mußten seine Theologen, Melanchthon an der Spitze, nachfolgen, bis sie nach dem Ausbruch des Krieges in Nürnberg den Befehl erhielten, nicht weiter zu reisen. Zugleich erneuerte Moritz seine dringenden Vorstellungen wegen der Freilassung des Landgrafen. Ja, er machte sich sogar in demselben Augenblicke, als er aufbrechen wollte, um den Kaiser

in Insbruck zu überfallen, zu einer Reise dahin fertig, und ließ seine nahe Ankunft durch einen der Spione des Kaisers anmelden *).

Während der Kaiser ganz sicher war, hatte Moritz im März gegen fünfundzwanzigtausend Mann in Thüringen versammelt und sich in der Mitte dieses Monats zu ihnen begeben. Zwei Tage nachher stieß der Landgraf Wilhelm von Hessen mit seinen Soldaten bei Bischofsheim zu ihm. Am 25. März waren alle Truppen vereinigt, und schon am 31. standen dieselben vor Augsburg. Dem bewunderungswürdig raschen Zuge des Kurfürsten, welcher, wenn wir auf Größe des Geistes, auf Heldenmuth im Augenblicke der Gefahr, auf richtige Beurtheilung der lügenden und trügenden Spanier, mit denen er es zu thun hatte, und auf das glorreiche Resultat seines Zuges sehen, wenig seines Gleichen hat, obgleich die strenge Moral ihn nicht billigt, ging ein Manifest voraus. Entkleiden wir dieses von seiner harten Form, so finden wir, daß die verbundenen Fürsten ihren plötzlichen Angriff mit folgenden drei Umständen rechtfertigten: der Kaiser stehe im Begriffe, trotz seiner vielen Zusagen die evangelische Religion zu unterdrücken; er habe wortbrüchig und treulos den Landgrafen in Haft genommen und halte ihn bereits vier Jahre lang in derselben; er habe endlich Versuche zum Umsturz der Reichs-Verfassung und zur Vernichtung des Reiches gemacht. Augsburg öffnete schon am 3. April seine Thore, und erhielt sogleich seine alte Verfassung und die Ausübung der evangelischen Religion wieder. Von Augsburg zog Moritz an der Spitze von zwanzigtausend Mann zu Fuß und fünftausend Reitern aufs eiligste nach Tyrol, um die Zeit zu benutzen, während welcher die kaiserlichen Truppen zerstreut waren und Karl in Insbruck nur wenige Leute bei sich hatte. Übrigens ahmten die Städte oder vielmehr die sich selbst ergänzenden Magistrate derselben, welche denjenigen Klassen angehörten, die immer Angst haben, und denen die Freiheit zwar lieb, aber das Geld doch noch viel lieber ist,

---

*) Der Marschall de Tavannes mém. I. p. 3. preist den Kurfürsten von Sachsen in den wenigen Worten: Moriz, grossier Allemand, trompe les Espagnols et les Italiens sur espoir de paiz et d'aller au concile, marche avec le marquis de Brandenbourg, les fils du Landgrave, ceux de Jean Fréderic etc. etc.

nicht das Beispiel der Magdeburger oder das der Bremer, die sich ebenfalls dem Kaiser nicht gefügt hatten, sondern das der Frankfurter nach. Die kleineren Städte Schwaben's, deren Deputirte durch die verbündeten Fürsten im Mai zu Augsburg versammelt wurden, versprachen nach langem Sträuben so viel, als sechs Römermonate betrugen; Nürnberg mußte zur Zahlung gezwungen werden, Ulm zahlte gar nichts. Desto größer war der Ruhm des Kurfürsten, als er ohne Hülfe der Krämerseelen Deutschland vom Joche der Spanier und Wallonen befreite.

Wir vermuthen, daß Moritz schon vorher sich mit seinem Freunde, dem römischen König Ferdinand, welcher gleich seinem Sohne Maximilian ganz anders dachte, als sein Bruder, dahin verständigt hatte, daß man den Schrecken des Kaisers über den in Italien, in den Niederlanden und am Rhein drohenden Krieg benutzen wolle, um den Kaiser zur Wiederherstellung der deutschen Verfassung und Religionsfreiheit zu zwingen. Ferdinand hatte nämlich, wie man aus Sleidanus sieht, seinen böhmischen Kanzler, Heinrich von Plauen, an Moritz geschickt und seine Vermittelung angeboten; darauf wurde nachher fortgebaut, und Ferdinand hielt zu Linz eine persönliche Zusammenkunft mit Moritz. Schon bei dieser Gelegenheit erbot sich der Kaiser, den Landgrafen Philipp freizugeben, den Geächteten, besonders den Feldherren Heydeck und Schärtlin, Gnade zu gewähren und die Religions-Sache, sowie die Angelegenheit der Reichsverfassung einem Reichstage zu überlassen. Dies nahm Moritz für einen italiänischen Kniff; denn er sollte dagegen seinerseits die Waffen niederlegen und seinen Bundesgenossen, den König von Frankreich, aufgeben. Hätte er dies gethan, so würde er ganz in des Kaisers Gewalt gewesen sein. Man kam also nur wegen eines am 26. Mai in Passau zu eröffnenden Friedens-Kongresses überein, bis zu welchem Moritz in den Waffen bleiben und weiter marschiren durfte. König Heinrich besetzte gleich darauf die ihm überlassenen Städte in Lothringen, in welche man ihn einließ. Er gelangte auch bis nach Straßburg an den Rhein; diese Stadt folgte aber seiner Lockung nicht, sondern hielt ihre Thore geschlossen. Albrecht von Kulmbach und seine Mordbanden hausten gräßlich in Franken.

Schon am 12. Mai war Moritz im Süden von Baiern. Er

schlug und zersprengte am 18. Mai die kaiserlichen Truppen bei Reute, und nahm am folgenden Tage die Ehrenberger Klause ein. Am 22. war er nur noch zwei Stunden von Insbruck entfernt, und der Kaiser, welcher am Podraga krank danieder lag, sah sich genöthigt, fast ohne Begleitung über die unwegsamen Höhen der Julischen Alpen zu fliehen. Wir vermuthen, daß Moritz absichtlich dem kranken Kaiser Zeit gelassen habe, sich durch eine schimpfliche Flucht eilig zu retten; denn er war ja mit Ferdinand darüber einig, daß die Unterhandlungen zu Passau am 26. Mai wieder beginnen sollten. In Insbruck ließ Moritz Alles, was dem Kaiser oder den Spaniern gehörte, plündern; Ferdinand's Eigenthum dagegen ward sorgfältig geschützt. Der Letztere, welcher ebenfalls in Insbruck gewesen war, begab sich von dort nach Passau, wohin auch Moritz kam und wo Beide dann miteinander unterhandelten, während der Kaiser in Villach verweilte. Den gefangenen Kurfürsten Johann Friedrich setzte Karl sogleich in Freiheit; dieser nahm es aber nicht an, sondern folgte noch ferner dem kaiserlichen Hofe, wahrscheinlich weil er nicht wollte, daß es heißen sollte, der Räuber seiner Kurwürde und eines großen Theiles seines Gebietes habe ihn befreit. Ferdinand und die in Passau versammelten Fürsten (mehrentheils geistliche) konnten den überlisteten und daher sehr gekränkten und erbitterten Kaiser lange nicht dazu bewegen, daß er mit Moritz abschließe. Dieser drohte endlich dem geschlossenen Waffenstillstande ein Ende zu machen, und willigte nur ungern ein, daß derselbe bis zum 3. Juli verlängert werde. Als jedoch der Kaiser sich keinen Termin setzen lassen wollte, erklärte Moritz den Waffenstillstand für aufgehoben, und ertheilte den Befehl, die Stadt Frankfurt anzugreifen, in welcher noch einige tausend Spanier lagen. Ferdinand, welcher damals aufs neue durch die Türken heftig bedrängt wurde, fand nöthig, selbst nach Villach zu reisen, um seinen Bruder zum Nachgeben zu bewegen. Dies gelang ihm denn auch, weil Moritz durchaus keine neue Forderung machte, sondern mit dem zufrieden war, was er gleich anfangs verlangt hatte. Es ward hierauf in Passau ein Waffenstillstand auf unbestimmte Zeit unter den von Moritz vorgeschriebenen Bedingungen geschlossen, nach welchen der Landgraf von Hessen in Freiheit gesetzt werden und die anderen Protestanten

ihre Ehren und Güter wieder erhalten sollten. Dieser Passauer Vertrag war freilich nur ein Stillstand, kein eigentlicher Frieden, weil zu Passau nur ein Theil des Reiches repräsentirt war und deshalb wegen der Religion, wegen der kaiserlichen Eingriffe in die Verfassung und wegen des Verhältnisses der Parteien noch auf ein Concilium und zunächst auf einen Reichstag verwiesen wurde; allein man fand in Beziehung hierauf eine Auskunft. Man wies nämlich nicht, wie vorher, unbedingt auf das Concilium oder den Reichstag hin, sondern erklärte, es solle mit diesem Passauer Stillstande ein beständiger Frieden zwischen den Anhängern der alten und der neuen Religion anfangen, und jeder Theil solle den anderen nicht nur bei seiner Religion, sondern auch bei seiner Habe, seinen Gütern und Einkünften ruhig lassen. Alle Urtheile der fanatischen Juristen der Reichsgerichte und alle gegen die neue Religion ergangenen beschwerlichen Mandate und Decrete wurden aufgehoben und vernichtet; jeder sollte nicht blos bei seiner Religion, sondern auch bei seiner Habe und seinen Gütern geschützt werden. Zufolge eines Nebenvertrages, den aber der Kaiser nicht bestätigen wollte, sollte dieser Vertrag auch in dem Falle, daß man auf den folgenden Reichstagen nicht einig werde, nichtsdestoweniger beständig in Kraft bleiben. Die Augsburgischen Confessions-Verwandten sollten deshalb auch künftig zum Reichs-Kammergericht zugelassen und dieses angewiesen werden, allen Parteien ohne Unterschied der Religion unparteiisch Recht zu sprechen. Alles dieses ward nicht nur vom Kaiser und vom römischen Könige, sondern auch von allen Kurfürsten und von dem größten Theile der Fürsten bekräftigt und verbürgt. Ferdinand und sein Sohn Maximilian gelobten, demjenigen Theile, in Rücksicht dessen der Vertrag verletzt werde, gegen den ihn verletzenden beizustehen.

Die Ereignisse der folgenden Jahre, den Ausgang des französischen Krieges, den Tod des Kurfürsten Moritz in Niedersachsen und die Abdankung des Kaisers werden wir erst weiter unten berichten. Hier fügen wir nur noch eine Bemerkung über die Befestigung des Passauer Vertrages durch den Augsburger Religions-Frieden hinzu. Obgleich nämlich ein Reichstag, auf welchem dem Passauer Vertrage zufolge Alles ausgemacht und dieser in einen förmlichen Frieden umgewandelt werden sollte, schon auf 1553 nach Ulm aus-

geschrieben worden war, so konnte doch weder in diesem noch im folgenden Jahre etwas daraus werden. Im Jahre 1555 aber kam endlich ein Reichstag in Augsburg zu Stande, nachdem Ferdinand, welcher schon Ende December 1554 in jener Stadt angelangt war, mehr als sechs Wochen auf die langsam eintreffenden Stände gewartet hatte. Die Instruction, welche die kaiserlichen Gesandten mitbrachten, war ganz spanisch und römisch abgefaßt; Ferdinand aber und sein Sohn Maximilian waren ganz deutsch und der Letztere dem Pfaffenthume keineswegs gewogen. Ferdinand erklärte sogleich in der Reichstags-Proposition, daß er für das Beste halte, gar keinen Versuch zu machen, die Religions-Meinungen durch ein Concilium oder durch Gespräche und Disputationen zu vereinigen, sondern sich ganz allein an das rein Politische zu halten. Er sprach trotz der Intoleranz, welche in seines Bruders Instruction lag, trotz des Pabstes und trotz des von diesem versammelten allgemeinen Tridentiner Concils sich dahin aus, daß man am Besten thun werde, wenn man jetzt den Protestanten einen beständigen, von dem Religions-Vergleiche unabhängigen Frieden auch von Seiten des ganzen Reiches zusichere. Auch die Fürsten und Kurfürsten trugen in ihrem Gutachten darauf an. Ferdinand's Vorschlag ging daher durch, zumal da auch der Kardinal Otto, Bischof von Augsburg, welcher von einem Frieden mit den Protestanten schlechterdings nichts wissen wollte, durch den Tod des Pabstes im März nach Rom gerufen ward und den kurz vorher eingetroffenen, zur Störung des Friedens bevollmächtigten päbstlichen Nuntius mit sich dahin zurücknahm.

Die Hauptsache ward schon in den ersten Monaten des Jahres 1555 zu Ende gebracht, weil der Kaiser im Begriffe stand, die Krone niederzulegen, und weil weder Ferdinand noch die katholischen Stände Lust oder Macht hatten, den Frieden zu brechen. Es war dabei eigentlich nur von den Lutheranern die Rede; doch wagte man nicht ausdrücklich zu sagen, daß die Calvinisten von dem Frieden ausgeschlossen wären. Es heißt nämlich in dem Vertrage: kein Reichstand solle den anderen wegen der Augsburgischen Confession oder überhaupt wegen Lehre und Glauben beunruhigen. Nicht blos die Fürsten und die unmittelbaren Herren, sondern auch die Frei- und Reichs-Städte, sowie die mittelbaren, unter katholischen Herren stehenden Ritter, Städte und Gemeinden sollten in Bezug

auf Religion dasselbe Recht haben, wie die unmittelbaren. Jede Regierung aber, welche nur Eine Religion dulden wolle, solle den Anhängern der anderen erlauben, ohne Abzugsgelder und ohne irgend eine Schmälerung auszuwandern. Ferner sollten im Reichs-Kammergericht sowohl Protestanten als Katholiken sitzen. Unglücklicher Weise brachten die Protestanten einen Punkt zur Sprache, welcher, wenn er unerörtert geblieben wäre, unfehlbar die Säcularisation aller geistlichen Stifter herbeigeführt haben würde. Die Protestanten verlangten nämlich, es solle mit ausdrücklichen Worten auch den geistlichen Ständen dasselbe Recht des Religions-Wechsels zugestanden werden, welches den weltlichen Ständen eingeräumt worden war. Dadurch wurden die katholischen Stände geweckt, und es begann ein heftiger Streit, welcher die schon mit dem Beginne des Monates April über die ersten Punkte einigen Stände in Betreff dieses Punktes und eines mit ihm enge verbundenen anderen noch sechs Monate lang zu keiner Einigung kommen ließ. Selbst König Ferdinand erklärte, daß er lieber auf der Stelle davon reiten, als den Geistlichen die Religion freilassen wolle. Als daher endlich am 13. September 1555 der Augsburger Religions-Frieden unterzeichnet ward, schob man auf des römischen Königs Veranlassung einen Vorbehalt desselben und der katholischen Stände ein, welcher später die Veranlassung zu langen, unseligen Streitigkeiten und großen Uebeln wurde. Dieser sogenannte geistliche Vorbehalt (Reservatum ecclesiasticum) lautete: daß, wo ein Erzbischof, Bischof und Prälat oder ein Anderer geistlichen Standes von der alten Religion abtreten würde, derselbe sein Erzbisthum, Bisthum oder andere Beneficien, auch damit alle Früchte und Einkommen, so er davon gehabt, seiner Ehre unnachtheilig verlassen solle.

IX. Folgen der Reformation.

1. Die Jesuiten.

Des Ordens der Jesuiten haben wir bisher nicht erwähnt, weil erst seit dem Augsburger Religions-Frieden und dem damit wenigstens in entfernter Verbindung stehenden Concilium von Trident die ganze leitende Geisteskraft der alten Staats-Religion sich in diesen Orden zusammendrängte. Seit jenem Religions-Frieden ward sowohl das Lutherthum als auch der Calvinismus immer mehr das Werk und Eigenthum der gelehrten, eiteln, rechthaberischen Theologen. Der Protestantismus verlor in Folge davon den Reiz, welchen das Evangelium dadurch hat, daß es Allen zugänglich, Allen verständlich ist und nicht den Reichen, Vornehmen und Gelehrten, sondern den Armen, Niedrigen und aller Sophistik Fremden das Himmelreich verheißt. Es ward deshalb seit 1555 dem neuen gelehrten und eifrigen Orden leicht, die trockenen Formeln, in die man zu Wittenberg, zu Tübingen, zu Genf und an anderen Orten die freie und klare Lehre des Evangeliums preßte, zu vernichten. Die Jesuiten brauchten, um dies zu bewirken, nur der Wissenschaft die Wissenschaft, den trockenen Predigten religiöse Mythen von Wundern und Heiligen und dem nackten Cultus die aus dem Heidenthum entlehnten, christlich eingekleideten und symbolisch erklärten Ceremonien und Processionen mit allem Schaugepränge des poetisch-religiösen Gottesdienstes entgegenzusetzen, sowie endlich ängstlich dafür Sorge zu tragen, daß jeder, der in den neuen Orden eingeweiht war, ganz vom Geiste desselben durch-

drungen sei. Dies geschah, und die Jesuiten wurden, indem sie bald die Dominikaner aus allen vornehmen Beichtstühlen verdrängten, für die neuere Zeit dasselbe, was diese im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert gewesen waren, Lehrer der päbstlichen Weisheit und treue Diener des päbstlichen Absolutismus.

Die Verwirrungen, welche nach der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts in Frankreich entstanden, und der damals dort wüthende Bürgerkrieg, die zu gleicher Zeit in den Niederlanden Statt findenden Religions-Verfolgungen, die Zerrüttung, die nach Maximilian's II. Tode im habsburgischen Hause eintrat, und die Verletzungen des Augsburger Religions-Friedens, welche den dreißigjährigen Krieg veranlaßten, waren hauptsächlich das Werk der Jesuiten. Wir müssen daher hier einen Augenblick bei der Geschichte dieses neuen Ordens verweilen, welcher bestimmt war, die Ungläubigen und Ketzer zu bekehren und die Wissenschaft des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts zu gebrauchen, um dem alten Glauben neue Grundlagen zu verschaffen. Dagegen halten wir nicht für nöthig, ausführlich von den schmutzigen Kapuzinern zu reden, welche zu gleicher Zeit den etwas saubereren Franziskanern zugesellt wurden, damit der gemeine Haufen, dem sie angehörten, von dem Evangelium fern gehalten und im Aberglauben bestärkt werde.

Der Gründer des Jesuiten-Ordens, Ignaz von Loyola, wurde fast um dieselbe Zeit von seiner weltlichen und kriegerischen Laufbahn zu einer geistlichen getrieben, als Luther durch seine Reise nach Worms dem Kloster und der alten Lehre gänzlich entfremdet ward. Ignaz von Loyola commandirte 1521 die Besatzung von Pampeluna, und ward bei der tapferen Vertheidigung dieser Stadt (s. Th. XI. S. 381) so gefährlich an beiden Füßen verwundet, daß er die militärische Laufbahn aufgeben mußte. Während seiner langen und sehr schmerzlichen Heilung beschäftigte er sich auf seinem väterlichen Schlosse mit dem Lesen von Legenden und Heiligen-Geschichten, mit den Wundern, welche durch die Heiligen verrichtet worden waren, und mit den Gesichten, die sie gehabt hatten. Als ein Spanier, der mit Legenden genährt und in den oft nicht weniger wunderbaren Rittergeschichten bewandert war, wurde er dann natürlicher Weise mit himmlischen Erscheinungen

und Offenbarungen beglückt, deren ein kalter Nordländer unwürdig ist. Loyola zog hierauf aus, um geistliche Abenteuer zu suchen, da Gott oder das Schicksal ihn zu ritterlichen untüchtig gemacht hatte. Die ersten Abenteuer, welche er auf einer Pilgerfahrt nach Rom und Jerusalem bestand, und die Türken-Bekehrung, die er in Jerusalem versuchte, muß man bei einem seiner unzähligen Lobredner lesen, um nicht auf den Gedanken zu kommen, er sei zwei Jahre hindurch, wenn auch nicht ganz, doch zum Theile wahnsinnig gewesen. Gleich darauf kam Loyola auf einen Gedanken, der für die Geschichte und Wirksamkeit des von ihm gestifteten Ordens von der größten Bedeutung ist. Nachdem er nämlich in Spanien überall umhergezogen und als Bußprediger aufgetreten war, auch in Barcellona vergebens versucht hatte, sich Elementarkenntnisse zu verschaffen, trieb er einige Jahre hindurch zu Paris die nöthigen Studien ernstlich, indem er das dazu nöthige Geld in den Niederlanden erbettelte. Auf diese Weise lernte er, was nachher seinen Orden auszeichnete, sowohl die Welt und die Menschen im größten Umfange, als auch die ihm bisher fremd gebliebene Wissenschaft seiner Zeit kennen. Er konnte also auch der wilden Schwärmerei, dem übertriebenen Aberglauben und den fanatischen Bußübungen, welche ihm über den großen Haufen denselben Einfluß verschafften, den die Stifter der Bettelorden gehabt hatten, eine verständige Richtung geben. Loyola ward ihm Jahre 1534 Magister, und wir glauben wohl, daß ein so fester, ausdauernder und ehrgeiziger Mann es in neun Jahren dahin gebracht habe, alle gelehrten Prüfungen mit Ehren zu bestehen.

Schon während dieses langen Aufenthaltes zu Paris trieb Loyola, nach dem Zeugnisse seiner jesuitischen Lebensbeschreiber, denen wir folgen, das Bekehrungs- und Bußprediger-Geschäft, jetzt innere Mission genannt, mit denselben ganz wunderlichen Mitteln und Reden, welche, wie Montalembert's Geschichte der heiligen Elisabeth beweist, auch heut' zu Tage ihre Wirkung auf die Menge und die modische Welt nie verfehlen. Dagegen ist nichts einzuwenden. Ein anderer Zug aber, welchen seine Lebensbeschreiber anführen, zeigt uns, daß schon der Heilige, der den Jesuiten-Orden gründete, dasjenige Werk begann, das bis auf unsere Tage der Hauptzweck des Ordens geblieben ist, nämlich den Protestantismus und die

Protestanten zu vertilgen, ohne über die Mittel bedenklich zu sein. Eine längere Stelle aus der Geschichte der Jesuiten des ersten Jahrhunderts würde das Gesagte, sowie die grimmige Feindschaft des Ordens gegen Luther und das Lutherthum ganz anschaulich machen, wenn unser Zweck uns erlaubte, sie übersetzt hier einzurücken. Wir begnügen uns anzuzeigen, wo sie sich findet (Imago primi seculi etc. lib. I. diss. VI. p. 18). Was den Heiligen selbst angeht, so sagt sein Biograph Ribadeneira: „Zu der Zeit, als Ignaz in Paris promovirte, begünstigten viele angesehene Lehrer der Universität Luther's Unternehmen. Ignaz als das von Gott erwählte Rüstzeug, mit welchem die verdammliche Lehre des Reformators niedergeworfen werden sollte, gebrauchte alle möglichen Kunstgriffe, um das Reformations-Geschäft in Frankreich zu hintertreiben. Er zog sorgfältig über die vermuthlichen Ketzer Kundschaft ein, und zeigte sie der Inquisition an, die dann nach aller Strenge mit ihnen verfuhr." Die Könige von Frankreich nämlich, sowohl Franz I. als Heinrich II., ließen von Zeit zu Zeit Ketzer zu halben Dutzenden verbrennen, weil die juristischen Theologen des Parlaments dies als Recht erkannten. Loyola ward übrigens allerdings vom Schicksale begünstigt, obgleich sein Lebensbeschreiber uns versichert, daß selbst in Paris seine Mystik und Schwärmerei verlacht wurden, und daß anfangs sogar sein Landsmann Franz Xaver, bei welchem er im Collegium Beauvais Philosophie hörte, nichts davon wissen wollte. Xaver besann sich bald eines Besseren, weil er und Andere einsahen, wie gut sich die nicht erheuchelte, sondern aufrichtige fanatische Frömmigkeit seines Schülers im Interesse der bedrohten päbstlichen Kirche benutzen lasse. Der in Navarra geborene Professor Franz Xaver und der gelehrte Savoyarde Peter Faber gaben hierauf der abenteuerlichen und phantastischen Schwärmerei Loyola's ein wissenschaftliches Gewand, und eine kleine Zahl sehr gelehrter Männer schloß sich an diesen an, um bekehrend und gegen die Ketzer predigend umherzuziehen und, wie die irrenden Ritter jener Zeit mit der Lanze thaten, mit der Rede für den Glauben zu streiten und gelegentlich als Heilige zu abenteuern.

Diese Männer hatten richtig gerechnet. Sie spielten schon in den nächsten Jahren sehr bedeutende Rollen, und zwar, weil es

lauter tüchtige Charaktere waren, nach der Verschiedenheit ihres Geistes, ihrer Kenntnisse und ihre Charaktere in ganz verschiedenen Stellungen. Die Ersten, die sich als Kämpfer auf Leben und Tod für die damals von allen Seiten angegriffene und erschütterte päbstliche Lehre mit Loyola vereinigten, waren außer den beiden Genannten Jakob Lainez, Alphons Salmeron, Nikolaus Bobadilla und Simon Rodriguez. Loyola las diesen mit ihm zu gleichem Zwecke vereinigten Männern im August 1534 in der unterirdischen Kapelle eines Nonnenklosters am Montmartre bei Paris eine feierliche Messe, und nahm ihnen das Gelübde ab, daß sie entweder zusammen nach Jerusalem oder doch nach Rom gehen, sich dem Pabste zu Füßen werfen und ihm ihr Leben und ihre Dienste zur Vertheidigung des bedrohten heiligen Stuhles anbieten wollten. Er begab sich nachher auf kurze Zeit nach Spanien, wo die Selbstpeinigungen, die übertriebene Demuth und die schwärmende Selbstverleugnung, welche in Frankreich sogar von seinem Arzte für partiellen Wahnsinn erklärt worden waren, für Tugend und Heiligkeit galten. Als er sich seinem Geburtsorte nahte, zogen das Volk und die Geistlichkeit ihm feierlich entgegen; denn er betrug sich so, wie einst Pachomius und die byzantinischen Styliten (s. Th. IV. S. 563 f. u. 565). Er wohnte nicht im Schlosse seines Bruders, sondern im Spital, erbettelte seinen Unterhalt, hielt überall Bußpredigten und that Wunder. Doch war sein Wandertrieb eben so stark, als sein Bekehrungseifer. Er durchwanderte Spanien und begab sich endlich zu Schiffe über Genua nach Venedig.

Dorthin kamen die genannten, durch Eidgelübde mit Loyola verbundenen und von ihm fanatisirten jungen Männer, deren Zahl unterdessen noch durch einige andere in Paris studirende Spanier vermehrt worden war. Der Plan nach Jerusalem zu gehen ward aufgegeben. Ignaz, Faber und Lainez reisten nach Rom, um dem Pabste den Beistand eines mit Leib und Leben dem römischen Stuhle dienenden, allen Ketzern Vernichtung bringenden Ordens anzubieten; die anderen Verbundenen vertheilten sich, um auf den italiänischen Universitäten für den neuen Orden zu werben. In den Jahren 1538 und 1539 wurde dann der Plan zur Ordensregel nach dem Grundsatz eines ganz besonderen, dem päbstlichen

Stuhle, nicht blos der Kirche oder ihrem unsichtbaren Haupte, zu leistenden beständigen Dienstes entworfen, und gleich im April 1539, noch ehe der Pabst sich über den neuen Orden ausgesprochen hatte, ward zu den Gelübden der Armuth und der Keuschheit noch das eines ganz unbedingten und blinden Militärgehorsames gegen den künftigen Ordens-Oberen hinzugefügt. Auch dies schien noch nicht genug, um den Pabst dazu zu bewegen, daß er das ehrgeizige Streben so heftiger und unruhiger Männer, wie die spanischen Unternehmer der Sache waren, anerkenne und einem neuen, nicht für das Kloster, sondern für die Welt bestimmten Orden seine Bestätigung ertheile. Man fügte deshalb noch ein viertes, bis dahin unerhörtes Gelübde hinzu, welches nothwendiger Weise für den neuen Orden und dessen Stifter einen Pabst gewinnen mußte, der in einer Zeit, wo man überall gegen die Bettelorden, ihren Schmutz und ihre Gemeinheit laut protestirte, den neu geschaffenen Kapuziner-Orden anerkannt hatte und mit dem größten Nachdruck auf die jährliche feierliche Verkündigung der Verfluchungs-Bulle In coena domini am grünen Donnerstag drang. Die Verbündeten übernahmen nämlich am vierten Mai 1539 noch als viertes Gelübde die Verpflichtung zu einem ganz besonderen Gehorsam gegen den päbstlichen Stuhl und gelobten, sich in allen Geschäften nach Gefallen der Päbste unentgeltlich gebrauchen zu lassen.

Von dieser Zeit an nahm der Reichthum und Einfluß der Männer, die sich an Loyola angeschlossen hatten, mit großer Schnelligkeit zu, und die vornehmsten und tüchtigsten Leute in Rom erkannten deutlich, was mit dem Entwurfe eines Mannes, dessen Eitelkeit und Fanatismus grenzenlos war und in Spanien und Portugal das größte Aufsehen machte, anzufangen sei. Sie entwarfen einen auf die damalige Lage der Dinge jenseit der Alpen ganz vortrefflich berechneten Aufsatz, wie ihn Loyola selbst mit seinen beschränkten Fähigkeiten und Kenntnissen nie hätte entwerfen können, und legten denselben dem ganz diplomatischen und politischen Pabst Paul III. und dessen scharf sehenden, die Zukunft richtig berechnenden Kardinälen vor. Der Pabst zauderte jedoch auch dann noch, als bereits die portugiesische Regierung sich an Loyola mit der Bitte wandte, daß er ihr Bekehrer für die portugiesischen

Besitzungen in Ostindien senden möge. Loyola ging auf dieses Begehren ein und ward so der Gründer der portugiesischen Missionen im Osten. Simon Rodriguez und Franz Xaver zogen als Missionäre über das Meer, und der Letztere gab als Missionär in Japan, als Märtyrer und Heiliger dem Orden denselben Glanz, welchen einst der heilige Dominikus und Franz von Assissi den Dominikanern und Franziskanern gegeben hatten.

Nachdem Paul III. im Herbst 1540 den Orden durch die Bulle Consueverunt bestätigt hatte, ward Ignaz Loyola der erste Ordens-General, und bewies bei der Ausbreitung und Bereicherung desselben eine ebenso anhaltende unruhige Thätigkeit, einen eben so großen Fanatismus und eine ebenso geschickte Benutzung der Umstände, unter welchen die geistlichen und weltlichen Regierungen eine den Gegnern durch Kenntnisse gewachsene Macht brauchten, als er vorher bei der Stiftung bewiesen hatte. Unmittelbar nach der Bestätigung des Jesuiten-Ordens hören wir überall über die Härte, Verfolgungssucht und Unduldsamkeit der Mitglieder desselben klagen. In Portugal wüthete Simon Rodriguez, welcher dort noch zurückgeblieben war, als Franz Xaver sich vom König Johann III. durchaus nicht hatte halten lassen, auf die Gunst des Letzteren gestützt mit der ärgsten Grausamkeit gegen Juden und Marranen, und der Adel wie das Volk klagten vergebens über den blutigen Bekehrungseifer der neuen päbstlichen Miliz. In Schottland betrugen sich die vom Pabste dahin gesendeten Jesuiten Salmeron und Brouet, denen Loyola Milde, Schonung und Demuth anempfohlen hatte, auf solche Weise, daß man nachher in ihrem Verfahren den Hauptgrund fand, warum ein Freiheit liebendes Volk einer Religion, die man ihm mit Gewalt aufdringen wollte, gänzlich entfremdet wurde. In Deutschland waren die aus Rom geschickten Jesuiten unter den damaligen Umständen höchst willkommen, und Faber, Bobadilla und le Jay bewiesen sich dort sehr nützlich, um die Religions-Gespräche in Worms und Regensburg zu vereiteln. In der letzteren Stadt wollte freilich das Volk den le Jay wegen seines Schimpfens über die Reformation in die Donau werfen; der Herzog von Baiern aber machte ihn zum Professor in Ingolstadt, von welchem Orte aus dann der Jesuitismus sich über Deutschland verbreitete. Bobadilla nahm seinen Sitz in Wien, wo zu Ferdinand's

Lebzeiten noch Vieles für einen spanischen Jesuiten zu thun war, während nachher unter Maximilian II. Oestreich vorerst durchaus keinen Wirkungskreis für die Jesuiten darbot. Faber begab sich zuerst nach Mainz, um mit Hülfe des Pabstes die Reformation der dort bestehenden schreienden Misbräuche, welche der Erzbischof selbst begonnen hatte, auf jede Weise zu hintertreiben. Von Mainz ging er nach Köln, wo er den daselbst studirenden Holländer Peter Canisius für seinen Orden gewann und in diesem gelehrten Manne von starkem Gedächtnisse und großer Streitbarkeit der päbstlichen Theologie eine neue Grundsäule verschaffte.

Schon 1543 hob Pabst Paul III. den Zusatz zu seiner Stiftungs-Bulle, nach welchem die Zahl der Professen auf sechszig beschränkt war, auf, und jetzt wimmelte es bald in allen katholischen Ländern, besonders in Spanien, Portugal und den Niederlanden, von Jesuiten. Diese verstanden die besten Köpfe an sich zu ziehen, eigneten sich die neue, von den Klostergeistlichen verschmähte Wissenschaft an, und gebrauchten dieselbe mit einer ihrem Orden eigenen Sophistik zur Befehdung der evangelischen Lehre, welche um diese Zeit bei den Deutschen in eine trockene Dogmatik umgewandelt ward. Universitäten, Schulen und die Beichtstühle der Höfe waren bald in der Jesuiten Gewalt; die Glieder der vornehmsten Familien gehörten ihnen an; sie kannten als Beichtväter alle Geheimnisse, und ihr Ordens-General hielt die Fäden aller Ereignisse in seiner Hand. Sie wußten ihre Schüler zu bezaubern, bildeten ganz vortreffliche Hofleute, und schoben jeden ihrer lange geprüften, blind gehorchenden Schüler in den Platz ein, welcher für ihn und für den er paßte.

Soweit haben wir der Anfänge des Jesuiten-Ordens hier erwähnen zu müssen geglaubt, weil von der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts an dieser Orden überall thätig und geschäftig war, um einerseits jeden über das Mittelalter hinausgehenden Fortschritt der Christen zu hemmen, und dagegen andererseits die exacten Wissenschaften und die Fortschritte des materiellen Lebens mächtig zu fördern. Wir würden leicht nachweisen können, daß und wie die Regeln des Ordens, die ganze Einrichtung und Regierung desselben, die Auswahl, Prüfung und Überwachung seiner Mitglieder darauf eingerichtet waren, die Ordens-Oberen zu einer

Aristokratie zu machen, welche dem alten römischen oder dem venetianischen Senat gleichkam, wenn wir uns nicht scheuten, von dem rein historischen Wege uns auch nur um Einen Schritt zu entfernen.

Wir wollen von den unzähligen Schriften über die innere Einrichtung des Ordens nur eine einzige nennen, deren Verfasser uns, wenn man von der durch sein Buch hindurchgehenden Ironie absieht, das Wesen der Ordens-Einrichtungen besser, als irgend ein anderer Schriftsteller über die Jesuiten, gekannt und geschildert zu haben scheint. Diese Schrift ist ein Werk Melchior Inchhofer's, welcher in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts bedeutende Würden im Orden bekleidete, in Rom lebte und der Freundschaft des Pabstes Innocenz X. gewürdigt ward. Dieser Pabst war es auch, der die Jesuiten zwang, den Melchior Inchhofer, welcher freilich auf dem Titelblatte seines Buches seinen Namen nicht genannt hat, der sich aber vor ihnen nicht verbergen konnte, schnell wieder nach Rom zurückzubringen, als sie ihn fast unter den Augen des Pabstes gewaltsam entführt hatten. Die Jesuiten halfen sich später damit, daß sie, um das Gewicht der Autorität von Inchhofer's Schrift zu schwächen, die freilich von Niemanden geglaubte Behauptung aussprachen, Inchhofer habe das Buch nicht verfaßt. Seine Schrift ist eine durchgeführte Allegorie, in welcher die Jesuiten nicht einmal genannt werden; denn sie führt den Titel: Monarchie der Erz-Egoisten (Monarchia Solipsorum). Sie stellt in zwanzig Kapiteln die Einrichtung und den Zustand des Jesuiten-Ordens im ersten Jahrhundert nach seiner Stiftung auf eine ganz andere Weise dar, als sie in dem jesuitischen Gemälde dieses ersten Jahrhunderts (Imago primi seculi societatis Jesu) dargestellt sind. Es wird in ihr zuerst von der Regierungsform des Ordens gehandelt, dann von den Mitteln und der Gleisnerei, womit sie brauchbare und reiche Leute an sich ziehen, von den Legenden und Fabeln, in welche sie ihre Geschichte hüllen, von ihren Collegien, Studien, Sitten und Gebräuchen, von ihren Gesetzen, Urtheilen und Versammlungen, von ihren auswärtigen Missionen, von ihren Einkünften und endlich von ihren zahlreichen Streitigkeiten. Der Verfasser hatte freilich, was jedem Leser seiner Schrift einleuchtend ist, die Absicht, seine Zeitgenossen, von welchen die Jesuiten ver-

göttert wurden, auf die schwache Seite der bewunderten Einrichtungen derselben aufmerksam zu machen; allein die Thatsachen, die er angibt, sind darum nicht weniger zuverlässig. Übrigens hat der Jesuit Gottlieb Raynaud, dessen Werke in zwanzig Bänden gedruckt sind, nach der Art seines Ordens Inchhofer's Buch durch dreistes Ableugnen, herzhaftes Schimpfen und sophistisches Entschuldigen zu widerlegen versucht.

2. Die Guisen und Heinrich's II. von Frankreich Verhältniß zu Deutschland.

Schon unter Franz I. hatten in Frankreich, besonders auf Betreiben des neuen Ordens der Jesuiten, die Verfolgungen der Protestanten begonnen, welche bis zum Ende des Jahrhunderts dieses Reich zerrütteten und den französischen Großen einen Vorwand gaben, sich des Volkes zu ihren Privatzwecken zu bedienen. Die vornehmen Herren gewannen das Volk, welches religiöse Freiheit suchte, durch den Schein des Eifers für dieselbe, gerade wie man in unseren Tagen das Volk durch den Schein des Eifers für politische Freiheit gewonnen hat; beide Male ward es betrogen, sobald die Privatzwecke der Parteihäupter erreicht waren.

Es hat an Höfen stets Parteiungen gegeben, und die Geschichte der letzten Jahre des Königs Franz I. dreht sich fast ausschließend um die Kabalen der früheren und späteren Geliebten dieses Königs, der Diana von Poitiers oder Herzogin von Valentinois und der Herzogin von Estampes. Unter Heinrich II., welcher Ende März 1547 seinem Vater nachfolgte, erhoben sich lothringische Prinzen oder die Familie Guise auf furchtbare Weise neben dem Throne. Franz hatte den alten, herrschsüchtigen Connetable von Montmorency vom Hofe verbannt (s. S. 237 f.) und sich auf dem Todbette von seinem Nachfolger das Versprechen geben lassen, daß derselbe nicht wieder zurück gerufen werde; kaum hatte aber Heinrich II. den Thron bestiegen, als er nicht nur den Connetable zurückrief, sondern sich auch gänzlich der Leitung desselben überließ und den Befehl gab, ihm die während seiner Verbannung zurückgehaltenen Gelder vollständig auszuzahlen. Die erste Folge dieser Veränderung war die Verbannung, sowie bald darauf die Beraubung der Herzogin von Estampes. Ihren Palast erhielt Diana von Poitiers,

ihre beste Besitzung einer der lothringischen Prinzen, der sogenannte Kardinal von Lothringen. Heinrich's II. Hof war in nicht weniger als fünf Parteien getheilt, und das Haupt einer jeden derselben strebte nach Alleinherrschaft. Diana von Poitiers hatte ihren Anhang, der aber enge mit dem des Connetable zusammenhing; ebenso stark, als diese beiden Parteien, war die der Guisen, weniger stark war der Anhang des Marschalls von St. André und der der Königin Katharina von Medicis.

Die Familie der Guisen, zu deren Gunsten die Jesuiten kabalirten, und welche vom fanatisirten Haufen als Hauptstütze des durch die Calvinisten erschütterten Katholicismus betrachtet wurde, stammte von dem jüngeren Sohne des Herzogs Rainer II. von Lothringen, dem Herzog Claudius von Guise, ab, dessen älterer Bruder, Anton, das Herzogthum Lothringen erbte (s. Th. XI. S. 407 f.). Die Familie Guise war also eigentlich ein lothringisches Haus. Das Land Lothringen gehörte aber zum deutschen Reiche, und die Nachkommen Anton's, welche deutsche Vasallen blieben, wurden, da das deutsche Reich sie nicht schützen konnte, von der französischen Regierung auf jede Weise beeinträchtigt, während die Nachkommen seines Bruders Claudius in Frankreich Herzogthümer und Macht fanden. Claudius hatte fünf Söhne, welche ebenso wie er eine bedeutende Rolle in der französischen Geschichte spielten. Der älteste Sohn, Franz, welcher bis zum Tode seines Vaters (1550) Graf von Aumale war und dann Herzog von Guise ward, ist schon als Graf von Aumale durch die fürchterliche Wunde berühmt geworden, die er beim Angriffe der Engländer in Boulogne erhalten hatte *). Der zweite Sohn, Karl, wird unter dem Namen Kardinal von Lothringen von uns noch oft erwähnt werden. Der dritte, Claudius, ward Herzog von Aumale. Der vierte, Ludwig, erhielt ebenfalls die Kardinals-Würde. Der fünfte, René, ward Herzog von Elboeuf. Den Grund zur Größe des Hauses Guise legte Claudius dadurch, daß er, als Montmorency nach Heinrich's II. Thronbesteigung Alles am Hofe vermochte, diesen und durch ihn die Herzogin von Valentinois

*) Par le cop de lance Anglesche entre l'oeil et le nez, sagt Vieilleville.

(Diana von Poitiers) gewann, und daß er die Vermählung seiner Tochter, der verwittweten Herzogin von Longueville, mit Jakob V. von Schottland zu Stande brachte. Als Jakob V. starb und seine kaum erst geborne Tochter, die unglückliche Maria Stuart, Königin von Schottland ward, beherrschten die Guisen und ihre Jesuiten unter dem Namen der verwittweten Königin dieses Reich, verlobten ihre Nichte mit dem Dauphin Franz und ließen dieselbe zu ihrem Unglücke am leichtfertigen französischen Hofe unter dem wüsten Treiben der Parteien erziehen. Man entwarf außerdem noch den Plan einer Vermählung des Guisen Claudius, Herzogs von Aumale, mit der Tochter der allmächtigen Geliebten des Königs (die lojalen Franzosen berichten, dieses Verhältniß ihres Königs sei eine ganz Platonische Liebe gewesen). Ferner ward die Kardinals-Würde, welche bereits der zweite Bruder hatte, auch auf den vierten übertragen. Dem ältesten Bruder endlich, Franz von Guise, verdankte König Heinrich II. im Kriege mit Karl V. noch weit mehr, als vorher in dem Kriege, welcher um den Besitz von Boulogne geführt wurde. Es begannen nämlich, gleich nachdem König Eduard VI. von England im März 1549 (oder eigentlich später, da man das Jahr mit Ostern anfing) Frieden geschlossen und Boulogne an Frankreich zurückgegeben hatte, die Feindseligkeiten der Franzosen in Italien, welche in den folgenden Jahren den Krieg herbeiführten.

Die Leute, welche den schwachen Heinrich II. regierten und von ihm auf beispiellos verschwenderische Weise mit Gütern, Ehren, Ämtern und Stellen leichtsinnig beschenkt wurden, benutzten bekanntlich die Streitigkeiten in Italien und in Deutschland, um Frankreich auf Unkosten der Spanier und des deutschen Reiches wieder zu dem durch Karl V. verlorenen Ansehen in Europa zu bringen. Hierbei erwarb sich niemand mehr Verdienst, als Franz von Guise, le balafré, wie man ihn nannte (s. Th. X. S. 198). Noch ehe an Krieg gedacht wurde, erneute man die Capitulation mit den Schweizer Kantonen, von welchen nur Bern und Zürich sich ausschlossen, weil seit Heinrich's Thronbesteigung Montmorency, die Guisen und Katharina von Medicis in dem einzigen Punkte übereinstimmten, daß sie die Protestanten überall morden oder berauben ließen. Dies war zu Heinrich's II. Zeit ein Mittel, Schaaren von jungen Hofleuten auf Unkosten der Unglücklichen zu bereichern,

weshalb auch der Marschall von Vieilleville, wie er selbst uns berichtet, das Diplom, durch welches er ebenfalls mit einer solchen Gabe reichlich bedacht wurde, mit Verachtung zurückwies, indem er seinen Dolch zog, seinen Namen aus dem Pergament herausstach und dieses auf die Erde warf.

Schon ehe die Franzosen, welche damals noch immer Savoyen und Piemont besetzt hielten, dem Ottavio Farnese durch de Thermes Hülfstruppen zuführen ließen, wiegelte Marillac, der sich als Gesandter bei Karl V. aufhielt, die Protestanten und andere Unzufriedene im deutschen Reiche gegen den Kaiser auf, wie er selbst sich dessen in seinen Depeschen rühmt (s S. 288). Schon 1550 wurden französische Agenten an alle Höfe gesandt, Magdeburg in seiner Widersetzlichkeit bestärkt, mit den Söhnen des Landgrafen Philipp das Nöthige verabredet und mit Kurfürst Moritz durch einen Italiäner unterhandelt. Im Jahre 1551 begann der Krieg in Italien, als de Thermes in Parma einrückte und die Spanier von Mailand aus diese Stadt enge einschlossen. Dies war bekanntlich der Zeitpunkt, wo endlich auch die Söhne des Landgrafen Philipp, sowie Moritz von Sachsen sich entschlossen, zur Rettung der politischen und religiösen Freiheit Deutschland's den Beistand Frankreich's in ihrem Kriege mit dem Kaiser dadurch zu erkaufen, daß sie den ganzen zu Deutschland gehörenden Strich von Metz bis über Cambray hinaus an die Franzosen abtraten. Der Kaiser war, wie wir wissen, gerade damals im Begriff, der ganzen Ketzerei ein Ende zu machen. Da nun Heinrich überdies zu jener Zeit die Anerkennung des kaiserlich-päbstlichen Conciliums von Trident verweigerte, so traf der französische König, um sich nicht der Begünstigung der Ketzerei verdächtig zu machen, gerade in dem Augenblicke, als er sich ganz enge mit den Protestanten gegen den Kaiser verband, die furchtbarsten Maßregeln gegen den französischen Protestantismus. Er erließ das Verfolgungs-Edict von Chateaubriand, eines der furchtbarsten, welches jemals von irgend einer Regierung gegen Glauben und Gewissen erlassen worden ist, setzte einen Groß-Inquisitor ein u. dergl. m.

Zu derselben Zeit übrigens, als man zu Friedewalde über die Bedingungen einig wurde, unter welchen Heinrich II. ein Heer nach Deutschland schicken wollte, unterhandelte der König selbst zu

Fontainebleau mit einer Gesandtschaft, die im Oktober von Straßburg aus nach Frankreich geschickt worden war. Bei dieser Gesandtschaft spielten nicht nur Wilhelm von Nassau-Oranien und der Pfalzgraf von Simmern eine bedeutende Rolle, sondern sie war auch sonst sehr zahlreich; zwei Reichs-Kammergerichts-Assessoren und die Bürgermeister von Nürnberg und Straßburg befanden sich unter den Gesandten. Den Letzteren ward jedoch nicht gesagt, daß man Reichsstädte an Frankreich abtreten wolle. Hätte man dies gesagt, so würden, wie der Marschall von Vieilleville in seinen Denkwürdigkeiten bemerkt, jene Städte sich gerüstet und zur Wehr gesetzt haben. Übrigens finden wir in den Denkwürdigkeiten dieses Marschalls, welcher am meisten mit den Gesandten zu thun hatte, manche spöttische Bemerkung über die von der französischen ganz verschiedene Lebensweise der Deutschen. Die Gesandtschaft sei, heißt es unter Andern, von Straßburg über Diziers, die damalige Grenzstadt, gereist und habe dann, als der Dollmetscher ihr gesagt, an welchen Orten der beste Champagner wachse, ihren Weg über diese genommen. Es sei aber gegen die deutsche Sitte, täglich mehr als fünf oder sechs Stunden zu reisen. Dies hätten die Gesandten nur Vormittags gethan; denn nach dem Mittagessen wären sie bis neun Uhr Abends sitzen geblieben, und man habe ihnen dann von Geschäften nicht reden dürfen, weil sie gefürchtet hätten, daß man ihren Rausch benutzen möchte *). Die Zusammenkünfte, Reden und Audienzen, sowie die Rolle, welche der in Bezug auf Staatskunst und Gewandtheit schon damals unübertreffliche Wilhelm von Nassau spielte, schildert der Marschall nachher sehr ausführlich. Er fügt hinzu, daß König Heinrich sogleich Anstalten gemacht habe, um ein bedeutendes Heer in das Feld zu stellen, damit er die ihm überlassenen Städte in Besitz nehmen könne, während Moritz den Kaiser in Tyrol bedränge.

Heinrich sammelte in der Champagne ein Heer, in welchem sich siebentausend Schweizer befanden, und zog dann vor Metz, Toul und Verdün. Er erschien nicht als Feind; denn er hatte keine Ursache das Reich zu befehden, wenn er gleich mit dem Kaiser in

---

*) Par la crainte qu'on les veuille surprendre parmy leurs buvettes, qu'ils appellent Schlofftrumers (offenbar will er sagen Schlaftrunk).

Italien und in den Niederlanden Krieg führte, sondern er trat vielmehr als Beschützer dessen auf, was man deutsche Freiheit nannte. Er ließ deshalb ein Manifest in deutscher und französischer Sprache ausgehen, auf dessen Titelblatt eine Freiheitsmütze zwischen zwei Dolchen abgebildet war, mit der Überschrift: „Freiheit" und mit der Umschrift: „Heinrich Schützer Germanien's und seiner gefangenen Fürsten." Als Schützer ward er in den ihm von seinen deutschen Verbündeten abgetretenen Städten Cambray, Metz, Toul und Verdün eingelassen; er nöthigte aber alsbald die Magistrate derselben, ihre deutschen Truppen abzudanken und die Franzosen einzunehmen. Er ernannte überall Franzosen zu Commandanten, änderte die Magistrate selbst, beraubte die Stadt Metz ihrer Freiheit und unterwarf sie dem Bischof. Ein lateinisch schreibender Zeitgenosse sagt daher, die Franzosen hätten die Städte verrätherisch und auf schändlich treulose Weise (proditorie et cum omni perfidia) besetzt; der Marschall von Vieilleville nimmt aber denselben mit Recht wegen seines Schimpfens her *).

Von Metz richtete der König seinen Marsch nach Lothringen, wo die Tochter der mit Christian II. von Dänemark vermählt gewesenen Schwester des Kaisers Karl V. als Vormünderin ihres erst neun Jahre alten Sohnes, des Herzogs Karl II., regierte. Diese machte dem französischen Könige vergebens eine Aufwartung; die Stadt Nancy ward besetzt und der junge Herzog nach Frankreich geschickt, um später mit einer Tochter des Königs vermählt zu werden. Doch verwüsteten die Franzosen Lothringen wenigstens nicht auf unmenschliche Weise mit Feuer und Schwert, wie gleich nachher denjenigen Theil des Elsaß, durch welchen sie auf dem weiteren Marsch nach Weißenburg und Straßburg kamen. Der Connetable in seiner Brutalität und seinem Übermuth hoffte, Straßburg und alle anderen rheinischen Städte würden ebenso wie Metz, Toul und Verdün den König einlassen; dies verdarb aber der König sich selbst durch sein Mordbrennen im Elsaß und durch die Einnahme der Huldigung in den drei deutschen Städten. Daß es

---

*) Mais ce pédant ivrogne estoit ignorant du fond de cette entreprise car toute la perfidie, s'il y en avoit aucune, provenoit des princes Allemands, qui poussèrent sa Majesté à cette investiture.

so kommen werde, hatte der Marschall von Vieilleville vorausgesagt, als er das Commando in Metz oder vielmehr die Statthalterschaft des ganzen Districts von Metz erhalten sollte, weil er gegen den Connetable die Unternehmung durchgesetzt hatte. Er lehnte damals das glänzende Anerbieten ab und gab dem Könige den Rath: er solle in allen Städten, durch welche er ziehe, keine Commandanten und Garnisonen, sondern nur wenige zuverlässige Leute und Verpflegungs-Commissionen zurücklassen, die Magistrate und die vornehmen Bürger gewinnen und sie in der Meinung erhalten, als habe er den ganzen Zug nur zur Beschützung deutscher Freiheit unternommen. „Denn, Sire, fügte er hinzu, wenn die Deutschen sehen, daß Sie Statthalter und Garnisonen in den Städten zurücklassen, dann ist Ihre Absicht einleuchtend, und Sie werden die Gelegenheit verlieren, die schönen Städte Straßburg, Speier, Worms und andere am Rhein gelegene Orte zu besetzen; denn alle diese werden nicht ermangeln, Kundschafter hierher zu schicken und Nachrichten einziehen zu lassen, wie Sie Sich hier benehmen, um sich in Rücksicht Ihrer Aufnahme oder Nichtaufnahme danach zu richten."

Der König war geneigt, diesem Rathe zu folgen; allein der Connetable erklärte, die Deutschen seien am Rhein so einfältig wie in Metz, man werde die Städte doch nehmen. Heinrich ließ daher Garnisonen und Commandanten zurück, und richtete dann seinen Zug durch Lothringen in den Elsaß, wo aber das Heer auf schreckliche Weise hauste. Es war deshalb auch nach dem Urtheile eines französischen Marschalls gar nicht zu verwundern, daß die ganze Bevölkerung des Landes sich vor ihnen flüchtete *). Das Futter und die Lebensmittel mußten fünf oder sechs Stunden weit geholt werden, und man durfte nie unter zehn Mann danach ausschicken. In Straßburg, wohin eine Commission zum Einkaufen gesandt wurde, nahm man diese sehr freundlich auf; als aber am anderen Tage eine bedeutende Anzahl Franzosen ebenso, wie es in Metz geschehen war, in Straßburg einreiten wollte, feuerte man auf sie,

*) Le François monstra bien son insolence au premier logis, qui effraya si bien tout le reste, que nous ne trouvasmes jamais depuis ung seul hommes à qui parler.

sobald sie im Bereiche der Kanonen waren, und zerstreute sie *). Als sodann der Beauftragte des Connetable (Lezigny) sich auf Metz und auf das am Tage vorher gegebene Versprechen berief, erwiderte der Magistrat: „Die von Metz, welche nur französisch sprächen, hätten sich freilich überrumpeln lassen; aber die, welche nur deutsch redeten, ließen sich von den Franzmännern (par des Franchimants) nicht betrügen. Der Connetable dürfe nicht denken, daß er es mit Tröpfen zu thun habe (qu'il avoit affaire à des bestes), die ihn mit einer Heeresabtheilung von sechs Regimentern (avec six compaignies sous ung drapeau) in die Stadt einließen. Wenn aber der König nur von neununddreißig Reisigen (gens-d'armes) begleitet in ihre Stadt einziehen wolle, so solle er willkommen sein." Der Marschall rieth dem Könige ab, sich blos mit neununddreißig Herren und Prinzen und deren Begleitung in die Stadt zu wagen. Er meinte, man könne doch den Deutschen nicht trauen, wenn sie eine Weinflasche sähen, änderten sie ihren Sinn. Der König marschirte hierauf nach Hagenau. In diese Stadt verschaffte er sich zwar durch Drohungen Einlaß; allein er erkannte doch bald, daß weder Worms noch irgend eine andere Stadt ihn aufnehmen werde, und daß es somit hohe Zeit sei, sein Heer vom Rhein zurückzuziehen, weil die kaiserlichen Truppen aus den Niederlanden in das französische Gebiet eingefallen waren. Die Statthalterin der Niederlande, Karl's V. Schwester Maria, hatte den niederländischen Adel und ein bedeutendes Heer gesammelt, und stand schon in der Champagne, als die französischen Truppen, welche in vier Abtheilungen auf verschiedenen Wegen dahin gekommen waren, sich wieder vereinigten und die Kaiserlichen über die Grenze zurücktrieben.

Während dies geschah und Moritz und seine Verbündeten mit dem Kaiser den Passauer Vertrag schlossen, wütheten der Markgraf Albrecht von Brandenburg-Kulmbach und die Grafen und Ritter, welche wie er vom Raube lebten, in Franken und am

*) Mais incontinent qu'ils furent à la portée du canon, on leur fit une terrible salve; car il en fut tué environ dix ou douze, et s'ils ne se fussent escartez qui ça qui là à toutes brides, il en fust demeuré bien davantage.

Rhein. Als Vorwand seiner fortdauernden Räubereien gebrauchte Albrecht nach dem Passauer Waffenstillstande und der Aussöhnung Moritzens mit dem Kaiser seine Verbindung mit den Franzosen, indem er sich zugleich aufs heftigste gegen Moritz erklärte. Er hatte die fränkischen Bischöfe geplündert und zu einem Vertrage gezwungen, welcher nachher von dem Reichs-Kammergericht cassirt wurde; er hatte gegen die Nürnberger furchtbar gewüthet oder, wie er sich ausdrückte, die Pfeffersäcke ausgeklopft; er hatte arge Brandschatzungen eingetrieben; er hatte endlich Frankfurt belagert und war gegen Ulm gezogen, wo er aber so gute Anstalten gegen sich getroffen fand, daß er eilig zurückging, um den Kurfürsten von Mainz zu überfallen, der ihm nur durch einen glücklichen Zufall entwischte. Gleich nachher vereinigte er alle seine Raubgenossen, bedrängte Straßburg und den Elsaß, und sammelte endlich alle seine Raubschaaren auf dem linken Rheinufer.

Moritz schickte, wie er versprochen hatte, seinem Freunde Ferdinand Hülfstruppen gegen die Türken; der Kaiser aber, erbittert über die Fortschritte der Franzosen, traf Anstalten zu einem Zuge gegen Metz, wo König Heinrich eine ganze Heerabtheilung und einige tausend Pioniers zurückgelassen hatte, um die Festungswerke der Stadt zu erweitern und zu verstärken. Er brachte sehr schnell ein Heer unter dem Herzoge von Alba und dem Marquis von Marignan zusammen; es fehlte ihm aber an Geld und an Credit, um seine Truppen regelmäßig zu bezahlen und zu unterhalten. Er reiste nachher nach Straßburg. Seinen Weg dahin nahm er über Augsburg, und hier entließ er endlich den gefangenen Johann Friedrich von Sachsen, welcher seinen Sitz zu Weimar nahm, vorher aber die 1549 auf seine Veranlassung errichtete Universität Jena besuchte. Über Straßburg reiste der Kaiser aus dem Grunde, weil er, als er bis Bretten gelangt war, erfahren hatte, daß der wilde Markgraf Albrecht, nachdem er auf das linke Rheinufer übergesetzt sei, alle Schiffe verbrannt habe. Karl mußte mehrere Tage in einem Dorfe unweit Straßburg liegen bleiben, bis sein Heer über den Rhein gebracht werden konnte. Dieses lag darauf sehr lange unthätig im Lande Elsaß, und drückte und peinigte dasselbe nach der gewohnten Art aller gemietheten Truppen jener Zeit, in welcher noch kein Staat im Stande war, den Aufwand eines stehenden Heeres lange zu ertragen.

Statthalter in den vom Reiche abgerissenen Landstrichen war der Herzog Franz von Guise, welcher die verwittwete Herzogin von Lothringen genöthigt hatte, nach Straßburg und später in die Niederlande zu gehen. Dieser sorgte, während Karl zögerte, auf treffliche Weise für die Befestigung und Ausrüstung von Metz, Toul und Verdün, wo die besten französischen Generale commandirten. Er hatte, was freilich die Franzosen nicht zugeben wollen, gegen zehntausend Mann Truppen in Metz, und der ganze ritterliche Adel der benachbarten Provinzen Frankreich's sammelte sich um ihn. Der Kaiser, welcher gegen Ende September's von Landau aufbrach und am Anfange des Oktober ernstliche Anstalten zur Belagerung von Metz machte, vereinigte damals das Heer der Niederlande mit dem seinigen, und suchte auch den Markgrafen Albrecht von Kulmbach, sowie die Räuber- und Mörderbanden zu gewinnen, mit denen dieser das deutsche Reich quälte. Der Markgraf war nach den Gräueln und Erpressungen, die er zuerst am Main und dann am Rhein verübt hatte, nach den Gewaltthätigkeiten, die er im Elsaß begangen, nach dem Überfalle von Mainz und nach der Brandschatzung des dortigen Kurfürsten in das Land Lothringen gezogen. Seine Raubhorden trugen damals weiße Binden, wie wenn er dem König Heinrich diene. Auch bot er dem Herzoge von Guise an, er wolle ihm bei der Vertheidigung von Metz beistehen, wenn man ihm dagegen aus den französischen Magazinen Lieferungen mache. Der Herzog lehnte dies jedoch ab, weil er es für eine List hielt, um seine Magazine zu erschöpfen. Hierauf machte Albrecht, welcher zu Pont a Mousson gelagert war, eine Bewegung, die dem Connetable so bedenklich schien, daß er seinem Könige rieth, den Markgrafen anzugreifen, ehe der Kaiser vor Metz eintreffe. Jetzt knüpfte Albrecht mit dem Kaiser an, und dieser bestätigte schon am 24. Oktober, als er noch bei Diedenhofen lag, einen Vertrag, welchen sein Kanzler, der jüngere Granvella, mit dem Markgrafen abgeschlossen hatte. Nach diesem Vertrage sollte der Letztere mit seinen Raub- und Mordbanden dem Kaiser beistehen, und erhielt dagegen das Versprechen, daß der Kaiser die von den Reichsgerichten gegen ihn in Schutz genommenen Schwachen ihm preisgeben und die Verträge bestätigen wolle, welche der Markgraf durch entsetzliche Maßregeln den Bischöfen

abgezwungen hatte, die aber, wie sich gebührte, durch die Reichsgerichte cassirt worden waren. Während nachher der Kaiser die am 22. Oktober begonnene Belagerung von Metz fortsetzte, trieb Albrecht im französischen Gebiete Contributionen ein, welche der Kaiser ihm an Zahlungsstatt angewiesen hatte. Er gab, um dabei nicht beunruhigt zu werden, gegen den König von Frankreich vor, daß er nach Deutschland abziehen wolle; man schickte aber, als er weit und breit brennen, morden und rauben ließ, den Bruder des Herzogs Franz von Guise, den jungen Herzog von Aumale, mit einem Heere hinter ihm her. Dieser wußte einen Theil der unbezahlten Truppen des Markgrafen von demselben abzuziehen, ward aber am vierten November bei St. Nicolas überfallen, verwundet und gefangen genommen. Albrecht ließ ihn auf die Plassenburg bei Kulmbach bringen und dort so lange gefangen halten, bis der Herzog sich mit sechszigtausend Dukaten loskaufte.

Die Belagerung der Stadt Metz durch den Kaiser währte vom 22. Oktober bis Ende December. Sie fand also in einer rauhen, ungesunden Jahreszeit Statt. Der Kaiser, welcher selbst am Podagra erkrankt war, zeichnete sich bei dieser Belagerung durch Ausdauer und Standhaftigkeit aus, obgleich Mangel und Krankheiten mehr als die Hälfte seiner Truppen hinrafften. Sein Heer und er selbst erhielten den Lohn der großen Anstrengungen, die sie gemacht hatten, nicht; dagegen ward der Herzog von Guise wegen der Vertheidigung von Metz um so mehr gepriesen, weil die drei Städte und Bisthümer Metz, Toul und Verdün seitdem beim französischen Reiche blieben. Deutschland verhielt sich ruhig, da die Franzosen sich mit dem begnügten, was die protestantischen Fürsten ihnen als Ersatz für die gezahlten Subsidien abgetreten hatten. Die Wiedereroberung der drei Bisthümer ward auch durch den Umstand verhindert, daß der Markgraf Albrecht die deutschen Fürsten in einen Krieg mit der Ritterschaft verwickelte, welcher dem Reiche nicht gestattete, an jene Wiedereroberung zu denken. Dieser Krieg muß deshalb hier zunächst kurz berichtet werden.

3. Albrecht von Brandenburg-Kulmbach und Kurfürst Moritz von Sachsen.

Markgraf Albrecht hatte dem Kaiser bei der Belagerung von Metz Hülfe geleistet und war sogar solange im Felde geblieben, bis auch das schwere Geschütz des Kaisers nach Diedenhofen gebracht worden war. Dann begann er seine Mordbrennereien aufs neue. Um kein deutsches Land ungepeinigt zu lassen, zog er in das Bisthum Trier, wo seine Leute den ganzen Winter hindurch grausam hausten, während die von ihm zur Regierung seines Landes bestellten Räthe ein Heer rüsteten, mit welchem sie, gestützt auf die kaiserliche Bestätigung der den Bischöfen von Bamberg und Würzburg abgezwungenen Verträge diese zur Vollziehung derselben nöthigen könnten. Übrigens hatte das Reichs-Kammergericht schon längst die Bestätigung des Kaisers für ungültig erklärt, die erzwungenen Verträge noch einmal cassirt und zum Schutze der bischöflichen Länder eine Anzahl deutscher Herren und Städte aufgeboten. Der Markgraf, welcher unterdessen nach Heidelberg gezogen war, wandte sich daher an den Kaiser. Dieser leugnete in der Antwort, die er ihm gab, zwar seine Bestätigung jener Verträge nicht ab, und sprach überdies aus, daß es ihm lieb gewesen sein würde, wenn die Bischöfe sich dabei beruhigt hätten; er setzte aber hinzu, daß er, da dieselben dies nicht gethan, dem Rechte seinen Gang lassen müsse. Er habe, sagte er, dies nicht verweigern dürfen, weil einige Stände einen Argwohn wider ihn hätten, der sich vermehren würde, wenn er nach des Markgrafen Verlangen den Bischöfen befehlen werde, die eingegangenen Verträge zu halten. Er schlage also, fügte er hinzu, dem Markgrafen vor, die Vermittelung seiner Freunde und Verwandten, der Herzöge von Baiern und Würtemberg, anzunehmen. Außer diesen Beiden bot auch der Kurfürst von der Pfalz seine Vermittelung an, und die Bischöfe erklärten sich bereit, statt der abgetretenen zwanzig Ämter eine bedeutende Summe Geldes zu zahlen. Allein Albrecht scheute sich nicht, sogar die drei vermittelnden Fürsten zu beleidigen, jede Vermittelung abzulehnen und wieder zu den Waffen zu greifen. Auch die Stadt Nürnberg suchte und erhielt Hülfe gegen Albrecht vom römischen Könige, nachdem

Karl V. die der Stadt abgezwungenen Verträge, die von ihm schon im vorigen Jahre cassirt worden waren, noch einmal für ungültig erklärt hatte.

Der räuberische Markgraf war der Aufrechthalter des Faustrechtes, sowie das Haupt der Ritter, welche die gute Zeit des Wegelagerns zurückwünschten, und unter denen der später als Räuber und Mörder hingerichtete Wilhelm von Grumbach einer der vornehmsten war. Die Fürsten sahen daher in Albrecht einen Feind ihrer wachsenden Macht, und schlossen, um der drohenden Anarchie abhelfen zu können, einen geheimen Bund zur gemeinschaftlichen Vertheidigung ihrer Lande auf drei Jahre. Dieses sogenannte Heidelberger Bündniß ward eigentlich blos von den angeführten drei vermittelnden Fürsten geschlossen; es traten ihm aber sogleich Mainz und Trier bei, und auch Moritz von Sachsen, welcher nachher die Hauptperson im Kriege mit Albrecht und der Ritterschaft ward, kam nach Heidelberg und verabredete sich dort mit den anderen Fürsten.

Schon im April 1553 erschienen Albrecht und die Standesherren, an deren Spitze er stand, auf der einen, die Bischöfe von Bamberg und Würzburg auf der anderen Seite gegen einander im Felde. Ganz Franken wurde grausam verwüstet und gebrandschatzt und das Nürnberger Gebiet sehr hart mitgenommen. Der Bischof von Würzburg, Melchior Zobel, hatte früher seinen Streit mit Albrecht durch einen Zweikampf beenden wollen; dieser hatte ihm aber geantwortet: „es sei nicht gebräuchlich, daß ein geborener Fürst sich mit einem Pfaffen schlage." Jetzt wandten sich die Bischöfe von Würzburg und Bamberg, da der Kaiser ihnen nur durch Briefe und Befehle helfen konnte, an Moritz von Sachsen und an einen anderen Fürsten, der in Niedersachsen und Westphalen ungefähr dieselbe Rolle spielte, wie Albrecht in Franken und am Rhein, nur daß der Eine die Ritterschaft hegte, der Andere aber, um das fürstliche Ansehen zu heben, sie unterdrückte. Dieser Fürst war Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig, welcher wegen seiner Gewaltthätigkeiten gegen die Städte Braunschweig und Goslar von den Schmalkaldischen Bundeshäuptern aus seinem Lande vertrieben und gefangen gehalten worden, nach Karl's V. Siege aber auf dessen Geheiß wieder in Freiheit gesetzt worden

war. Er hatte, als er in sein Land zurückgekommen war, seine Güter und Erbstücke an die Glieder der Ritterschaft verpfändet gefunden und, anstatt denselben die Pfandsummen zurückzuzahlen, sich mit Gewalt wieder in den Besitz seiner Städte und Schlösser gesetzt.

Wir benutzen diese Gelegenheit, um anschaulich zu machen, wie es in Deutschland zu jener Zeit herging, und wie Bürger und Bauern damals bei weitem mehr durch die Standesherren, Fürsten und Bischöfe litten, als sie heut' zu Tage noch irgendwo durch Socialisten und Radikale gelitten haben. Die ganze Junkerschaft hatte sich nämlich der von Heinrich beeinträchtigten Standesherren angenommen, Albrecht's Raubgenosse, der Graf Vollrath von Mansfeld, hatte sich an ihre Spitze gestellt, und Herzog Heinrich war von ihnen endlich ganz aus seinem Lande vertrieben worden. Dies war im Jahre 1552 geschehen, als der Kaiser wegen der Belagerung von Metz Vollrath's Freund, den Markgrafen Albrecht, nicht entbehren konnte. Im folgenden Jahre bedurfte der Kaiser des Markgrafen nicht mehr, und nun konnte Heinrich sich selbst helfen. Von Vollrath's Banden gingen Viele zu ihm über, und er besetzte sein Land wieder, da er und sein zweiter Prinz, Philipp Magnus, sich die zur Bezahlung ihrer Miethlinge nöthigen Gelder dadurch verschafften, daß sie im Niedersächsischen und Westphälischen Contributionen eintrieben. Osnabrück, Münster und Minden wurden von ihm gebrandschatzt; Herzog Erich von Kalenberg mußte zahlen, weil er den Grafen Vollrath ins Land gerufen hatte; der Bischof Franz von Münster, Osnabrück und Minden wurde sogar genöthigt, das letztere Bisthum an Heinrich's jüngeren Bruder Julius abzutreten; auch die Grafen von Tecklenburg, Lippe, Schaumburg und Hoya mußten Geld hergeben, und das Bremische Gebiet wurde furchtbar verheert. Sehr erwünscht war es daher dem Herzoge, daß die fränkischen Bischöfe sich zugleich an ihn und an den Kurfürsten Moritz wandten, damit der Markgraf Albrecht und die Ritterschaft von Franken und Niederdeutschland durch fürstliche Truppen bekämpft würden.

Im April 1553 ward zu Eger in Böhmen eine Zusammenkunft gehalten, auf welcher die Bischöfe von Bamberg und Würzburg, König Ferdinand, Kurfürst Moritz und die Stadt Nürnberg einen

Bund gegen den Markgrafen Albrecht schlossen. Gleich darauf sandten die neuen Verbündeten ihre Truppen aus, an deren Spitze Hans von Heydeck stand, welcher seit dem letzten Kriege General in des Kurfürsten Moritz Diensten war. Dieses Heer wurde auch vom Reichs-Kammergericht beauftragt, die von ihm und dem Reiche gegen Albrecht erlassenen Urtheile auszuführen. Während die Verbündeten in Franken über Albrecht die Oberhand hatten, sammelte dieser die Ritterschaft von Thüringen um sich und warf sich auf Heinrich's Gebiet in Niedersachsen. Hier kamen bald auch die vom Herzoge beraubten Standesherren zu Albrecht, und die Städte Braunschweig und Goslar, welche seit 1547 von Heinrich's Rache getroffen waren, empfingen ihn mit offenen Armen. An diesem Zuge Albrecht's nahmen die vornehmsten thüringischen und viele sächsische Standesherren Theil, weil sie hofften, daß jetzt die goldene Zeit des Faustrechts und der Unterdrückung der Bürger und Bauern durch die Junker wiederkehren werde. Albrecht benahm sich damals sowohl gegen Moritz, als gegen den unglücklichen Johann Friedrich, welcher in Arnstadt residirte, sehr freundlich. Dem Letzteren, der ihn um die Schonung seines Landes bat, gewährte er diese Bitte; daß er ihm aber damals versprochen habe, ihm und seinen drei Söhnen ihre verlorenen Besitzungen wieder zu verschaffen, glauben wir nicht. Was den Kurfürsten Moritz betrifft, so schonte Albrecht auch dessen Land und ließ den Landständen desselben sagen, daß er mit ihrem Herrn in Unfrieden nichts zu schaffen habe. Dem Kurfürsten war jedoch bei der Sache nicht ganz wohl zu Muthe; er fürchtete, Albrecht und seine Raubritter möchten über Leipzig herfallen, da sie ja auch Erfurt plünderten. Er erschien daher in aller Eile mit vierhundert Reitern in dieser Stadt. Albrecht und sein wildes Heer zogen aber alsbald über Nordhausen, Mühlhausen, Eisleben und Halberstadt in das Herzogthum Braunschweig. Überall wurde von ihnen geplündert und gebrandschatzt, am ärgsten in Heinrich's Landen; denn dort half der gegen den Herzog erbitterte Adel und der Herzog Erich von Kalenberg rauben und mordbrennen. Auch die Bisthümer Hildesheim und Minden wurden besetzt.

Endlich glaubte Kurfürst Moritz, Albrecht wolle mit seinem verstärkten Heere durch Hessen nach Franken zurückkehren. Er

vereinigte daher eine nicht ganz unbedeutende Macht und lagerte sich bei Osterode, um den raubenden Rittern den Weg zu versperren. Bis dahin hatte er nicht unmittelbar, sondern nur als Verbündeter am Kriege Theil genommen; in Osterode aber kündigten er und Heinrich von Plauen im Namen des römischen Königs und mit Berufung auf den Kaiser dem Markgrafen Albrecht förmlich den Krieg an. Als dem Letzteren das Manifest des Kurfürsten übergeben wurde, befanden sich gerade die Gesandten seines Vetters Joachim II. von Brandenburg bei ihm, um ihn zum Frieden zu bereden; er benahm sich aber ganz wie ein Räuberhauptmann, trotzig und tollkühn. Er ließ die Genossen seiner rohen Gelage und Raufereien, welche edle Ritter hießen, zu sich rufen und fragte sie: „ob sie mit ihm ihr Heil versuchen wollten?" Als sie dies bejahten, schickte er den Herold mit folgenden Worten an Moritz zurück: „Dein Herr hat sein Wort vorher schon dreimal gebrochen und schändlich an mir gehandelt, und das ist nun die vierte böse That von dieser Art. Er mag kommen, so will ich sehen, was er vermag, welches du ihm in meinem Namen sagen kannst." Dann beschenkte er den Herold mit einigen Goldstücken. Dies geschah am 1. Juli 1553; schon am 9. desselben Monats wurde Albrecht's Schicksal entschieden.

Die beiden Heere trafen bei Sievershausen im Lüneburgischen auf einander, und es erfolgte eine Schlacht, welche zu den blutigsten des ganzen sechszehnten Jahrhunderts gehört, weil die Fürsten und Ritter der Ehre wegen mit Erbitterung stritten, die Streiter einander kannten und Mann gegen Mann focht. Herzog Heinrich und seine beiden ältesten Söhne, Karl Victor und Philipp Magnus, kämpften persönlich mit. Die beiden Letzteren fielen beim ersten Angriff; der Vater ließ aber sogleich den Kampf erneuen und focht mit Wuth. Als gleich darauf sich das Gerücht verbreitete, daß Markgraf Albrecht gefangen sei, gab Heinrich, welcher neben dem verwundeten Kurfürsten Moritz unter einer Weide hielt, den Befehl, den Gefangenen sogleich an der Weide aufzuknüpfen; allein der Soldat, welcher den Markgrafen festhielt, ließ denselben für Geld wieder laufen. Dadurch wurde die Verwüstung Deutschland's von der Elbe an bis zur Donau um ein ganzes Jahr verlängert. Der Verlust an angesehenen und streit-

baren Männern, welchen Deutschland durch die für die verbündeten Fürsten siegreiche Schlacht bei Sievershausen erlitt, war ungeheuer groß. Außer den beiden Söhnen Heinrich's und dem zweiten Sohne des Herzogs von Celle blieben dreihundert Männer vom Ritterstande und viertausend Gemeine. Auch der Kurfürst Moritz verlor das Leben. Gefangen wurden siebentausend Landsknechte; man entließ sie aber wieder, weil man sie sonst hätte füttern müssen.

Ob Kurfürst Moritz in der Schlacht bei Sievershausen durch Unvorsichtigkeit oder durch Meuchelmord umgekommen ist, wagen wir nicht zu entscheiden. Es traf ihn gegen das Ende des Treffens von hinten her eine Musketen-Kugel, welche durch die Rüstung hindurch drang. Man legte ihn zuerst unter eine Weide, wo er dem Siege der Seinigen zuschaute; nachher wurde er ins Lager gebracht, und hier starb er schon am 11. Juli. Da er keinen Sohn hinterließ, so eilte sein Bruder August, der sich in Holstein befand, schnell herbei und übernahm die Regierung. Dieser rief seine Truppen nach Sachsen zurück, weil zu befürchten war, daß der abgesetzte Kurfürst Johann Friedrich und dessen Söhne die ihnen mit Gewalt entrissenen Länder und Würden wieder in Anspruch nehmen möchten.

4. Ausgang der Raubzüge des Markgrafen Albrecht und seiner Genossen.

Markgraf Albrecht erneute, als die sächsischen Truppen abgezogen waren, seinen Krieg mit Herzog Heinrich in dem Lande Niedersachsen, welches dann von beiden Theilen auf gleiche Weise geplündert und verheert wurde. Nachher wurde Albrecht nach Braunschweig gerufen. Er reiste auch zu seinen Verwandten nach Brandenburg, um den einen derselben zur Vermittelung zu bewegen, von dem anderen aber Geld zur Bezahlung seiner Truppen zu erhalten. In der That vermittelte Kurfürst Joachim nachher einen Vertrag mit dem Kurfürsten August; Herzog Albrecht von Preußen aber gab dem Markgrafen, seinem Neffen, bedeutende Geldsummen, damit derselbe seine Soldaten bezahlen und von Braunschweig aus gegen Herzog Heinrich zu Feld ziehen könne. Auch suchte Albrecht wirklich, da es dem Herzog Heinrich augen-

blicklich an dem zur Unterhaltung seiner Söldner nöthigen Gelde fehlte, diesen Umstand zu benutzen, um die Miethlinge desselben an sich zu ziehen und ihn dann zu schlagen; allein die Stadt Nürnberg, welche aufs neue von Albrecht's Banden bedroht war, schaffte Geld herbei, die Leute blieben bei Heinrich, und Albrecht wurde am 12. September 1553 unweit Braunschweig zum zweiten Male geschlagen. An demselben Tage ward unter Vermittelung des Kurfürsten Joachim von Brandenburg und des Königs von Dänemark der Frieden mit dem Kurfürsten August geschlossen. Albrecht eilte hierauf durch Thüringen nach Franken.

In Franken, in Thüringen und bis nach Augsburg hin hatten die raubenden Ritter, Herren und Grafen, welche den Markgrafen unterstützten, ein ganzes Jahr lang gräßlich gehaust. Als er selbst wieder erschien, ward sogar dem Reichs-Kammergerichte in Speier bange, so daß es Anstalten zur Flucht machte. Das Reichs-Kammergericht hatte, während der Kaiser in Albrecht's Sache eine sehr zweideutige Rolle spielte, ein furchtbares Decret nach dem anderen zu Gunsten der Bischöfe und Städte und gegen die Erneuerer des Faustrechtes erlassen; allein es war niemand da, der diese richterlichen Sprüche ausführen wollte. Ebenso schrieb hierauf der Kaiser Reichstage aus, ohne daß sich jemand zu denselben einfand, weil auch er selbst nicht ins Reich kam. Freilich bestand das Heidelberger Bündniß sowie die Übereinkunft, welche mit dem römischen Könige zu Eger getroffen worden war, noch fort, und beide Verträge legten auch dem Kurfürsten August, trotz seiner Aussöhnung mit Albrecht, die Verpflichtung auf, zur Erhaltung der Ordnung im Reiche und zur Abwehr des Faustrechtes Truppen herzugeben; allein die deutschen Stände konnten, wie gewöhnlich, im Berathen, Schreiben, Rüsten, Zaudern und Zagen kein Ende finden, und das Land ging darüber zu Grunde. Die Städte, außer Augsburg, wollten nach Krämerart nur dann, wenn es sie unmittelbar anging, dem Vaterlande mit Geld beistehen. Kurfürst Friedrich II. von der Pfalz, welchem der Oberbefehl des Heeres der Heidelberger Einigung angetragen wurde, lehnte wegen seines hohen Alters diesen ab; man wählte hierauf Christoph von Würtemberg zum Bundeshaupte, dieser trat aber seine Stelle dem Herzog Albrecht von Baiern ab. Über alle

diese Unterhandlungen verfloß ein ganzes Jahr, ohne daß etwas geschah.

Erst als Albrecht wieder nach Franken kam, machte man mit den Rüstungen Ernst. Die Stadt Augsburg gab Geld und Soldaten her; vom Kurfürsten August ward Heinrich von Plauen geschickt; auch erhielten Heydeck und Schärtlin ein Commando im Bundesheere. Allein Herzog Heinrich von Braunschweig schickte sein Heer, welches ganz allein durch die Bischöfe von Bamberg und Würzburg und durch die Stadt Nürnberg unterhalten wurde, nicht nach Franken, sondern er gebrauchte es zur Belagerung der Stadt Braunschweig, obgleich jene Bischöfe und die Nürnberger gerade damals aufs neue von Albrecht geängstigt wurden. Die Letzteren vermittelten daher zwischen Heinrich und der Stadt Braunschweig, und brachten Ende Oktober einen Frieden zu Stande, an welchem auch König Ferdinand und die Städte Nürnberg, Goslar, Eimbeck, Hildesheim und Göttingen Theil nahmen.

Hierauf erschien Herzog Heinrich zu Anfang des November 1553 mit seinen Truppen in Franken. Hier vereinigte er sich mit dem Bundesheere, welches die Festungen des Markgrafen zu erobern suchte. Dies gelang freilich den Verbündeten in den letzten Monaten des Jahres 1553 nicht, dagegen betrieben die beiden Bischöfe und die Stadt Nürnberg ihren Proceß gegen den wilden Markgrafen sehr eifrig. Auch erlangten sie, daß am 1. December ein dreifaches Achtsurtheil gegen den Markgrafen, als Landfriedensbrecher und Störer der öffentlichen Ruhe des Reiches, in äußerst scharfen Ausdrücken erlassen und auf sehr feierliche Weise bekannt gemacht wurde. Die Achtsbriefe wurden gleich anfangs an alle Orte gesendet, und man forderte nicht nur alle Stände des Reiches auf, die Ächter zu verfolgen, sondern bald nachher wurden auch der fränkische, baierische und obersächsische Kreis noch insbesondere zur Vollstreckung der Acht wider den offenbaren Reichsächter feierlich gemahnt. Der Markgraf ersuchte zwar den Kaiser um Aufhebung der Acht, er kümmerte sich aber, als dieser erklärte, daß er dazu kein Recht habe, wenig um dieselbe. Er sammelte seine Sauf- und Raufgenossen in Schweinfurt um sich und rief, den Becher in der Hand, aus: „Acht und Aber-Acht, das ist Sechszehn, die wollen wir mit einander fröhlich

und in Freuden vertrinken; je mehr Feind, je mehr Glück!" In der That trotzten der Markgraf und seine Banden dem Reiche und der Heidelberger Einigung bis in den Mai 1554. Die Brandenburger protestirten gegen den Spruch des Reichs-Kammergerichtes; die Executoren desselben reprotestirten, wie man das juristisch nannte; der Kaiser aber gab den Ächtern lange Zeit gute Worte, ehe auch er endlich am 18. Mai aus Brüssel ein Executorial-Mandat gegen Albrecht erließ.

Der Markgraf war übrigens schon seit Februar von Schweinfurt, wo er eine Besatzung zurückließ, nach der Elbe gezogen. Hier hatte er sich von seinen Vettern neue Summen verschafft, ein kleines Heer geworben und dann sich plötzlich nach Franken zurück gewendet. Am 10. Juni 1554 zog er wieder in Schweinfurt ein, welche Stadt von den Verbündeten enge eingeschlossen war. Er sah sogleich, daß er sich in Schweinfurt nicht werde behaupten können, und zog deshalb wieder ganz insgeheim ab; die Feinde erfuhren aber seinen Abmarsch und setzten ihm nach. In der Nähe des Klosters Schwarzach am Steigerwalde wurde er von dem Vortrab derselben eingeholt und endlich am 12. Juni 1554 völlig geschlagen; den Hauptantheil an seiner Niederlage hatten Heinrich von Plauen mit den Sachsen, die Nürnberger und des Herzogs Heinrich von Braunschweig Hülfstruppen. Die Stadt Schweinfurt wurde Tage lang geplündert und dann niedergebrannt. Auch die Plassenburg bei Kulmbach ward von Albrecht's Feinden erobert, und dieser mußte aller seiner Habe beraubt nach Frankreich fliehen. Seine späteren Abenteuer hängen mit dem Streite zusammen, welchen der Bischof von Würzburg, Melchior Zobel, mit Albrecht's Freund, Wilhelm von Grumbach, anfing, in dessen Schicksal nachher auch der älteste Sohn des unglücklichen Johann Friedrich verwickelt wurde. Davon wird erst viel weiter unten die Rede sein.

5. Letzte Regierungszeit Karl's V. in Deutschland und in den Niederlanden.

Karl V. litt in den letzten Jahren seines Lebens am Podagra und an einer tiefen Melancholie, welche oft kurze Zeit hindurch ein Irresein erzeugte und vielleicht ein trauriges Erbtheil seiner

unglücklichen Mutter war. Dagegen war er im Kriege mit Heinrich II. von Frankreich nicht unglücklich, sobald er nur den Gedanken aufgegeben hatte, die durch Moritz von Sachsen und seine Verbündeten diesem Könige abgetretenen deutschen Landstriche und Städte wieder zu erobern. Seit dem Zuge gegen Metz ließ Heinrich das Reich, sowie dieses ihn in Ruhe, ohne daß das Letztere die besetzten Orte förmlich abgetreten oder der französische König dies verlangt hätte. In Italien und in den Niederlanden dauerte der Krieg des Kaisers mit den Franzosen fort, und Franz von Guise erhielt in den Niederlanden Gelegenheit, sich als Feldherr gegen die Spanier und Engländer an der Spitze der Franzosen ebenso sehr auszuzeichnen, wie Emanuel Philibert von Savoyen an der Spitze des spanisch-niederländischen Heeres. Im Jahre 1553, als Hesdin und Therouanne von Philibert erobert worden waren, hatte Heinrich selbst den Oberbefehl seiner Truppen übernommen, und Karl war, seinem Podagra und seiner Schwermuth trotzend, ebenfalls im Felde erschienen. Man hatte, sobald beide Monarchen persönlich zu ihren Heeren gekommen waren, ein entscheidendes Treffen erwartet; dieses erfolgte aber nicht. Der Krieg dauerte fort, und die Franzosen eroberten mehrere Plätze. Karl aber beschäftigte sich 1554 mit der Heirathsangelegenheit seines Sohnes Philipp II., welcher damals die englische Königin Maria zur Gemahlin erhielt.

Diese Vermählung hatte, wie das Meiste von dem, was Karl V. unternahm, nicht die Folgen, welche er gehofft hatte. Da wir später in der englischen Geschichte ausführlich auf diese unnatürliche Verbindung von England mit Spanien zurückkommen müssen, so wollen wir dieselbe hier nur im Vorbeigehen berühren. Eduard VI., Heinrich's VIII. protestantischer Sohn, unter dessen Regierung die von Letzterem verabscheute Lehre Luther's in England herrschend wurde, starb im Juli 1553. Er hatte vergebens versucht, einer eifrigen Protestantin und ihrem Gemahle den Thron zu hinterlassen; die Nation rief Maria, die Tochter Heinrich's VIII. von der Katharina von Aragonien, zur Regierung. Diese war von ihrer unglücklichen Mutter getrennt, gleich ihr verfolgt und im Haß gegen den Protestantismus, wie gegen jede freie Bewegung des Geistes und des Gemüthes erzogen worden, und hatte

den grausamen, verfolgungssüchtigen und despotischen Geist ihres Vaters geerbt. Sie schien daher dem Kaiser Karl eine sehr passende Gemahlin für seinen Sohn Philipp, welcher Wittwer geworden war. Dieser war despotisch und betrachtete die Ausrottung von Ketzern als das höchste Verdienst eines Regenten; wenn es also möglich war, ihn den Engländern als König aufzudringen, so war dem Absolutismus und Papismus die Herrschaft über Europa gesichert. Daß Maria nicht allein sehr häßlich, sondern auch elf Jahre älter war, als ihr Gemahl, welcher damals in seinem achtundzwanzigsten Lebensjahre stand, ward bei einer politischen Ehe durchaus nicht in Anschlag gebracht. Die Vermählung kam zu Stande. Philipp merkte jedoch bald, daß in England Herkommen und Recht, nicht der Willen eines Gewalthabers und seiner Creaturen gelte, und daß seine Gemahlin ihm dort keinen politischen Einfluß verschaffen könne. Er vernachlässigte daher seine Gemahlin und achtete nicht auf ihre dringenden Bitten, wenigstens einige Zeit bei ihr in England zu verweilen; er tyrannisirte lieber Italien und die Niederlande von Spanien aus. Was übrigens den Charakter Philipp's betrifft, so müssen wir die Schilderung desselben den Dichtern und rhetorischen Geschichtschreibern überlassen, weil wir Leser voraussetzen, welche fähig sind, diesen König aus seinen Thaten zu beurtheilen. Man schreibt ihm jetzt, wo die Zeit und die Gelehrten nicht mehr der Freiheit das Wort reden, sondern der orientalischen und slavischen Regierungsart günstig sind, alle glänzenden Eigenschaften eines ächten Monarchen zu. Darüber wollen wir nicht streiten; immer bleibt es aber ein sehr übles Zeichen, daß Philipp nur den Spaniern angenehm war, daß er keine Sprache außer der spanischen, selbst die französische seiner belgischen Unterthanen nicht fertig, sprach, daß er seinen Sohn erster Ehe (Don Karlos) tödtlich haßte und bis zum Tode verfolgte, daß er mit seinem Vater in ewigem Streite war und ihn sogar, als derselbe im Kloster lebte, als einen Ketzer behandelte, daß er endlich seinem Oheim Ferdinand sehr gram war. —

Karl V. lag nach seinem Zuge gegen Metz lange in Brüssel am Podagra krank, und hatte Anfälle einer tiefen Melancholie und einer öfteren Geistesabwesenheit, welchen jedoch längere Zeiträume

folgten, in denen er seiner ganz mächtig war. Unterdessen stand Emanuel Philibert von Savoyen an der Spitze des kaiserlichen Heeres, welches den Kampf in den Niederlanden fortsetzte, weil das deutsche Reich dem Kriege, welcher in dem sogenannten burgundischen Kreise geführt wurde, sowie dem Verluste von Metz, Toul und Verdün ganz ruhig zusah. König Heinrich, welcher bei seinem Heere erschien, würde den Truppen des Kaisers überlegen gewesen sein, wenn nicht seine Rathgeber, der Marschall von St. André, der Herzog Franz von Guise und der Connetable von Montmorency, stets verschiedener Meinung gewesen wären, und wenn nicht Heinrich selbst dem Connetable, welcher zum Zögern und Zaudern rieth, am meisten Gehör gegeben hätte. Dieser hatte an der Mätresse des Königs (der Herzogin von Valentinois) eine Stütze; er war es, der, als auch Karl V. sich aufgerafft und zum Heere begeben hatte, ein entscheidendes Treffen verhinderte. Auch ward in den Niederlanden nichts Bedeutendes unternommen. Erst als Guise sich entfernt hatte, glaubten auch der Connetable und seine Schützlinge etwas wagen zu müssen.

In Italien gelang es den Franzosen durch ihre Kabalen, dem Kaiser in Toscana einen neuen Feind zu schaffen, indem sie die Republik Siena auf ihre Seite zogen. Siena und Lucca waren, nachdem die Stadt Florenz durch die Einsetzung des Herzogs Kosmus I. von Medicis, der ohne spanische Hülfe sich nicht behaupten konnte, ganz von Spanien abhängig geworden war, noch die einzigen Republiken Mittelitalien's; allein auch Siena mußte, da es von Parteiungen zerrissen war, die spanische Vermittelung anrufen. Im Jahre 1547 nahm diese Stadt zuerst nur etwa hundert spanische Soldaten auf, denen man ungefähr dreihundert Sienesen beifügte, und Don Hurtado de Mendoza, der spanische Gesandte in Rom, welcher in Siena alle zur Erhaltung nöthig scheinenden Anordnungen machte, bahnte der spanischen Herrschaft bald den Weg. Die ganze Besatzung ward spanisch, Siena mußte dieselbe unterhalten und bezahlen, und auch der Magistrat wurde bald durch die Spanier ernannt. Endlich bedienten sich aber die Franzosen der verbannten und flüchtigen Sienesen, von denen es überall in Italien wimmelte, um der spanischen Herrschaft in Siena ein Ende zu machen. Der König von Frankreich bevoll-

mächtigte nämlich seine Agenten in Italien, mit den Unzufriedenen zu unterhandeln, und schloß mit diesen zuletzt einen Vertrag, in welchem er versprach, der Stadt Siena zur Wiedererlangung ihrer Freiheit behülflich zu sein, und zwar ehe noch die von den Spaniern auf Kosten der Stadt erbaute Zwingburg ganz fertig sei. Hierauf wartete man den Augenblick ab, wo die spanische Besatzung gegen Orbitello und andere Plätze der Seeküste ausgezogen war, und nun rückten einige in französischen Diensten stehende Hauptleute italiänischer Miethsoldaten, nämlich Nikolaus Orsini, Graf von Pitigliano, Aeneas Piccolomini und Amerigo Amerighi, im Juli 1552 plötzlich vor die Stadt Siena. Die Bürger bewaffneten sich sogleich und riefen die Freiheit aus. Der kleine in der Stadt zurückgebliebene Theil der Spanier war nicht im Stande, den Aufstand zu dämpfen oder auch nur sich in die Burg zurückzuziehen, weil diese noch nicht vollendet war; die wenigen Leute aber, welche Kosmus, an den man sich gewendet hatte, entbehren konnte, reichten nicht aus, da von allen Seiten her Franzosen und besonders die Verbannten in die Stadt strömten. Man schloß zwar anfangs einen Vergleich, durch welchen der Stadt eine halbe Freiheit zugesichert ward; dieser wurde aber bald gebrochen. Die Stadt riß sich ganz von Spanien los und schickte eine Gesandtschaft an den König von Frankreich, um sich Hülfe zu erbitten. König Heinrich sandte den tüchtigen General de Thermes mit fünftausend Mann nach Siena, und als die Spanier in Verbindung mit Kosmus die Stadt ernstlich bedrohten, beorderte er zwei geborene Italiäner, welche durch seine Gemahlin (Katharina von Medicis) mit ihm verwandt waren, mit einem neuen Heere nach Italien.

Diese Vettern des französischen Königs waren Leo und Peter Strozzi, die Häupter der aristokratischen Partei in Florenz und in Hinsicht auf Reichthum und Ansehen die ersten Adeligen Europa's. Ihr Vater Philipp hatte zu denen gehört, welche nach Alexander's von Medicis Ermordung (s. S. 196) die alte aristokratische Republik hatten wiederherstellen wollen; er war aber nebst seinen Freunden der Übermacht unterlegen und hatte sich im Gefängnisse das Leben genommen. Seine Söhne hatten sich durch die Flucht gerettet und waren vom französischen

Könige in dessen Reiche naturalisirt und mit Gütern und Herrschaften reich begabt worden. Peter Strozzi bedrängte, als er nach Italien zurückgekehrt war, den neuen Herzog von Florenz, welcher erst seit 1543 Herr der Stadt Florenz und der Burgen geworden war, mit seinem durch französisches Geld geworbenen Heere. Als aber die Spanier sich sammelten und des Herzogs italiänische Freunde im Felde erschienen, wendete sich das Glück. Peter Strozzi wurde zwar vom König Heinrich zum Marschall von Frankreich gemacht, man zweifelte aber mit Recht an seinem Feldherrntalent; er ließ sich bei Marciano schlagen, und nun unterlagen die Franzosen Peter's. Sein Bruder Leo Strozzi ward meuchelmörderischer Weise erschossen. De Thermes verließ Siena, zog, von den Türken unterstützt, nach Korsika, und entriß den Genuesen den größten Theil dieser Insel; der Namen der Franzosen wurde aber verflucht, weil sie in diesem ganzen Kriege die Türken und Seeräuber zu Bundesgenossen nahmen, welche wie reißende Thiere und Unmenschen wütheten und Hunderttausende jedes Alters und Geschlechtes in die Sklaverei schleppten.

Kosmus zog von der Niederlage, welche sein Hauptgegner, das Haupt der aristokratisch-republikanischen Partei in Florenz, erlitten hatte, den größten Vortheil. Er nahm nicht nur das Vermögen aller derer weg, die sich im geringsten geregt hatten, sondern er setzte sich auch, während die Spanier Siena enge eingeschlossen hielten, in der bisher schlecht gegründeten Herrschaft endlich ganz fest, und Muratori bemerkt mit Recht, daß Kosmus damals sich den Weg zur großherzoglichen Würde von ganz Toskana gebahnt habe *), obgleich Siena nicht sogleich in seine Gewalt fiel. Siena ward von dem Gasconier Blaise de Montlüc vertheidigt, welchen König Heinrich an de Thermes Stelle geschickt hatte. Dieser Mann, der unter Brissac in Piemont rühmlich gedient hatte, hat uns die Geschichte des Streites der drei Rathgeber des Königs über seine Ernennung und die Geschichte seiner eigenen Thaten in Siena, deren wir nur im Vorbeigehen gedenken, in seiner naiven, aber breiten und prahlenden Manier sehr ausführlich erzählt. Er vertheidigte Siena heldenmüthig gegen den kaiserlichen General,

*) Egli accrebbe tal reputazione, che giunse ad unire anche Siena al suo dominio.

den Marquis von Marignano; der Letztere bedrängte aber die unglückliche Stadt so heftig, daß sie am 2. April unter Vermittelung des Pabstes Marcellus II. capitulirte. Dieser Pabst, welcher am 9. April 1555 als Nachfolger Julius III. die päbstliche Würde erhalten hatte, war ein edeler, für wahre Religiosität und für die Verbesserung der Kirche eifriger Mann und ganz das Gegentheil seines Vorgängers; er starb aber schon wenige Wochen nach seiner Einsetzung, und an seine Stelle wurde am 23. Mai ein Mann von ganz entgegengesetztem Charakter, der Kardinal Caraffa, ein heftiger Neapolitaner, zum Pabste ernannt. Caraffa oder, wie er als Pabst hieß, Paul IV. zeigte von Anfang an einen solchen Haß gegen das Haus Habsburg, daß er dadurch beinahe dem König Ferdinand I. und besonders dessen Sohne, Maximilian II., Anlaß gegeben hätte, die deutsche Kirche ganz von der römischen zu trennen. Die Bedingungen, unter welchen die Franzosen Siena räumten, waren dem guten Pabste zu Gefallen ganz billig; allein die Spanier waren nicht Willens, sie zu halten. Es hieß nämlich, Siena solle blos unter dem Schutze des Kaisers stehen und seine Obrigkeiten selbst wählen; da jedoch die Stadt zugleich spanische Besatzung annehmen und diese bezahlen mußte, so war alles Übrige nur Blendwerk. In Toscana behielten die Franzosen vorerst noch Chieti, Grosseto, Porto Ercole und Montalcino; die meisten dieser Orte wurden aber gleich nachher erobert. Übrigens schrieb man dem Peter Strozzi, welchen Heinrich II. zum Marschall gemacht hatte, die Schuld zu, daß die Expedition der Franzosen nach Toscana das Gebiet und die Macht des Herzogs Kosmus vermehrt habe, anstatt sie zu vermindern.

Die Ereignisse des Krieges, welcher 1554 und 1555 zwischen Spanien und Frankreich in den Niederlanden geführt wurde, wollen wir ganz übergehen. Ebenso lassen wir unerwähnt, daß die Franziskaner den Plan entwarfen, ihren Generalconvent in Metz zu benutzen, um diese Stadt durch einen mit dem Commandanten von Thionville verabredeten Überfall den Franzosen wieder zu entreißen. Dagegen müssen wir bei Karl's V. Entschlusse, in seinem sechsundfünfzigsten Lebensjahre die Regierung aller seiner Staaten seinem Sohn Philipp zu überlassen und sich in die Einsamkeit eines Klosters zurückzuziehen, länger verweilen. Dies hätte er

früher in Bezug auf seine spanischen Staaten nicht thun können, ohne vorher die Stände derselben befragt zu haben, weil seine Mutter Johanna immer noch als Königin von Castilien betrachtet wurde. Johanna starb aber im Jahre 1555, und nun konnte sich niemand mehr in die Sache mischen; in Deutschland that es der Pabst.

Kaiser Karl hatte seinem Sohn Philipp schon früher auf einige Zeit die Verwaltung von Neapel und von Mailand überlassen gehabt. Er erklärte ihn, ehe Philipp sich im Juli 1554 zur Vermählung nach England begab, zum Könige von Neapel, sowie zum Herzoge von Mailand, und überließ ihm die Regierung dieser Staaten. Im folgenden Jahre faßte er den Entschluß, ihm auch die Regierung der anderen Provinzen zu überlassen und zugleich der deutschen Kaiserwürde zu Gunsten seines Bruders Ferdinand zu entsagen. Der Ausführung dieses Vorsatzes stand der Krieg mit Frankreich entgegen, welcher überdies nicht nur Philipp's Einkünfte in Mailand und Neapel, sondern sogar den Überschuß der Einnahmen seines Vaters verschlang.

König Heinrich II. von Frankreich war in noch größerer Verlegenheit, als der Kaiser. Die Unordnung und Verschwendung an seinem Hofe waren unbeschreiblich, und die Zwietracht der drei Männer, welche abwechselnd den König leiteten, des Herzogs von Guise, des Marschalls von St. André und des Connetable von Montmorency, erlaubten nicht einmal, aus den 1555 im Felde erlangten Vortheilen Nutzen zu ziehen. Beide Theile waren daher geneigt, vorerst wenigstens einen Waffenstillstand zu schließen; keiner von Beiden wollte aber den Antrag dazu machen. Endlich übernahm die Königin Maria von England die Einleitung zu Unterhandlungen, und ihre Vermählung mit des Kaisers Sohne hatte also wenigstens diesen einen Vortheil, nachdem Karl's Hoffnung, daß dieselbe ihm die Hülfe der Engländer in den Niederlanden verschaffen werde, vereitelt worden war. Maria hoffte den König Heinrich um so geneigter zu finden, auf ihre Vorschläge einzugehen, da die trotz aller Verfolgungen stets zunehmende Ausbreitung des Protestantismus große Verwirrungen im Reiche voraussehen ließ, und da aus dieser Ursache auch der Pabst vermittelst seines Legaten Reginald Pole die Bemühungen der englischen Königin aufs kräftigste unterstützte. Die ersten Conferenzen wurden 1555 bei la

Marcq zwischen Ardres, Gravelingen und Calais gehalten; sie zerschlugen sich aber wieder, und der Krieg begann aufs neue. Er wurde sowohl in den Niederlanden, als in Italien zum Vortheile der Franzosen geführt. In Oberitalien erwarb sich der Marschall von Brissac großen Ruhm, da er dem Herzoge von Alba, der mit sechsunddreißig tausend Mann ihm gegenüberstand und für einen ausgezeichneten Feldherrn galt, überlegen blieb. König Philipp hatte sein Herzogthum Mailand dem Herzoge von Alba übergeben, weil er froh war, die Vertheidigung desselben und die Verantwortung einem Anderen überlassen zu können.

Um jene Zeit ward Paul IV. Pabst. Dieser hatte schon als Kardinal die Vernichtung der Ketzerei wie eine Herzensangelegenheit betrieben; ihm mußte also noch weit mehr als seinem Vorgänger an der Herstellung des Friedens zwischen Frankreich und Spanien liegen, damit die Könige beider Länder sich ungehindert der Ausrottung der Ketzerei in Frankreich und in den Niederlanden widmen könnten. Paul IV. war vor seiner Erwählung als ein gelehrter, strenger, durch klösterliche Eingezogenheit ausgezeichneter Theolog bekannt gewesen, und hatte mit Eifer die Stiftung einer neuen, nicht auf den alten klösterlichen Grundsätzen, sondern auf Unterricht und Belehrung der christlichen Gemeinden beruhenden geistlichen Ordensgesellschaft betrieben, deren Mitglieder weniger schmutzig und streng, als die Dominikaner, Franziskaner und Kapuziner, und weniger weltlich und auf weltliche Dinge ausgehend, als die Jesuiten, waren. Auch wurden die Geistlichen dieser neuen Ordensregel nach dem Bisthum benannt, welches Paul als Kardinal besessen hatte. Paul war nämlich zur Zeit der Stiftung des Ordens Bischof von Chieti, welches zu alter Zeit Theate hieß, und nach dieser Stadt nannten die neuen regulirten Chorherren sich Theatiner. Übrigens ward Pabst Paul IV. durch seine Abneigung gegen das Haus Östreich auf die Seite der Franzosen gezogen; er hatte deshalb, sobald er Pabst geworden war, ganz insgeheim einen engen Bund mit Frankreich geschlossen, und wollte den Herzog von Ferrara bewegen, das Gleiche zu thun.

Während die Unterhandlungen zwischen Spanien und Frankreich fortdauerten, bemühte Karl sich lange vergebens, seinen Sohn Philipp zu bewegen, daß er zu ihm in die Niederlande komme.

Philipp wollte dort nur als Regent erscheinen, und kam auch in der That erst dann, als Karl den festen Entschluß gefaßt hatte, ihm alle seine Länder und zunächst die Niederlande zu übergeben. Schon Ende Oktober 1555 trat Karl seinem Sohne die Niederlande feierlich ab. Der Kaiser zeigte bei dieser Gelegenheit in der Rede, welche er an die Stände hielt, seine geistigen Fähigkeiten und seine großen Regenten-Eigenschaften im glänzendsten Lichte, obgleich sein Körper so schwach war, daß er sich nicht anders als auf eine fremde Schulter (die des Prinzen von Oranien) gestützt aufrecht halten konnte. Seine Schwester Maria, die verwittwete Königin von Ungarn, legte die Statthalterschaft der Niederlande ebenfalls nieder, welche nachher von Philipp dem Herzog Emanuel Philibert von Savoyen übertragen wurde. Maria begleitete ihren Bruder nach Spanien. Ebendasselbe that dessen andere Schwester, Eleonore, verwittwete Königin von Frankreich.

Sehr gelegen war es dem Kaiser, welcher nach Spanien zu gehen wünschte, daß gerade in diesem Augenblicke die Eifersucht zwischen den Guisen und dem Connetable von Montmorency ihm eine Waffenruhe mit Frankreich verschaffte. Der Connetable hatte ungern gesehen, daß der Kardinal von Guise den Frieden zwischen dem Pabste und dem Könige von Frankreich zu Stande gebracht hatte, und daß der Bruder desselben in Italien gebraucht werden sollte; er bediente sich daher seines Einflusses am Hofe, um den Bemühungen des Herrn von Noailles, Gesandten in London, des Kardinals Reginald Pole und der Königin von England Eingang zu verschaffen. Diese hatten nämlich seit den Conferenzen von la Marcq ihre Unterhandlungen stets fortgeführt, und benutzten jetzt, da der Connetable den König ungestimmt hatte, die Zusammenkunft, welche die kaiserlichen und französischen Bevollmächtigten wegen der Auslösung der Gefangenen hielten, zu Friedensunterhandlungen. Die Commissäre des Kaisers, Lalain und Simon Renard, und die der Franzosen, der Admiral Coligny und Sebastian de l'Aubespine, erhielten unerwartet Vollmachten zur Abschließung eines Waffenstillstandes, und kamen deshalb noch im Monat November in der Abtei Vaucelles im Gebiete von Cambray zusammen. Man begann mit Unterhandlungen über den Frieden und entwarf sogar die Bedingungen desselben, sah aber bald ein, daß ein

Friedensschluß in diesem Augenblicke unmöglich sei, und trug deshalb auf eine Waffenruhe an, vermöge deren beide Theile einstweilen im Besitze dessen bleiben sollten, was sie gerade inne hätten. Am 15. December 1555 hatte man die Unterhandlungen begonnen; am 5. Februar 1556 ward zu Vaucelles ein Waffenstillstand auf fünf Jahre geschlossen. Lalain reiste hierauf zum Könige von Frankreich, um gegenwärtig zu sein, wenn dieser den Vertrag beschwöre; Coligny dagegen ward nach Brüssel geschickt, um der Eidesleistung des Kaisers und seines Sohnes Philipp beizuwohnen.

Als dies geschah, hatte Karl bereits am 16. Januar 1556 seinem Sohne auch Spanien und alle spanischen Besitzungen überlassen. Die von ihm ausgestellte Entsagungs-Acte, deren Inhalt den spanischen Ständen durch eigene Rundschreiben bekannt gemacht wurde, enthält eine Aufzählung der an Philipp abgetretenen spanischen Besitzungen, welche den Lesern die damalige Größe Spanien's zeigen kann. Außer den spanischen Besitzungen in Europa werden erwähnt: in Afrika das grüne Vorgebirg, die canarischen Inseln, Oran und Tunis, in Asien die Philippinen, die Sundaischen Inseln und ein Theil der Molukken, in Amerika die großen Inseln Hispaniola (St. Domingo) und Cuba, sowie Mexiko, Neu-Spanien, Peru und Chili.

Karl wollte, ehe er sich in sein spanisches Kloster begab, auch der römischen Kaiserwürde entsagen oder vielmehr das Kaiserthum ebenso seinem Bruder Ferdinand überlassen, wie er die anderen Staaten seinem Sohn Philipp überlassen hatte; er fand aber dabei Schwierigkeiten von Seiten der deutschen Stände, und auch Pabst Paul protestirte dagegen. Die deutschen Stände nahmen es als Geringschätzung auf, daß Karl ihnen durch den Vice-Kanzler Seld, den Prinzen Wilhelm von Nassau-Oranien und den Secretär Haller Ende August ein Actenstück zustellen ließ, in welchem er ihnen das Kaiserthum auffagte, wie man einen gewöhnlichen Dienst verläßt. Sie nahmen deshalb von der aus Brüssel ihnen zugeschickten Entsagungs-Acte wenig Notiz. Der Kaiser suchte jedoch, als er am 7. September nach Seeland zur Abfahrt gegangen war, das Versäumte nachzuholen. Er schickte von Rammekens oder Zubburg in Seeland aus an alle einzelnen Fürsten und Stände Deutschland's offene Briefe, in welchen er ihnen kund machte, daß

er die Regierung Deutschland's seinem Bruder Ferdinand abgetreten habe und sie an diesen mit schuldiger Pflicht, Treue und Gehorsam verweise. König Ferdinand war höchst unzufrieden mit dem Schritte seines Bruders; doch kam er zu ihm nach Brüssel. Irrig ist es, wenn man sagt, auch der König von Böhmen, Maximilian, Karl's Neffe und Schwiegersohn, sei nach Brüssel gekommen; er und seine Gemahlin erschienen erst zuletzt in Seeland bei Karl. Übrigens erfolgte die officielle Erklärung wegen der deutschen Kaiserwürde und deren Übertragung an Ferdinand erst im Jahre 1558. Wir werden ihrer weiter unten erwähnen müssen, weil die Streitigkeit, welche darüber mit dem Pabste entstand, einen der wichtigsten Punkte in der Regierungsgeschichte Ferdinand's I. und seines Sohnes Maximilian II. bildet.

6. Französische und spanische Geschichte bis auf den Tod des Königs Franz I.

1. Bis auf den Frieden von Chateau Cambresis.

König Philipp II. fand nach dem Waffenstillstande von Vaucelles alle spanischen Besitzungen im blühendsten Zustande. Die reichen, damals noch ohne große Kosten zu bearbeitenden Bergwerke des spanischen Amerika allein trugen der Krone fünfundzwanzig Millionen Dukaten ein, was zu jener Zeit verhältnißmäßig zehnmal mehr war, als es jetzt sein würde. Philipp hätte also den unter Karl V. ganz erschöpften Finanzen Spanien's durch Sparsamkeit leicht wieder aufhelfen können. Allein er fand oder vielmehr er stellte sich selbst eine Aufgabe, welcher kein Reichthum und keine Militärmacht auf die Dauer gewachsen sind. Er und König Heinrich II. von Frankreich machten nämlich, wie sie gleich im ersten Artikel des Vertrages von Vaucelles aussprachen, die Unterdrückung des Strebens ihrer Zeit nach bürgerlicher und geistiger Freiheit zu dem Hauptziele, welches sie mit vereinten Kräften zu erreichen suchen wollten. Das Streben nach bürgerlicher und geistiger Freiheit, das sich leiten, aber nicht unterdrücken läßt, wenn man anders nicht byzantinische, asiatische und afrikanische Zustände, sowie den Untergang aller Moralität herbeiführen will, zeigte sich damals in der Verbreitung der von Luther, Zwingli und Calvinus aus dem Evangelium geschöpften und durch Predigten

weiter fortgepflanzten religiösen Aufklärung. Diese konnte Philipp zwar in Spanien aus Ursachen, deren Anführung nicht hierher gehört, hemmen oder vernichten; er vermochte es aber nicht, ohne zugleich die Blüthe Spanien's zu knicken. In den nördlichen Niederlanden dagegen war er nicht im Stande, dasselbe zu thun; er bewirkte vielmehr durch den Versuch dazu, daß dieses Land die Frucht der spanischen Blüthe erntete. Denselben Weg, welchen Philipp eingeschlagen hatte, verfolgten König Heinrich II. von Frankreich, seine Gemahlin Katharina von Medicis, die Guisen, der Connetable und alle übrigen Rathgeber dieses Königs, sowie auch dessen nächste Nachfolger; sie richteten aber dadurch ebenfalls Frankreich zu Grunde, bis am Ende des Jahrhunderts König Heinrich IV. einen ganz anderen Weg einschlug.

Sonderbarer Weise fand Philipp, der eifrigste Vertheidiger der päbstlichen Religion, gerade an Pabst Paul IV. den wüthendsten Feind. Da Paul IV. und der neue König von Spanien gleich eifrig und grausam in der Verfolgung der Ketzer waren; da der Pabst dem Tribunal der Inquisition zu Rom eine so unerhörte Gewalt ertheilte, daß jedermann darüber empört war, und daß die Römer bei seinem Tode über die Gebäude und die Beisitzer dieses Tribunals zerstörend und mordend herfielen; da ferner Paul's regulirte Chorherren, die Theatiner, die Spione und Ankläger der Ketzer machten: so hätte man denken sollen, Philipp und Paul würden Hand in Hand gegangen sein. Allein es erfolgte gerade das Gegentheil; denn der Pabst haßte die Spanier und das Haus Habsburg, und sein ganzes Bemühen war darauf gerichtet, die Obergewalt in Italien von den Spaniern und den deutschen Kaisern an die Könige von Frankreich zu bringen. Er erhob deshalb nicht blos mit Ferdinand I Streit, als Karl V. diesem das deutsche Reich überlassen wollte, sondern er suchte auch dem spanischen König Philipp Neapel zu entreißen und dasselbe an Heinrich II. von Frankreich zu übertragen.

Dies war in einem Vertrage, welchen der Kardinal von Lothringen und der Kardinal Tournon am 15. December 1555 mit dem Pabste geschlossen hatten, ganz bestimmt ausgemacht worden, und die Ausführung desselben ward durch den Waffenstillstand von Vaucelles zwar verzögert, nicht aber verhindert. Der

Pabst suchte Ursachen zum Zwiste, und fand sie in den Ansprüchen der Kirche an Parma und in dem Streite wegen der sogenannten sicilianischen Monarchie oder wegen des Rechtes der Könige von Neapel, geistliche Stellen zu vergeben oder doch nicht ohne ihr Placet oder ihre schriftliche Erlaubniß besetzen zu lassen. Auch erneute Paul den Streit wegen der Oberhoheit der Päbste über Neapel, wegen des ihnen zu stellenden weißen Zelters (s. Th. XI. S. 56) und wegen des Censo oder der von den Königen als Anerkennung der päbstlichen Oberhoheit jährlich zu zahlenden Summe. Der Pabst mußte sich zwar, als der Waffenstillstand von Vaucelles geschlossen worden war, vorerst ruhig verhalten; er übte aber doch jede Art von Feindseligkeit gegen Spanier und gegen die Beschützer und Freunde derselben, welche kirchliche Ämter hatten oder im Kirchenstaate lebten. Er eröffnete den zahlreichen Gegnern Philipp's, welche verbannt oder flüchtig waren, eine Freistätte in Rom, und vergriff sich an angesehenen Beamten Philipp's. Johann Anton von Taxis, der kaiserliche Oberpostmeister zu Rom, wurde einiger aufgefangenen Briefe wegen in den Kerker geworfen und auf die Marterbank gebracht. Der Spanier Garcilasso de la Vega, welchen Philipp als englischer König zu seinem Gesandten in Rom ernannt hatte, wurde ebenfalls verhaftet. Ferner ließ der Pabst jeden Spanier oder Freund der Spanier mit Kundschaftern und Aufpassern umgeben. Auch schmähte er in Gegenwart von Spaniern und in zahlreicher Gesellschaft über Karl V., über Philipp und über Spanien aufs heftigste. Er ließ endlich sogar in seinem geistlichen Gerichte darauf antragen, daß Philipp des neapolitanischen Lehens für verlustig erklärt werde, und dieses Verdammungsurtheil ward wirklich ausgesprochen, obwohl man es, wie wir bei Giannone sehen, nie öffentlich bekannt machte.

Schon Karl V. war von dem Frieden unterrichtet gewesen, welchen der Pabst insgeheim mit Frankreich geschlossen hatte, um ihm seine Besitzungen in Italien zu entreißen; er hatte sich daher mit dem Gemahle seiner natürlichen Tochter, Ottavio Farnese, und mit der Familie Farnese ausgesöhnt und den neuen Großherzog von Florenz fest an sich zu knüpfen gesucht. Paul III. hatte bekanntlich dem Ottavio Farnese Parma überlassen, und dieser hatte sich in die Arme der Franzosen geworfen, welche ihn im

Besitze von Parma schützten, während der Kaiser Piacenza ihm vorenthielt (s. S. 287). Sobald aber Karl V. oder vielmehr Philipp II., welchem dieser die italiänischen Besitzungen schon längst abgetreten hatte, die feindseligen Gesinnungen des Pabstes erfuhr, suchte er das den Caraffa's ohnehin nicht gewogene Haus Farnese vom päbstlich-französischen Bunde abzuziehen. Karl söhnte sich mit seinem Schwiegersohne aus, Philipp gab demselben Piacenza mit Ausnahme der Burg, der Kardinal Farnese erhielt das Erzbisthum Montreale in Sicilien zurück, und endlich überließ Philipp dem Ottavio Farnese auch die Stadt und Burg Novara. Die Franzosen schrieen freilich deshalb recht laut über die Undankbarkeit des Hauses Farnese.

Kosmus I. von Medicis war 1537 nach der Ermordung des Tyrannen Alexander zum Haupte (Capo) der Republik Florenz ausgerufen und 1538 vom Kaiser als Herzog und Regent anerkannt worden. Er vermählte sich 1539 mit einer Tochter des Herzogs von Alba, wurde zum Herzog von Florenz erklärt und kaufte 1543 von Karl V. die Burgen von Florenz und Livorno für zweimalhunderttausend Dukaten. Seit dieser Zeit war er die Hauptstütze der spanischen Macht in Italien. Er verschaffte, wie wir wissen, den Spaniern den Besitz von Siena, drohte aber nachher, als Philipp II. und der Pabst einander bekriegten, so lange mit einer Verbindung zwischen ihm und den Franzosen, bis Philipp ihm auch diese Stadt überließ und er also Herr von ganz Toscana ward. Übrigens wurde er erst im Jahre 1569 durch Pabst Pius V., ohne daß dieser das Kardinals-Collegium darüber befragt hätte und ungeachtet des Widerspruches aller katholischen Regenten, zum unabhängigen Großherzog von Toscana erklärt, und Pius setzte im folgenden Jahre ihm unter großer Feierlichkeit in Rom eine Königskrone auf.

Gestützt auf die Farnesen und die Medicis, sowie auf ein Gutachten über die Rechtmäßigkeit der Anwendung gewaltsamer Maßregeln gegen den Pabst, welches Philipp sich von gelehrten Kanonisten hatte ausstellen lassen, that der Letztere kräftige Schritte, um dem Pabste Trotz mit Trotz und Hochmuth mit Hochmuth zu vergelten. Dazu war niemand passender, als der Herzog von Alba, welchem Philipp vielleicht auch aus dem Grunde, weil sein

Günstling Ruy Gomez de Silva den wachsenden Einfluß des Herzogs auf den König mit Eifersucht betrachtete, die Statthalterschaft von Mailand überlassen hatte. Alba wurde jetzt als Oberbefehlshaber eines aufzustellenden spanischen Heeres nach Neapel gesandt, wo er an demselben Tage ankam, an welchem die Kardinäle Tournon und von Lothringen den oben (S. 339) erwähnten Frieden zwischen dem Pabste und Frankreich geschlossen hatten. Im folgenden Jahre engte Alba den Pabst immer mehr ein, vergalt Unbilden mit Unbilden und zog endlich im September mit dem von ihm geworbenen Heere gegen das päbstliche Gebiet. Als er in San Germano angelangt war, ließ er Pontecorvo besetzen, versuchte aber den Pabst durch das Kardinals-Collegium zur besseren Einsicht zu bringen; dieser war jedoch seit dem Abschlusse des Vertrages mit Frankreich noch viel stolzer und trotziger, als je vorher, und wies jeden Vorschlag zurück. Alba rückte daher weiter vor und besetzte Frosolone, Feruli, Banco und die umliegenden Orte. Der Pabst wurde dadurch so sehr erbittert, daß er den Gesandten, welchen Alba nach Rom geschickt hatte, verhaften ließ, und daß er ihn würde haben hinrichten lassen, wenn das Kardinals-Collegium dies nicht verhindert hätte. Der Herzog zog darauf weiter, besetzte Anagni, Tivoli, Vicovato und Ponte Lucano, und drohte Velletri zu beschießen; seine leichten Reiter streiften sogar bis vor die Thore von Rom. Übrigens protestirte Alba bei der Besetzung des päbstlichen Gebietes, daß er durchaus nicht die Absicht habe, der Kirche irgend ein Besitzthum zu entziehen; er ließ vielmehr überall das Wappen des Kardinals-Collegiums anschlagen und an allen Orten, wie in Terracina, Pontecorvo und Piperno, verkündigen, er nehme diese Orte nur für das Kardinals-Collegium und für den künftigen Pabst in Besitz.

Der König von Frankreich hatte dem Pabste den Herzog von Guise mit zwanzigtausend Mann zu Hülfe geschickt, und dieser würde ihn wahrscheinlich an den Spaniern gerächt haben, wenn nicht damals der Waffenstillstand in den Niederlanden unvorsichtiger Weise durch den Admiral Coligny gebrochen und der Krieg dort vom Connetable unglücklich geführt worden wäre. Als nämlich die Franzosen in einer entscheidenden Schlacht geschlagen worden waren, mußte König Heinrich den Herzog Franz von Guise

herbeirufen, um sein Vaterland zu retten. Die Veranlassung zur Verletzung des Waffenstillstandes von Vaucelles und zur Erneuerung des Krieges in den Niederlanden gaben unstreitig dieselben Männer, welche vorher auf die Abschließung des Waffenstillstandes gedrungen hatten, nämlich der Admiral von Coligny und der Connetable von Montmorency. Diese hatten nicht ungern gesehen, daß ihr Nebenbuhler, Franz von Guise, mit einem Heere dem Pabste zu Hülfe geschickt wurde, weil derselbe dadurch aus ihrer und des Königs Nähe entfernt ward. Nachher fürchteten sie aber, Franz möchte durch seine Thaten in Italien sie ganz verdunkeln, und sie suchten daher eine Gelegenheit, den Waffenstillstand zu brechen, um auch ihrerseits Ruhm zu erwerben. Diese Gelegenheit bot sich dar, als Coligny, welcher damals Statthalter der Picardie war, durch einen Eremiten darauf aufmerksam gemacht ward, daß man die feste Stadt Douay, die zu jener Zeit als der Schlüssel von ganz Flandern betrachtet wurde, durch Überfall leicht werde erobern können. Coligny und der Connetable billigten den Plan dieses Überfalles, weil des Ersteren Bruder, welcher gemeiniglich nach dem Namen der ihm gehörenden Herrschaft d'Andelot genannt wird, ein Schwestersohn des Connetable war und diese drei Herren eben so enge zusammenhielten, wie die Brüder der Familie Guise. Der Admiral ward durch jenen Eremiten, welcher nahe bei Douay wohnte, in der Nacht des Dreikönigsfestes 1557, als die Bürger und Soldaten schliefen oder Feste hielten, unentdeckt an die Mauern der Stadt gebracht. Er ließ sogleich Leitern ansetzen, und die Mauern waren von den Franzosen bereits erstiegen, als der Anschlag des Eremiten noch schmählicher scheiterte, als früher der Plan der Franziskaner von Metz, diese Stadt wieder an das Reich zu bringen, gescheitert war (s. S. 333). Eine alte Frau, die sich zufällig in der Nähe befand, erhob ein Geschrei und weckte eine Wache; zu gleicher Zeit ertönte eine benachbarte Klosterglocke, welche zur Frühmesse rief, die Franzosen nahmen dies für ein Sturmläuten und verließen in Eile die schon erstiegenen Mauern wieder.

Durch diesen treulosen Überfall war der Frieden gebrochen worden, und die Feindseligkeiten begannen daher von Neuem. Es verflossen jedoch mehr als drei Monate, ehe Philipp II. ein Heer

aufgestellt hatte, welches zum Angriffe gebraucht werden konnte. Der Admiral Coligny nahm daher alsbald die Stadt Lens ein. Oberbefehlshaber des spanisch-niederländischen Heeres war der Herzog Emanuel Philibert von Savoyen, dem der Wiederbeginn des Krieges sehr erwünscht war, weil die Franzosen unter Brissac immer noch im Besitze seines Landes waren, das er nur durch einen Friedensschluß wieder erlangen zu können hoffen durfte. Neben ihm führten der Graf von Egmont, welchen später Philipp II. auf so grausame Weise zum ersten Opfer seiner Tyrannei und Unduldsamkeit in den Niederlanden machte, und Graf Ernst von Mansfeld zwei andere Heere. Diese drei Heere rückten im Juni in Frankreich ein und richteten sich gegen die Stadt St. Quinctin, wo sie dann am 25. Juli den von Montmorency, Coligny und d'Andelot geführten französischen Truppen gegenüber standen. Die französischen Generale beschlossen, daß Coligny die Vertheidigung der Stadt übernehmen und d'Andelot ihm Verstärkung zuführen solle. Die Spanier sahen ruhig zu, als der Admiral mit wenigen Truppen in die schlecht befestigte Stadt einzog, und begnügten sich, ihn in derselben enge einzuschließen. Als aber nachher d'Andelot die Besatzung von St. Quinctin mit achttausend Mann verstärken wollte, griffen sie diesen an und schlugen ihn. Montmorency mußte sich also entschließen, zu seiner Rettung ein Treffen zu liefern. Dieses Treffen von St. Quinctin fand am 8. August 1557 Statt. Die Spanier und Niederländer waren in demselben den Franzosen an Zahl bei weitem überlegen, und hatten außerdem noch ein bedeutendes Corps Engländer bei sich, welches die Königin Maria ihrem Gemahle zu Hülfe geschickt hatte. Sie brachten in einem Kampfe, der nur vier Stunden währte, den Franzosen eine vollständige Niederlage bei, rieben einen Theil des feindlichen Heeres auf, nahmen den anderen gefangen und eroberten alles Gepäck und die ganze Artillerie der Franzosen. Auch der Connetable und der Marschall von St. André geriethen nebst vielen anderen Generalen in Gefangenschaft. Philipp hatte zu Cambray den Ausgang des Treffens erwartet und erschien erst nach demselben im Lager; nichts desto weniger warf der erfochtene Sieg einen großen Glanz auf den Anfang einer Regierung. Seine Generale gaben ihm nach der Schlacht

den kühnen Rath, sogleich gerades Weges auf Paris los zu marschiren; er verwarf aber nach seiner ängstlich vorsichtigen Art diesen Vorschlag und befahl, zuerst die Stadt St. Quinctin zu erobern. Dies gab dem Admiral Coligny Gelegenheit, durch eine hartnäckige Vertheidigung der für unhaltbar geachteten Stadt es möglich zu machen, daß sein König die Hauptstadt decken konnte. Er vertheidigte St. Quinctin bis zum 27. August, wo drei Breschen geschossen waren und die Spanier endlich die Stadt erstürmten. St. Quinctin erlitt damals Alles, was eine mit Sturm eroberte Stadt zu erleiden pflegt. Coligny selbst fiel in die Hände der Feinde, und da jetzt alle ausgezeichneten Generale außer denen, die in Italien dienten (Guise, Brissac, Montlüc u. A.) gefangen waren, so mußte Heinrich den Helden Frankreich's, Franz von Guise, aus Italien zurückrufen.

In Italien war noch vor dem Wiederbeginne des Krieges in den Niederlanden Rom durch den Herzog von Alba eingeschlossen worden, und König Heinrich II. hatte, wie wir wissen, dem Pabste den Herzog Franz von Guise mit einem ansehnlichen Heere zu Hülfe geschickt. Während der Letztere noch auf dem Marsche war, traf der Neffe des Pabstes, der Kardinal Caraffa, wieder aus Frankreich in Italien ein, und schloß, um den Herzog von Alba so lange aufzuhalten, bis Franz von Guise eingetroffen wäre, mit den Spaniern einen Waffenstillstand auf vierzig Tage. Diesen benutzte Alba, um sehr großartige Anstalten zur Vertheidigung zu machen. Er bot das Volk und die Ritterschaft des neapolitanischen Reiches auf, ließ sich von den Ständen bedeutende Summen zur Anwerbung von Soldaten geben, untersagte der Geistlichkeit die Zahlung der zwei Zehnten, welche der Pabst ausgeschrieben hatte, legte Beschlag auf die Einkünfte aller höheren Geistlichen, und ließ das Geld und die sämmtlichen Kostbarkeiten aller Kirchen und Klöster aufschreiben und Rechnung darüber fordern. Ja, er belegte sogar das Erzbisthum Neapel, welches der Pabst bei der Erledigung desselben für sich behalten hatte und durch einen Stellvertreter verwalten ließ, im Namen des Königs Philipp mit Beschlag. Im Februar erschienen die Franzosen in Oberitalien, wo dann der Herzog von Ferrara, Guise's Schwiegervater, sein Heer mit ihnen vereinigen und den Oberbefehl übernehmen sollte. Jetzt verdarb

aber der Kardinal Caraffa Alles, weil er den Herzog Kosmus von Medicis gern um eine halbe Million Dukaten prellen wollte. Er hatte den König Heinrich zu dem Befehle bewogen, daß Guise vorzugsweise dem Rathe Caraffa's folgen solle, und rieth dem Herzoge jetzt, sich nicht bei Mailand aufzuhalten oder durch Toscana zu ziehen, sondern seinen Weg durch die Marken zu nehmen und in Abruzzo einzufallen. Darüber ward der Herzog von Ferrara unwillig, weil auf solche Weise seine Länder den Spaniern und dem Herzog Kosmus von Florenz preisgegeben worden wären; er ließ deshalb die Franzosen allein ziehen. Diese hätten jetzt ihren Marsch beschleunigen sollen; allein der Kardinal hielt den nicht gerade keuschen Herzog während der Monate, in denen es kühl und die Luft gesund ist, zu Rom zurück, und als derselbe endlich aufbrach, ließ der Letztere, statt gerades Weges nach Neapel zu ziehen, sich durch den Kardinal verleiten, zuerst Civitella zu belagern. Wir wollen, um nicht parteiisch zu scheinen, über den Kardinal Caraffa die Worte des Marschalls von Vieilleville, der sich damals in Rom befand, unten beifügen, weil dieser am besten wissen mußte, auf welche Weise der Kardinal die Franzosen an Rom fesselte *). Als die Franzosen ins Neapolitanische einrückten, hatte König Heinrich (Ende Februar 1557) schon den Spaniern den Krieg erklärt. Der Pabst begann einen geistlichen Krieg: er ließ den römischen Kaiser aus dem Kirchengebete weg, verfluchte am grünen Donnerstage bei der Verlesung der Bulle in coena domini das ganze Haus Karl's V., jedoch ohne dasselbe gerade zu nennen, indem er es blos durch den Ausdruck bezeichnete: „Es sollten alle die verflucht sein, welche ein Stück des Kirchengebietes besetzt hätten, wären sie auch noch so vornehm oder gar Kaiser; auch alle ihre Rathgeber sollten dem Banne unterliegen."

---

*) Er sagt (liv. VII. ch. 1): Le cardinal de Caraffe, scélérat s'il en fût oncques, donna au duc de Guise de terribles traverses, desquelles la première fût, qu'il le tint tout le mois de Mars (1557), qui est le plus propre pour faire la guerre et camper à cause de sa temperature en tout climat, dedans la ville de Rome; l'entretenant de toutes delices, festins, courtisannes, vierges et femmes mariées, dont ce gouffre d'abominations a accoustumé de fournir, pour par ce temporisement attrapper du duc de Florence quatre cent mille écus.

Während indessen Guise und seine Generale in Rom schwelgten und sich die Krankheit zuzogen, welche damals in Rom und in Neapel allein zu Hause war, und während die Soldaten in der Campagna di Roma müßig lagen, ließ der Herzog von Alba alle Plätze in den Abruzzen befestigen. Dies vermehrte, sobald endlich Guise im April sein Heer in die Abruzzen führte, die Schwierigkeit des Vorrückens, und als endlich die Belagerung von Civitella unternommen und diese feste Stadt tapfer vertheidigt wurde, schmähten die Franzosen laut gegen den Zug nach Neapel und gegen den Bund mit den Pfaffen. Auf den Rath Peter Strozzi's, der sich mit ihnen vereinigt hatte, ward endlich in der Mitte des Monats Mai, als man vier Wochen vor der Stadt gelegen und Alba mit einem nicht unbedeutenden Heere sich in der Nähe der Franzosen gelagert hatte, die Belagerung von Civitella aufgegeben. Um dieselbe Zeit erfocht Antonio Orsini mit deutschen und schweizerischen Truppen im Kirchenstaate bedeutende Vortheile über die Miethlinge des Pabstes, und besetzte die von dem Letzteren wieder eroberten Städte aufs neue. Dies erschreckte den heftigen Paul und seine sauberen Neffen so sehr, daß sie den Herzog von Guise baten, zum Schutze Rom's herbeizueilen. Alba ließ hierauf einen Theil seines Heeres im Neapolitanischen zurück, erschien selbst in der Campagna di Roma, und streifte bis an die Thore der Stadt.

Gerade zu dieser Zeit (August 1557) gerieth König Heinrich II. durch den Verlust der Schlacht von St. Quinctin in solche Bedrängniß, daß er zuerst dem Herzoge von Brissac, welcher in Savoyen und Piemont commandirte, seine besten Truppen entziehen und dann (wenige Tage nach der Niederlage) dem Herzoge von Guise durch einen Courier den Befehl ertheilen mußte, sein Heer aufs schnellste nach Frankreich zu führen und nur so viele Truppen zurückzulassen, als der Herzog von Ferrara zur Vertheidigung seines Herzogthums für nöthig halte und zu bezahlen im Stande sei. Das Schreiben, welches Franz von Guise erhielt, forderte denselben auf, dem Pabste die Unmöglichkeit einer weiteren Unterstützung anzuzeigen und zugleich den Rath zu ertheilen, sich mit seinen Feinden so gut und so schnell als möglich auszusöhnen. Diese Botschaft machte den Pabst endlich geneigt, den Venetianern,

dem Herzog Kosmus von Florenz und den römischen Baronen und Kardinälen Gehör zu schenken und sich mit dem Könige von Spanien und dem Herzoge von Alba auszusöhnen. Er wußte jedoch zu gut, auf welche Art des blindesten Glaubens er bei Philipp II. und bei Alba rechnen konnte, als daß er von seinem Stolze und Trotze im Geringsten abgelassen hätte. Der Herzog von Alba mußte nach Rom kommen, sich vor dem Pabste entschuldigen und sich eine Buße auferlegen lassen. Auch die anderen Bedingungen, welche die Vermittler für den Pabst ausmachten, waren von der Art, daß man hätte glauben sollen, nicht er, sondern der bigotte König Philipp sei genöthigt gewesen, Frieden zu suchen. Der zwischen ihm und Philipp geschlossene Vertrag, welcher am 14. September 1557 durch die Kardinäle von Santafiore und Vitelli einerseits und den Herzog von Alba andererseits zu Cavi (zwischen Palestrina und Gennazaro) abgeschlossen und nachher von beiden Herrschern bestätigt ward, legte dem Pabste die Verpflichtung auf, jeder Verbindung gegen den spanischen König zu entsagen und allen denen, welche gegen die Kirche die Waffen ergriffen hätten, Vergebung zu ertheilen, und setzte namentlich fest, daß Palliano so lange als Unterpfand in den Händen eines der Verwandten des Pabstes bleiben solle, bis der Graf von Montorio Caraffa hinreichende Entschädigung vom König Philipp erhalten habe. Sobald dieser Vertrag unterzeichnet war, schiffte Franz von Guise sich mit seinen Truppen nach der Küste der Provence ein.

Als der Herzog von Guise nach Frankreich zurückkam, fühlte König Heinrich II. sich in einer so bedrängten Lage und so sehr außer Stande, den äußeren Feinden und den inneren Parteiungen zu widerstehen, sowie dem Protestantismus, welcher in den östlichen Provinzen und in Bearn immer größere Fortschritte machte, Einhalt zu thun, daß er sich selbst gewissermaßen für regierungsunfähig erklärte. Er machte den Herzog Franz von Guise zum Generalstatthalter des Reichs (Lieutenant général du royaume), oder mit anderen Worten, er überließ demselben unbedingt die ganze königliche Gewalt auf so lange, bis er für gut finden werde, sie wieder zu übernehmen. Diese Ernennung erfolgte im September 1557, und schon am Schlusse desselben Jahres verschaffte

das Glück dem neuen Regenten die Gelegenheit, eine Unternehmung auszuführen, welche keiner der früheren Könige für möglich gehalten hatte. Er nahm nämlich den Engländern den einzigen Platz, der ihnen von allen ihren ehemaligen Besitzungen auf dem festen Lande übrig geblieben war, und machte es ihnen dadurch unmöglich oder doch sehr schwer, ohne eigene Gefahr die Franzosen in ihrem Lande anzugreifen. Dieser Platz war die Stadt und Festung Calais, die sich seit dem Jahre 1347 in der Gewalt der Engländer befand (s. Th. VIII. S. 272 f.). Niemand hielt für möglich, daß dieselbe ihnen wieder entrissen werden könnte, bis der Herr von Senarpont, französischer Commandant in Boulogne, auskundschaftete, daß die Königin Maria aus Sparsamkeit die Besatzung zu sehr vermindert, die nöthigen Vorräthe nicht angeschafft und denjenigen Theil der Stadt, den das Meer bespülte, nicht gehörig befestigt habe. Senarpont war oft von Boulogne aus in Calais gewesen; er hatte nachher Kriegsbaumeister in die Stadt geschickt, um Plane aufzunehmen, und in Erfahrung gebracht, daß nicht nur der Morast am Meere, den man für tief hielt, durchwadet werden könne, und daß die Forts, welche ihn vertheidigten, schlecht gebaut (creux) seien, sondern daß auch die Engländer, um den Sold zu sparen, im Winter den größten Theil ihrer Besatzung aus Calais zögen und erst im Frühjahr wieder frische Truppen schickten. Dies Alles bestätigte Strozzi, welchen Guise mit der näheren Untersuchung der Sache beauftragt hatte, und man beschloß daher gleich im Anfange des Jahres 1558, die Stadt Calais mit dem ganzen, seit der Schlacht von St. Quinctin durch Deutsche, durch Schweizer und durch Guise's Truppen verstärkten Heere anzugreifen. Man schickte zuerst ein kleines Heer zu einem Scheinangriffe in das Luxemburgische und zog dasselbe dann wieder in die Nähe; hierauf mußten Tavannes und der Herzog von Aumale die Stadt Calais von der Landseite her angreifen, während der entscheidende Sturm auf die unbefestigte Vorstadt an der See gerichtet wurde. Der englische Commandant von Calais, Lord Wensworth, hatte alle Winke, die er erhalten, verachtet, und das englische Ministerium, welches dem König Philipp nicht traute, verschmähte sogar noch im entscheidenden Augenblicke die von diesem angebotenen Truppen. Der Unwillen

der englischen Nation war daher grenzenlos, als die für unüberwindlich gehaltene Festung Calais in sieben Tagen von den Franzosen genommen wurde (8. Januar 1558). Acht Tage später fielen auch Guines und Ham in die Gewalt der Franzosen.

Der Ruhm, die Stadt Calais erobert zu haben, welcher eigentlich dem Herrn von Senarpont gebührte, verschaffte dem Herzog Franz von Guise einen größeren Einfluß, als der König selbst hatte. Der Herzog schien in Folge dieser Eroberung vollends Herr von Frankreich geworden zu sein. Das Volk und der fanatisch gegen die Protestanten erbitterte König Heinrich sahen ihn, den Kardinal von Lothringen und den Kardinal Tournon als diejenigen Männer an, welche allein im Stande wären, den rechten Glauben gegen die Ketzer zu schützen, deren sogar der König Anton von Navarra, die Coligny's und der Prinz von Condé sich annahmen. Die mehr als königliche Freigebigkeit des Herzogs Franz fesselte den Adel an ihn; denn als er z. B. Calais eingenommen hatte, nahm er für sich nichts von der Beute, sondern schenkte einzelnen höheren Officieren zwei-, sechs-, ja sogar zwanzig- und dreißigtausend Livres; das Andere ward dem Heere preisgegeben *). Die Verfolgung der Protestanten betrieb der Herzog erst später; in dieser Zeit war es sein Bruder, der Kardinal, der in Verbindung mit anderen Kardinälen und mit dem Parlament blutige Justiz gegen diejenigen Vornehmen und Geringen üben ließ, welche lieber französische Psalmen singen und biblische Predigten hören, als einem in lateinischer Sprache gehaltenen Gottesdienste beiwohnen wollten. Der König selbst ward den Protestanten tödtlich verhaßt, als er am Ende des Jahres 1557 gegen vierhundert Personen jedes Standes und Alters, welche Nachts in der Straße St. Jacques die Predigt hörten und das Abendmahl genossen, mit kannibalischer Justiz hatte wüthen lassen.

Eine neue Stütze erhielten die Guisen und ihre fanatische Partei, als der Dauphin im April 1558 mit ihrer Nichte, der

*) Wir bemerken gelegentlich, daß Tavannes sagt, er habe als seinen Antheil an der Beute sich Klassiker geben lassen, welche er nachher seinem Bruder geschenkt habe. Son butin, sagt er von sich, fut en livres Grecs, Latins et Hébreux, qu'il donna à son frère de Villefrancon, amateur des lettres.

schottischen Prinzessin Maria Stuart, welche zu ihrem Unglücke als Kind nach Frankreich gebracht und dort in alle Leichtfertigkeiten der Mätressen Heinrich's II., sowie in alle Kabalen und Tücken der Italiäner am Hofe der Katharina von Medicis eingeweiht worden war, wirklich vermählt werden sollte. Diese Vermählung war bisher durch die beiden Coligny's (den Admiral und d'Andelot) und durch den Connetable, welche drei Männer sich deshalb an die Königin Katharina angeschlossen hatten, verzögert worden; jetzt benutzte man die Zeit, wo der Admiral und der Connetable noch Kriegsgefangene waren und auch d'Andelot wegen seiner Begünstigung der Protestanten verhaftet wurde. Übrigens hatte der Connetable ungeachtet seiner Gefangenschaft den früheren Einfluß auf den König behalten, welcher in einem ununterbrochenen Briefwechsel mit ihm stand. Als die Guisen sich enge an Katharina von Medicis anschlossen, nahm auch die Herzogin von Valentinois (Diana von Poitiers) sich des Connetable an, und drang darauf, daß derselbe sich um jeden Preis loskaufen möchte. Der Connetable wurde überdies von den Spaniern sehr begünstigt, welche ihn gebrauchten, um den König von Frankreich zum Frieden zu stimmen.

Endlich ward der geheime Verkehr des Königs mit dem Connetable den Guisen so verdächtig, daß sie fürchteten, es möchte wirklich ein Frieden ausgemacht werden, ohne daß man sie darüber befrage; sie leiteten daher auch ihrerseits eine Unterhandlung ein. Die verwittwe Herzogin von Lothringen (s. S. 313.) wünschte ihren nach Frankreich abgeführten Prinzen zu sehen; die Guisen versprachen, denselben in einen Ort an der Grenze zu führen, wenn die Herzogin spanische Minister mitbringen und Einleitungen zum Frieden treffen wolle. Die Herzogin kam hierauf nach Cambray und hatte den Grafen von Egmont, den Kardinal Granvella und den Präsidenten Viglius in ihrem Gefolge. Da jedoch die Unterhaltung der spanischen Bevollmächtigten mit dem Kardinal von Lothringen bald an das Licht brachte, daß dieser und sein Bruder den Abschluß eines Friedens eher zu verhindern als zu fördern suchten, so blieb diese Zusammenkunft zu Cambray fruchtlos. Unterdessen hatten die Franzosen das spanische Heer aus mehreren Plätzen, unter Andern aus Diedenhofen und Dünkirchen, vertrieben;

außerdem konnte Philipp II. seine Miethlinge eben so wenig bezahlen, als König Heinrich, und der Herzog Emanuel Philibert von Spanien wünschte sehnlich in seine Staaten zurückzukehren. Die Spanier suchten daher neue Unterhandlungen einzuleiten, von denen jedoch der Kardinal von Lothringen ausgeschlossen werden sollte. Das Letztere war aber nicht zu erlangen, weil selbst der Connetable sehr gut einsah, daß man die Guisen nicht ausschließen könne, ohne sich eine große Verantwortung zuzuziehen. Es wurde also ein anderer Ausweg eingeschlagen. Man befreite nämlich den Marschall von St. André, welcher noch immer in den Niederlanden festgehalten wurde und das ganze Vertrauen des Königs Heinrich und der Partei des Connetable besaß, und bewirkte, daß derselbe neben dem Kardinal von Lothringen zum Mitgliede der für die Abschließung eines Friedens ernannten Commission gemacht wurde. Die Herzogin von Lothringen, welche noch immer in Brüssel war, bot sich dem Kardinal als Vermittlerin eines Friedens an, über welchen im Kloster Cercamp unterhandelt werden sollte. Der König ernannte hierauf seinerseits den Kardinal von Lothringen, den Marschall von St. André, den Connetable von Montmorency, den Bischof von Orleans, Johann von Morvilliers, und den Staatssecretär l'Aubespine, Philipp II. aber den Herzog von Alba, Wilhelm von Nassau-Oranien, Granvella, Ruy Gomez de Silva und den Präsidenten Viglius zu Commissären. Der Connetable, über dessen Loskaufung man schon vorher einig geworden war, erhielt einstweilen auf sein Ehrenwort die Freiheit; er kam nach Amiens zum Könige, und dieser empfing ihn mit so auffallenden Freundschaftsbezeugungen, daß jedermann einsah, derselbe werde die Hauptstimme auf dem Kongresse haben. In der That schrieben die Guisen die Nachgiebigkeit, welche die französischen Commissäre bei den Conferenzen zu Cercamp zeigten, dem Umstande zu, daß zwei derselben noch Kriegsgefangene waren und ihre Befreiung vom Ausgange derselben erwarteten. Der Abschluß dieser Conferenzen wurde dadurch erleichtert, daß Philipp II. am 17. November 1558 durch den Tod seiner Gemahlin Maria von der Verbindlichkeit, den Engländern die von ihnen verlorenen Plätze wieder zu verschaffen, befreit ward: ein Ereigniß, welches andererseits die Feindschaft zwischen Philipp II. und seinem Sohne

erster Ehe, Don Karlos, unversöhnlich machte, weil der Erstere jetzt die vorher seinem Sohne verlobte französische Prinzessin Elisabeth selbst heirathete.

Die Kabalen am Hofe des schwachen Königs von Frankreich erschwerten den Abschluß eines Friedens, bis der Connetable für die Hälfte des von ihm verlangten Lösegeldes in Freiheit gesetzt worden war und den König aufs neue unbedingt leitete. Dieser Einfluß steigerte sich noch, als d'Andelot seiner Haft entlassen und der zweite Sohn des Connetable, Danville, mit Antoinette von der Mark, einer Enkelin der königlichen Geliebten (der Herzogin von Valentinois), vermählt wurde. Den Guisen gelang es um dieselbe Zeit, ihre Familie dem Throne um einen Schritt näher zu bringen und sich dem Volke und dem Parlament als Beschützer des alten Glaubens gegen den Protestantismus, welchem Condé, das Haus Navarra, die Coligny's und Andere günstig waren, zu empfehlen, indem sie das Haupt ihres Hauses, den jungen Herzog Karl II. von Lothringen, mit Claudia, der zweiten Tochter des Königs Heinrich, vermählten.

Der Kongreß zu Cercamp hatte sich in die Länge gezogen, obgleich König Philipp sehnlich wünschte, nach Spanien gehen zu können, wo die Reformation sich auszubreiten drohte. Die Verhandlungen wurden 1558 durch den Tod der Königin Maria sogar förmlich unterbrochen. Allein die Nachfolgerin derselben, die protestantische Prinzessin Elisabeth, ernannte im Anfange des Jahres 1559 neue Commissäre, und der Kongreß wurde dann zu Chateau Cambresis aufs neue eröffnet. Da sich nun die Minister dieser neuen Königin, welche voraussahen, daß sie an König Philipp einen furchtbaren Feind haben würden, in Rücksicht der verlorenen französischen Plätze gegen Frankreich nachgiebiger zeigten, als man erwartet hatte, so wurde der Abschluß des Friedens erleichtert. In der That kam auch schon am 3. April 1559 der Frieden von Chateau Cambresis zu Stande. In demselben gaben zuerst beide Könige einander das Versprechen, zur Ausrottung der neuen evangelischen Lehre vereinigt aufs kräftigste zu wirken. Dann trat der Beherrscher von Spanien St. Quinctin, le Câtelet, Ham und den einst von der Stadt Therouanne eingenommenen Raum an Frankreich ab, und weil in dem zerstörten Therouanne das Bis-

thum nicht wieder errichtet werden konnte, so sollten mit den Gütern desselben zwei neue Bisthümer gegründet werden, ein französisches in Boulogne und ein niederländisches in St. Omer. Andererseits gab der französische König die Grafschaft Charolais, die Städte Marienburg, Diedenhofen, Danvilliers, Montmedy, Jvry und alle im Mailändischen noch besetzten Orte dem spanischen Könige zurück. Der Herzog Emanuel Philibert von Savoyen endlich ward mit des Königs Heinrich Schwester Margaretha verlobt und den Worten nach wieder in den Besitz seines Herzogthums gesetzt; in der That aber behielten die Franzosen in demselben festen Fuß, indem sie, obgleich dem Herzoge in Betracht seiner Ehe mit der französischen Prinzessin Bresse, Bugny, Savoyen und das Fürstenthum Piemont zurückgegeben wurden, Turin, Chieri, Pignerol und einige andere feste Plätze behaupteten.

2. Französische Geschichten bis auf den Tod des Königs Heinrich II.

Heinrich II. und Philipp II. erfüllten Beide zunächst aus allen Kräften ihr Versprechen, mit Feuer und Schwert das Evangelium als eine Quelle demokratischer und revolutionärer Ideen zu unterdrücken und die Lehre der Concilien und Päbste aufrecht zu erhalten. Beide versuchten aber vergebens, dem Strome der Zeit entgegen zu schwimmen: Philipp rief in den Niederlanden, Heinrich in Frankreich einen Bürgerkrieg hervor, welcher Spanien zu Grunde richtete und in Frankreich mit dem Siege der neuen Lehre endigte.

Heinrich II. entfernte zwar die Guisen nicht sogleich von allen Geschäften; er brauchte aber jetzt keinen Reichsverweser mehr, und würde unstreitig zuletzt an der Stelle des älteren Guise den Connetable mit dem Oberbefehle des Heeres bekleidet haben, wenn ihn nicht der Tod daran gehindert hätte. Gegen die Protestanten war der Connetable ebenso heftig, als der König und die Guisen; dies bewies er unmittelbar nach dem Abschlusse des Friedens. Es war während des Krieges schon an mehreren Orten des Königreiches und auch in der Hauptstadt zu blutigen Kämpfen zwischen den Katholiken und Protestanten gekommen. Man hatte z. B. 1557, als die Protestanten ganz ruhig das Nachtmahl des Herrn feiern wollten, die (S. 350) erwähnte furchtbare Justiz und Metzelei in Paris geübt. Ein anderer Kampf, welcher während der Hoch-

zeitfeier des Dauphin und der Maria Stuart zwischen den Anhängern der neuen und der alten Lehre Statt fand, zeigte gleich darauf, daß die Kühnheit der Schüler Calvin's, der damals schon eine Art Patriarch oder Pabst in Genf war, durch die Verfolgungen vermehrt worden war. Zu dieser Hochzeit hatten sich Johanna d'Albret und ihr Gemahl, der schwache Anton von Bourbon, eingefunden, welcher das Königreich Navarra erheirathet hatte (s. S. 222) und kurz vorher in den Besitz desselben gelangt war; Beide waren von den Predigten Calvin's und seines Collegen Theodor de Beza ganz eingenommen. Auch der Prinz und die Prinzessin von Condé waren für die Reformation gewonnen und fühlten sich sehr gekränkt, daß sie als nächste Anverwandte der königlichen Familie nichts am Hofe vermochten, sondern überall zurückstehen mußten. Sobald daher der König Paris verlassen hatte und nach der Champagne gegangen war, ermunterten die Königin von Navarra, der Prinz Condé und die Verwandten Beider die Prediger der Pariser Protestanten, mit größerer Dreistigkeit aufzutreten. Da überdies Calvin, wie aus den Briefen desselben hervorgeht, seinen Anhängern schon längst ihre Lauheit vorgeworfen hatte, so hielten jetzt die protestantischen Prediger in Paris drei- oder viermal Versammlungen auf der Geistlichkeits-Wiese (pré aux clercs) und Gottesdienst unter freiem Himmel. Es sollen bei diesem einige tausend Menschen versammelt gewesen, welche zuerst die von Marot in Musik gesetzten Psalmen sangen und dann in Procession durch einen Theil der Vorstadt St. Germain zogen. Vor und hinter ihnen befand sich eine Anzahl bewaffneter Edelleute, welche dem Volkshaufen, der den Processirenden den Weg versperren zu wollen schien oder auch nur aus Neugierde herbeigeströmt war, mit den Waffen drohten. Die Polizei wagte nicht, sich in die Sache zu mischen, sondern ließ nur diejenigen Stadtthore schließen, welche in das Quartier der Universität und in die Vorstadt St. Germain führten.

Über diese Procession berichtete der Bischof von Paris ausführlich an den König, der dann den Vorfall mit dem, was der Kardinal von Lothringen und Granvella über eine Conspiration der Reformirten und ihrer Schützer zusammen gefabelt hatten, in Verbindung brachte. Der König ließ das Kriminalgericht (le

Châtelet) durch das Parlament auffordern, gegen die Protestanten einzuschreiten. Allein selbst das Parlament war damals in seinen Ansichten getheilt, und auch der Siegelbewahrer, welcher ausdrücklich dieser Sache wegen nach Paris gekommen war, hielt, als er die Namen und den Stand der eigentlichen Urheber des Tumultes erfahren hatte, nicht für rathsam, weiter in der Sache zu handeln, sondern drohte blos in einem Edict den Magistern und Studenten mit Bestrafung, wenn sie nicht die Kirchen besuchten und zum Abendmahle gingen. Was das Parlament betrifft, so befolgten die verschiedenen Senate oder Kammern desselben gegen die Protestanten ganz verschiedene Grundsätze. Von der großen Kammer (grand' chambre), in welcher le Maitre, St. André und Minart den Vorsitz hatten, wurden die Angeklagten in der Regel zum Feuertode verurtheilt; in derjenigen Kammer dagegen, deren Vorsitzer de Thou, Harlay und Seguier waren (la Tourelle), wurden dieselben gewöhnlich losgesprochen oder doch nur zu leichten Geldstrafen verurtheilt. Als endlich die letztere Kammer vier Studenten, welche schriftlich und mündlich sich heftig für Calvin und gegen den Kirchenglauben von der Messe erklärt hatten, blos mit der Ausweisung aus dem Lande bestrafte, entstand darüber ein großer Lärm am Hofe, in der Stadt und im Reiche. Die königlichen Procuratoren brachten daher die Sache in einer jener Sitzungen des ganzen Parlaments vor, welche regelmäßig drei- oder viermal im Jahre als Disciplinar-Sitzungen zur Prüfung des Lebens und Wandels der an Zahl gegen hundert betragenden Mitglieder des Parlaments gehalten wurden, und die man, weil sie stets an einem Mittwoch Statt fanden, Mercurialen nannte. Als nun in einer solchen Sitzung (10. Juni 1559) die Sache vorgebracht wurde, erhob sich ein furchtbarer Streit und Lärm zwischen den reformirten und katholischen Parlaments-Gliedern. Dieser Sitzung wohnte auch der König bei, welcher über die Gelindigkeit der Tourelle gegen die Ketzer aufs höchste erbittert war, und in seinem Gefolge befanden sich die heftigsten Fanatiker unter den Großen, der Kardinal von Lothringen, der Siegelbewahrer, der Kardinal Bertrand, der Herzog von Guise, der Connetable und die Prinzen von Montpensier und von la Roche für Yon. Er forderte die Räthe auf, ihre Meinung über das gegen die Re-

formirten zu befolgende Verfahren frei und offen auszusprechen. Dies thaten dann auch die verschiedenen Räthe und Präsidenten, indem sie ihr volles Vertrauen auf die vom Könige gegebene Versicherung setzten, daß er alle Reden für und gegen anhören und dann einen Beschluß fassen wolle. Wie dieser aber ausfallen werde, konnten sie schon aus der Schlußrede des ersten Präsidenten le Maitre ersehen; denn als derselbe alle Reden für ein mildes Verfahren, sowie die für die furchtbarste Strenge resümirte, sagte er: „Das Benehmen des Königs Philipp August, der an einem einzigen Tage sechshundert Ketzer habe verbrennen lassen, sei des höchsten Lobes werth.“ Hierauf zählte er mit Wohlgefallen alle jene barbarischen Strafen auf, mit welchen das Parlament in den verschiedensten Zeiten die armen Waldenser belegt habe. Nachdem die Verhandlung zu Ende gebracht war, stand der König von seinem Sitze auf und begab sich mit den Prinzen und Herren, die ihn begleitet hatten, in ein anderes Zimmer. Hier ließ er sich das Protokoll bringen, in welches alle vorher gehaltenen Reden niedergeschrieben worden waren, las diese, und sprach dann die Worte aus: „Jetzt sehe er, was er vorher nicht habe glauben wollen, daß eine Menge Ketzer in seinem Parlamente sei. Er sollte daher eigentlich das ganze Parlament bestrafen; allein er wolle einen Unterschied machen und nicht die Unschuldigen mit den Schuldigen verdammen.“ Hierauf trat der Connetable vor den König, um dessen weitere Befehle zu empfangen, und begab sich dann in den Sitzungssaal. Hier ergriff er die Parlaments-Räthe Dufaur und Dubourg und übergab sie dem Hauptmann der Leibwache, Montgommery, welcher sie sogleich in die Bastille bringen ließ. Unmittelbar darauf erhielt ein zweiter Garde-Capitain, Chavigny, den Befehl, noch sechs andere Räthe in ihren Häusern zu verhaften. Von diesen wurden drei wirklich verhaftet, die drei übrigen aber retteten sich durch die Flucht.

Diese des Königs ganz unwürdige Scene im Parlament erregte in ganz Europa großes Aufsehen und theilte Frankreich in zwei feindliche Lager. Da der heftige Pabst Paul IV. den König laut und wiederholt wegen seines Ketzerhasses pries, und da durch die Kardinäle, durch Guise und durch den Connetable eines Theils das fanatische Volk, welches die Protestanten tödtlich haßte, auf-

geregt und anderen Theils die Jesuiten, die Theatiner und die theologischen Juristen der Parlamente gelobt wurden, so vergalten die Protestanten Gleiches mit Gleichem. Sie bildeten seit dieser Zeit eine politische Partei und organisirten eine Art von religiöser Republik im Reiche. Schon längst bestand nämlich in allen den französischen Provinzen, welche an der von Italien ausgegangenen Bestrebung, die Wissenschaften und Künste der Griechen und Römer wieder zu erwecken, Theil genommen hatten, eine geistliche Gesetzgebung, ausgehend von allen in einer Synode versammelten Predigern der Provinz. Diese Provinzialsynoden waren neuerdings in einen allgemeinen Bund vereinigt worden, so daß gerade zu der Zeit, als König Heinrich die vom Pabste in so ungemessenen Ausdrücken gelobte Mercuriale hielt, um durch grausame Verfolgung der angesehensten Glieder der reformirten Gemeinden diese zu vertilgen, die Prediger und Deputirten der Kirchen von Isle de France, von der Normandie, von Orleannois, Aunis und Poitou zu Paris selbst in einem Hause der Vorstadt St. Germain ihre erste Nationalsynode hielten. Sie knüpften sich enge an Genf an, wo damals schon Calvin und Beza für ganz Europa eine Lehranstalt der humanistischen und religiösen Bildung mit geringen Kosten eingerichtet hatten, und von wo aus Calvin, wie die Briefe desselben zeigen, seine gleich päbstlichen Bullen geachteten Rathschläge ebenso zu den germanischen und slavischen Stämmen, wie zu den Madscharen sandte.

Das erste Geschäft jener Generalsynode von 1559 war, daß man in vierzig Artikeln eine neue Kirchenordnung abfaßte, um die innige Verbindung und Gleichförmigkeit der Disciplin unter den sehr zerstreuten und bisher unabhängigen Gemeinden zu erhalten. Als dies geschehen war, dachte man daran, sich der gefangenen Glaubensgenossen anzunehmen. Man wandte sich zu diesem Zweck an den Herzog von Würtemberg und an den Kurfürsten von der Pfalz, und bat sie um ihre Verwendung. Allein König Heinrich hatte damals die Freundschaft der deutschen Protestanten nicht nöthig. Er ließ daher ohne Weiteres den Gefangenen den Proceß machen, indem er Leute, deren er ganz sicher war, zu Gerichts-Commissären machte und neben denselben den Bischof von Paris und den Inquisitor Demochares zu Beisitzern ernannte. Ja, er ging in seinem fana-

tischen Zorn so weit, daß er laut betheuerte, er wolle mit eigenen Augen der Verbrennung der Gefangenen zuschauen. Er verlor jedoch gleich darauf in einem Turnier das Leben. Dieses Turnier ward am 29. Juni 1559 bei Gelegenheit der Vermählung der Schwester Heinrich's mit dem Herzoge von Savoyen in der Antons-Straße zu Paris gehalten. Der König brach in demselben zuerst mit dem Herzoge von Savoyen und dann mit dem Grafen de Lorges, dem Sohne des Garde-Capitains Montgommery, eine Lanze. Der Herzog von Guise, der Fürst von Ferrara und der Herzog von Nemours waren neben dem Könige diejenigen, welche den Kampf aufnahmen (les tenans). Auch sie hatten bereits ihre Geschicklichkeit bewiesen, als Heinrich gegen den Rath und die Bitten aller Anwesenden noch einmal zu rennen verlangte. Der Graf de Lorges wurde genöthigt, die ihm vom Könige aufgezwungene Lanze anzunehmen. Er brach, als er im vollen Rennen auf diesen traf, seine Lanze, warf sie aber unvorsichtiger Weise nicht, wie man zu thun pflegte, aus der Hand. Die abgebrochene Lanze traf das Visier des Königs, sprengte dasselbe auf, und drang so heftig in das eine Auge Heinrich's ein, daß dieser, gleich als man ihm den Helm abnahm, erklärte, er sei tödtlich verwundet*). Heinrich lebte noch bis zum 10. Juli. Wir vermuthen daher, daß er zu retten gewesen wäre, wenn nicht die königlichen Chirurgen durch ihr wunderliches Verfahren die rechte Zeit versäumt hätten. Um nämlich die Splitter und den Schaden am Gehirn zu finden, zerschnitten sie die Köpfe von vier zum Tode verurtheilten Verbrechern, mit denen man das gleiche Experiment gemacht hatte, und versuchte nachher in Rücksicht auf den Lanzenschaft dasselbe an einem fünften.

---

*) Die beste und zugleich kürzeste Nachricht gibt der Marschall von Vieilleville (Mém. liv. VII. ch. XXVIII.), der dem Könige auf alle Weise abgerathen hatte, noch eine Lanze zu brechen, und der ihm dabei gesagt hatte, er habe geträumt, daß dieses Turnier dem Könige verderblich sein werde. Vieilleville schreibt: Le malhabile Lorges ne jecta pas, selon l'ordinaire coustume, le tronsson, qui demeura en la main, la lance rompue, mais le porta toujours baissé et en courant rencontra la teste du roi, duquel il donna droict dans la visière, que le coup haussa et lui crêva un oeil.

Heinrich's II. Tod ist nicht allein aus dem Grunde merkwürdig, weil, seitdem ein König im Turnier das Leben verloren hatte, kein großes ernstes Rennen mehr in Europa ausgeschrieben wurde, sondern namentlich auch deshalb, weil vom Augenblicke desselben an die französischen Bürgerkriege begannen, welche erst mit Heinrich's IV. Thronbesteigung endigten. Durch Heinrich's II. Tod nämlich gerieth Frankreich ganz in die Gewalt der Guisen und der Eiferer für die päbstliche Religion. Selbst die Mutter des Königs Franz II., welcher seinem Vater Heinrich in der Regierung nachfolgte, Katharina von Medicis, stand ebenso, wie der Connetable und die Prinzen von Geblüt, den lothringischen Prinzen des Hauses Guise nach, weil Franz II. mit der Schwestertochter der Letzteren, der schottischen Prinzessin Maria Stuart, vermählt war.

3. Frankreich unter Franz II.

Wenn wir Specialgeschichte von Frankreich schrieben, so würde es leicht sein, die folgende Zeit glänzend zu schildern. Wir haben in den unzähligen Denkwürdigkeiten handelnder Personen des sechszehnten Jahrhunderts Anekdoten die Fülle. Wir haben an dem Landsmanne und Freunde der Katharina von Medicis, dem Florentiner d'Avila, einen jener allwissenden, die Ursachen aller Dinge mit Sicherheit angebenden sogenannten pragmatischen Geschichtschreiber, und auch das in klassischem Latein geschriebene Werk des Präsidenten de Thou ist reich an Angaben über das Geheimste. Wir könnten daher die Labyrinthe der Kabalen, welche von den Prinzen, Kardinälen und Großen ausgingen, und die Anschläge, welche Katholiken und Protestanten gegen einander machten, in einer Weise schildern, als wenn wir Zeitgenossen wären. Die Masse und Beschaffenheit der Materialien, sowie die ganz entgegengesetzten Ansichten und Leidenschaften ihrer Verfasser würden uns sogar in den Stand setzen, die Charaktere der handelnden Personen wie in einem Roman gut oder schlecht zu schildern, je nachdem der gehoffte Effekt unseres Werkes es erforderte. Dies erlaubt aber unser bescheidener Zweck nicht. Wir wollen uns daher auf wenige Andeutungen beschränken.

König Heinrich II. war kaum gestorben, als die beiden Guisen, der Kardinal und der Herzog, sich des jungen, 1543 geborenen

Königs Franz II. bemächtigten. Sie beraubten unter dem Vorwande, daß zwei Kron-Großwürden nicht in Einer Person vereinigt sein dürften, den Connetable der Würde eines Groß-Hofmeisters (grand maître de la maison du roi) und entfernten ihn vom Hofe. Sie schlossen die Königin Mutter, Katharina von Medicis, und den ersten Prinzen von Geblüt, den schwachen König Anton von Navarra, von dem Recht an der Regentschaft aus, weil der König sechszehn Jahre alt war. Katharina, hieß es, sei eine Fremde, die man nach Florenz zurückschicken müsse; den Bourbons aber, deren Haupt König Anton war, ließ man durch den König allerlei Sendungen auftragen. Anton war nämlich vom Connetable eilig berufen worden, aber zu spät gekommen, weil der König, als er erschien, schon dem Kardinal von Lothringen die oberste Leitung des Finanzwesens und dem Bruder desselben, dem Herzog Franz von Guise, das Kriegswesen des Reiches übertragen hatte. Der König Anton, dessen Schwiegervater, Heinrich d'Albret, Erbe von Navarra und Bearn, durch die Kabalen an Heinrich's II. Hofe auch dieser seiner französischen Provinzen längere Zeit beraubt gewesen war, hatte sich bei seiner Reise an den Hof allen Parteien verächtlich gemacht. Die Hauptgegner der Guisen waren deshalb nicht er, sondern seine Gemahlin Johanna, sein Bruder, der Prinz von Condé, und die Chatillons, besonders der Admiral Coligny und dessen Bruder d'Andelot. Johanna war eine Freundin und Beschützerin Calvin's und der Reformirten, Beza predigte oft vor ihr, sie hatte im Erbe ihres Vaters größeres Ansehen, als ihr charakterloser Gemahl; sie wurde daher von den eifernden Fanatikern ebenso sehr gehaßt, als Condé, die Coligny's und die anderen Beschützer der Protestanten. Dies benutzten die Guisen und ihr Anhang. Der Prinz von Condé aber erklärte sich öffentlich für einen Protestanten und für das Haupt der damals schon sehr zahlreichen protestantischen Gemeinden, welche durch ganz Frankreich hin und in allen einzelnen Provinzen enge mit einander verbunden waren, und berief die Prediger derselben, sowie den Theil des Adels, welcher ihre Lehre bekannte, zu Berathschlagungen in seine Residenz nach la Ferté in der Champagne.

Seit dieser Zeit war zwischen den beiden Theilen des Adels und der Hofleute, welche für oder gegen die Guisen arbeiteten,

weniger von Religion, als von politischer Parteiung die Rede. Dies geht am besten daraus hervor, daß die protestantischen Großen und die Ritterschaft sich überall militärisch rüsteten, obgleich Calvin in allen seinen Gutachten und Briefen einen durchaus passiven Gehorsam gebot, wie ihn die ersten Christen unter den heidnischen Kaisern geübt hätten, obgleich er in Genf das strengste Regiment übte und üben ließ, und obgleich die Generalsynode denselben Grundsatz eingeschärft hatte. Am deutlichsten erkennt man es aber daraus, daß Katharina von Medicis, welche ganz gewiß den Protestanten nicht günstig war, höchst wahrscheinlich um den unter dem Namen der Verschwörung von Amboise bekannten Anschlag wußte, dessen wir sogleich näher gedenken werden.

Der Stolz der Guisen, die Grausamkeit der von ihnen aufgeregten Gerichte, die im ganzen Reiche gegen die Protestanten veranstalteten Verfolgungen, die vielen Statt findenden Hinrichtungen, seitdem die theologischen Juristen der Parlamente überall zur Ehre Gottes Verbrennungs-Commissionen (chambres ardentes) eingerichtet hatten, sowie endlich der Druck, den die Guisen im Namen des in ihrer Gewalt befindlichen jungen Königs ausübten, gaben den Vorwand zu lauten Beschwerden. Die Guisen waren zwar gerade in den ersten Zeiten bemüht, die Misbräuche der vorigen Regierung abzustellen, und gebrauchten den Kanzler Olivier, welchen alle Parteien als einen wackeren und geschickten Geschäftsmann anerkennen, um die ganze Verwaltung in eine bessere Ordnung zu bringen; allein man forderte von ihnen die Berufung der Generalstände, weil die Prinzen, der Connetable, der Admiral und sein Bruder hofften, daß sie durch dieselben ihren Einfluß wieder erhalten würden. Dies wußten die Guisen zu verhindern. Die Heftigsten unter dem protestantischen Adel ließen sich daher bewegen, die sogenannte Verschwörung von Amboise oder mit anderen Worten das tolle Project eines Abenteurers zu billigen, welches darin bestand, daß man den König und die Guisen in Verhaft nehmen, die Reichsstände berufen und dem König Anton von Navarra die Regentschaft übertragen lassen wollte. Der Urheber dieses Planes, der sich zum Haupte der Ausführung desselben aufwarf, war ein abenteuernder betrügerischer Edelmann, la Renaudie, welcher schon zweimal gerichtlich verurtheilt wor-

den war; es ist daher auch nicht wahrscheinlich, daß Condé und die Chatillons, d. h. Coligny und seine beiden Brüder, an der Sache Theil genommen haben, obgleich sie unstreitig im Allgemeinen von ihr unterrichtet waren. La Renaudie, welcher, wie dergleichen Leute pflegen, auch noch einen zweiten Namen führte, reiste im Reiche umher, um alle fanatischen Protestanten zur Theilnahme an dem beabsichtigten Überfalle des Hofes aufzufordern. Er besuchte auch Lausanne und Genf und erhielt dort von den angesehensten Juristen, wie Hotomann, und von den ersten Theologen (Calvinus und Beza) ein Gutachten (consultation), dessen er sich nachher auf seine Weise bediente. Calvinus und Beza wurden deshalb auch von den Katholiken beschuldigt, Mord und Empörung gerechtfertigt zu haben, obgleich sie selbst stets mündlich, schriftlich und in eigenen Büchern ihre Unschuld betheuerten.

Der König hatte sich mit dem Hofe nach Blois begeben, um in dieser ganz unbefestigten Stadt gegen ein Übel, das man boshafter Weise Aussatz nannte, ärztliche Mittel zu gebrauchen. Dies wollten la Renaudie's Mitverschworene benutzen, um sich seiner zu bemächtigen und die Guisen nebst seiner Mutter Katharina von ihm zu entfernen. Die Ausführung ihres Planes setzten sie in einer Versammlung, welche zu Anfang des Februar 1560 in Nantes gehalten wurde, auf den zehnten März fest. Die Guisen hatten jedoch schon längst den Pariser Advokaten Peter des Avenelles unter die Verschworenen eingeschoben und waren von Allem unterrichtet. Sie rüsteten sich ganz im Stillen, machten die Unbesonnenen sicher, und ließen die Sache zur Ausführung kommen, damit sie nachher alle Protestanten mit einem Scheine des Rechtes verderben könnten. Daß ihr Anschlag verrathen sei, hätten die Verschworenen leicht wissen können, als der Hof sich aus dem offenen Blois in das befestigte Schloß von Amboise begab; sie beharrten aber auf ihrem Vorhaben und verschoben nur die Ausführung auf den 16. März, um noch mehr bewaffnete Mannschaft zu vereinigen, wodurch sie neues Aufsehen erregten. Die Guisen hatten eine bedeutende Anzahl Truppen gesammelt und vertheilt, sie bewogen die Königin Mutter, die drei Chatillons nach Amboise einzuladen, damit dieselben beobachtet werden könnten. Als am 16. März die Anstalten getroffen wurden, um la Renaudie's An-

griff auf Amboise zu vereiteln, gab man dem Prinzen von Condé, welcher ebenfalls nach Amboise gekommen war, den Ehrenplatz am Thore, gesellte ihm aber den Bruder der Guisen bei. Der Herzog von Nevers, welcher nach dem Treffen bei St. Quinctin die Reste der geschlagenen Truppen gesammelt und ein neues Heer für Guise gebildet hatte, erhielt den Auftrag, den heranziehenden Protestanten entgegen zu gehen. Diese wurden, gerade als sie gegen Amboise heranrückten, noch einmal verrathen. Sie waren in zwei Abtheilungen getheilt, die sich vereinigen sollten, sobald ein Herr von Linières das Zeichen gäbe; dieser ging aber nach Amboise, um dort Alles anzuzeigen, und das Zeichen erfolgte nicht. La Renaudie wehrte sich sehr tapfer gegen die königlichen Truppen und tödtete den Führer derselben, Pardaillan, wurde aber selbst durch einen Pistolenschuß niedergestreckt. Hierauf wurden alle Protestanten, die man bewaffnet fand, niedergehauen. Was nicht auf dem Kampfplatze blieb, wurde nachher gerichtlich verurtheilt, und man sagt, es seien aus Anlaß dieses Unternehmens gegen zwölfhundert Menschen ums Leben gekommen. Die Chatillons und der Prinz von Condé konnten, so viele Mühe man sich auch gab, durchaus nicht mit einigem Schein des Rechtes in die Sache verwickelt werden. Auch hatten die Guisen vor der Ankunft des Prinzen und der Chatillons nicht verhindern können, daß der weise Kanzler Olivier eine Amnestie für die wegen der Religion Verfolgten ausgehen ließ. Dagegen vereitelten nachher die Protestanten selbst durch Unvorsichtigkeit diese Amnestie-Ertheilung. Übrigens war am Tage vor dem Gefechte ein Document ausgefertigt worden, welches den Herzog Franz von Guise aufs neue zum Reichs-Statthalter und Stellvertreter des Königs ernannte. Der Kanzler Olivier hatte die Sache vergebens zu hintertreiben gesucht; er hatte aber doch bewirkt, daß man die Gewalt, welche dem Herzoge unter der vorigen Regierung verliehen worden war, bedeutend beschränkte. Gleich am Tage nach dem vereitelten Anschlage ward Franz von Guise als General-Statthalter (lieutenant général du roi) ausgerufen.

Der Herzog von Guise war auf diese Weise Dictator von Frankreich geworden. Er und sein Bruder, der Kardinal von Lothringen, bedienten sich nachher der fanatischen Häupter der

katholischen Partei, um an allen Enden des Reiches Druck und Verfolgung üben zu lassen; die Anarchie war daher schon im Anfange des April unbeschreiblich groß. Gegen die Guisen kabalirten und rüsteten sich nicht allein die Chatillons und die Prinzen von Geblüt, sondern auch die fanatisch erbitterten Häupter der Protestanten unterhielten in ihren Burgen und Herrschaften Bewaffnete. Auch die Königin Katharina, welche von den Guisen um die Regentschaft gebracht worden war, arbeitete diesen auf jede Weise entgegen. Als Olivier starb, erhielt sie an dem neuen Großkanzler, l'Hospital, eine sehr bedeutende Stütze. Die ersten Maßregeln, welche auf dieses Kanzlers Rath ergriffen wurden, waren freilich grausam und verderblich; l'Hospital wollte aber durch dieselben die Einführung der Inquisition verhindern, auf welcher die Guisen bestanden. Diese benutzten nämlich für ihren Zweck zuerst einen förmlichen Aufstand, welchen die Protestanten in den Städten der Provence, der Dauphiné und von Languedoc erregt hatten. Sie bewiesen auch, daß die Protestanten von Guyenne, Poitou, Touraine, Anjou und der Normandie im Begriffe ständen, die Waffen zu ergreifen; und nun ward auf l'Hospital's Vorschlag das furchtbare Edict von Romorentin erlassen, durch welches das im ganzen Reiche unter der Asche glimmende Feuer um so eher zum Auflodern angefacht werden mußte, als man nicht lange vorher durch zwei königliche Ausschreiben allen denen, die sich gegen die Gesetze vergangen hätten und nicht gerichtlich überführt worden wären, Vergessenheit des Geschehenen zugesichert hatte.

Die Grundsätze, auf welche der Kanzler nach seiner eigenen, im Kabinet des Königs von den Guisen und von der Königin Mutter gebilligten Erklärung jenes Edict und also die neue Verfolgung der Protestanten gründete, waren folgende: „Die Processe wegen Ketzerei sollten den weltlichen Tribunalen entzogen und ausschließlich an die geistlichen Gerichte gewiesen werden. Es müßten ferner alle diejenigen, welche Conventikeln oder geheime Zusammenkünfte besuchten, des Hochverraths schuldig erklärt werden, und die Kriminalgerichte der Provinzen müßten die Berechtigung erhalten, diese Leute ohne Appellation zu richten und die über sie ausgesprochenen Urtheile sogleich vollziehen zu lassen. Man müsse endlich jedem, der eine solche geheime Versammlung zur Kenntniß der

Gerichte bringe, fünfhundert Thaler versprechen." Das nach diesen Grundsätzen abgefaßte Edict war nicht blos gegen die Protestanten, sondern ganz besonders auch gegen die Großen, welche Truppen halten durften und das Faustrecht erneuerten, gerichtet. Es mußte, wenn es ausgeführt werden sollte, vom Parlament einregistrirt und versendet werden; dies geschah jedoch nicht. L'Hospital selbst versuchte bis zum Juli das Parlament dazu zu bereden. Es gelang ihm aber nicht, und der König mußte daher endlich den ausdrücklichen Befehl ertheilen, daß das Parlament von seinem Widerspruche abstehen und das Edict ganz einfach und ohne Vorbehalt einregistriren solle. Allein auch jetzt noch leistete das Parlament Widerstand. Es konnte sich freilich nicht weigern, das Edict einzutragen; es setzte aber in seinem Protokoll ausdrücklich hinzu, dies geschehe nur vorläufig und bis der König anders verordne *).

Die Prinzen, gegen welche das Edict von Romorentin besonders gerichtet war, machten im Stillen Anstalt, sich ihrer Haut zu wehren, und König Anton von Navarra, der sich nebst dem Prinzen von Condé in seinem eigenen Lande zu Nerac aufhielt, ward mit einiger Wahrscheinlichkeit beschuldigt, an der Stiftung einer neuen Verbindung gegen den Hof oder mit anderen Worten gegen Katharina von Medicis und die Guisen zu arbeiten. Diese hatten unterdessen vorerst den alten Admiral dadurch unschädlich gemacht, daß sie gerade ihn wählten, um die Unruhen in der Normandie, welche besonders von Protestanten erregt worden waren, zu unterdrücken. Den Marschall von St. André hatten die Guisen ganz gewonnen, so daß er sich von ihnen gebrauchen ließ, um in Nerac, wo alle Unzufriedenen sich um die Bourbons sammelten, Kundschaft einzuziehen. Der ganz charakterlose König Anton erlaubte ihm dorthin zu kommen; der Prinz von Condé aber empfing ihn mit den bittersten Vorwürfen wegen seines Verrathes und Undankes. Die Guisen erkannten jedoch, daß sie ohne Gewalt der Waffen nicht durchdringen würden; sie traten deshalb mit den deutschen Grafen und Baronen, welche Regimenter für fremden Dienst zu werben pflegten, in Verbindung, um nöthigenfalls ein

*) Provisoirement et jusqu'à ce que autrement en eût été pourvu par le roi.

geübtes Heer augenblicklich aufstellen zu können. Allein es mangelte ihnen an Geld; denn die Kassen waren leer, die gewöhnlichen Auflagen reichten nicht aus, und neue konnten nur von den allgemeinen Reichsständen ausgeschrieben werden, diese wagte man aber nicht zu berufen. Die Guisen beschlossen daher eine Notablen-Versammlung auf den 21. August nach Fontainebleau auszuschreiben. Doch beschränkten sie auch diese, zur Besteuerung des Landes durchaus nicht berechtigte Versammlung, indem sie nur das, was man einen außerordentlichen geheimen Rath nannte, beriefen.

Die Versammlung bestand aus den Prinzen von Geblüt, den Groß-Beamten der Krone, den Staatsräthen, den Rittern der königlichen Orden und den Kabinets-Referenten (maîtres des requêtes). Außerdem sollten noch andere Personen hinzugezogen werden, welche man als solche bezeichnete, die am Wohle des Staats den größten Antheil nähmen. Die Prinzen und ihre Freunde blieben jedoch aus, weil sie meinten, daß man sie blos an den Hof locken wolle, um sich ihrer zu bemächtigen. Der greise Admiral Coligny dagegen fand sich in Fontainebleau ein. Er übergab eine Bittschrift der Protestanten um Duldung, welche er persönlich mit seinem Worte unterstützte. Er redete aber tauben Ohren, obgleich der Bischof Montlüc und der Erzbischof Marillac sich der Sache annahmen und gegen die mohammedanische und chinesische Weise, die Einheit des Glaubens mit Gewalt zu erhalten, protestirten. Die Versammlung von Fontainebleau sah endlich selbst ein, daß sie mit den Parlamenten in Krieg gerathen würde, wenn sie neue Auflagen decretire, und daß man ihre Beschlüsse wegen der Reformirten nicht anerkennen werde. Auch fehlten in Fontainebleau alle Prinzen und die den Protestanten günstigen Großen. Überdies redeten dort ein katholischer Bischof (Montlüc) und ein Erzbischof (Marillac) in Vorträgen, welche besonders in unserer Zeit, wo Glätte, nicht Kraft und Überzeugung in Reden gesucht wird, gelesen zu werden verdienen, der Duldung das Wort. Es wurde deshalb beschlossen, daß nicht nur eine allgemeine Ständeversammlung gehalten, sondern auch eine freundliche Übereinkunft in Betreff der Religion durch eine Versammlung der Geistlichen vorbereitet werden solle. Die Ständeversammlung, welche im December zu Meaux hatte gehalten werden sollen, wurde nachher im Oktober nach Or-

leans berufen. Dort wollten sich die Guisen der Bourbons entledigen, die an der Spitze der Protestanten standen und sich derselben für ihre politischen Zwecke bedienten. Auch gingen Katharina von Medicis und der Kanzler l'Hospital, welche sonst glücklicher Weise den Guisen oft entgegen arbeiteten, diesmal auf den Vorschlag ein, sich bei Gelegenheit der Ständeversammlung der Prinzen und der Häupter der Protestanten zu bemächtigen und ihnen den Proceß zu machen. Übrigens würden Condé und sein Bruder, denen man den Plan des Überfalles von Amboise Schuld gab, durch eine ihrer Creaturen (Montigny) einen Überfall der Stadt Lyon haben machen lassen, wenn nicht der alte Connetable den König Anton von Navarra abgeschreckt hätte.

Der junge König selbst wurde misbraucht, um seine nächsten Anverwandten in die Falle zu locken. Er mußte dem Könige von Navarra einen Brief schreiben und ihm schriftlich versprechen, daß man weder ihn noch seinen Bruder festhalten wolle. Eine solche treulose Versicherung von einem so jungen Manne würden wir nicht glauben, wenn nicht in den Observationen über Castelnau*) der Beweis gegeben wäre. Das Betragen seiner Mutter Katharina läßt sich eher erklären, da dieselbe aus dem Lande des Verrathes stammte und später noch viel ärgere Dinge verübte. Sie war es nämlich, welche durch ihre Basilisken-Thränen den Bruder der beiden Prinzen, den Kardinal Karl von Bourbon, dahin brachte, daß er sich zu ihnen begab und Beide zur Reise beredete, obgleich dieselben von allen Seiten her gewarnt wurden. Die ihnen in Orleans drohende Gefahr hätten sie schon daraus erkennen können, daß auch sogar die Deputirten der Ständeversammlung durch die militärische und gewissermaßen feindliche Art, wie der König am 18. Oktober seinen Einzug in Orleans hielt, abgeschreckt wurden, sich dahin zu begeben. Ein ganzes Heer zog mit dem König in Orleans wie in eine eroberte Stadt ein, und der durch seinen Fanatismus und seine Grausamkeit berüchtigte Marcilly de Cypierre**)

---

*) Vol. IV. 2. p. 281.

**) Was die Protestanten von diesem monarchisch-ultramontanen Haudegen dachten, sprachen sie in einem Sonnett auf sein Grab aus, aus welchem wir nur einige Verse anführen wollen:

mußte die Einwohner entwaffnen. Jedermann wurde dadurch so sehr erschreckt, daß die Chatillons und der Adel in Anton's und seines Bruders Landen sich erboten, für sie die Waffen zu ergreifen, was diese jedoch ablehnten.

Die Prinzen waren kaum in Orleans angekommen, als Condé eingesperrt und Anton von Navarra unter polizeiliche Aufsicht genommen, Beiden aber verkündigt wurde, daß man ihnen wegen der Verschwörung von Amboise, wegen des Anschlages auf Lyon und wegen einer dritten von einem ihrer Anhänger angesponnenen Unternehmung den Proceß machen werde. Der Verhaftsbefehl war übrigens nicht von dem Reichsstatthalter unterschrieben, sondern dieser hatte den jungen, kranken König vorgeschoben. Er ließ zuerst dem Prinzen von Condé den Proceß machen, um nachher auch den König von Navarra in diesen hineinzuziehen. Der König ernannte eine Commission zum Verhör des Prinzen. Diese hatte zum Vorsitzer den Präsidenten de Thou, den Vater des Geschichtschreibers; Beisitzer aber waren die Parlaments-Räthe Barthelemy Faye und Viole, der Generalprocurator Bourdin und der Actuar dü Tillet. Der Prinz von Condé weigerte sich freilich das Gericht anzuerkennen, und erklärte dem Präsidenten de Thou, dieser müsse ja selbst am besten wissen, daß ein Prinz von Geblüt nur durch den König in Person als Präsident und durch die sämmtlichen Prinzen und Pairs als Beisitzer gerichtet werden könne. De Thou erwiderte, er werde darüber an den königlichen geheimen Rath berichten; diesem aber fehlte es dann nicht an Gründen, um das Gericht competent zu finden. Die genannten Commissäre sollten übrigens den Proceß nur einleiten. Zur Fällung des Urtheilsspruches aber wurden ihnen noch der Kanzler und einige Staatsräthe, sowie diejenigen Ritter des königlichen Ordens und diejenigen Kabinets-Referenten zugesellt, welche zufällig in Orleans an-

---

Passant, veux tu sçavoir de qui est ce tombeau?

— — — — — — — —

— — — — — — — —

C'est d'un qui n'eust désir, quand vivoit, d'autre chose,
Que d'être des enfans de dieu cruel bourreau.
En sa vie ne fit rien, ny de bon ny de beau,
Que de réduire en un bourg une grande ville close (Orleans).

wesend waren, aber durchaus kein Recht hatten, über die Prinzen tumultuarisch zu richten. Dieses Gericht sprach schon am 26. November das Todesurtheil über den Prinzen von Condé aus.

Die Verurtheilung Condé's erfolgte zu einer Zeit, als man schon anfing, an des Königs Leben zu verzweifeln. Deshalb wollte auch der Kanzler l'Hospital das Urtheil anfangs nicht unterschreiben; er that es aber, wie auch seine Collegen, später doch. Der Präsident de Thou unterschrieb das Urtheil sogleich, und sein Sohn bietet Alles auf, um ihn zu entschuldigen, daß er sich zum Mörder von Prinzen habe gebrauchen lassen, welche nächst den Söhnen der Katharina am ersten zur Nachfolge auf dem Throne berechtigt waren. Der Geschichtschreiber de Thou (denn Davila schreibt einen historischen Roman) schiebt alle Schuld auf die Guisen. Er sagt, diese seien zu Katharina gegangen und hätten sie dringend aufgefordert, in die Hinrichtung des Königs und des Prinzen einzuwilligen und dadurch der rechten Lehre den Sieg über die Ketzer zu verschaffen; l'Hospital habe ihr aber bewiesen, daß dies nicht blos den Haß, den die Guisen verdient, über sie (die Königin) bringen werde, weil dieselben sich sehr in Acht nähmen, irgend einen öffentlichen Schritt in der Sache zu thun, sondern daß ihr dadurch auch die Gelegenheit geraubt werde, den feigen König von Navarra zur Abtretung des ihm beim Tode des Königs Franz gebührenden Antheiles an der Vormundschaft über ihren zweiten Sohn Karl IX. zu bewegen. Wir glauben daher auch dem, was Regnier de la Planche in Bezug auf das berüchtigte Gespräch des armseligen Königs Anton mit der verschlagenen und treulosen Florentinerin erzählt, den Vorzug vor den anderen Berichten geben zu müssen, welche den Vorschlag zu einer Zusammenkunft vom Könige ausgehen lassen. Nach la Planche's Erzählung ließ Katharina den leicht erschrockenen und von jedem Winde bewegten König Anton auf ihr Zimmer rufen, und bediente sich, um ihre Absichten bei ihm zu erreichen, auf schlaue Weise der Gräfin von Montpensier. Diese mußte nämlich den König Anton beschwören, daß er von dem, was Katharina verlangen werde, ja nichts verweigern solle, weil es sonst um sein Leben geschehen sei. Als er in das Kabinet der Königin trat, nahm diese eine sehr ernste Miene an. Sie entschuldigte die Guisen und behauptete, daß diese an seiner und

Condé's Verhaftung gar nicht Schuld seien; zuletzt aber rückte sie mit dem Vorschlage zu dem Opfer heraus, welches sie von seiner Einfalt fordern wollte. Sie schlug ihm vor, er solle ihr einen Revers darüber ausstellen, daß er nach dem Tode des Königs Franz II., der in den nächsten Tagen erfolgen müsse, ihr die Regentschaft für ihren zweiten Sohn nicht streitig machen wolle, wogegen sie nicht allein sein sonst unfehlbar verlorenes Leben retten, sondern auch die Regentschaft mit ihm theilen wolle. Wie schlau Katharina den armen König von Navarra täuschte, hat ein Zeitgenosse in seinem kurzen, naiven und durchaus ironischen Berichte sehr gut dargestellt. *)

König Franz II. starb am 5. December 1560, und damit fiel die Generalstatthalterschaft des Herzogs von Guise von selbst weg. Katharina übernahm im Namen ihres zweiten Sohnes, Karl IX., die Leitung der Geschäfte, ohne sich jedoch Regentin zu nennen. Der Herzog von Guise blieb aber als Parteihaupt so mächtig, daß Katharina es klug fand, ihm am Hofe die Prinzen und den Connetable entgegen zu setzen. Sie gab dem Könige von Navarra den leeren Titel eines Generalstatthalters des Reiches, und ließ dem Prinzen von Condé die Freiheit anbieten. Der Letztere wies anfangs ihr Anerbieten zurück, weil er gerichtlich für unschuldig erklärt sein wollte; als ihm dies aber im Januar 1561 zugesichert worden war, nahm er die Freiheit an. Er erschien am 5. Februar bei Hofe, und erhielt im März nicht nur die ihm gebührende Stelle im königlichen Rathe, sondern auch eine Urkunde, in welcher er für völlig schuldfrei erklärt war, und die im Juni vom Parlament einregistrirt und von den Ständen anerkannt wurde. Auch die Chatillons erschienen wieder am Hofe, nachdem der Marschall von Montmorency gleich im December von Katharina eingeladen worden war, seine Stelle wieder einzunehmen. Er machte gleich nach

---

*) A donc la dicte dame (on ne sçait si ce fut pour rire) lui promis à bouche, qu'il seroit lieutenant du roi en France et conduiroit les affaires de la guerre et recevroit les paquets et puis les lui renverroit tous après les avoir ouverts et veus; et que rien ne seroit ordonné si non par son advis et des autres princes du sang qui seroient autrement respectés à l'avenir. Après cela elle lui fit embrasser ses cousins de Guise et promettre mutuellement d'oublier toutes querelles passées.

seiner Ankunft am Hofe sein Recht geltend; denn er entließ die Garde von gemietheten Haudegen, mit welchen Franz von Guise den vorigen König, eigentlich aber sich selbst umgeben hatte. So gefährlich auch seit Karl's VI. Zeiten jede Ständeversammlung war, so sehr man auch seit 1506, wo Ludwig XII. eine allgemeine Ständeversammlung gehalten und von ihr den Titel Vater des Vaterlandes empfangen hatte, der Berufung einer solchen Versammlung ausgewichen war, so wagte Katharina diese doch, weil die Stände bereits einberufen waren. Sie fand zwei und vierzig Millionen Schulden und sah kein anderes Mittel dieselben zu tilgen, als neue Auflagen; diese konnten aber nur von den Ständen gemacht werden. Die Stände erklärten ihr, von neuen Auflagen stehe nichts in den Aufträgen (cahiers) ihrer Wähler, sie müßten daher erst diese darüber befragen. Die Königin ließ darauf die Stände auseinander gehen, um sie im Mai oder Juni wieder zu berufen, nachdem sie mit ihren Wählern Rücksprache genommen hätten.

Neben der Forderung neuer Abgaben hatten die Unterhandlungen sich besonders um die Duldung der Protestanten und um die Wiederherstellung der Einigkeit des Glaubens gedreht. Es war theils davon die Rede gewesen, daß die Entscheidung dem vom Pabste wiederversammelten Concilium überlassen werden sollte, theils hatten die Protestanten auf ein Religions-Gespräch in Frankreich gedrungen. Dem Letzteren war sogar der Kardinal von Lothringen durchaus nicht abgeneigt, wie er denn überhaupt gern von Milde und Duldung redete, während sein Bruder Franz und der Connetable nur an Verbrennen und Vertilgen dachten. Der Kardinal, der ein ausgezeichneter Lateiner war, suchte bei dieser Gelegenheit die deutschen Lutheraner, deren Kriegsvolk er sehr fürchtete, von den französischen Reformirten gänzlich abwendig zu machen.

Katharina wollte sich das Ansehen geben, als wenn sie die Protestanten begünstige. Sie that gleich in der ersten Woche des Januar zwei Schritte, den einen öffentlich, um die Protestanten zu gewinnen, den anderen insgeheim, um es mit den Katholiken nicht zu verderben. Sie forderte nämlich am 7. Januar alle Parlamente und Gerichte auf, jeden gefangenen Protestanten frei zu

geben und sich blos an das Edict von Romorentin zu halten, nach welchem alle Processe wegen Ketzerei blos vor die Bischöfe gehörten. Man hatte nämlich diesen Ausweg gewählt, weil die Geistlichen keine peinliche Strafen verhängen konnten. Zu gleicher Zeit erließ aber die Königin insgeheim Privatbefehle an die Präsidenten der Parlamente und an andere Gerichtspersonen, daß sie die Schonung der Protestanten möglichst geheim halten möchten. Dies benutzten dann die fanatischen theologischen Juristen der Parlamente, um eine Sache, welche nicht im Stillen abgethan werden konnte, ganz ruhen zu lassen. Die evangelische Lehre war aber damals in Frankreich schon so verbreitet, daß auch die verständigen Katholiken die Unterdrückung derselben und die Wiederherstellung des Pfaffen-Regiments nicht billigten. Ein großer Theil der Ritterschaft und der ganze dritte Stand erklärten sich aufs neue gegen die Verfolgungen. Die Königin ließ hierauf im ganzen Reiche Manifeste (lettres patentes) ausgehen, durch welche im Namen des jungen Königs nicht nur unter Androhung von sehr harten Strafen verboten wurde, einander wegen der Religion auszuschimpfen, sondern auch der Befehl ertheilt ward, die Thore der Gefängnisse alle denen zu öffnen, welche nur aus dem Grunde verhaftet wären, weil sie Predigten beigewohnt oder andere Religions-Handlungen der neuen Lehre geübt hätten. Man solle, hieß es, von ihnen blos das Versprechen fordern, daß sie künftig katholisch (catholiquement) leben wollten; wenn sie aber auch dies nicht wollten, so solle man sie doch vorerst (par provision) freilassen und ihnen einen Termin setzen, bis zu welchem sie das Reich zu verlassen hätten. Zugleich ward den Parlamenten aufgetragen, das Edict von Romorentin aufs neue bekannt machen zu lassen, und zwar ohne alle Beschränkungen.

7. Frankreich unter Karl IX. bis auf den Frieden vom März 1568.

Die allgemeinen Stände hatten freilich erklärt, daß sie über die Abtragung der Schulden nicht eher Beschluß fassen könnten, als bis sie die Provinzialstände befragt hätten. Sie hatten anderes Theils der Königin Katharina überlassen, die Religions-Verfolgungen einzustellen, ohne ihr jedoch die Regentschaft förmlich zu

übertragen. Nichtsdestoweniger hatten Katharina und ihre Italiäner vorerst den Hauptzweck ihrer Kabalen erreicht. Sie hatten ganz Frankreich und auch den Hof in feindliche Parteien getheilt und der Königin Katharina die Rolle einer Vermittlerin verschafft. Dieser waren, obgleich man ihr den Titel einer Regentin nicht hatte zugestehen wollen, die Gewalt und die Rechte der Regentschaft dadurch übertragen worden, daß der Beschluß des königlichen geheimen Rathes anerkannt ward, vermöge dessen Katharina und Anton von Navarra statt der Guisen an der Spitze der Regierung standen. Die seit dem 13. December 1560 in Orleans versammelten Stände wurden, nach vielen langen und zum Theil sehr pedantisch schulmäßigen Reden des Kanzlers und der drei für die einzelnen Stände erwählten Redner, Ende Januar 1561 aufgelöst. Man war zuvor übereingekommen, daß sie noch in der ersten Hälfte desselben Jahres, nachdem sie mit den Provinzialständen Rücksprache genommen, wieder versammelt werden sollten. Um die Förmlichkeiten abzukürzen und die Zahl der Deputirten zu vermindern, verständigte man sich über eine Art der Wahl, welche, wie der Kanzler bei der Kundmachung des königlichen Willens sagte, große Kosten ersparen werde. Die Mitglieder der Stände sollten nämlich zuvörderst in ihren verschiedenen Provinzen mit den Provinziallandtagen Rücksprache nehmen; dann sollten für die neue, im Mai zu Meaux zu haltende Ständeversammlung nicht die Baillages zur Wahl berufen werden, sondern in den dreizehn großen Statthalterschaften des Reiches sollte jeder Stand einen Deputirten für sich wählen und diese vereinigten Repräsentanten der drei Stände der Provinzial-Landtage als allgemeine Ständeversammlung gelten. Die Sache verspätete sich gleichwohl, und die einzelnen Stände kamen zuerst an ganz verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten zusammen. Der Klerus versammelte sich schon im Anfang Juni zu Poissy, der Adel und der dritte Stand erst im August zu Pontoise.

In der Zwischenzeit suchten die Guisen, der Connetable und der Marschall von St. André, der sich längst gegen die Prinzen und die Protestanten hatte gebrauchen lassen, an der Spitze der spanisch-ultramontanen Partei im Reiche den Chatillons, den Prinzen und den protestantischen Großen entgegenzuwirken. Die Königin Katha-

rina begünstigte bald die Protestanten, bald verrieth sie dieselben dem spanischen Gesandten und dem Nuntius, um sich durch das Schaukelsystem ihrer Politik zu behaupten. Ihr Kanzler l'Hospital drang auf Duldung; die Guisen und die theologischen Juristen der Parlamente nebst der Geistlichkeit wollten Verfolgung. Die beiden Letzteren wußten recht gut, daß es der Königin nicht um Duldung, sondern nur um Politik zu thun sei; sie nahmen daher auch auf l'Hospital's Manifeste zu Gunsten der Protestanten gar keine Rücksicht. Das Parlament erließ in demselben Augenblicke, als das Manifest des Kanzlers Duldung und Milde gebot, mehrere Edicte hintereinander, in welchen unter Androhung von sehr grausamen Strafen (sous peine de la hart, sans espérance de grace) allen Leuten verboten ward, an geheimen (protestantischen) Gottesdiensten Theil zu nehmen und irgend eine Schrift über die neue Religion oder über die Bibel zu verkaufen. Dies ward auf Befehl des Parlaments nicht allein öffentlich (à son de trompe) in Paris ausgerufen, wo dem Parlamente die hohe Polizei zustand, sondern auch in Le Mans, Angers, Poitiers, Tours, Saumür, la Fleche und in anderen Städten. Die Protestanten glaubten daher nicht mit Unrecht, daß die Königin nach den Grundsätzen ihres Landsmannes Machiavelli mit ihnen ein diplomatisches Spiel treibe, und suchten im Vertrauen auf den Prinzen von Condé (denn den König von Navarra kannten sie als einen schwachen Mann) die Umstände zu benutzen. Auch die protestantischen Geistlichen und Prediger wagten es nämlich, sich in politische Angelegenheiten zu mischen und gegen die aus Katholiken bestehende Mehrheit des Volkes zu protestiren. Sie hielten, noch ehe die Provinzialstände zusammengekommen waren, in Poitiers eine Generalsynode, und erklärten, daß in Betracht der Kindheit des Königs die Stände weder über die Bezahlung der Schulden irgend etwas verfügen, noch irgend eine andere Übereinkunft mit dem Könige treffen könnten, ehe diesem ein geheimer Rath zur Seite stände, welchen die Stände als solchen anerkannt hätten. Sie fügten hinzu, daß außer den Prinzen von Geblüt als geborenen Räthen der Krone keiner von denen, die sich geheime Räthe nenneten, diese Eigenschaft wirklich habe, weil offenbar ihre Vollmacht mit dem Tode des vorigen Königs erloschen sei. Selbst der Kanzler l'Hospital, behaupteten

sie, könne verfassungsmäßig sein Amt nicht verwalten; denn die Prinzen seien bei seiner Ernennung nicht zugegen gewesen und die Stände hätten dieselbe nicht gebilligt. Man gab dem alten Admiral Coligny Schuld, daß er sich dieser Ältesten und Geistlichen bedient habe, um einen Vorwand zu haben, beim dritten Stande den Guisen entgegen zu wirken. Dabei hatte die Königin Katharina die Hand im Spiele, weil sie die Guisen ganz von den Geschäften zu entfernen wünschte und deshalb die Prinzen, besonders den König Anton und den Prinzen von Condé, begünstigte.

Der Kardinal von Lothringen entfernte sich in der That auf einige Zeit vom Hofe, indem er den Vorwand gebrauchte, er wolle seine Diöcese besuchen und seiner Nichte, der verwittweten Königin Maria Stuart, beistehen. Diese war, schon ehe sie aus Schottland herüberkam, leichtsinnig und sinnlich gewesen und dann an dem halb italiänischen, halb französischen Hofe durch allerlei Liebeshändel ganz verdorben worden, weil man ihr, einer jungen, sehr schönen und sehr leichtfertigen Frau, einen von Kindheit auf schwachen und kränklichen Gemahl gegeben hatte. Sie gründete ihr künftiges Unglück, den streng reformirten Schotten und der eifersüchtigen englischen Königin Elisabeth gegenüber, durch eine hartnäckige Anhänglichkeit an den ihr von ihrem Oheim eingeprägten Grundsatz, daß der steife und blinde Glauben an die überlieferten Lehren der Concilien und Päbste allein seligmachend, die evangelische Lehre von sittlicher Strenge aber Ketzerei sei, und daß im Schooße der Kirche sich Mittel genug fänden, um für fleischliche Sünden und sogar für gröbere Vergehen von Gott Vergebung zu erlangen. Obgleich Katharina den nämlichen Glauben hatte und ihr ganzes Leben hindurch den Grundsätzen desselben treu blieb, so hatten doch beide Frauen unter Franz II. einander stets entgegen gearbeitet. Die Eine war die Verwandte und Creatur der Guisen, die Andere die Feindin derselben. Der Kardinal von Lothringen nahm sich daher nach des Königs Franz Tode seiner Nichte, der Wittwe desselben, an. Er brachte sie zuerst nach Joinville zu seiner Mutter Antoinette von Bourbon und dann an den lothringischen Hof, bis die Angelegenheit ihres Witthums beendigt und die Anstalten zu ihrer Rückkehr nach Schottland getroffen wären.

Um auch den Herzog Franz aus den Geschäften zu verdrängen,

schloß Katharina sich enger an die Prinzen, an die Chatillons und besonders an den Admiral Coligny an, welcher die Protestanten leitete und sich ihrer bediente. Dies verdroß den alten, wirklich fanatischen Connetable. Er verfuhr daher nicht nur gegen die Protestanten, welche sogar in den Zimmern des Schlosses Andachten zu halten wagten, hart und scharf, sondern er ward auch durch den Marschall von St. André bewogen, sich dem Herzoge von Guise zu nähern. Der Marschall von St. André hatte sich mit eingezogenen Gütern protestantischer Großen bereichert; er und der Connetable gehörten zu denen, über welche die Stände sich beschwerten, daß sie von der Regierung auf Unkosten des Volkes große Vergabungen erhalten hätten; er war nichts desto weniger stets in Geldverlegenheit und hatte sich treuloser Weise von den Protestanten losgemacht, weil er fürchtete, die Stände möchten zunächst ihn angreifen. Er ließ sich jetzt zum Mittelgliede einer Verbindung zwischen dem Connetable von Montmorency und dem Herzog Franz von Guise gebrauchen. Aus dieser Verbindung machten die beiden Letzteren eine Art heiligen Bund gegen den Protestantismus und gegen die Beschützer desselben; denn sie nahmen, um den Bund zu heiligen, am Ostertage gemeinschaftlich das Abendmahl. Die Protestanten gaben daher nicht mit Unrecht dieser Verbindung, welche die drei mächtigsten Männer zur Ausrottung ihrer Lehre und zu ihrem Untergange geschlossen hatten, den Namen, welchen einst die zum Verderben der Republik geschlossene Verbindung dreier Römer führte: sie nannten dieselbe das Triumvirat. Übrigens fühlten die drei Herren sich vorerst nicht stark genug, und Guise und Montmorency verließen deshalb, um nicht überstimmt zu werden, auf einige Zeit den Hof. Der Erstere begab sich in seine Residenz Nanteuil, der Andere feierte die Vermählung seines vierten Sohnes mit einer reichen Erbin.

Die Abwesenheit der beiden Triumvirn und die Geneigtheit des Kanzlers, der Verfolgungssucht der Parlamente auf jede Weise Widerstand zu leisten, erleichterte dem Admiral den Versuch, die Beobachtung des Edicts von Romorentin zu erzwingen. Das Parlament wurde genöthigt, Deputirte an den Hof zu schicken, um sich wegen der Nichtbeachtung des Edictes zu rechtfertigen, und so

geschickt auch einer dieser Deputirten, der Präsident de Thou, das Parlament vertheidigte, so mußte sich dasselbe doch Vorwürfe gefallen lassen und blieb mit dem Hofe im Streit. Der Kanzler erließ darauf ein neues scharfes Edict, durch welches die Verfolgungen wegen der Religion und das Eindringen in Wohnungen, in welchen religiöse Versammlungen gehalten würden, strenge verboten ward, weil dergleichen Haussuchungen den Polizei-Behörden nur dann erlaubt seien, wenn der öffentlichen Sicherheit Gefahr drohe. Alle Gefangenen, welche der Religion wegen verhaftet worden waren, sollten freigelassen werden, und alle aus demselben Grunde Verbannten oder Geflüchteten zurückkehren dürfen. Wenn sie (dies ließen Katharina und ihr Kanzler schlau beifügen) daheim katholisch lebten, so sollte Niemand sie beunruhigen; sonst dürften sie mit ihrem Vermögen auswandern. Das Edict wurde freilich vom Parlament nicht einregistrirt; der Kanzler schickte es aber unmittelbar an die Untergerichte, und gab dem Parlamente nur Nachricht, worauf dieses die Sache ruhen ließ.

Da von jetzt an die Protestanten dreister auftraten, die fanatischen Gerichte und Obrigkeiten aber die Verfolgung fortsetzten und Pfaffen und Mönche den Pöbel gegen die Ketzer aufhetzten, so begannen die Letzteren vom passiven Widerstande zum activen überzugehen. Der erste Tumult fand in Beauvais Statt, wo der Kardinal von Chatillon, welcher wie seine Brüder dachte, seinen bischöflichen Sitz hatte. Er hielt die Ostern nicht nach alter Weise, sondern feierte sie mit seinen evangelischen Freunden nach Calvin's Grundsätzen in seinem Palaste. Zu gleicher Zeit verhöhnte eine Anzahl protestantischer Bürger der Stadt eine Procession der Katholiken. Dies veranlaßte einen Aufstand. Die Protestanten wurden bis in den Hof des bischöflichen Palastes verfolgt, viele von ihnen verwundet und einer erschlagen. Der Kardinal glaubte, man wolle seinen Palast stürmen, und legte den bischöflichen Ornat an, den er schon lange nicht mehr getragen hatte. Dies beruhigte den fanatischen Haufen; er zerstreute sich, noch ehe die von der Königin geschickten Truppen ankamen.

Bedeutender war, was in Paris vorfiel. Dort hatte das Parlament nicht einmal zugegeben, daß das neue Edict öffentlich bekannt gemacht werde; dennoch nahm in Paris die Zahl der

reformirten Prediger zu, und es wurde regelmäßig und öffentlich reformirter Gottesdienst gehalten. Das Letztere hielten die Katholiken für Trotz und Hohn, und eine Anzahl Studenten und fanatischer Bürger beschloß, diesen Gottesdienst zu stören. Als sie aber das in der Vorstadt St. Germain stehende Haus des reformirten Herrn von Longjumeau, Gaillard, in welchem die Glaubensgenossen desselben Kirche hielten, stürmen wollten, stürzte eine bedeutende Zahl adeliger Herren mit dem Schwerte in der Hand heraus, und es entstand ein blutiges Gefecht, welches damit endigte, daß einige der Angreifenden auf dem Platze blieben und der ganze Haufe zerstreut ward. Am anderen Tage erneuerte sich das Gefecht, und es wurden wieder Viele verwundet oder erschlagen. Das Parlament, welches Lust gezeigt hatte, Gaillard zur Rechenschaft zu ziehen, traute sich nicht zu, seine Polizei und Justiz mit Gewalt durchsetzen zu können. Es erlaubte ihm, sich mit den zwei- bis dreihundert Rittern, die ihn umgaben, in sein festes Haus zu Longjumeau zu begeben und dort unter den Waffen zu bleiben.

Diese anarchischen Scenen im Reiche und der gleichzeitige Umstand, daß der heftigste Vertheidiger der neuen Lehre, der Prinz von Condé, in den königlichen Rath aufgenommen wurde, gaben dem Kardinal von Lothringen den Vorwand, sich feierlich als das Haupt der katholischen Kirche geltend zu machen. Die Bischöfe, die Dom-Kapitel und die sämmtlichen geistlichen Körperschaften Frankreich's betrachteten den Kardinal, selbst noch als er sich aus dem königlichen Rathe entfernt hatte, als das Haupt der gallikanischen Kirche, und bestürmten ihn jetzt mit Beschwerden, Bitten und Vorstellungen, sich derselben bei der vormundschaftlichen Regierung anzunehmen. Dies that er, als der Hof wegen der Krönungsfeierlichkeit zu ihm nach Rheims kam. Er war naiv genug, einzugestehen, daß der größere Theil des Volkes nichts mehr von der päbstlichen Lehre wissen wolle, sondern die Mönche und Geistlichen, welche dieselbe lehrten, bei ihren Predigten und Missionen störe und verhöhne, sowie daß das Volk keine Processionen mehr halten und keine Zehnten mehr entrichten wolle. Er sprach aber zugleich die auch in unseren Zeiten aufgestellte Meinung aus, das herrschende System sei nur dadurch zu retten, daß die welt-

liche Macht den Fortschritten des menschlichen Geistes Schranken setze, und daß man die Vorrechte der Geistlichkeit polizeilich aufrecht erhalte. Die Königin Katharina gab ihm vollkommen Recht, bedauerte aber, daß sie nicht wisse, wie der Sache abzuhelfen sei; sie verlangte daher die Abhaltung einer außerordentlichen Rathssitzung in Rheims. In dieser Versammlung trugen aber auch die Reformirten die bescheidene Bitte vor, man möge sie doch über ihre Lehre hören und nicht an das Tridentinische Concilium verweisen, wo sie, wie schon im Voraus gewiß sei, nicht würden angehört werden; und nun zeigte sich der Kardinal auf einmal ganz billig und gemäßigt, wie er denn überhaupt keineswegs fanatisch war. In der Hoffnung, die Lutheraner und Calvinisten zu entzweien und sich als glänzenden lateinischen Redner geltend zu machen, machte er den Vorschlag, zur Ausgleichung des Religions-Streites ein Nationalconcilium und Religions-Gespräch zu halten. Der ganze Rath, auch die protestantischen Mitglieder desselben, stimmten ihm bei. Die Protestanten verlangten darauf bis zur ausgemachten Sache eine Duldung, welche von Reichs wegen anerkannt sei. Über dieses Begehren wagte man im Rathe nicht zu entscheiden, weil in demselben für den Augenblick die Protestanten das Übergewicht hatten. Der Kanzler schlug daher vor, diese Entscheidung einer glänzenden Versammlung des Pariser Parlaments vorzubehalten, in welcher dem Gebrauche gemäß auch der königliche Rath und die geistlichen und weltlichen Pairs Sitz und Stimme hatten.

Am 19. Juni wurde eine solche Parlaments-Versammlung gehalten. In derselben führte der Kanzler den Vorsitz. Ihm zur Rechten saßen die Parlaments-Präsidenten und nach ihnen die Kardinäle, zur Linken zuerst der König von Navarra, dann der Kardinal von Bourbon als Prinz von Geblüt, hierauf die andern Prinzen, die Herzöge, die Marschälle von Frankreich, der Admiral, der Bischof von Paris und endlich die Staatsräthe nach der Ordnung, wie sie in den Rath aufgenommen worden waren. Auf niedrigeren Sitzen saßen dort die Kabinets-Referenten und hundertzweiundzwanzig Parlaments-Räthe. Die Berathungen dauerten zwanzig Tage lang, gaben aber kein entscheidendes Resultat für die vom königlichen Rathe gewünschte Duldung. Ein Theil der

Versammlung bestand auf der Ausrottung der Ketzer und ihrer Lehre. Dies ward verworfen. Zwei andere Theile stimmten für eine Art Duldung, aber unter mehr oder weniger harten Beschränkungen. Aus den beiden letzten Abstimmungen setzte das Parlament ein Decret zusammen, welches sehr drückende Bestimmungen enthielt; der Kanzler gab aber nicht zu, daß dasselbe so, wie es im Protokoll stand, bekannt gemacht werde, sondern er veränderte und milderte vorher viele Artikel. Dieses vorgebliche Duldungs-Edict ist in der französischen Geschichte unter dem Namen des Juli-Edictes bekannt. Beide Parteien waren unzufrieden mit demselben. Die Protestanten behaupteten, sie seien durch dieses Edict getäuscht und betrogen, das Parlament klagte, daß der Kanzler in demselben etwas ganz Anderes verordnet habe, als was vom Parlamente beschlossen worden sei. Das Juli-Edict wurde daher auch nur provisorisch einregistrirt, und das Parlament behielt sich vor, bei nächster Gelegenheit dem Könige Gegenvorstellungen gegen dasselbe zu machen.

Der Beschluß von Rheims, ein Nationalconcil zu halten, die allgemeine Beschwerde über die Misbräuche in der Kirche und der lebhafte Wunsch einer gründlichen Reform, welchen selbst die beiden Kardinäle von Lothringen und Bourbon theilten, wurden von der Regierung vortrefflich bei den Unterhandlungen benutzt, die sie mit den Deputirten des Klerus bei den allgemeinen Ständen führte. Diese Deputirten waren, da die einzelnen Stände damals getrennt berathschlagten, schon seit Anfang Juni in Poissy versammelt. Es wurde mit ihnen lange über eine Reform und über einen größeren Beitrag zu den Ausgaben des Staates, als der Klerus bisher gezahlt hatte, unterhandelt. Endlich brachte aber der Hof, indem er auf die Beschwerden des Volkes über den Geiz und Reichthum des Klerus und auf das bevorstehende Nationalconcil hinwies, es dahin, daß diesmal von den Deputirten der Geistlichkeit ein bedeutender Beitrag zur Abtragung der zweiundvierzig Millionen Schulden versprochen wurde. Als die Unterhandlung mit dem Klerus beendigt war, begab der Hof sich (August 1561) von Poissy nach Pontoise, um dort die allgemeine Ständeversammlung zu eröffnen, welche, da die Deputirten der Geistlichkeit vorerst nicht dabei waren, nur aus dem dritten

Stande und dem Adel bestand. Der Klerus sollte nachher auch zugezogen werden.

Die Ständeversammlung zu Pontoise war, der Übereinkunft von Orleans gemäß, aus dreizehn Deputirten des Adels und dreizehn vom dritten Stande zusammengesetzt. Diese sechs und zwanzig Deputirten nahmen auf die Abwesenheit des Klerus keine Rücksicht, sondern handelten, wie wenn sie vollzählig und für sich allein berechtigt wären. Sie weigerten sich aber, irgend eine Berathschlagung vorzunehmen, bis die von ihnen zu Orleans geforderten Artikel als Gesetz bekannt gemacht wären. Diese Artikel hatte der Kanzler, eine Creatur der Katharina, nach langem Bedenken und Zögern in das sogenannte Edict von Orleans zusammengefaßt; er wagte aber lange nicht, die Katholiken durch die Bekanntmachung desselben zu beleidigen, und gab dadurch den Juristen des Parlamentes, welche schon längst sich ständische Rechte angemaßt hatten, den Vorwand, sich auch zu Richtern über die Stände aufzuwerfen. Der Kanzler legte nämlich, anstatt auf die Stände gestützt jenes Gesetz unmittelbar bekannt zu machen, dasselbe dem Parlamente zur Beurtheilung vor. Jedermann glaubte, dies sei nur geschehen, weil Katharina, nachdem sie die Guisen durch Begünstigung der Protestanten und der Prinzen verdrängt hatte, jetzt die Protestanten mit dem Parlament und der Mehrheit der Nation entzweien wolle. Daß das Parlament nicht registriren werde, ohne allerlei Änderungen zu fordern, war vorauszusehen gewesen. Als diese Forderung gemacht wurde, übertrug die Königin, die sich damals ganz allein auf die Chatillons und die Prinzen stützte, dem Könige von Navarra, dem Prinzen von Condé und dem Prinzen von la Roche für Yon, also gerade den Protestanten, das gehässige Geschäft, dem Parlamente das unbedingte Einregistriren anzubefehlen. Das Parlament gehorchte dem Befehle nicht. Nun hieß es, der König sei vom Parlamente beleidigt, und man wählte einen Mittelweg. Der Kanzler willigte in viele der vorgeschlagenen Änderungen ein, so daß seit diesem Vorgange das Parlament in dem ganz zerrissenen Reiche eine für den König und das Volk gleich gefährliche und verderbliche Stellung einnahm.

Nach der Bekanntmachung des Edictes ward mit den Ständen zu Pontoise besonders über drei Punkte unterhandelt, über die

Bildung eines Regentschafts-Rathes, über die Beilegung der Religions-Streitigkeiten und über die Abtragung der Schuld. In Rücksicht des Ersteren ließ man es bei dem Vertrage bewenden, welchen Katharina mit dem Könige von Navarra geschlossen hatte. Nur ward (was den Guisen galt) die Erklärung hinzugefügt, daß in dem Regentschafts-Rathe keine Kardinäle sitzen sollten, weil sie im Dienste eines fremden Herrn wären, sowie keine Bischöfe, weil sie verpflichtet wären, sich in ihren Sprengeln aufzuhalten, und endlich auch keine fremden (also keine lothringischen) Prinzen, weil sie auswärts Verbindlichkeiten hätten. Der zahlreichen übrigen Vorschriften oder Beschränkungen erwähnen wir nicht, weil sie keine praktische Bedeutung erhielten, sondern blos auf dem Papiere Geltung hatten. So wurde die Sache, wie es uns scheint, auch von dem dritten Stande betrachtet. Dieser mischte sich nicht ein; er forderte nur, daß nicht blos während der Minderjährigkeit des Königs, sondern auch wenn er volljährig geworden sei und selbst regiere, die Reichsstände alle zwei Jahre einberufen werden sollten, und daß man dies als feste und unveränderliche Regel anerkenne.

Was die Beilegung der Religions-Streitigkeiten betrifft, so erneuten die beiden Stände die Forderung einer vollständigen Duldung, und machten, um eine gewisse äußere Einheit der getrennten Kirche herzustellen, den Vorschlag, man solle den Umstand benutzen, daß die katholischen Bischöfe gerade jetzt in Poissy versammelt seien, um daselbst ein Religions-Gespräch halten zu lassen. Zu diesem Zweck brauche man nur eine Einladung an alle reformirten Kirchen ergehen zu lassen, daß sie ihre Prediger und Gottesgelehrten nach Poissy schickten, um sich über gewisse Artikel mit den Bischöfen zu verständigen. Die Punkte, in Betreff deren eine Einigung zu Stande komme, sollten nachher in ein gerichtliches Protokoll eingetragen werden, damit man nichts wieder zurücknehmen könne. In Rücksicht des dritten Punktes endlich, der Schuldentilgung, waren beide Stände einig, den Hauptantheil an derselben auf die Geistlichkeit zu wälzen. Sie waren sogar nicht abgeneigt, den Reichthum des Klerus wesentlich zu vermindern und die Einnahmen der hohen Würdenträger und reichen Pfründner bedeutend zu schmälern. Es ward bei dieser Gelegenheit ein

solcher allgemeiner Unwillen gegen den Klerus laut, daß dieser, um nicht preisgegeben zu werden, freiwillig einen bedeutenderen Beitrag als je zur Bezahlung der Schulden versprach.

Nachdem die beiden Stände den Hof benachrichtigt hatten, daß die Aufzeichnung ihrer Forderungen und Vorschläge (ihre cahiers) fertig seien, berief der König sie zu einer allgemeinen Versammlung, welche im großen Saale zu St. Germain gehalten werden sollte, und zu der auch die Deputirten des Klerus berufen wurden. Um dieselbe Zeit willigte die Königin in die Bitte der Stände, daß zu der in Poissy versammelten französischen Geistlichkeit, die man als Nationalconcilium gelten ließ, auch die Reformirten eingeladen werden sollten. Sie schrieb hierüber an den Pabst, und ließ sich durch dessen abweisende und protestirende Antwort nicht abhalten, ihren Vorsatz auszuführen. Die Katholiken schickten den Kardinal von Lothringen, welcher freilich kein gelehrter Theologe, wohl aber ein fertiger und gewandter lateinischer Redner war und sich sogar stellte, als wenn er nicht abgeneigt sei, das Augsburgische Bekenntniß anzuerkennen. Er hoffte dadurch die Lutheraner von den Calvinisten zu trennen. Gefahr war für ihn gar nicht dabei; denn er hatte den polternden und schmähenden Kardinal Tournon neben sich, es war ein päbstlicher Nuntius im Lande, und der Pabst schickte nachher noch einen Legaten und einen Jesuiten-General, so daß man eine Aussöhnung nicht zu fürchten hatte. Die Protestanten schickten ihre Theologen nur unter der Bedingung, daß erstens die Bischöfe blos als Partei, nicht als Richter dem Gespräche beiwohnten, daß zweitens nur die Bibel, nicht Väter und Concilien, als Norm des Glaubens gelten dürften, daß drittens der König und der Regentschafts-Rath allein den Vorsitz hätten, und daß viertens das Protokoll von Notaren und Schreibern beider Parteien geführt werde. Katharina, ihr Kanzler und ihre Rathgeber gestanden diese Bedingungen zwar zu, weil sie die Prinzen, die Chatillons und andere Freunde der Protestanten augenblicklich nöthig hatten; sie suchten aber doch überall Ausflüchte, um das, was versprochen wurde, nicht halten zu müssen. So ward z. B. die Zusicherung nur mündlich, nicht schriftlich gegeben, weil es hieß, des Königs Wort müsse genügen. Ebenso beseitigte man die Schwierigkeit, daß die Protestanten die königlichen Protokollisten

durch die ihrigen controlliren lassen wollten, durch eine Bestimmung, nach welcher ein königlicher Staatsrath das Protokoll zu führen hatte.

Das feierliche Religions-Gespräch wurde zwar erst am 9. September 1561 im Refectorium der Nonnen zu Poissy eröffnet; Theodor von Beza traf aber schon am 23. August ein, und hatte gleich am folgenden Tage in den Zimmern des Prinzen von Condé, in Gegenwart des ganzen Hofes, ein theologisches Gespräch mit dem Kardinal von Lothringen. Beza war ein Mann von gutem französischem Adel und als Gelehrter, Dichter, Prediger und Redner in lateinischer und französischer Sprache berühmt; er verband äußere Schönheit mit innerer Bildung, er hatte in seiner Jugend die Welt gesehen und genossen und diese Genüsse besungen, und nahm jetzt neben Calvin zu Genf eben die Stellung ein, welche Melanchthon neben Luther zu Wittenberg eingenommen hatte. Er und Peter Martyr Vermiglio, welcher in Italien Abt gewesen war und einen großen Ruf hatte, sollten und konnten mit demselben Ansehen und Gewicht für den Calvinismus auftreten, wie der Kardinal von Lothringen für die bestehende Kirche. Dem Letzteren mislang, wie wir unten sehen werden, seine gehässige Absicht, die Calvinisten vor aller Welt Augen mit den lutherischen Theologen, die er aus Deutschland hatte kommen lassen, wegen der Abendmahlslehre zum Streite zu bringen.

Die eigentliche Eröffnung des Religions-Gespräches erfolgte mit großer Feierlichkeit. Der junge König, sein Bruder, der Herzog von Orleans, seine Mutter Katharina, der König von Navarra und dessen Gemahlin saßen dem Eingange gerade gegenüber auf einer Erhöhung. Hinter ihnen hatten alle Prinzen und Prinzessinnen, alle Großbeamten der Krone, alle Ritter der königlichen Orden, alle Herren und Damen des königlichen Hofes ihren Platz. Diesen zur Seite und vor ihnen saßen sechs Kardinäle und sechsunddreißig Bischöfe, welche im vollen Ornat und mit ihrer römischen Pracht erschienen waren; hinter denselben aber befand sich eine große Zahl vornehmer und gelehrter Theologen. Ganz bescheiden und demüthig erschienen im unteren Raume die auserwählten calvinistischen Geistlichen, lauter Männer, welche nur durch Einfalt, Würde und Gelehrsamkeit ausgezeichnet waren; sie

waren einfach, wie es den Aposteln des armen Propheten von Nazareth gebührt. Der Contrast der Erscheinung, die Demuth der Calvinisten einerseits, der Hochmuth und die Pracht ihrer Gegner andererseits, machte einen so tiefen Eindruck auf die ganze Versammlung, daß selbst der Hof ergriffen schien. Vor den anderen calvinistischen Geistlichen standen zwei durch ihre äußere Gestalt und durch würdige Haltung ausgezeichnete Männer, Theodor de Beza und Peter Martyr, umgeben von zwölf auserwählten Geistlichen und geleitet von zweiundzwanzig Gliedern der Ritterschaft. Sie stellten sich an die Schranken, welche den vorderen Raum von der Versammlung trennten.

Nach einer kurzen und sehr bescheidenen Anrede an den König knieeten Beza und alle Protestanten nieder, und Beza sprach dann ein Gebet, dessen Inhalt und Form auf die ganze Versammlung den tiefsten Eindruck machte. Nachher erhob er sich und suchte zuerst jeden Gedanken an Zank, Rechthaberei oder Feindseligkeit gegen die Anhänger der alten Lehre zu entfernen. Als er auf die Glaubens-Artikel zu reden kam und die Abweichungen seiner Glaubensgenossen vom alten Lehrbegriffe rechtfertigte, wurde er mit großer Aufmerksamkeit angehört, und alle Anwesenden staunten, daß es möglich sei, trockene dogmatische Punkte mit solcher Salbung und in so hinreißender Weise zu behandeln, bis Beza an den Artikel vom Abendmahle des Herrn kam. Beza ließ sich nämlich von der Begeisterung für Calvin's Lehre und von dem rhetorischen Schwunge, durch den er seine Zuhörer fortriß, zu dem Ausrufe verleiten: „Wir glauben zwar allerdings, daß Christus im Abendmahl wirklich (réellement) gegenwärtig sei, allein zu gleicher Zeit auch, daß der wahre Leib, mit welchem er im Schoße der Jungfrau Maria umkleidet worden, so weit vom gesegneten Brode sei, als der Himmel von der Erde.“ Diese Worte veranlaßten ein Murren in der ganzen Versammlung. Die Lutheraner wie die Katholiken schauderten; der Kardinal Tournon beschwerte sich sogar laut darüber, daß man den König und seinen Bruder in eine Versammlung führe, wo sie so anstößige Reden hören müßten, und verlangte, daß das Gespräch abgebrochen werde. Dies geschah gleichwohl nicht, sondern Beza endigte seinen Vortrag; an eine Übereinkunft war aber nicht mehr zu denken.

Am sechszehnten September wurde eine zweite Versammlung gehalten. In dieser führte der Kardinal von Lothringen das Wort; ihm gehörte aber von seinem Vortrage nur die Form an, während die theologische Materie von dem sehr gemäßigten katholischen Theologen Despense gegeben worden war. Die Wendung, die der Kardinal der Sache gab, war sehr schlau berechnet, um zu zeigen, daß die Protestanten, Lutheraner und Calvinisten unter sich selbst uneins wären. Er schlug vor, sich zuerst über zwei Haupt-Artikel zu vereinigen, indem das Andere nachher leichter folgen werde. Diese Artikel waren das Ansehen der Kirche in Glaubenssachen und die Lehre vom Abendmahle. Der Kardinal sprach sich über Beide so ausführlich und bestimmt im römischen Sinne aus, daß alle Bischöfe entzückt waren, sich um den Kardinal Tournon stellten und jedes weitere Disputiren für überflüssig erklärten, wenn nicht zuerst des Kardinals Lehre über die beiden Punkte von den Calvinisten anerkannt sei. Beza ließ sich dann auf ein Knie nieder, richtete das Wort an den König und sagte: er habe jetzt alle Gründe gehört, welche der Kardinal von Lothringen im Namen des Klerus anzuführen gehabt habe, und sei jetzt am besten im Stande, Punkt für Punkt auf dieselben zu antworten, weil er gegenwärtig noch Alles lebendig im Gedächtniß habe; er bitte daher um die Erlaubniß, auf der Stelle antworten zu dürfen. Über dieses Begehren berathschlagte der königliche Rath, und die Gegner der Reformatoren zogen die Königin auf sehr schlaue Art aus der Verlegenheit. Es wurde nämlich erklärt: der Rath billige zwar durchaus das Verlangen Beza's; da aber der Kardinal zwei Stunden lang geredet habe, so werde Beza wahrscheinlich noch länger reden müssen; die Zeit sei jedoch zu kurz und man wolle deshalb die Sache auf einen andern Tag verschieben; Beza möge mit seinen Collegen überlegen und das Resultat dieser Berathung vortragen, wenn man ihn wieder rufen lasse.

Ehe dies geschehen war, traf ein Legat des Pabstes ein, welcher nicht nur sehr reiche Pfründen in Frankreich hatte, sondern auch der nächste Verwandte des regierenden Herzogs von Ferrara und durch große Verbindungen mächtig war. Dieser Kardinal, Hippolytus von Este oder Ferrara, hatte in seiner Begleitung den Jesuiten Jakob Lainez, einen Spanier, welcher auch beim Concilium von Tri-

dent die Rolle des Wolfs in Schafskleidern spielte, und nach Frankreich in der Absicht gekommen war, seinem Orden die dort bisher stets versagte gesetzliche Existenz auszuwirken. Der Kardinal von Ferrara hatte bereits den lauten Unwillen der Franzosen über die päbstliche Einmischung in ihre bürgerlichen und religiösen Nationalangelegenheiten erfahren. Er war nämlich in Lyon vom Volke insultirt worden; dies hatte sich zu St. Germain wiederholt, und sogar die in Pontoise noch immer versammelten Deputirten des dritten Standes, sowie die Universität Paris überreichten eine Verwahrung ihrer Rechte gegen die drohenden Anmaßungen des Pabstes. Diese Erfahrungen machten es dem feinen italiänischen Prinzen rathsam, vorerst sehr gemäßigt aufzutreten. Er widersetzte sich daher der Fortsetzung der Religions-Verhandlung nicht, entfernte aber den König und dessen Bruder, machte die Sache zu einer Privatangelegenheit, und schloß alle Feierlichkeit und Öffentlichkeit aus dem Gespräche aus. Als Beza am 24. September wieder eingeladen worden war, disputirte nicht mehr der Kardinal, sondern er saß als Richter da, und das freie Gespräch hatte den Anschein eines Gerichtes bei verschlossenen Thüren. Beza fand beim Eintritt in das zur Conferenz bestimmte Zimmer niemand als die Königin Mutter, die Königin von Navarra, die Prinzen von Geblüt, einige Staatsräthe, fünf Bischöfe und fünfzehn oder sechszehn Doctoren der Theologie. Er und Peter Martyr mühten sich daher auch in dieser Conferenz vergebens ab. Am Ende derselben schlug ihnen der Kardinal als einen ersten Schritt zur Übereinkunft hinterlistiger Weise vor, daß sie eine Erklärung über das Abendmahl, welche einst von Calvin ausgestellt worden war und der Lutherischen nahe kam, oder auch eine Formel, die in einem von vierzig Würtemberger Theologen abgefaßten Werke enthalten war, unterzeichneten. Der Kardinal hatte nämlich sechs Lutherische Theologen aus Deutschland verschrieben, um die Lutheraner und Calvinisten gegen einander kämpfen zu lassen, fünf derselben waren auch wirklich nach Paris gereist, sie weigerten sich aber, nach St. Germain zu kommen; der Kardinal wollte also auf andere Weise zeigen, wie uneinig die Protestanten seien. Dies misglückte jedoch; denn Beza bewies ihm, daß die Unterschrift der Lutherischen Formel zu nichts führen werde, weil der Kardinal sich weigere, sie ebenfalls zu unterzeichnen.

In derselben Conferenz trat der Jesuit Jakob Lainez so schimpfend und tobend auf, daß, obgleich er von Beza auf eine feine und spöttische Weise abgefertigt wurde, an eine Übereinkunft nicht weiter zu denken war. Katharina und ihr Kanzler fanden es jedoch dem Triumvirat gegenüber nothwendig, die Protestanten einigermaßen zu befriedigen. Man hielt daher den Beza, auch als keine Aussöhnung mehr zu erwarten war, am Hofe zurück, um mit den gemäßigten, schon halb protestantischen Bischöfen und Doctoren eine Formel zu entwerfen, welche den Katholischen genüge, und die zugleich die Protestanten sich gefallen lassen könnten. Diese Formel kam zu Stande, und die Bischöfe fanden nichts Nachtheiliges in ihr; als aber dieselben sie von der Universität prüfen ließen, ward sie als sehr verfänglich erkannt. Doch wollte man den protestantischen Gliedern des Regentschafts-Rathes gefällig sein. Überdies mußte schon der öffentlichen Ruhe wegen irgend etwas geschehen, um die Protestanten gegen die Mishandlungen des fanatischen Pöbels zu schützen. Die zahlreichen Advents-Prediger, wüthende Mönche, eiferten von der Kanzel herab aufs tollste gegen die protestantischen Prinzen; sie reizten das Volk auf, die Versammlungen der Protestanten gewaltsam zu stören und alles Disputiren über die Religion tumultuarisch zu verhindern. Am heftigsten benahmen sich die Bettelmönche und die Jesuiten, welche zu Mord und Todtschlag aufforderten. Als der wüthendste Eiferer für die Ausrottung der Protestanten zeigte sich ein Franziskaner in seinen Predigten. Diesen ließ daher der Prinz von la Roche für Yon als Mitglied des Regentschafts-Rathes Nachts in seinem Kloster aufheben und in das Gefängniß von St. Germain bringen. Am folgenden Tage theilte der Prinz dem Parlamente den Befehl des Königs mit, daß jenem Mönche der Proceß gemacht werden solle. Jetzt nahm sich aber das Volk des Gefangenen an, strömte in Masse in die Vorstadt hinaus, füllte alle Höfe des Justiz-Palastes, und tobte und schrie so furchtbar, daß das Parlament den Aufruhrprediger los ließ, welcher dann von dem Volke im Triumph nach seiner Kirche zurückgeführt wurde.

Seit dieser Zeit fanden beständig Prügeleien zwischen beiden Religions-Parteien Statt, bis es endlich am 26. December 1561 zu einem blutigen Gefechte kam. Die Reformirten, welche ihren

Gottesdienst in einem großen Privathause der Vorstadt St. Marceau hielten, wurden bei demselben immer dadurch gestört, daß man absichtlich die Glocken der anstoßenden katholischen Kirche St. Medardus läutete. Dies geschah wieder, als einige tausend Reformirte am zweiten Weihnachtsfeiertage in jenem Hause versammelt waren: die Katholiken läuteten unaufhörlich mit allen ihren Glocken, damit man den Prediger auf der Kanzel nicht hören könnte. Einige Leute von der Gemeinde gingen darauf hinüber, um zu bewirken, daß man das Läuten einstelle; die Katholiken nahmen aber nicht nur keine Rücksicht auf ihr Begehren, sondern sie mishandelten auch einen von ihnen auf arge Weise. Nun rief der Andere die versammelte Gemeinde zu Hülfe, in welcher sich auch viele rüstige Kämpfer befanden. Diese stürzten auf die katholische Kirche los, erbrachen die Thüren und fielen mit gezogenen Schwertern über diejenigen her, die sich dort befanden. Nach furchtbarem Wüthen zerschlugen und zerstörten sie das ganze Innere der Kirche, und führten, da auch die Polizei der Regierung sich ihrer annahm, zweiunddreißig Bürger und Priester gebunden in das Gefängniß. Auch das Parlament war nicht im Stande, den Gefangenen sogleich die Freiheit zu verschaffen. Man kann daher jenen Vorfall als den eigentlichen Anfangspunkt des langen und blutigen Religions-Krieges in Frankreich betrachten; denn am Tage nach demselben verbrannten die Katholiken ihrerseits die Bänke im protestantischen Betsaale, und bald erfolgten in allen Provinzen ähnliche Auftritte. Die Regierung faßte den Beschluß, dem Unfuge Schranken zu setzen, die Bedingungen der Duldung genau zu bestimmen und dem Misverstande des Juli-Edictes, sowie der Misdeutung der von den Protestanten durch das Gespräch von Poissy erlangten Vortheile abzuhelfen. Sie berief zu diesem Zwecke eine Versammlung nach St. Germain, deren Zustimmung der Verordnung, welche sie zu erlassen Willens war, Gewicht geben sollte. Zu dieser Versammlung wurden die Deputationen aller Parlamente, die Prinzen von Geblüt, die Groß-Kronbeamten, die anderen Staatsräthe und die Kabinets-Referenten (maîtres des requêtes) berufen. Sogar der Connetable, welcher schon ganz innig mit den Guisen verbunden war und den König von Navarra für die Katholiken zu gewinnen suchte, wohnte derselben bei. Nur die Guisen erschienen nicht in ihr.

In dieser Versammlung erklärte die Königin, daß sie und ihr Sohn stets fest bei der alten Lehre verharren und nicht die geringste Änderung oder Beeinträchtigung derselben gestatten würden, daß sie aber den Reformirten eine gewisse Duldung feierlich zusichern wollten. Über die Art dieser Duldung und die Schranken derselben hatte sich der Kanzler schon ausführlich erklärt, und die Königin selbst fügte zum Troste der Katholiken hinzu, daß Alles, was den Reformirten in dem der Versammlung vorzulegenden neuen Edicte zugestanden werde, ja nur für die Zeit gelten solle, in welcher die Religions-Angelegenheit noch durch kein allgemeines Concilium geordnet sei. Jenes Edict fand daher auch nur von Seiten des Connetable, des Marschalls von St. André und ihrer Partei Widerstand. Der Connetable ward bei dieser Gelegenheit gegen den alten Admiral Coligny so heftig, daß Beide, welche bis dahin als Verwandte und Freunde gelebt hatten, seitdem unversöhnliche Feinde waren. Das Edict wurde angenommen und am 17. Januar 1562 bekannt gemacht. Es ist unter dem Namen des Januar-Edicts oder des Toleranz-Edicts bekannt. Sein Inhalt war folgender: „Die Protestanten dürfen ihre Religion außerhalb des Umfanges der Städte frei üben, und sollen, wenn sie sich ruhig verhalten, bei ihrem Gottesdienste durch die Parlamente geschützt werden. Alle Kirchen, heiligen Geräthe und Ornate aber, deren sie sich bemächtigt haben, sollen sie den Katholiken zurückgeben. Sie sollen außerdem die katholischen Feiertage beobachten. Ihre Prediger endlich sollen sich des Schimpfens und Schmähens auf den Kanzeln enthalten, und nicht auf Missionen umherziehen, sondern an einem und demselben Orte verweilen." Die Parlamente registrirten zwar dieses Edict, das Pariser that es aber erst nach langem Widerstande am 5. März. Das burgundische Parlament (das von Dijon) weigerte sich und bat den Statthalter von Burgund, den Marschall Tavannes, um Schutz gegen die Königin, den Kanzler und die Prinzen. Der Marschall rühmt in seinen Denkwürdigkeiten, er habe sich um Religion und Staat dadurch verdient gemacht, daß er die Ausführung des Gesetzes mit Gewalt gehindert habe *). Der Connetable und der

*) Das Edict ward auf eine gewissermaßen militärische Weise dem Pariser

Herzog Franz von Guise waren entschlossen, sich dem Edicte mit den Waffen zu widersetzen.

Jetzt bemühten sich Pabst Pius IV. und der König von Spanien, die französischen Angelegenheiten möglichst zu verwirren, der Erstere, um sein wankendes Ansehen in Frankreich neu zu stützen, der Zweite, um im Trüben zu fischen und die französischen Reformirten zu hindern, daß sie ihren Brüdern in den Niederlanden, die er grausam zu verfolgen im Begriff stand, Hülfe leisteten. Beide hatten zu diesem Zwecke am französischen Hofe Bevollmächtigte, denen keine Eigenschaft abging, welche einen vollendeten Diplomaten, der bekanntlich auf die Moral mit Verachtung herabsehen muß, zum großen Staatsmanne machen. Gesandter des römischen Stuhles war seit dem Gespräche von Poissy der fürstliche Kardinal von Ferrara, Hippolytus von Este, welcher zur Zeit des Januar-Edictes die Königin Katharina von Medicis mit dem Netze päbstlicher Kabalen umschlang, und auch den schwachen König von Navarra von seinem Bruder, dem Prinzen von Condé, trennte und zu den Guisen herüberbrachte. Der König von Spanien hatte als Gesandten den Perrenot de Chantonay geschickt, dessen Briefe uns tiefe Blicke in das Innere der verworrenen Händel jener Zeit thun lassen. Dieser sollte ganz insgeheim das Feuer schüren und die Königin auch den Katholiken verdächtig machen. Er war, wie seine Briefe zeigen, darin so glücklich, daß Katharina, der es nur um Herrschaft, nicht um die Religion zu thun war, bald rathsam fand, sich ganz von den Protestanten zu trennen. Der Kardinal von Ferrara, der spanische Gesandte und der päbstliche Nuntius, Prosper de St. Croix, hatten nämlich den König von Navarra durch die Aussicht gewonnen, daß er entweder das spanische Navarra wieder erhalten oder durch den Besitz von Savoyen entschädigt werden sollte. Die ihm dafür gestellte Bedingung war, daß er zur alten Religion zurückkehre. Anton,

---

Parlamente zum Einregistriren aufgedrungen, qui, sagt Tavannes, fut suivi des autres cours souveraines de France, hormis de celle de Bourgogne, où le dit entérinement fut vertueusement empesché par le Sieur de Tavannes, lieutenant général, qui s'y opposa directement, dont il obtint beaucoup d'honneur.

welchem an der Religion wenig gelegen war, ließ sich bethören. Er schickte seine Gemahlin, welche stets eine eifrige und standhafte Protestantin blieb, nach Bearn zurück*), behielt ihren Sohn Heinrich, der noch ein Kind war, bei sich, versprach denselben katholisch zu erziehen, und entfernte sich vom Hofe. Dadurch ward auch Katharina, mit welcher Anton die Vormundschaft über den jungen König theilte, genöthigt, den Admiral und die Chatillons zu entlassen und sich der spanisch-päbstlichen Partei in die Arme zu werfen. Von diesem Augenblicke an herrschte im königlichen Rathe die letztere Partei, an deren Spitze das Triumvirat stand, auf dieselbe Weise, wie vorher die protestantische Partei in ihm geherrscht hatte; die Protestanten aber rüsteten sich unter dem Schutze des Prinzen von Condé, des Admirals und der Königin Johanna von Navarra, um die durch das Januar-Edict erlangten Rechte mit den Waffen zu behaupten.

Bei dieser Veränderung spielte Katharina ihre Rolle ganz meisterhaft, da sie immer noch den Schein einer Verbindung mit den Protestanten beibehielt, obgleich sie aus einem Schreiben des furchtbaren Königs Philipp von Spanien längst gesehen hatte, was er, der Pabst, die Guisen und das Triumvirat eigentlich wollten. Philipp schreibt nämlich der Königin Katharina, deren älteste Tochter seit einigen Jahren seine Gemahlin war: „Wenn sie fortfahre, Duldung zu üben, so werde er nicht im Stande sein, die Ketzerei, welche in Frankreich geduldet sei, von Spanien und den Niederlanden abzuhalten. Sie müsse ihr Königreich mit Feuer und Schwert von dieser Pest befreien, und dürfe gar nicht fragen, wie groß die Zahl dieser Pestkranken sei; er wolle sie bei der Vertilgung derselben mit jeder Art Hülfe unterstützen, deren sie etwa bedürfen könne."

Herzog Franz von Guise und der Connetable hatten unterdessen, schon ehe der schwache König von Navarra ihnen den ganzen Hof von Fontainebleau nach Paris zuführte, auf die von Philipp angerathene Weise gegen die Protestanten gewüthet. Der

---

*) Standhaft war sie; daß sie aber je die Äußerung gethan habe, sie werde, wenn sie in der einen Hand ihren Sohn, in der anderen die Krone hielte, eher Beide ins Wasser werfen, als in die Messe gehen, ist eine Zeitungs-Ente.

Erstere nämlich, welcher schon seit dem November 1561 vom Hofe entfernt gewesen war, hatte sich mit seinem Bruder, dem Kardinal von Lothringen, nach Zabern begeben, um die deutschen Lutheraner zu bewegen, daß sie den Reformirten, wenn man in Frankreich über sie herfalle, keine Hülfe leisteten. Beide Guisen hatten deshalb den Herzog Christoph von Würtemberg zu sich gebeten, und dieser war in Begleitung seines Theologen Brenz gekommen, weil der Kardinal sich erboten hatte, mit dem Letzteren ein Religions-Gespräch über Luther's Lehre zu halten. Der gute Herzog Christoph ließ sich täuschen. Er staunte, als der Kardinal Sätze zugab, welche von Calvin und Beza geläugnet wurden, und trat in innige Verbindung mit den Guisen. Fast zu gleicher Zeit erhielt Herzog Franz ein officielles Schreiben vom Könige von Navarra, der sich damals von seinem Bruder, von den Chatillons und von den Protestanten überhaupt losgemacht und mit der spanischen Partei vereinigt hatte. In diesem Schreiben befahl König Anton als Reichsstatthalter dem Herzoge und bat ihn zugleich als Freund, mit seiner ganzen Garde-Reiterei (compagnie d'ordonnance) und allen reisigen Freunden, die er um sich sammeln könne, zu ihm zu kommen, damit er die katholische Religion und die Stadt Paris rette. Der Herzog säumte keinen Augenblick Folge zu leisten, und fand (Anfang März 1562) schon vier Stunden von Joinville in der kleinen Stadt Vassy Gelegenheit, den Fanatismus seiner Glaubensgenossen mit dem Schwerte zu unterstützen.

Das Städtchen Vassy gehörte zum Witthum der Maria Stuart, welches ihre Großmutter, Antoinette von Bourbon, die Mutter der Guisen, verwalten ließ. Der Letzteren war es höchst anstößig, daß die Protestanten in Vassy nicht weit von der Pfarrkirche in einer Scheune gottesdienstliche Versammlungen hielten. Außerdem war der Bischof von Chalons, der sich mit zwei Theologen nach Vassy begeben hatte, um mit dem reformirten Prediger zu disputiren, von den dortigen Protestanten verhöhnt und verspottet worden. Nun richtete der Herzog von Guise, dessen Mutter von den Bürgern nur die Mutter der Tyrannen genannt wurde, seine Reise so ein, daß er, der eigentliche Herr von Vassy, gerade am Sonntage durch diese Stadt kam und während des protestantischen

Gottesdienstes an der Kirche abstieg, um die Messe zu hören. Hier brachten der Pfarrer und der Richter des Ortes ihre Klage über das Singen und Predigen der Protestanten in der Nähe ihrer Kirche vor. Der Herzog schickte sogleich den jungen de Brosses und zwei Pagen ab, um den Prediger und die Ältesten der Protestanten vor sich zu bescheiden. Diesen Abgeordneten schlugen die Protestanten das Thor der Scheune vor der Nase zu. Die Pagen klopften und lärmten hierauf mit Ungestüm, und wurden dafür von denen, welche der Predigt beiwohnten, mishandelt. Nun eilten der Vater des jungen de Brosses und Guise selbst mit ihren Dienern herbei; aber auch sie wurden durch Steinwürfe verwundet. Jetzt fielen daher die Soldaten über die Bürger her, von denen sechszig niedergehauen und viele verwundet wurden. Es hieß, der Herzog von Guise habe damals dem Richter des Ortes, welcher das Januar-Edict anführte, geantwortet, er wolle dasselbe mit dem Schwerte durchhauen.

Katharina von Medicis und der König von Navarra, den der spanische Sprößling der Granvella's und der Herzog von Alba, der Nuntius und nach seinen eigenen Briefen auch der Legat Hippolytus ganz in ihrer Gewalt hatten, verweilten, nachdem die Prinzen und die Chatillons sich von ihnen getrennt hatten, zuerst in Monceaux und dann in Fontainebleau. Die Königin stellte sich anfangs, als wenn sie sich dem Einzuge des Herzogs von Guise, seiner beiden Genossen und der ganzen fanatischen Bande in Paris widersetzen wollte. Sie ließ die Gesandtschaft der Protestanten, welche über das Blutbad von Vassy Beschwerde führen sollte, vor sich, und ertheilte dem Redner derselben, Theodor de Beza, eine freundliche Antwort. Dagegen wurden diese Gesandten vom König Anton von Navarra, dessen Charakter und dessen Abfall das Volk in Gassenhauern verspottete*), sehr hart angefahren. Auch Anton begab sich mit dem ganzen Hofe nach Paris, sobald am 16. März die Guisen daselbst einen triumphirenden Einzug gehalten hatten. Die Königin aber nahm die Miene an, als wenn Anton sie mit Gewalt dahin gebracht hätte, und als wenn Alles, was fortan gegen die Protestanten geschehe, ganz wider ihren Willen sei, wie

*) Caillette (altes Weib) a tourné sa jaquette.

denn auch unstreitig ihr Kanzler es nicht billigte. Um jene Zeit griffen Condé und seine Freunde an allen Enden des Reiches zu den Waffen, da der Connetable und der Marschall von St. André sich ausdrücklich geweigert hatten, die im Namen des Königs ihnen ertheilten Befehle zu vollziehen, nach welchen sie das Januar-Edict befolgen und die Protestanten im Gebrauche ihrer Bethäuser vor den Thoren nicht stören sollten. Der Connetable schämte sich nämlich nicht, an der Spitze von Truppen, welchen der ganze von Mönchen aufgehetzte Pöbel folgte, durch die Thore St. Jacques und Popeliniere zu ziehen und die beiden vor denselben gelegenen Predigthäuser der Protestanten zu zerstören. Er ließ die Bänke, die Kanzel und alles Übrige in diesen Häusern verbrennen, und zog, wie wenn er etwas Großes vollbracht habe, triumphirend in Paris ein. Die Protestanten nannten ihn daher von dieser Zeit an nur den Feldherrn Bankbrenner (capitaine brule-bancs).

Jetzt begann der Bürgerkrieg, weil alle dem Protestantismus gewogenen Großen sich um Condé und Coligny sammelten, den Ersteren für ihr Haupt erklärten und die Behauptung aussprachen, der König und seine Mutter, ja auch der armselige Anton von Navarra seien in der Gewalt der Guisen, des Connetable von Montmorency und des Marschalls von St. André und folglich gewissermaßen Gefangene. Die Protestanten besetzten Toulouse, Lyon, Bourges und Orleans und machten aus der letzten Stadt ihren Waffenplatz, waren aber doch dem fanatisirten Heere der Katholiken bei weitem nicht gewachsen. Wir wagen nicht, in eine allgemeine Geschichte die sehr verworrenen Händel der Protestanten und Katholiken Frankreich's aufzunehmen; wir wollen nur einige Punkte hervorheben, welche für den Gang der späteren Begebenheiten wichtig sind. Wir gehen dabei von dem Satze aus, daß der 8. April 1562 der Tag ist, an welchem öffentlich erklärt ward, daß die Einheit der Regierung aufgehört habe, daß der König Parteihaupt geworden sei, und daß zwei Heere einander gegenüber ständen, um im Kampfe zu entscheiden, wer eigentlich Regent sei. Vom 8. April 1562 ist nämlich das Kriegs-Manifest des Prinzen von Condé oder, wie dieser es nannte, die Declaration datirt, in welcher Condé die Gründe angibt, die ihn und seine Glaubensgenossen nöthigten, die Pariser Regierung mit den

Waffen zu bekämpfen. Diese Regierung, sagt Condé in dem Manifest, hat aufgehört national und rechtmäßig zu sein, sie ist offenbar in der Gewalt des spanischen Gesandten, des Nuntius und des Legaten, und in derselben führen die fremden lothringischen Prinzen (die Guisen) die Hauptstimme. Condé fügt deshalb auch am Schlusse hinzu, er sei bereit, sich zurückzuziehen und die Waffen niederzulegen, wenn die Feinde seiner Religion ein Gleiches thun würden *).

Da die Protestanten behaupteten, der König und seine Mutter seien Gefangene des Triumvirats, so hatte die Letztere schon am 7. April ihrerseits öffentlich bekannt machen lassen, es sei falsch und erlogen, daß sie, wie Condé und der Admiral behaupteten, gefangen gehalten werde. Am 11. April ließ die Regierung noch weiter verkündigen, daß sie auch das Duldungs-Edict vom Januar aufrecht erhalten wolle, und daß nur Paris von der Wirkung desselben ausgenommen sein solle. Die Protestanten dagegen stellten den Prinzen von Condé unter dem Titel „Schützer und Vertheidiger der Krone" an die Spitze eines aus den vornehmsten protestantischen Landherren bestehenden Rathes. Diese Landherren, welche in ihren Städten Truppen hielten, waren: die drei Chatillons, der Prinz Porcien aus dem Hause Croui, der Graf de la Rochefoucauld, der Vicomte von Rohan, Montgommery, Graf de Lorges, Graf von Grammont, Soubise, Vaudray, Herr von Moui, Ragnier, Herr von Esternai, und die beiden Brüder Genlis und Ivoi. Diese protestantischen Notablen richteten sogleich eine Steuererhebung und Verwaltung, sowie eine Heerordnung und Rekrutenaushebung ein, und sorgten für fanatische Prediger, welche durch ihre Reden die religiöse Begeisterung der Bewohner des südlichen Frankreich bis zur Wuth steigern mußten. Die Anleitung dazu ward von Beza gegeben, der sich vom Anfange des Krieges an im

*) Il demandoit qu'on enjoignit aux Sieurs de Guise, Connétable, maréchal de St. André, de se retirer en leurs maisons, ajoutant qu'encores que lui Seigneur Prince ne soit de ce rang pour estre envoyé en sa maison, d'autant qu'il a ceste honneur d'estre Prince du sang, il offre s'y retirer volontiers et faire désarmer toute la compagnie, qui est avec lui.

Heere befand; denn seine Predigten waren so heftig, daß man ihn sogar beschuldigte, er habe zum Morde der Guisen aufgefordert, was er jedoch stets sowohl in Schriften als mündlich zu widerlegen gesucht hat.

In Guyenne unterdrückte Montlüc durch entsetzliche Grausamkeiten die Bewegung; in allen großen Städten des Südens floß das Blut in Strömen, und von beiden Seiten wurden unerhörte Gräuel begangen, welche ärger waren, als die von 1793. Da die Guisen die Unterstützung des Herzogs von Savoyen durch Aufopferung der Plätze erkauften, welche die Franzosen noch in dem Lande desselben besaßen; da ferner die Königin, um elende hunderttausend Dukaten (écus) vom Pabste zu erhalten, diesem förmlich zugestehen mußte, daß sein Nuntius und sein Legat das große Wort im Rathe führten und auf der Entfernung des Kanzlers l'Hospital und des duldsamen Bischofs Montlüc bestanden, so folgte auch der Prinz von Condé ihrem Beispiele. Wie nämlich die Katholiken sich an Philipp II. von Spanien wandten, so suchten die Protestanten bei der englischen Königin Elisabeth Hülfe, obgleich damals England mit Frankreich im Frieden war. Man bot den Engländern an, sie in den Besitz von Havre de Grace zu setzen und ihre Truppen in Rouen und Dieppe einzulassen; dafür sollten sie ein Heer in die Normandie senden und den Reformirten hundertundvierzigtausend Dukaten Subsidien zur Führung des Krieges geben. Man brauchte nämlich Geld, um die Deutschen und Schweizer, die man werben ließ, bezahlen zu können. Übrigens vertrösteten Coligny und Condé ihre Partei darauf, daß sie mit Zürich und Bern in Unterhandlung wären, daß ihnen der Kurfürst von der Pfalz und der Pfalzgraf von Zweibrücken, sowie Brandenburg, Sachsen (dieses war jedoch zu lutherisch, um den Calvinisten beizustehen), der wackere Landgraf Philipp von Hessen und der Herzog von Würtemberg Truppen versprochen hätten.

Das katholische und das protestantische Heer standen an der Loire gegen einander im Felde, das Erstere, um die Stadt Orleans zu erobern, das Andere, um sie zu vertheidigen. Nur die Waffen konnten entscheiden; dennoch wurden neue Unterhandlungen eingeleitet. Dabei bediente Katharina sich des beschränkten Königs Anton, um dessen Bruder zu täuschen. Ihr lag daran, das

Triumvirat vom Hofe zu entfernen; auch entließ sie dasselbe, während unterhandelt wurde, wirklich. Die Protestanten wollten Zeit gewinnen, bis sie Engländer und Deutsche an sich ziehen könnten. Es war also beiden Theilen mit dem Frieden nicht Ernst. Auch blieben die Unterhandlungen erfolglos. Ein von Condé versuchter, aber gescheiterter Überfall des königlichen Heeres, welches gegen Orleans vorgerückt war, nöthigte die Königin, die Triumvirn zurückzurufen und durch das Parlament ein furchtbares Edict gegen alle Anhänger des Admirals, seiner Neffen und des Prinzen Condé als gegen Räuber, Mörder und Heiligthumsschänder ausgehen zu lassen *). Von den in diesem Edicte angedrohten Strafen sollten auf Befehl der Königin nur Condé und diejenigen ausgenommen sein, welche innerhalb einer gewissen Frist die Waffen niederlegten.

Der Anfang des Krieges war sehr ungünstig für die jetzt endlich völlig rebellischen Protestanten, deren Heer aus den widersprechendsten Elementen zusammengesetzt war; denn alle die Landherren, welche mit ihren eigenen Truppen ausgezogen waren, schienen, durch das erwähnte Edict erschreckt, sich auf ihre Güter zurückziehen zu wollen. Sie überließen, je nachdem das königliche Heer weiter gegen die Loire vorrückte, die Städte ihrem Schicksale und zogen zu dem einen Thore hinaus, während Guise oder, wie es hieß, der König Anton in das andere einzog. Die Königin und ihr Kanzler beförderten die Auflösung des protestantischen Heeres dadurch, daß sie allen Abziehenden Verzeihung zusicherten und auch Wort hielten. Der Herzog Franz dagegen ließ in allen Städten,

*) Sont déclaré, heißt es, rebelles, ennemis de dieu et de la couronne de France, perturbateurs du repos publique, criminels de lèze majesté divine et humaine tous ceux, qui par forme d'hostilité sont en armes contre le roi es villes d'Orléans, Lyon, Rouen, Poitiers, Bourges, qui ont pillé, saccagé et demoli les lieux saints, brulé les reliques, abbattu les croix, dérobé et profané des calices et autres vases sacrés, violé les sepulcres des rois, princes, ducs, comtes et seigneurs particuliers, saisi les deniers publics, saccagé les villes, bourgs et villages, ensemble leurs fauteurs, complices et adhérens, leurs biens seront confisqué et il est entjoint aux officiers de la justice de les saisir du corps et de les constituer prisonniers partout où ils pourraient être arrétés.

welche er einnahm, auch wenn sie capitulirt hatten, einige Tage hindurch plündern und morden. Tours und Blois wurden zuerst auf diese Weise behandelt. In Tours ließ Montpensier eine nicht unbedeutende Anzahl von Weibern und Jungfrauen hinrichten, welche der evangelischen Lehre nicht entsagen wollten. Bourges widerstand hartnäckiger, bis Anton von Navarra und der junge König von Frankreich selbst vor der Stadt erschienen; dann capitulirte die Stadt am 31. August 1562. Ungeachtet dieser Capitulation mußten alle Reformirten die Stadt verlassen, und viele derselben wurden, als sie abzogen, niedergehauen. Poitiers war schon am 1. August durch den Marschall von St. André mit Sturm eingenommen worden.

Während die Katholiken diesseit und jenseit der Loire wütheten, durchzog ein protestantisches Heer unter Montgommery die ganze Normandie. Dieses Land war als einer der Hauptsitze des Protestantismus fast ganz in der Gewalt der Protestanten, und bereits waren auch die Engländer mit dem ersten Transport ihrer Hülfstruppen dort erschienen. Es war daher von der größten Wichtigkeit, daß die königlichen Truppen, welche vor Orleans lagen, an die Seine zögen, ehe die normannischen Städte den Engländern übergeben wurden. Dieses Heer war noch dazu von einer anderen Seite her bedroht; denn die deutschen Truppen, welche den Protestanten versprochen waren, begannen sich am Rhein zu sammeln, so daß man eine Heeresabtheilung in die Champagne schicken mußte, um ihnen den Weg zu verlegen. Die Belagerung von Orleans wurde daher in eine Einschließung verwandelt und das dort stehende große Heer in verschiedene Abtheilungen getheilt. Die eine derselben ging über die Loire und besetzte alle Orte, von welchen Verstärkungen oder Lebensmittel hätten kommen können. Eine andere zog unter dem Marschall von St. André in die Champagne, um den herankommenden Deutschen, denen man sich ihrer Zahl wegen im Felde nicht entgegenstellen konnte, soviele Hindernisse als möglich in den Weg zu legen. Das Hauptheer endlich wandte sich unter Franz von Guise in die Normandie, und begann seine Unternehmungen mit der Belagerung von Rouen, welche Stadt der jüngere Bruder von Franz, der Herzog von Aumale, schon seit mehreren Monaten eingeschlossen hatte.

Der Kardinal von Lothringen trennte sich damals von seinem Bruder, dem Herzog Franz, um denselben nie wieder zu sehen. Er reiste unter dem Vorgeben, auf dem allgemeinen Concilium den Religions-Streit auszugleichen, nach Trident, von wo er nachher erst nach seines Bruders Tode zurückkehrte. Der Letztere fand bei der Belagerung von Rouen, zu welcher er auch den Generalstatthalter und den jungen König kommen ließ, bedeutenden Widerstand, da die Bürger und Soldaten die Stadt mit großer Tapferkeit vertheidigten. Er mußte sich daher wider Willen zum Stürmen entschließen. Ende Oktober nahm er auf diese Weise Rouen ein. Die zweite Stadt des Reiches wurde damals Tage lang dem Morden, dem Rauben und der Lust der rohen fanatischen Horden, aus welchen das Belagerungsheer bestand, preisgegeben. Übrigens kostete die Eroberung von Rouen dem König Anton von Navarra das Leben; er hatte in einem Laufgraben eine Wunde erhalten, diese ward in Folge eines bösartigen Fiebers tödtlich, und er starb am 17. November 1562. Sein Tod öffnete dem Herzoge von Guise den Weg zu der Generalstatthalterschaft. Aber auch die Protestanten gewannen durch dieses Ereigniß; denn Anton's Wittwe, eine eifrige Freundin derselben, verwaltete fortan die Besitzungen ihres Sohnes, des nachherigen Königs Heinrich IV., und erhielt denselben beim protestantischen Glauben, obgleich der junge Prinz sich stellen mußte, als wenn er Katholik wäre, da Katharina ihn bei sich behielt und ihm wegen seines Witzes viele Zuneigung bewies.

Die Sache der Protestanten stand damals nicht blos in der Normandie, sondern auch in Guyenne sehr schlecht; auch in der Provence und in Dauphiné unterlagen sie und wurden grausam mishandelt. Diese Lage der Dinge brachte, verbunden mit der Besorgniß, daß Franz von Guise an Anton's Stelle Generalstatthalter des französischen Reiches werden würde, die mächtigsten deutschen Fürsten zu dem Entschlusse, ihren Glaubensgenossen endlich ernstlich zu helfen. Leider müssen wir jedoch bei dieser Gelegenheit bemerken, daß die Deutschen, welche in diesem furchtbaren Kriege sich beiden Theilen als Miethlinge verkauften, sehr wenig Rücksicht darauf nahmen, wem sie ihre Hülfe leisteten, wenn sie nur gut bezahlt wurden. Der Rheingraf Philipp und ein

Herr von Rockendorf dienten, obgleich sie Protestanten waren, fortwährend den Königen von Frankreich, und verachteten die über sie ausgesprochene Reichsacht. Die meisten von den Reitern und Landsknechten, welche Beide den Katholiken zuführten, waren, wie Castelnau berichtet, Protestanten. Die deutschen Herren, welche mit Kriegsleuten Handel trieben, sagten zwar dem Herrn von Castelnau, der für die französische Königin Truppen warb, gerade heraus, daß sie sehr ungern gegen ihre Glaubensgenossen dienten; sie thaten es aber doch, weil dies, wie Castelnau im Einzelnen nachweist, den ritterschaftlichen Führern sehr viel Geld einbrachte. Die protestantischen Fürsten Deutschland's waren lange unentschlossen gewesen, ob sie ihren französischen Glaubensgenossen Hülfe schicken sollten. Endlich faßten Hessen, Pfalz und Würtemberg den Beschluß, ihnen eine Schaar Reiter und Landsknechte zu senden. Die Franzosen sagen, dies sei erst dann geschehen, als Coligny und Condé die englischen Subsidien erhalten hätten; allein aus den Mittheilungen des neuesten Geschichtschreibers von Kurhessen ersehen wir, daß Hessen, Würtemberg, Pfalz und Baden auch hunderttausend Gulden baar gaben. Der Prinz von Condé hatte, um Hülfe aus Deutschland zu erhalten, den gelehrten, beredten und angesehenen Bischof S p i s a m e, welcher sein Bisthum aufgegeben hatte und Protestant geworden war, abgeschickt, und dieser hielt auf dem Reichstage zu Frankfurt eine uns aufbewahrte Rede*), welche Wunder wirkte. Er setzte durch, daß alle diejenigen, welche den Guisen Truppen zuführten, mit der Reichsacht belegt wurden. Er und nicht, wie man gewöhnlich sagt, d'Andelot war es auch, welcher die Hülfstruppen der von ihm gewonnenen Fürsten den französischen Protestanten zuführte. Dies verdient hier erwähnt zu werden, weil Spisame ebenso ein Flecken in Beza's Geschichte geworden und geblieben ist, wie Servet in der Geschichte Calvin's. Der Letztere ließ bekanntlich den spanischen Protestanten Servet als Ketzer verbrennen; Beza aber ward beschuldigt, daß er aus Eifersucht auf Spisame's Talente diesen des politischen Verrathes angeklagt habe, worauf derselbe im März 1566 zu Genf enthauptet wurde. Daß Spisame in Genf hingerichtet ward, ist aus-

*) Observations sur Castelnau IV. 4.

gemacht; wir lassen es aber dahingestellt sein, ob er wirklich ein Opfer der Eifersucht der protestantischen Geistlichen war, welche nicht weniger Herrschsucht, Härte und Fanatismus besaßen, als die katholischen. Wir wollen nicht einmal behaupten, daß Spisame ganz unschuldig gewesen sei. Jedenfalls benahm sich aber Beza höchst unedel und unevangelisch. Er machte nach der Hinrichtung Spisame's ein witziges Epigramm, in welchem er den unglücklichen Mann darüber verspottet, daß er, um sich verheirathen zu dürfen, ein Bisthum aufgeopfert habe.

Hessen hatte sich erboten, gegen neuntausend Mann zu stellen; allein die beiden Hauptleute, welche die Führung derselben erhielten, Johann von Ratzenberg und Friedrich von Schlichten, ließen sich von den französischen Gesandten bestechen und wollten erst im Frühjahr 1563 ziehen. Der Landgraf Philipp schalt sie deshalb Sommersoldaten und setzte seinen Hofmarschall, Friedrich von Rollshausen, an ihre Stelle. Dieser lagerte sich um dieselbe Zeit bei Bacharach, als die Würtemberger über Straßburg in das Elsaß zogen. Hier übernahm d'Andelot die Führung der Letzteren, und die Hessen schlossen sich dann an diese an. Der Marschall von St. André, welcher in der Champagne lag, war zwar nicht stark genug, ein Heer von beinahe neuntausend Mann Deutschen aufzuhalten; er hatte aber alle Wege verdorben und die Vorräthe theils vernichtet, theils in die festen Orte geschafft. Man hat daher auch den Marsch d'Andelot's, welcher sein Heer nicht durch die Champagne, sondern durch Lothringen und Burgund nach Orleans führte, als eine sehr ausgezeichnete Kriegsthat gepriesen. Übrigens lieferte ihm der nächste Anverwandte der Guisen, der Herzog von Lothringen, reichlich Lebensmittel, wahrscheinlich um sich nicht die Rache der deutschen Fürsten zuzuziehen.

Als diese Hülfstruppen am 6. November sich mit dem Heere der Protestanten vereinigt hatten, wollte der Prinz von Condé die Abwesenheit des Heeres, welches Rouen erobert hatte, zu einer Überrumpelung der Stadt Paris benutzen. Dies mislang ihm aber. Hätte er gleich nach seiner Ankunft vor Paris einen kühnen Angriff unternehmen können, so wäre die Stadt vielleicht von ihm besetzt worden; allein zuerst war d'Andelot mit dem deutschen Heere noch nicht bei ihm eingetroffen, und nachher ließ er sich von

der Königin und ihrem Kanzler, welche bald die Protestanten, bald die Guisen begünstigten, stets aber vom spanischen Gesandten und vom Nuntius geleitet wurden, durch Unterhandlungen hinhalten. Als seine Gegner die erwarteten Verstärkungen erhalten hatten, war es ihm nicht mehr möglich, mit einem schlecht bezahlten Heere eine große Stadt anzugreifen oder auszuhungern. Jetzt wurde daher der vom Admiral ertheilte Rath angenommen, in die Normandie zu ziehen, um englisches Geld zur Bezahlung der Reiter und englische Hülfstruppen zu erwarten. Das königliche Heer folgte dem protestantischen auf dem Fuße nach. Beide marschirten hierauf eine Zeit lang fast neben einander an den Ufern der Seine her. Doch hatten die Protestanten, welche ganz unbemerkt von Chartres abgezogen waren, den Vorsprung, bis endlich Condé die etwa sechszehn Stunden von Paris entfernte Stadt Dreux zu überfallen suchte und dadurch so aufgehalten ward, daß das Heer der Triumvirn ihn ereilte. Diese setzten dann über die Seine und verlegten ihm den Weg.

Die drei Herren erkannten, daß jetzt der Augenblick gekommen sei, ein entscheidendes Treffen zu liefern; sie wagten dies aber nicht eher, als bis die Königin, welche noch immer die Guisen durch die Protestanten, mit denen sie insgeheim Briefe wechselte, im Zügel halten wollte, den ausdrücklichen Befehl dazu gegeben hätte. Sie hatten den Herrn von Castelnau, dessen Denkwürdigkeiten für die Geschichte jener Zeit von großer Bedeutung sind, abgesendet, um den Befehl der Königin zu holen, und die Worte, welche dieser der Letzteren in den Mund legt, beweisen, wie dieselbe immer noch die Schuld des entsetzlichen Religions-Krieges von sich abzuwälzen suchte und ihrem italiänischen Schaukelsystem getreu blieb*). Daß übrigens die Königin damals die frühere Amme des Königs, eine Bauersfrau und Protestantin, die man am Hofe beibehalten hatte, befragte und den Rath derselben be-

*) Quelle s'esmerveilloit, comme les dits connestable, duc de Guise et Sainct André estans bons capitaines, prudens et experimentés envoyoient demander conseil à une femme et à un enfant pleins de regrets, de voir les choses en telle extremité, que d'être reduites aux hasards d'une bataille civile.

folgen hieß, glauben wir dem Herrn von Castelnau nicht nachschreiben zu dürfen. Das Treffen ward am 19. December 1562 sechszehn Stunden von Paris nicht weit von Dreux geliefert. Dieses Treffen zwischen Landsleuten war blutig. Es schien anfangs so sehr sich zu Gunsten der Protestanten zu entscheiden, daß die Königin vier und zwanzig Stunden lang Alles für verloren hielt. Der Marschall von St. André und der Connetable waren nämlich mit ihren Heeresabtheilungen bereits geschlagen worden. Allein der Herzog von Guise, welcher den Oberbefehl abgelehnt hatte und eine dritte Abtheilung anführte, wartete, bis der Prinz von Condé den Sieg zu heftig verfolgte, und fiel dann mit seinen bisher ganz unbeschäftigt gebliebenen Truppen über die müden und in Unordnung gerathenen Gegner her. Er erfocht einen vollständigen Sieg, und der Prinz von Condé selbst wurde gefangen.

Seit diesem Treffen ward der Herzog von Guise als das alleinige Haupt der fanatisch katholischen Partei angesehen, welche alle Protestanten und ihre Schützer tödtlich haßte und der Königin Mutter durchaus nicht traute; denn der Connetable und der Marschall von St. André traten damals vom Schauplatze ab. Der Connetable war, als er voreilig angriff, von seinem Neffen, dem Admiral, gefangen genommen worden. Der Marschall von St. André aber, der ihm mit seinen Truppen zu Hülfe eilen wollte, gerieth unter sein Pferd und ward nicht allein ebenfalls gefangen, sondern verlor auch sein Leben. Er begegnete nämlich, als er abgeführt wurde, seinem persönlichen Feinde, Bobigny, und dieser tödtete ihn zum großen Verdruß derer, die ihn gefangen und ein großes Lösegeld zu erhalten gehofft hatten, kaltblütig und meuchelmörderisch durch einen Pistolenschuß. Dergleichen Gräuelthaten, an Einzelnen wie an ganzen Dörfern, Städten und Provinzen verübt, kamen in diesem unseligen Religions-Kriege überall täglich, ja stündlich vor, so daß die Nation in Barbarei zurück zu sinken schien. In beiden Heeren dienten deutsche Landsknechte und Schweizer, welche für Geld gegen einander fochten. Außerdem befanden sich einerseits im königlichen Heere dreitausend Spanier, und andererseits erwartete der Admiral, daß in der Normandie die Engländer sein Heer verstärken würden.

Der Letztere hatte schon auf dem Schlachtfelde von Dreux einen

großen Theil des geschlagenen Heeres gesammelt und geordnet, und wollte anfangs sogar das Treffen erneuern, um dem Herzog Franz den Sieg wieder zu entreißen; er besann sich aber nachher, als die deutschen Ritterschaaren (reisters) den Dienst verweigerten, eines Anderen und führte das Heer nach Orleans. Die Vertheidigung dieser festen Stadt überließ er gleich darauf seinem Bruder d'Andelot. Er selbst eilte, nachdem er an Condé's Stelle zum Haupte der Protestanten gewählt worden war, in die Normandie. Hier stellte er, während Franz von Guise Orleans einschloß, die Angelegenheiten seiner Glaubensgenossen einigermaßen wieder her. Was den Prinzen von Condé betrifft, so hatte zwar der Herzog von Guise unmittelbar nach der Gefangennehmung desselben sich sehr höflich gegen ihn bewiesen; am folgenden Tage aber übergab er ihn dem grimmigsten Feinde der Protestanten, dem dritten Sohn des Connetable, Damville, der ihn auf die Burg Onzain bringen ließ. Dort ward Condé nach einem Befehle der Katharina, den man in den Observationen über Castelnau wörtlich findet, sehr hart gehalten und bewacht, bis Katharina einsah, daß sie sich seiner gegen die Guisen bedienen könne. Sie ließ ihn dann nach Chartres bringen und suchte ihn auf jede Weise zu gewinnen. Dem Connetable erging es besser; denn er ward sogleich nach Orleans gebracht, wo er, im Gewahrsam seiner Nichte, der Prinzessin von Condé, seine Auslösung ruhiger erwartete, als der heftige und ungeduldige Prinz die seinige.

Franz von Guise schien damals die Absicht zu haben, als Haupt der Katholiken mit Hülfe Philipp's II. von Spanien und des Pabstes die beiden protestantischen Verwandten des jungen Königs, den Sohn Anton's von Navarra und den Prinzen von Condé, ganz zu verdrängen und sich und seine Familie dem Thron um einen Schritt näher zu bringen. Er begab sich nach seinem Siege zuerst nach Rambouillet, wo der Hof war und die Königin, so ungern sie es auch that, sich genöthigt sah, ihm die durch Anton's Tod erledigte Generalstatthalterschaft des Reiches zu übertragen. Gleich nachdem dies geschehen war, hoben jedoch sie und ihr Kanzler die protestantische Partei wieder etwas, um den Guisen ein politisches Gegengewicht zu geben. Es ward nämlich nicht nur denen, welche die Waffen niederlegen würden, Straflosigkeit

zugesichert, sondern man erlaubte auch den Protestanten, in Privathäusern Gottesdienst zu halten, wenn nur ihre Religion nicht öffentlich geübt würde.

Coligny bewies, daß er als Haupt der Protestanten im Stande sei, es mit dem Herzoge von Guise, welcher jetzt Dictator im Reiche war, aufzunehmen. Er war von Orleans, dessen Vertheidigung er seinem Bruder überlassen hatte, mit seinen Kerntruppen in die Normandie marschirt. Hier erhielt er nicht allein englisches Geld, um seine wegen ihres Soldes besorgten Deutschen zu befriedigen, sondern er ward auch mit Truppen unterstützt, und eroberte zu seiner eigenen Überraschung die Stadt Caen. Dann begann er die Belagerung von Rouen. In dieser Stadt hatte der tapfere, aber prahlerische Gascognier Vieilleville, welcher nach St. André's Tode von der Königin zum Marschall gemacht worden war, Streit angefangen, wie er überall that; man hatte ihn nachher abgerufen und statt seiner den wackeren Marschall von Brissac geschickt, der sich im letzten Kriege mit Spanien in Oberitalien unsterblichen Ruhm erworben hatte. Brissac fand die Protestanten vor Rouen so mächtig, daß er den Herzog von Guise dringend auffordern ließ, die Belagerung von Orleans aufzuheben und ihm zu Hülfe zu eilen. Castelnau ward deswegen von der Königin an den Herzog von Guise geschickt; dieser bewies aber demselben durch den Augenschein, daß schon eine der Vorstädte sowie ein Thurm der Stadt von ihm besetzt sei und folglich Orleans nothwendiger Weise in wenigen Tagen fallen müsse. Die Königin willigte daher ein, daß ein Sturm auf Orleans unternommen werde, obgleich der Herzog ihr voraussagte, daß es auch dieser großen Stadt dabei so ergehen werde, wie es der Stadt Rouen ergangen war.

In diesem Augenblicke, wo das Schicksal des Reiches ganz und gar vom Leben des Herzogs Franz abhing, änderte ein Meuchelmord plötzlich die Lage der Dinge. Ein Edelmann aus Angouleme, Johann de Merci, dem man den Beinamen Poltrot gab, war lange in Spanien gereist, sah wie ein Spanier aus, sprach das Spanische ganz fertig und war deshalb im Kriege mit Spanien als Spion gebraucht worden. Nachher war er mit Soubise nach Lyon gekommen und ein eifriger Protestant geworden. Als solcher hatte er sich durch die heftigen Reden Beza's und der anderen Pred-

iger fanatisiren und auf den Einfall bringen lassen, den Krieg auf spanische Weise durch seinen Dolch zu beendigen. Er war zum Schein katholisch geworden, hatte in Guise's Heer Dienst genommen und feuerte am 18. Februar 1563 aus einem Gebüsche auf den vorbeireitenden Herzog Franz ein mit drei Kugeln geladenes Pistol ab. Der Schuß verwundete den Herzog so gefährlich, daß derselbe schon am 24. Februar starb. Der Mörder ward gefangen, und suchte durch seine Aussagen den Admiral, dessen Bruder d'Andelot und besonders Beza in seine Schuld zu ziehen. Da nun diese Männer in der That Unterhaltungen mit ihm gehabt und ihm sogar seiner Kundschaftsreisen wegen Geld gegeben hatten, so erhoben die Fanatiker der Katholiken ein furchtbares Geschrei gegen Coligny und Beza, obgleich die Letzteren in Reden und in eigenen Rechtfertigungsschriften jeden mittelbaren oder unmittelbaren Antheil an dem Verbrechen mit Unwillen von sich ablehnten. Übrigens ward später des Ermordeten ältester Sohn, Heinrich, den Protestanten noch weit furchtbarer, als der Vater gewesen war.

Die herrschsüchtige Königin, welche damals schon längst mit Condé Unterhandlungen gepflogen hatte, gewann durch Guise's Tod vorerst am meisten. D'Andelot war in Orleans auf das Äußerste gebracht worden, so daß ihm viel daran lag, durch eine Übereinkunft mit der Königin einer Capitulation auszuweichen. Auch Condé war der Gefangenschaft überdrüßig und wünschte frei zu werden. Man nahm daher die Vorschläge der Königin und ihres Kanzlers an, ohne sich daran zu kehren, daß der Admiral den Krieg fortzusetzen wünschte. Die ersten Verabredungen über einen abzuschließenden Frieden wurden zwischen der Prinzessin von Condé und der Königin Katharina getroffen, welche Beide bei ihren Parteien ungefähr die gleiche Stellung hatten. Sie machten nachher mit einander aus, daß zur Fortführung der Unterhandlungen sowohl der Connetable als der Prinz von Condé von denen, welche dieselben zu bewachen hatten, auf eine Insel in der Loire (l'isle aux bœufs) ganz nahe bei Orleans gebracht werden sollten. Bei dieser Conferenz verlangte der Prinz zunächst die strenge Beobachtung des Januar-Edictes, der Connetable wollte aber auf diese Foroerung durchaus nicht eingehen. Man ward deshalb nur darüber einig, daß beide Gefangene gegen einander ausgewechselt wer-

den sollten, damit Condé seine in Orleans eingeschlossenen Glaubensgenossen zum Nachgeben bereden könne.

Als Condé frei war, gelang es ihm zwar, sich durch die Belagerer durchzuhauen und in die Stadt Orleans zu kommen, nicht aber seine durch die Prediger aufgeregten Glaubensgenossen zu überreden. Er und die Königin verabredeten darauf eine neue Conferenz, um die Verantwortlichkeit wegen der gemachten Zugeständnisse auf andere Unterhändler zu schieben. Die Königin zog Damville und den Staatssecretär l'Aubespine zu, d'Andelot aber, der jetzt Condé's Stelle hatte, nahm St. Cyr und d'Aubigné zu sich. In der Conferenz dieser Herren wurde dann ein Friedensvertrag in der Form eines königlichen Edictes aufgesetzt, welches alle Parlamente ohne die geringste Änderung einregistriren sollten. Schon am 18. März 1563 unterzeichnete der König dieses Edict, welches unter dem Namen des Edicts von Amboise bekannt ist. Es wurde als das Werk des gelehrten, patriotischen, mehr zur Milde als zur Strenge geneigten und für Recht und Gerechtigkeit unermüdet thätigen l'Hospital gepriesen. Der Inhalt desselben lautete: „Der König gewährt bis zur Haltung eines freien Concils allen seinen Unterthanen volle Gewissensfreiheit. Alle Grafen, Barone und Gerichtsherren sollen innerhalb ihrer Gutsherrschaften für sich selbst, sowie für ihre Familien und Vasallen die neue Religion üben dürfen. Jeder Besitzer eines Lehens ohne Gerichtsbarkeit soll für sich und seine Familie dasselbe Recht haben, vorausgesetzt, daß die Wohngebäude des Lehens weder in einer Stadt, noch in einem geschlossenen Flecken liegen. Der König erlaubt ferner, daß in allen Städten, in welchen vor dem 7. März 1563 freie Religions-Übung Statt gefunden hat, ein oder zwei Kirchen auf Kosten derer, welche darum nachsuchen, eingerichtet werden können. Jedoch sollen dazu auf keine Weise schon vorhandene Kirchen verwendet werden. Auch müssen alle Kirchen den Katholiken zurückgegeben werden, und zwar mit Allem, was zu ihnen gehört hat. Der König gestattet außerdem, daß in den blos unter dem Parlamente stehenden Gerichtsbezirken, mit alleiniger Ausnahme der Stadt und Umgegend (vicomté) von Paris, ein Ort angewiesen werde, an welchem alle Reformirten des Bezirkes unter obrigkeitlicher Aufsicht sich unbewaffnet versammeln und ihre Re-

ligions-Gebräuche, jedoch ohne Lärm oder Ärgerniß, verrichten können. Er erkennt ferner seinen Vetter, den Prinzen von Condé, für seinen Verwandten und ihn sowie alle die, welche unter demselben gedient und seiner Sache angehangen haben, für getreue Unterthanen. Er glaubt und hält dafür, daß Alles, was neulich geschehen ist, in der besten Absicht und zu seinem Dienste geschehen sei. Er nimmt alle gegen des Prinzen Anhänger ausgesprochenen Verdammungsurtheile zurück, und erläßt den Ersatz der Gelder, welche aus den Kassen seiner Generaleinnehmer oder aus dem Schatze der Kirchen und Gemeinden genommen worden sind. Er gebietet endlich Vergessenheit alles Geschehenen und will, daß ein jeder im Besitze seiner Güter und Stellen bleibe und seiner bürgerlichen Rechte genieße; aber er verbietet bei Strafe des Ungehorsams jede Verbindung mit fremden Mächten, jede Erhebung einer Steuer, selbst einer freiwilligen, und jedes Werben von Soldaten, wenn er nicht einen besonderen Auftrag dazu gegeben hat."

Wenige Tage nach der Bekanntmachung dieses Edictes, welches besonders darauf berechnet war, die Engländer und die Deutschen aus dem Reiche zu entfernen, zogen die Letzteren wirklich ab. Die Familie Guise, besonders der Kardinal und der Herzog von Aumale, boten jetzt Alles auf, um in Verbindung mit dem Nuntius und dem spanischen Gesandten die Parlamente aufzuhetzen, damit dieselben sich zunächst dem Eintragen des Duldungs-Edictes in ihre Protokolle, nachher aber der Majorennitäts-Erklärung des jungen Königs widersetzten. Sie gaben dabei vor, daß sie sich der Kinder ihres ermordeten Bruders annehmen müßten, obgleich die Königin alle Stellen, Ehren und Güter des Herzogs Franz, selbst die Groß-Hofmeisterstelle, den Söhnen desselben ertheilt hatte. Ihre eigentliche Absicht bestand darin, daß sie die Königin hindern wollten, die Ernennung eines Generalstatthalters zu umgehen. Franz hatte drei Söhne hinterlassen, den Herzog Heinrich von Guise, welcher nicht nur die Güter und Titel, sondern auch die Tapferkeit, die anderen großen Eigenschaften und den Fanatismus des Vaters erbte, Karl, Herzog von Mayenne, der dem Letzteren wenig glich, und Ludwig, welcher später Kardinal ward. Spanien, welches damals im Begriffe stand, die Religion und die Freiheit der Niederländer gänzlich zu vertilgen, konnte unmöglich

zugeben, daß in Frankreich gesetzliche Duldung bestehe; es unterstützte daher den Widerstand der fanatischen Parlamente gegen das Edict von Amboise. Diese mußten sich freilich zuletzt entschließen, das Edict einzutragen; weil aber dabei der Zusatz gemacht wurde, es sei auf ausdrücklichen Befehl des Königes geschehen, so glaubten sie nicht verpflichtet zu sein, das Edict an ihre Untergerichte zu schicken. Übrigens wurden durch den Frieden von Amboise freilich Orleans und d'Andelot gerettet; dagegen konnten aber auch selbst Coligny und Condé sich schicklicher Weise nicht weigern, ihre Leute mit den königlichen zu vereinigen, als die Engländer die von ihnen besetzten Plätze der Normandie nicht räumen wollten. Warwick, welcher zu Havre de Grace lag, wurde mit ihrer Hülfe gezwungen, diese Stadt gerade in dem Augenblicke aufzugeben, in welchem die lange erwartete englische Flotte sich zeigte.

Da man der Königin Katharina zutraute, daß sie sich, sobald ihre Politik es erfordere, von den Fanatikern trennen werde, so hatte sich damals bereits in Guyenne und Languedoc eine ultramontane Verbindung gebildet, die wir für den Anfang und das Muster der später in Heinrich's IV. Geschichte berüchtigten katholischen Ligue halten. Zwei Kardinäle nämlich und sechs oder sieben der angesehensten Landherren hatten einen Verein geschaffen, welcher mit Erlaubniß des Königs und unter der Aufsicht des Parlaments von Toulouse alle katholischen Geistlichen, Adeligen, Justiz-Beamten und Glieder des dritten Standes mit einander zur Herbeischaffung von Geld und von Leuten verbinden sollte, damit sie, wenn der Hof die Ketzer nicht verfolge, als Verein für den Glauben thätig sein könnten. Der Ausschuß des Bundes sollte Geld erheben, Truppen anwerben, für dieselben Hauptleute ernennen und die Ketzer mit ihren Gönnern und Beschützern so lange blutig verfolgen lassen, bis sie ausgerottet seien. Das Parlament von Toulouse hatte zu dieser gefährlichen ultramontan-aristokratischen Verbindung schon seine Zustimmung gegeben, als auf einmal das Friedens-Edict von Amboise die ganze Sache störte. Der Unwillen über den Frieden war daher im ganzen Reiche sehr groß, und die von den Pfaffen gebildete Verbindung dauerte im Verborgenen fort. Bald kamen auch die heiligen Brüderschaften im ganzen Reiche hinzu.

Für die herrschsüchtigen Plane der Königin Katharina und für die von ihr insgeheim begünstigten geheimen Verbindungen der Spanier und Papisten mit den Parlamenten und Fanatikern Frankreich's war es sehr wichtig, daß Katharina Gelegenheit erhielt, sich des Regentschafts-Rathes zu entledigen und die Regierung im Namen ihres Sohnes ganz allein zu führen. Sie bewirkte dies dadurch, daß sie die Regierung scheinbar ihrem Sohne übergab. Sie ließ nämlich ihren noch nicht vierzehn Jahre alten Sohn, Karl IX., für volljährig erklären. Dies geschah am 17. August 1563 auf feierliche Weise im Parlament von Rouen, bei welcher Gelegenheit auch der junge König Heinrich von Navarra (nachher Heinrich IV.) seinen Platz unter den anwesenden Prinzen einnahm. Ein Knabe von kaum dreizehn Jahren konnte offenbar durch die Erklärung, daß er majorenn sei, nicht zugleich fähig gemacht werden, die gerade damals sehr schwierigen Staatsgeschäfte zu leiten. Der Grund, warum Katharina ihn so übereilt für volljährig erklären ließ, bestand darin, daß sie dadurch der Erfüllung der Versprechungen, vermittelst deren sie den Prinzen von Condé bewogen hatte, auch ohne Coligny's Zustimmung den Frieden zu schließen, entbunden ward. Der Prinz hätte Generalstatthalter werden sollen; auch erschienen er, der Kardinal von Chatillon, der aufgeklärte Bischof Montlüc von Valence, d'Andelot, la Rochefaucauld, der Herzog von Bouillon, Grammont, der Prinz Porcien und andere Reformirten wieder am Hofe und sollten ihren ganzen Einfluß wieder erhalten. Dies durfte Katharina's Politik nicht zugeben; sie vereitelte also die Wirkung ihres Versprechens dadurch, daß sie jenen Schritt that. Man sieht, Katharina und ihre Italiäner, der spanische Gesandte und die päbstlichen waren Meister und Muster in der diplomatischen Weisheit.

Unmittelbar nachdem der junge König im Inneren des Parlaments von Rouen die Huldigungen der Prinzen und Großbeamten angenommen hatte, ließ der Kanzler die Thür öffnen und des Königs Willen in Betreff des Friedens-Edictes von Amboise öffentlich ausrufen. Der König bestätige, hieß es, die Friedenshandlung, verbiete den Bürgern, Waffen zu tragen, und lasse Schlösser anweisen, auf welche die von ihnen abgelegten Waffen gebracht werden sollten. Er verbiete ferner bei Strafe des Hochverrathes jeden

Briefwechsel und jede Verbindung mit fremden Mächten, sowie jede Steuererhebung, welche ohne einen von ihm selbst unterschriebenen Befehl vorgenommen werde. Außerdem ließ der Kanzler das Verbot eines Gebrauches verkündigen, welcher leider noch ein ganzes Jahrhundert lang nicht vollständig unterdrückt werden konnte, und der bekanntlich die Hauptursache des Unterganges des polnischen Reiches, sowie der ewigen bürgerlichen Kriege in Ungarn gewesen ist. Es wurde nämlich den Großen untersagt, ein bewaffnetes Gefolge um sich zu haben. Der König verbot eines Theils jedem Edelmanne, sich unter irgend einem Vorwande bei einem Herrn oder Fürsten in Kriegsdienste zu begeben, und anderes Theils den Letzteren, sich von irgend jemand begleiten zu lassen, außer von denen, welche ihre gewöhnliche Hofhaltung (maison ordinaire) bildeten. Übrigens war es ganz gegen den Gebrauch, daß die Volljährigkeits-Erklärung in Rouen und nicht in Paris vorgenommen wurde. Auch ermangelte das Pariser Parlament nicht, sich gelegentlich heftig darüber zu beschweren; es erhielt aber dafür vom alten Kanzler eine sehr barsche Antwort und Zurechtweisung. Das Parlament rächte sich durch eine Weigerung, Rücksicht auf das Friedens-Edict zu nehmen, weil dieses nicht einregistrirt sei, und selbst Parlaments-Präsidenten und Räthe setzten trotz des königlichen Befehles ihren Militärdienst in Paris fort. Dies ereignete sich während einer Krankheit der Königin; nach ihrer Genesung ward Alles ausgeglichen.

Der Frieden ward nirgends beobachtet, wo die Katholiken sehr zahlreich waren. Andererseits konnten auch den Protestanten die Unterhandlungen der Königin mit Philipp II. von Spanien, welcher gerade damals den Herzog von Alba zur Ausrottung der bürgerlichen Freiheit und der evangelischen Lehre in die Niederlande schicken wollte, nicht verborgen bleiben und mußten ihnen höchst verdächtig sein. Die Rundreise, welche die Königin zuerst in der Normandie und dann im ganzen Reiche mit dem jungen Könige machte, vor Allem aber die lange geheime Conferenz, die sie an der spanischen Grenze mit Philipp und dem Herzoge von Alba hatte, steigerte die Besorgniß der Reformirten aufs Äußerste. Noch vor dieser Conferenz waren seit dem Anfange des Jahres 1564 alle Schritte der Königin und besonders ihr Zusammenhang mit

dem römischen Hofe höchst verdächtig gewesen. Als nämlich Katharina auf der Reise, welche sie vorgeblich nur machte, um die Beobachtung des Friedens-Edictes überall während der Anwesenheit des Königs durchzusetzen, empfing sie im Februar 1564 zu Fontainebleau eine Gesandtschaft, welche, wie Davila sagt, auf die Ausrottung der Protestanten drang. Es hatte nämlich der Kardinal von Lothringen nach der Beendigung des Tridentinischen Concils sich nach Rom begeben und, weil er mit seinem Könige wegen der den Protestanten gewährten Duldung höchst unzufrieden war, den Pabst Pius IV. bewogen, in Verbindung mit Spanien und Savoyen von der französischen Regierung die Bekanntmachung der Beschlüsse des Concils von Trident oder mit anderen Worten die Anerkennung derselben als verbindender Reichsgesetze zu fordern. Diese Forderung ward durch die erwähnte Gesandtschaft überbracht. Katharina konnte damals unmöglich dieselbe bewilligen, obgleich die Gesandten versicherten, daß ihre Partei in Frankreich stark genug sei, um die Sache mit Gewalt durchzusetzen; Katharina lehnte jedoch den Antrag nicht gänzlich ab, sondern willigte ein, daß in Nancy bei der Taufe des Prinzen des jungen Herzogs von Lothringen alle Hauptgegner der Protestanten sich mit ihr zu einem Bunde gegen die Ketzer vereinigten. Auch dies kam nicht zu Stande, und zwar, wie es scheint, durch Philipp's II. Schuld, mit welchem damals sogar auch sein eigener Gesandter, Perrenot de Chantonnay, höchst unzufrieden war, so daß dieser, wie er erklärt, froh war, seine Stelle verlassen zu können *). Katharina hatte nämlich einen weitaussehenden Plan, sie wollte den Kaiser Maximilian II. in die französischen Angelegenheiten ziehen. Dies misfiel dem König Philipp. Katharina stellte sich hierauf, als wenn sie Bedenken trage, den kürzlich erst geschlossenen Frieden zu brechen, und der junge König mußte in diesem Sinne den katholischen Herren und Gesandten öffentlich antworten. Dessenungeachtet entging es den Protestanten nicht, daß die könig-

*) Dies sagt der Secretär des Gesandten in einem Actenstücke, welches den Denkwürdigkeiten Condé's einverleibt ist. Il s'en va fort content; et certes, il a grande raison, car outre qu'il depensoit largement de son bien, il n'estoit plus rien à faire en cette légation, qui pust plaire à ceux, qui gouvernent aujourd'hui.

liche Reise nur Rüstungen zu einem neuen Religions-Kriege bezwecke. Darauf nämlich war es berechnet, daß die eine Stadt besser befestigt, die andere aber ihrer Werke beraubt, daß Zusammenkünfte gehalten und Verabredungen getroffen wurden. Auch die deutschen protestantischen Fürsten sollten gewonnen und von den Reformirten abgezogen werden. Von diesen durchschaute der edle Christoph von Würtemberg die schändliche Politik der Florentinerin am klarsten. Er lehnte nach dem Tode des Herzogs von Guise das glänzende Commando ab, welches Katharina ihm anbot, entschuldigte sich, als sie in Lothringen war und ihn zu sich einlud, mit seinem Alter und schlug, als sie ihm ein Jahrgeld geben wollte, ihren Sündensold aus. Dasselbe thaten der Kurfürst von der Pfalz und Wolfgang von Zweibrücken. Dagegen hatten Herzog Johann Wilhelm von Sachsen und der Markgraf von Baden als Lutheraner kein so zartes Gewissen.

Zu diesen bekannten Thatsachen fügt Davila, dem man sonst nur mit der größten Vorsicht folgen darf, der aber das Folgende ganz gewiß nicht gesagt haben würde, wenn er es nicht sicher gewußt hätte, noch hinzu, daß Katharina zu Avignon eine ganz geheime Unterredung mit einem Vertrauten des Pabstes hatte. Dort, sagt Davila, wurde sie mit diesem einig, daß die völlige Vertilgung des Calvinismus vorbereitet werden solle, und daß man, um die Protestanten nicht vor der Zeit zu wecken, die Bekanntmachung der Beschlüsse des Conciliums von Trident auf eine andere Zeit verschieben wolle. In dieser Weise vorbereitend wirkten vorher schon, als der König durch Dijon kam, der dortige Statthalter, der Herzog von Aumale, und der Vice-Statthalter, Tavannes, sowie in Lyon Vieilleville. In der Dauphiné und in Languedoc wurden die Kirchen den Protestanten entrissen und den Katholiken zurückgegeben, und die Hauptfestungen der Ersteren, Meaux und Montauban, wurden ihrer Festungswerke zum Theil beraubt, während man dagegen neben Lyon eine Burg baute, um diese Stadt im Zügel halten zu können. Aus Lyon erließ auch der König schon am 24. Juni einen Befehl, der den Protestanten verbot, während seiner Reise in den Orten, an welchen er sich aufhalte, sowie zehn Stunden in der Runde Religions-Übungen zu halten.

Als im Juli der Herzog und die Herzogin von Savoyen nach Roussillon zur Königin kamen, ward diese von ihnen, sowie von Spanien, von Rom und von den Guisen zu weiteren Schritten getrieben. Die Guisen wollten durchaus, daß der Admiral von Coligny wegen der Ermordung des Herzogs Franz von Guise vor Gericht geladen werde. Dies geschah freilich nicht; aber der König erließ am 4. August von Roussillon aus ein neues Edict, durch welches, obgleich es nur den Namen einer Erklärung (déclaration) erhalten hatte, das Edict von Amboise wesentlich beschränkt wurde. Im Eingange dieser Erklärung sagte der König ausdrücklich, man könne die verschiedenen Stellen jenes Edictes ganz verschieden erklären, er halte deshalb für nöthig, eine authentische Interpretation ausgehen zu lassen. Dann gab er dem Rechte des protestantischen Adels und seiner Vasallen, ihren Gottesdienst frei halten zu dürfen, eine Deutung, welche offenbar eine Beschränkung war. Alle Collecten, alle Erhebung von Beiträgen für Kirchen wurden aufs strengste verboten; allen Protestanten aber, welche die katholischen Weihen erhalten oder das Gelübde der Keuschheit abgelegt hatten, wurde auferlegt, wieder in die alte Kirche zurück zu kehren.

Die Artikel dieser unter dem Namen des Edictes von Roussillon bekannten königlichen Verordnung konnten von den Protestanten nicht erfüllt werden, ohne daß sie ihre Kirchen-Einrichtung aufgaben. Sie protestirten daher entschieden gegen dasselbe. Dies ist nicht zu verwundern, wohl aber, daß auch die Parlamente protestirten. Der Kanzler, welcher die Königin, wo er nur immer konnte, so leitete, wie die Umstände forderten, d. h. nach den Grundsätzen von Recht und Billigkeit, mußte daher mit Schmerz erfahren, daß sein weises Duldungs-Edict vereitelt sei, weil das Edict von Roussillon überall Gewaltthätigkeiten der katholischen Fanatiker, welche von den Parlamenten, den Untergerichten und den Commissären des Hofes begünstigt wurden, sowie neue Rüstungen und Bewegungen der Protestanten hervorrief. Der Prinz von Condé, bisher ganz in seine Liebesabenteuer verloren, ward endlich geweckt, und schrieb Ende August der Königin im Tone eines Parteihauptes einen dringenden Brief, welchem eine Vorstellung der Protestanten über die zahlreichen Verletzungen

der ihnen zugestandenen Rechte (Avertissement) beigefügt war. In dieser Schrift werden hundertzweiunddreißig neuerdings an den Protestanten der Religion wegen verübte Mordthaten aufgezählt. Der König antwortete freundlich und schrieb auch an die Parlamente. Dies ging nur vom Kanzler aus; die Königin dagegen begünstigte im Stillen die Privatverbindung des hohen Adels (ligue) von Guyenne und anderen Provinzen des Südens zur Ausrottung des Protestantismus.

Die Gefälligkeit des Hofes gegen Savoyen, welches für seinen Beistand im letzten Kriege mit den Protestanten Turin und andere Festungen zurückerhalten hatte, und jetzt Saluzzo und die Grafschaft Tenda forderte, war ebenfalls höchst verdächtig, noch mehr aber die Zusammenkunft des spanischen und des französischen Hofes zu Bayonne. Die Königin hatte das sehnliche Verlangen, ihre mit Philipp II. vermählte Tochter Elisabeth einmal wieder zu sehen, vorgegeben, und es war auf den Juni 1565 (die Reise des Königs dauerte von Januar 1564 bis Ende April 1566) eine Zusammenkunft zu Bayonne verabredet worden. Man versteckte, wie gewöhnlich, den eigentlichen Zweck der Zusammenkunft unter glänzende Feste und unter den abenteuerlichen Pomp und die Pracht, von welchen alle Bücher voll sind, die wir aber ganz übergehen. König Philipp hatte den Herzog von Alba mitgebracht, welcher allein um den von ihm entworfenen gräßlichen Plan gegen die Niederländer wußte, deren vereinigte Vorstellungen ihn gerade in jenem Jahre nöthigten, die sämmtlichen spanischen Besatzungen aus den Niederlanden zu entfernen. Dem Könige wie dem Herzoge wäre es sehr gelegen gewesen, wenn Katharina mit den französischen Protestanten sogleich auf dieselbe Weise verfahren wäre, wie der Herzog an der Spitze eines aus Italien nach Belgien zu führenden Heeres in den Niederlanden zu wüthen schon damals beauftragt war. In der That begab sich nach den zu Bayonne in rauschenden Festen verlebten Tagen die Königin Katharina in die Zimmer ihrer Tochter, und hielt dort ganze Nächte hindurch Berathschlagungen mit dem Herzoge von Alba, über deren Beschaffenheit sich die verschiedenen Schriftsteller ganz verschieden äußern. Die Belustigungen der beiden Höfe zu Bayonne dauerten drei Wochen lang. Über Alba's schreckliche, eines türkischen Pascha

würdige Rathschläge erklärt sich Davila am ausführlichsten*). Alba soll die Tödtung aller protestantischen Fürsten, Prinzen und Großen angerathen und als Heilmittel für alle politischen Übel eine Maßregel zur Wiederherstellung der Einheit in den Religions-Meinungen gepriesen haben, welche eine gewisse Art von Staatsleuten gern auch den Fürsten unserer Zeit einreden möchte. Wir legen auf die von Davila angeführten Reden keine andere Bedeutung, als auf alle von den Geschichtschreibern mitgetheilten Reden ihrer Helden; doch ist gewiß und wird auch durch die folgende Geschichte bewiesen, daß Katharina ihrem finsteren und grausamen Schwiegersohne zutraute, er wolle sie absichtlich in einen Bürgerkrieg verwickeln, ehe sie noch gerüstet sei. Sie lehnte daher auch mehrere Forderungen des Herzogs von Alba ab. Man beschloß zwar die Vertilgung der Protestanten, jedoch so, daß jeder dabei auf seine Weise verfahren solle.

Ein Versuch des Kardinals von Lothringen, sich zu Paris als Haupt der ultramontanen Partei im Reiche geltend zu machen, war in demselben Jahre im Namen des Königs durch den Marschall von Montmorency, welcher in Paris commandirte, mit Gewalt der Waffen vereitelt worden. Der Kardinal hatte im Anfange des Jahres 1565, zu einer Zeit, als von Seiten des Königs das sehr strenge Verbot ergangen war, daß katholische oder protestantische Herren von Bewaffneten umgeben erschienen, mit einer Anzahl bewaffneter Begleiter das östliche Frankreich durchzogen. Er wollte auch mit einem Geleite von Bewaffneten seinen Einzug in Paris halten. Als er vor dieser Stadt von dem Marschall von Montmorency, der sein persönlicher Feind war, die Aufforderung erhielt, den Gesetzen zu gehorchen, schickte er zwar den Herzog von Aumale fort, zog aber selbst mit seinen Garden trotz des erhaltenen Befehles ein. Eine neue Aufforderung, die der Profos

*) Davila im dritten Buche: Conchiudeva nel fine, che siccome le controversie della fede aveano sempre servito dei pretesto ed argomento alle sollevazioni de malcontenti così era necessario, rimuovere al primo tratto questa coperta e poi conseveri remedii ed senza riguardo di ferro ni di fuoco purgare le radici di quel malo, il quale col la dolcezza ed la sofferenza perniciosamente germogliando si dilatava sempre e si accresceva.

der Marschälle ihm in der Stadt selbst überbrachte, wurde von ihm ebenfalls nicht beachtet, weil er es für einen Schimpf hielt, daß sie ihm durch den Profos zukam. Deshalb zog der Marschall, von einem wüthenden Protestanten, dem Prinzen Porcien, begleitet, vom Louvre aus in die Straße St. Denis gegen ihn. Es kam zu einem kurzen Gefechte, in welchem die Garden des Kardinals aus einander gejagt wurden. Der Kardinal selbst flüchtete sich in das Innere eines Hauses, wobei ihm noch mehrere Kugeln nachgeschickt wurden. Sein Neffe, der junge Heinrich von Guise, blieb mit einem Pistol in der Hand vor der Thür stehen, bis sein Oheim ihn hinein rief. Der Kardinal begab sich nachher in seine Diöcese, bis der König zurückkam und die Sache ausglich. Schon ehe er im April 1566 zurückkam, sah jedermann mit Gewißheit einen neuen Ausbruch des Religions-Krieges voraus. Zwar bot der Kanzler l'Hospital, welchen man nicht mit Unrecht den französischen Cato genannt hat, Alles auf, um dem Fanatismus der Pfaffen und Parlamente, den Kabalen des Pabstes und der Spanier und den ehrgeizigen und eifersüchtigen Wühlereien der protestantischen Großen zu steuern; alle seine Bemühungen waren aber vergeblich.

L'Hospital veranstaltete in derjenigen Provinz, in welcher die juristischen Theologen und der Adel den Fanatismus am weitesten trieben, am 12. April 1565 eine königliche Sitzung des Parlaments von Bordeaux. In dieser Sitzung hielt er den Parlaments-Gliedern und dem hohen Adel eine Sittenpredigt (Mercuriale), die uns aufbewahrt und ein sehr merkwürdiges Actenstück seiner Gerechtigkeitsliebe, seiner Strenge und seiner gründlichen Bildung, aber auch seiner Derbheit ist. Wir sehen nicht, daß durch dieselbe etwas ausgerichtet ward; l'Hospital ermüdete jedoch nicht. Um den Streitigkeiten der Guisen mit den Prinzen und den Chatillons ein Ende zu machen, veranlaßte er im Februar 1566 eine Versammlung zu Moulins, durch welche eine durchgreifende Justiz-Reform beschlossen und die Feindseligkeiten zwischen der Wittwe des Herzogs von Guise und dem Admiral Coligny beigelegt werden sollten. Die Guisen hatten, gestützt auf die durch die Folter erpreßten Aussagen Poltrot's, den Admiral schon seit drei Jahren angeklagt, daß er die Ermordung des Herzogs Franz angestiftet

habe. Neuerdings war auch über den katholischen Commandanten von Paris und über den Angriff des Kardinals in den Straßen dieser Stadt Beschwerde erhoben worden. Man versammelte daher zu Moulins die Präsidenten und höheren Beamten aller Parlamente nebst den ersten Gliedern des hohen Adels. Die Ersteren sollten die vom Kanzler beantragten Justiz-Verbesserungen beschließen, die Letzteren aber den Proceß der Wittwe des Herzogs von Guise gegen den Admiral von Coligny entscheiden helfen und außerdem den Streit zwischen dem Kardinal von Lothringen und dem Marschall von Montmorency vermitteln. In Betreff des Processes zwischen Coligny und den Guisen brachte der Kanzler es dahin, daß die Guisen sich mit dem Reinigungs-Eide des Admirals begnügten. Schwieriger war es, den Marschall zur Versöhnung mit dem Kardinal zu bewegen. Der alte Connetable von Montmorency mußte den Marschall erst mit Enterbung bedrohen, ehe sich derselbe entschloß, den Kardinal öffentlich zu umarmen und einen Schein der Versöhnung zu erheucheln.

Noch während der Zusammenkunft zu Moulins wäre es zwischen den beiden Parteien zu blutigen Händeln gekommen, wenn man nicht Sorge getragen hätte, die erbitterten Gegner schnell auseinander zu bringen. Gleich darauf gaben verschiedene Umstände den Calvinisten einen gegründeten Anlaß zur Besorgniß. Diese Umstände waren: die Rüstungen der von der Königin insgeheim unterstützten Fanatiker, die Verhältnisse derselben zum Pabste und zu den Spaniern, der von Katharina unterstützte Marsch des Herzogs von Alba zur Vertilgung der protestantischen Religion in Belgien und endlich die Begünstigung des Kardinals von Lothringen und der von den Jesuiten gestifteten geistlichen Brüderschaften, welche später den Kern der Macht der Ligue bildeten. Außerdem waren auch die sechstausend Schweizer, die man, nach der Angabe eines Zeitgenossen, auf Anrathen Coligny's und seiner Freunde mit dem von der Königin insgeheim geborgten Gelde geworben hatte, nicht zu dem vorgegebenen Zwecke gebraucht worden. Diese Truppen hatten dem aus Spaniern, Italiänern und anderem Raubgesindel bestehenden Heere Alba's den Weg verlegen oder auf den Fersen sein sollen; dies geschah aber nicht. Man zog überdies jene Truppen in das Innere von Frankreich und behielt sie viel länger,

als nöthig war. Die Reformirten glaubten daher, es sei wirklich auf ihre Ausrottung abgesehen und man habe den Herzog von Alba ruhig durch Savoyen, la Bresse, die Franche Comté und Lothringen in die Niederlande ziehen lassen, um ihn und die geworbenen Schweizer zur Vertilgung aller Protestanten zu gebrauchen. Sie beschlossen also, ihren Gegnern zuvorzukommen, und begannen, auf fremde Hülfe hoffend, ernstliche Rüstungen. Zugleich erließen sie wegen der Anschläge des von Katharina sehr begünstigten Kardinals von Lothringen, wegen des geheimen Verkehrs der Königin mit Philipp II. und mit Alba, wegen der von fanatischen Hierarchen angestifteten Verfolgungen und wegen der Unduldsamkeit der Parlamente viele Manifeste. Das ganze Jahr 1567 hindurch rüsteten sie sich zu einem neuen Kriege.

Von jetzt an ward Alles Parteisache der Großen, und das Recht war nicht mehr auf Seiten Condé's und Coligny's, als diese den Entwurf machten, den Aufenthalt des jungen Königs auf dem Schlosse zu Monceaux (in Brie) zu benutzen, um ihn mit dem ganzen Hofe aufzuheben (Ende September 1567). Sie wählten dazu den Augenblick, als bei Alba's Ankunft in den Niederlanden (22. August) die seitherige Statthalterin dieses Landes, Margaretha, die Tochter Karl's V. und Gemahlin des Ottavio Farnese von Parma, aus den Niederlanden abreisen wollte und die Königin unter dem Vorwande, derselben einen Abschiedsgruß überbringen zu lassen, den Herrn von Castelnau mit geheimen Aufträgen an Alba geschickt hatte. Davon sagt freilich Castelnau in seinen Denkwürdigkeiten nichts; wir können es aber aus einigen hingeworfenen Winken über seine Unterhaltung mit Alba leicht errathen. Auch beweist eine in den Observationen zu seinen Denkwürdigkeiten angeführte Stelle aus einem Briefe des päbstlichen Nuntius Prosper de St. Croix an den Kardinal Borromäus ausdrücklich, daß man auf jede Weise den Protestanten zu schaden suchte. Dieser Brief ist im April 1564 geschrieben. Ein anderer vom Oktober gibt an, wie und durch welche Mittel der Nuntius den Grafen von Crüssol vom Protestantismus abzog und zum Bundesgenossen der Katholischen machte. Gerade als Castelnau aus Belgien zurückkam, hatten die Protestanten ihre Rüstungen beendigt und wollten den Anschlag auf den König ausführen. Sie hatten bereits den Kern ihrer Mann-

schaft zu Rosoy in Brie, ganz nahe bei dem Aufenthaltsorte des Hofes, versammelt, als am 25. September, zwei Tage vor der Ausführung, die Sache zur Kunde der Königin kam, welche ganz sicher, ohne Garden oder Waffenfähige um sich zu haben, in Monceaux lebte. Ausgesendete Kundschafter verkündigten ihr, daß das nahe Lagny schon von den Ketzern besetzt sei. Bei dieser Nachricht ergriffen alle Hofleute zu Wagen, zu Pferde oder zu Fuß die Flucht nach Meaux. Hierher wurden auch die Schweizer entboten, welche in dem nur vier Stunden entfernten Chateau Thierry lagen. Der König selbst machte sich anfangs zu Fuße auf den Weg. Seit dieser schimpflichen Jagd der Protestanten auf den jungen König, welcher von Natur sehr heftig war, dem man überdies von seiner ersten Kindheit an die Reformirten als Feinde Gottes und der Menschen dargestellt hatte, und welchem von Seiten Condé's allerdings viel Verdruß gemacht worden war, hegte derselbe eine kindische Unversöhnlichkeit und Erbitterung, die er später in der Bartholomäus-Nacht zu seiner ewigen Schande an den Tag legte.

Die Schweizer brachten, obgleich sie von Condé mehrere Male angegriffen wurden, den König glücklich nach Paris. Diese Stadt wurde hierauf von Condé, der seine Stellung bei St. Denys nahm, belagert, während seine Glaubensgenossen Orleans und die Burg wiederum besetzten. Paris gerieth zwar in Noth, und diese steigerte sich immer mehr; man leitete aber wiederholt Unterhandlungen ein, bis eine hinreichende Zahl von Truppen in die Stadt gezogen war. Erst am 10. November wurde der alte Connetable, welcher nebst dem Marschall von Montmorency das königliche Heer commandirte, bestürmt, die Abwesenheit d'Andelot's zu benutzen, um den Prinzen von Condé bei St. Denys anzugreifen. Die Reformirten wollten nämlich Paris auch vom anderen Ufer der Seine her einschließen, d'Andelot hatte deshalb fünfhundert Reiter und zweitausend Mann zu Fuß über den Fluß geführt, und Condé war mit nur zwölfhundert Reitern und fünfzehnhundert Mann zu Fuß zurückgeblieben. Diese kleine Zahl von Leuten bestand theils aus Freiwilligen, theils aus Haustruppen der Landherren, und hatte keine Artillerie. Es ist daher unbegreiflich, wie Condé mit dem sehr gut ausgerüsteten und mehr als vierfach stär-

keren königlichen Heere ein Treffen wagen mochte. Nichts desto-weniger blieb der Ausgang dieses Treffens, welches drei Stunden dauerte, unentschieden. Der Marschall von Montmorency siegte nämlich zwar da, wo er commandirte; der Connetable aber wurde von seinen Leuten verlassen und verlor selbst das Leben. Da die Katholiken täglich verstärkt wurden und dagegen die Reformirten keinen Zuwachs an Streitkräften erhielten, so gaben Condé und der Admiral gleich nach dem Treffen ihre Stellung auf, und marschirten nach Lothringen, um sich mit den deutschen Truppen zu vereinigen, welche d'Andelot herbeiführte. Als nachher die Deutschen, weil sie nicht Geld erhielten, den Dienst verweigerten, opferten die französischen Reformirten, von Condé an bis zum Gemeinen herab, Alles, was sie an Silber und Gold besaßen, auf, um eine Summe zusammenzubringen, deren Betrag (dreißigtausend Dukaten) die Deutschen befriedigte. Der Herzog von Alba verstärkte damals zwar das königliche Heer durch Spanier, welche er aus den Niederlanden schickte; er suchte aber, der boshaften und neidischen Politik seines Königs gemäß, die Unruhen in Frankreich nicht zu unterdrücken, sondern vielmehr zu vermehren. Darauf waren die Instructionen der Befehlshaber berechnet.

Wir verweilen bei den einzelnen Ereignissen dieses Krieges nicht, weil sie für unseren Zweck ohne Bedeutung sind. Wir bemerken nur, daß bei beiden Theilen die ganze Last des Krieges auf den Adel fiel, daß dieser in Folge davon desselben bald müde ward, und daß die Königin, um Chartres zu retten, schon am 20. März 1568 einen neuen Frieden schloß. Mit diesem Vertrage, welcher den Namen des kurzen Friedens erhielt, meinten offenbar beide Theile es nicht aufrichtig; auch wurden die Bedingungen desselben, welche ein zu Longjumeau am 23. März 1568 erlassenes Edict enthält, eigentlich nie erfüllt. Alle Gefangenen sollten frei gelassen, alle der Güter und Ehren Beraubten wieder eingesetzt und entschädigt, das Edict von Amboise aufrecht erhalten, alle späteren Beschränkungen, Erklärungen und Bestimmungen desselben aufgehoben und alle Vergehungen, Urtheile, Strafen und Beleidigungen der Vergessenheit anheimgegeben werden. Da der Königin besonders daran lag, daß die aus neun- bis zwölftausend Mann bestehenden Truppen, welche Pfalzgraf Kasimir, der Sohn

Friedrich's III. von der Pfalz, anführte, und die eine Landplage Frankreich's waren, schnell nach Hause zurückgeschickt würden, so lieh der König den Anführern der Protestanten dreimalhunderttausend Dukaten (écus), um diesen Truppen den rückständigen Sold zu zahlen.

8. Philipp's II. erste Zeit in Spanien und seine Unternehmungen gegen die türkischen Seeräuber.

König Philipp II., welcher von Karl V. ein großes und glänzendes Reich erhalten hatte (s. S. 337), war nach der Abdankung seines Vaters sehr ungern in den Niederlanden zurückgeblieben, um mit Frankreich Krieg zu führen. Dieser Krieg verschaffte ihm die Ehre eines Sieges, welchen seine Truppen, damals die besten in der ganzen Welt, bei St. Quinctin über die Franzosen erfochten; er benutzte aber seinen Sieg nur, um nach Spanien eilen zu können, wo er dann mit Hülfe der von ihm unterstützten geistlichen Inquisition jeden Versuch, das Volk von den Fesseln des Mittelalters zu befreien, mit Feuer und Schwert vereitelte. Wir haben bereits oben (S. 339 ff.) berichtet, wie Philipp, obgleich er der blindgläubigste und dem päbstlichen Stuhle am meisten ergebene König seiner Zeit war, von Paul IV. dahin getrieben wurde, daß er einen Theil des Kirchenstaates besetzte und auch Rom einnehmen wollte. Als der Pabst sich hierauf fügte, ließen Philipp und sein General, der übermüthige und stolze Herzog von Alba, sich die härtesten Demüthigungen gefallen, um mit der Kirche wieder ausgesöhnt zu werden (s. S. 348).

Gleich nach Philipp's Ankunft in Spanien schien es, als wenn alles persönlich Gute, das diesem Könige vom Schicksale zu Theil ward, für seine despotisch regierten Unterthanen verderblich, und als wenn Alles, was er der Gottheit gelobte, den Menschen ein Gräuel werden solle. Philipp glaubte den Sieg bei St. Quinctin dem heiligen Laurentius zu verdanken zu haben, an dessen Namenstage derselbe erfochten worden war; er gelobte daher diesem Heiligen ein Kloster, welches den königlichen Palast in sich begreifen und an Pracht seines Gleichen nicht haben solle. In Folge dieses Gelübdes ließ er das kolossale Gebäude des Escurial aufführen. Dasselbe erhielt die Form des Rostes, auf welchem der heilige

Laurentius gebraten worden sein soll. Diese Form beschränkte aber den Architecten in der Entwerfung des Planes. Auch war der für das Escurial ausgesuchte Ort schlecht gewählt. Die ungeheueren Kosten des Baues wurden deshalb muthwillig verschwendet, und das Escurial ward ein Bauwerk, wie diejenigen sind, welche die orientalischen Despoten von Zeit zu Zeit errichten lassen.

Ein zweites Gelübde Philipp's, das er sein ganzes Leben hindurch zu erfüllen beschäftigt war, veranlaßte in den Niederlanden und in Spanien Gräuel und Mordthaten, vor welchen die Menschheit schaudert, die aber nach der Meinung des Despoten den christlichen Gott der Liebe und der Barmherzigkeit versöhnen und ihm wohlgefallen sollten. Dieses Gelübde ward von Philipp wegen eines furchtbaren Sturmes gethan, welcher die Flotte traf, die ihn aus den Niederlanden nach Spanien bringen sollte. Die Flotte wurde durch den Sturm zerstreut und größtentheils vernichtet, und mit ihr gingen alle die kostbaren Gemälde und Statuen unter, welche Karl V. und Philipp selbst in Italien und den Niederlanden Jahre lang gesammelt hatten, um sie in Spanien aufzustellen; Philipp selbst aber wurde gerettet. Diese Rettung schien dem Könige ein besonderer Beweis der göttlichen Gunst zu sein, und er gelobte deshalb aufs neue, was er schon vorher als höchsten Zweck des Lebens verfolgt hatte, nämlich dem christlichen Gotte Opfer darzubringen, wie die alten Mexikaner sie ihrem gräßlichen Götzen zu bringen pflegten. Daß es ihm mit der Erfüllung dieses furchtbaren Gelübdes ernst sei, bewies er gleich bei seiner Ankunft in Spanien auf eine schauderhafte Weise.

Philipp fand in Spanien Alles für seine Absicht vorbereitet. Schon Ferdinand der Katholische und der Kardinal Ximenes hatten nämlich der Inquisition politische Gewalt gegeben, und auch sogar Karl V. hatte die Verfolgungen dulden müssen. Es bestanden schon achtzehn geistliche Glaubensgerichte in den verschiedenen Provinzen Spanien's, und die Städte wie das ganze Land waren mit Spähern erfüllt, die den Geistlichen, welche Gericht hielten, jede Spur einer Abweichung vom Kirchenglauben anzeigten. Die Zahl dieser Leute, welche von dem Ausspüren der Ketzer lebten, wird, was wir dahin gestellt sein lassen, von vielen Schriftstellern auf zwanzigtausend angegeben. Schon vor Philipp's Ankunft war

eine große Zahl von Leuten jedes Standes, welche mit Recht oder Unrecht für Anhänger des Protestantismus galten, verbrannt worden; dreißig Verurtheilte traf der König, als er nach Valladolid kam, noch in dem Kerker der Inquisition. Diese wurden das erste Opfer seiner mörderischen Bigotterie. Philipp hatte nämlich kurz vorher (1559) den Herzog von Alba nach Paris geschickt, damit derselbe als sein Stellvertreter die französische Prinzessin Elisabeth sich antrauen lasse, und er glaubte, daß er die Vorfeier seines in Toledo glänzend zu feiernden Hochzeitsfestes auf keine der Gottheit wohlgefälligere Weise halten könne, als wenn er eine prächtig eingerichtete Ketzerverbrennung veranstalte. Er ließ also jene dreißig Leute, welche ihre Überzeugung nicht hatten verleugnen wollen, auf einem öffentlichen Platze verbrennen. Er selbst, sowie sein Sohn, der unglückliche Don Karlos, seine Schwester, sein ganzer Hof, seine Garden und eine glänzende Versammlung erschienen, wie zu einem Stiergefechte, auf dem Hinrichtungsplatze, und sahen der mit größter Pracht gefeierten Verbrennung bis ans Ende zu. Unter den Unglücklichen, welche damals hingerichtet wurden, befanden sich zwei Männer von altem Adel; diese wurden lebendig verbrannt, sechsundzwanzig Andere wurden zuerst erdrosselt und dann dem Feuer übergeben, zwölf Andere aber mit leichteren Strafen belegt. Dazu predigte Johann Emanuel, Bischof von Zamora, dessen Gelehrsamkeit, Frömmigkeit und Adel von dem Jesuiten Miniana, welcher Mariana's spanische Geschichte in klassischem Styl fortgesetzt hat, gepriesen werden (doctrina, pietate, juxtaque natalibus clarus) Eine Verbrennung von fünfzig Anderen folgte gleich nachher. Miniana zählt im zwölften Kapitel des fünften Buches mit schauderhafter Kälte diese und eine ganze Reihe anderer Grausamkeiten auf, indem er billigend hinzufügt, auf solche Weise sei in Spanien der Pest des Lutherthums gesteuert worden, welche sonst gewiß auch dort um sich gegriffen haben würde *). Wie sehr übrigens Philipp überzeugt war, daß er und die Inquisition die Retter der Menschheit seien, mag eine Anekdote zeigen, welche bei Gelegenheit seiner

*) Sic occursum est pesti Lutheranae per Hispaniam grassanti, quae, nisi in ipso exortu compressa fuisset, abs dubio foedasset universam.

ersten feierlichen Ketzerverbrennung erzählt wird. Einer der beiden lebendig Verbrannten, Don Karlos di Sessa, ein Mann aus guter Familie, bat, als er am Könige vorbeigeführt wurde, denselben flehend um Gnade, weil er ja den Tod nicht verdient habe; Philipp erwiderte ihm aber heftig: „Nein, ich würde selbst Holz herbeitragen, um meinen eigenen Sohn zu verbrennen, wenn er ein solcher Frevler wäre, wie du bist."

Auf der anderen Seite war jedoch Philipp's übermäßiger Glaubenseifer der Christenheit nützlich, um die unerhört grausamen und rohen Türken, welche im Osten Ungarn besetzt hielten und zuweilen Wien bedrohten, im Süden und Westen aber alle Küsten und Inseln des mittelländischen Meeres verwüsteten und jährlich Tausende von Christen in die Sklaverei schleppten, wenigstens von Zeit zu Zeit zu schrecken, wie auch Karl V. gethan hatte. Zwei Räuberhauptleute, Piale und Torghut, verheerten die Küsten jenes Meeres; ein Dritter ward nach dem Tode Chaireddin Barbarossa's (s. S. 200), als dessen Sohn und Erbe, Hasan, nicht roh und energisch genug war, um auch Tunis behaupten zu können, Fürst von Tunis. Torghut oder, wie die Christen ihn nannten, Dragut war vom Sultan in Dienst genommen worden, und hatte, so lange der Kapudan-Pascha oder türkische Groß-Admiral Sinan lebte, mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Er hatte, wie Chaireddin Barbarossa, von Jugend auf das Seeräuber-Handwerk getrieben. Im Jahre 1546 war er als Commodore eines Raubgeschwaders von Andreas Doria an der korsikanischen Küste gefangen worden, und dieser hatte ihn auf die Galeeren schmieden lassen; als aber nachher Barbarossa im Bunde mit den Franzosen vor Genua erschien, war Torghut wieder in Freiheit gesetzt worden. Gleich darauf hatten sich alle kühnen Räuber um ihn gesammelt, und wir finden ihn an der Spitze eines Geschwaders, mit welchem er die furchtbarsten Verheerungen anrichtete und die schauderhaftesten Grausamkeiten verübte. Die von ihm getroffene Einrichtung des Geschützes der Schiffe, mit welchen er besonders Neapel und die Umgegend heimgesucht hatte, waren von dem Groß-Admiral Sinan so vortrefflich gefunden worden, daß dieser ihn nach Constantinopel einlud, damit er sich dort ebenso, wie einst Barbarossa, dem Großsultan empfehlen lasse. Der

Sultan setzte ihn dann in den Stand, sich ein Fürstenthum auf der Nordküste von Afrika zu gründen, was nur auf Unkosten der Spanier und Portugiesen geschehen konnte. Diesen entriß er hierauf eine Stadt und einen festen Platz nach dem anderen. Die wichtigste seiner Eroberungen war die der Stadt Mehdija oder Mahadia (s. Th. V. S. 136 u. 140), welche er zu seinem Hauptsitze machte, und in der er seinen Raub, sowie seine Raubschiffe und Raubgenossen sammelte.

Karl V. sah sich endlich genöthigt, eine Flotte unter Andreas Doria und ein bedeutendes Landheer unter dem Herzoge von Alba gegen jenes Raubnest auszuschicken. Als diese Kriegsmacht im Mai 1550 vor Mahadia ankam, war Torghut nicht anwesend. Er verwüstete damals auf grausame Weise die spanischen Küsten von Alicante an bis nach Valencia hin. Bei seiner Rückkehr fand er den Zugang zur Stadt gesperrt. Er besetzte hierauf die Insel Dscherbe an der Küste, um Karl's Heer zu beunruhigen. Dieses wurde, als die Belagerung sich bis zum September hinauszog, durch neue Truppen verstärkt, welche der Vice-König von Sicilien im Juni herbeiführte. Die Spanier nahmen endlich ungeachtet des empfindlichen Verlustes, den sie von den aufgebotenen Mauren erlitten, am 10. September Mahadia ein und machten siebentausend Moslim zu Gefangenen. Die Insel Dscherbe dagegen, welche Doria ebenfalls zu erobern suchte, ward von Torghut durch eine sehr kühne Kriegslist gerettet. Dieser begann hierauf seine Raubfahrten von Neuem.

Torghut's Thaten machten nachher den Vezier des Sultans Suleiman II., sowie den Kapudan-Pascha Sinan eifersüchtig und besorgt. Diese Beiden suchten ihn daher zu verdrängen und erweckten den Zorn des Sultans gegen ihn. Torghut mußte sich flüchten. Er fand jedoch am marokkanischen Hofe Schutz, und als einige Jahre nachher Suleiman einen Angriff auf die Insel Malta zu machen beschloß und zu diesem Zwecke des Besitzes von Tripolis bedurfte, ließ derselbe ihm und seinen Raubgenossen Verzeihung anbieten. Torghut erhielt damals sogar das Versprechen, daß der Sultan ihm, wenn er Tripolis erobere, den Besitz dieser Stadt, sowie den Titel eines Statthalters ersten Ranges im türkischen Reiche verleihen wolle. Karl V. hatte nach seinem ersten

afrikanischen Kriegszuge die von seinem Großvater, Ferdinand dem Katholischen, eroberte Stadt Tripolis (s. S. 291) den Malteser Rittern überlassen; diesen wurde sie jetzt von Torghut, den der Kapudan-Pascha mit türkischen Schiffen unterstützte, wieder entrissen. Torghut erhielt dafür die Würde eines Sandschak; die Herrschaft von Tripolis aber ertheilte der neidische türkische Groß-Admiral Sinan ihm vorerst noch nicht. Torghut ward darüber so erbittert, daß er die Dienste des Sultans gleich wieder verlassen wollte; der Kapudan-Pascha wußte ihn jedoch zu bereden, daß er mit ihm nach Constantinopel gehe, von wo dann Torghut im folgenden Jahre (1553) mit fünfundvierzig Galeeren und einer bedeutenden Zahl Landtruppen aufs neue zur Verwüstung der christlichen Küsten ausgesandt wurde. Er verheerte die Küsten von Neapel und Sicilien, landete auf Korsika und belagerte Bastia. Nachdem er ein dieser Stadt zu Hülfe gesandtes christliches Heer von viertausend Mann geschlagen hatte, zwang er die Belagerten zum Capituliren. Er versprach ihnen freien Abzug, gewährte aber nachher nur siebenundvierzig Einwohnern die Freiheit; die Übrigen, siebentausend an Zahl, wurden in die Sklaverei geschleppt. Als er hierauf nach Constantinopel zurückgekehrt war, erhielt er endlich noch vor Sinan's Tode die Herrschaft von Tripolis, welche er dann bis zu seinem Ende behauptete.

Nach Sinan's Tode ward Piale, ein Kroate, welcher auf dieselbe Weise wie Torghut berühmt geworden war, Kapudan-Pascha. Dieser verwüstete und entvölkerte in Verbindung mit dem neuen Herrscher von Tripolis und mit Stalih, welchen Suleiman zum Fürsten von Tunis gemacht hatte, alle Küsten des ägäischen und mittelländischen Meeres, so daß man behaupten konnte, er habe zu verschiedenen Zeiten über eine halbe Million Menschen aus Italien weggeführt. Die furchtbarsten Verheerungen wurden von den drei genannten Seeräubern 1553 und 1554 geübt, als König Heinrich II. von Frankreich die Flotte seiner Verbündeten, der Türken, an die Küste der Provence rief, und diese dann gegen Freund und Feind auf gleiche Weise wütheten. Die Bewohner von Reggio wurden weggeführt, Budschia und das feste Schloß Pignon de Velez an der afrikanischen Küste und sogar Sorento genommen, und Majorka verheert und entvölkert.

Im Jahre 1559, als Philipp in Spanien erschien, hatte Piale wieder mit achtzig Schiffen Constantinopel verlassen und war durch die Seeräuber von Algier, Tunis und Tripolis verstärkt worden. Jetzt entschloß sich endlich Philipp zur Ausrüstung einer mächtigen Streitmacht gegen die Räuber. Seine Absicht war nicht, eine Schlacht auf offener See liefern zu lassen, sondern es sollten die Raubnester, besonders die Haupt-Waffenplätze Torghut's, Tripolis und Dscherbe, zu Wasser und zu Lande angegriffen werden. Man wartete, bis im Herbst 1559 Torghut, wie er pflegte, mit seiner Flotte nach Constantinopel zurückgekehrt war, um ganz ungeheuere Rüstungen für die Unternehmungen des folgenden Frühlings zu machen. Unglücklicher Weise wurden aber diese Rüstungen, sowie der Oberbefehl einem der ersten Großen von Spanien, dem Herzoge von Medina Celi, Statthalter von Sicilien, überlassen, welcher besser verstand, den König zu spielen, als Flotten und Heere anzuführen. Dieser sammelte im Hafen von Messina zweihundert Schiffe und vierzehntausend erprobte spanische Veteranen. Mit der spanischen Flotte unter Sancio de Levia, Don Berengar de Requesens und dem Genuesen Cicala vereinigten sich dann die genuesische Flotte unter dem jüngeren Doria und die der Malteser unter Guimaran. Auch der Pabst und der Großherzog von Toscana gaben Schiffe her. Die Anstalten wurden jedoch so schlecht getroffen, daß schon zu der Zeit, als die Flotte noch im Hafen von Messina lag und auf günstigen Wind wartete, einige tausend Mann durch Krankheiten und Entbehrungen aufgerieben wurden. Im Februar 1560 lief die Flotte aus, um die im Westen von Tripolis und östlich von Tunis gelegene Insel Dscherbe anzugreifen. Dieser Angriff würde gewiß von Torghut vereitelt worden sein, wenn derselbe nicht kurz vorher mit den Einwohnern der Insel und mit einem maurischen Fürsten der Nordküste in Krieg gerathen wäre. Wegen der Erscheinung der christlichen Flotte unterließ er es, einen über die Mauren erfochtenen Sieg zu benutzen, und kehrte nach Tripolis zurück, nachdem er den italiänischen Renegaten Occhiale, den die Türken Uludschale nennen, nach Constantinopel geschickt hatte, um den Beistand der türkischen Flotte zu erbitten. Die Insel Dscherbe und ihre Burg ergaben sich den Spaniern, und die dortigen Anführer huldigten dem König Philipp. Jetzt rieth

jedermann dem Herzoge von Medina Celi, die blos als Raubnest oder Zufluchtsort brauchbare Insel nicht besetzt zu halten, sondern nur alle Befestigungen derselben zu schleifen und dann schnell nach Tripolis überzusetzen; der Herzog folgte aber diesem Rathe nicht, sondern beschloß, die Insel zu behaupten und neu zu befestigen. Er blieb deshalb nicht allein den ganzen Monat März hindurch unthätig, sondern verlängerte auch trotz aller Vorstellungen der Unterbefehlshaber seinen Aufenthalt sogar bis in den Mai hinein, obgleich der Malteser Orden ihn durch ein schnellsegelndes Schiff in Kenntniß setzte, daß die ganze türkische Seemacht gegen ihn heransegle.

Piale, welcher im April mit hundertundvierzig Galeeren von Constantinopel ausgelaufen war und bei Modon die Flotte des Begs von Rhodus und des Sandschaks von Mitylene mit der seinigen vereinigt hatte, erschien am 7. Mai auf der Höhe von Malta. Schon am 14. desselben Monats griff er die christliche Flotte bei Dscherbe an. Diese zerstreute sich alsbald in schnöder Flucht, und zwanzig Galeeren derselben wurden nebst siebenundzwanzig Frachtschiffen vernichtet. Unter den Fliehenden waren Doria und der Herzog von Medina Celi die Ersten. Beide erreichten glücklich die Insel Malta. Nur ein einziger spanischer General, Don Alvaro de Sandi, erfüllte damals seine Pflicht und rettete wenigstens die Ehre des spanischen Namens. Don Alvaro übernahm nämlich freiwillig das Commando in der Burg, als Piale und Torghut ihre Kräfte zur Belagerung derselben vereinigten. Er vertheidigte die Burg bis Ende Juli, schlug jede ihm angebotene Capitulation aus, und bewog endlich die tausend Mann, welche mit ihm ausharrten, lieber den Heldentod zu sterben, als sich zu ergeben. Diese drangen mit ihm zur Nachtzeit in das feindliche Lager ein und kamen um; er selbst schlug sich durch, wurde aber am anderen Morgen gefangen. Piale kehrte im September nach Constantinopel zurück. Er hielt dort eine triumphirende Einfahrt in den Hafen, welche Sultan Suleiman selbst von der Spitze des Serails herab mit ansah. Dieser Triumphzug Piale's war für den Stolz des spanischen Königs um so demüthigender, als Philipp damals auch mit den Ständen seiner niederländischen Provinzen in einen Streit gerieth, dessen Beilegung seine ganze Militärmacht in Anspruch zu nehmen

drohte. Den herben Verlust, welchen die Spanier bei der Insel Dscherbe erlitten hatten, wird man am besten beurtheilen können, wenn wir die angesehensten Gefangenen aufzählen, welche Piale als Sklaven im Triumph nach Constantinopel brachte. Als nämlich die eroberten Galeeren auf schimpfliche Weise entstellt in den Hafen geführt wurden, standen Alvaro de Sandi, Don Sancio de Levia und Don Berengar de Requesens, die vornehmsten Befehlshaber der Spanier, Sicilianer und Neapolitaner, in Ketten dem Hohne der Türken ausgesetzt. Auch Berengar's Schwiegersohn, Don Giovano de Cordova, und der Sohn des Herzogs von Medina Celi, Gaston, sowie der Sohn des Genuesen Cicala befanden sich unter den Gefangenen. Gaston starb im Kerker; der Sohn Cicala's dagegen, ein achtzehnjähriger Jüngling, fand beim Sultan eine schimpfliche Gunst, entsagte dem christlichen Glauben und stieg später bis zur Würde eines türkischen Groß-Admirals empor. Der Übrigen nahm sich Busbec, der Gesandte des Kaisers Maximilian II. in Constantinopel, von welchem weiter unten ausführlicher die Rede sein wird, freundlich an; sie wurden durch dessen Vermittelung losgekauft.

Philipp II., welcher wegen seiner Arbeitsamkeit, wegen der Verschlossenheit und Würde, die jeden Menschen schreckte, den Spaniern aber wohlgefiel, sowie wegen der Kälte, mit der er die zahlreichen Unfälle seines Lebens an sich vorübergehen ließ, bewundert wird, setzte auch diesem Mißgeschicke eine unerschütterliche Festigkeit entgegen. Weil er selbst den unfähigen Medina Celi gewählt hatte, so gab er diesem kein Zeichen der Unzufriedenheit; er stellte aber andere Männer an die Spitze einer neuen Flotte, welche er ausrüsten ließ, als, durch die letzte Niederlage der Spanier ermuntert, der Fürst von Algier, Hasan, die Stadt Mazarquivir zu Wasser und zu Lande einschloß. Hasan wurde zum Abzuge genöthigt. Hierauf mußte der Statthalter von Catalonien nach der afrikanischen Küste hinübergehen, um daselbst zum Ersatze für Dscherbe einen anderen festen Punkt zu erobern. Er setzte von Malaga aus an derjenigen Stelle über, an welcher Afrika nur durch einen vierzig Stunden breiten Kanal von Spanien getrennt ist. Dort lag auf der afrikanischen Seite zwischen zwei Bergen die Stadt Gomera de Velez und ihr gegenüber auf einer spitzen und steilen

Felsen-Insel eine Burg, die man wegen ihrer der Pinien-Frucht ähnlichen Form Pignon de Velez nannte. Die Stadt Gomera, welche nicht befestigt war, wurde sogleich genommen. Hierauf ergab sich auch die Burg. Diese war in jeder Beziehung mehr als ein Ersatz für Dscherbe; denn nur ein sehr steiler Pfad führte auf den Felsen hinauf, der zwischen ihm und dem festen Lande befindliche Meeresarm bildete einen sicheren Hafen für ein Dutzend Schiffe, und Spanien konnte jetzt von Pignon und Goletta aus die ganze Küste von Afrika beherrschen.

Um das Letztere zu verhindern, rüstete nachher der Sultan Suleiman einen Kriegszug zur Eroberung der Insel Malta, von welcher aus er das mittelländische Heer würde haben beherrschen können. Diese Unternehmung des Sultans bedrohte die Malteser Ritter mit einem Angriffe durch die ganze türkische Macht; sie glich den Zügen, welche die alten persischen Könige gegen das freie Griechenland machten. Als sie unternommen ward, mußte Philipp seine ganze Aufmerksamkeit auf die Niederlande richten; denn hier nahmen in denjenigen Provinzen, welche nicht aufgeklärt genug waren, um die Lehre des Evangeliums der Lehre der Concilien und Kirchenväter vorzuziehen, der Adel und die Städte Rechte in Anspruch, von denen Philipp nichts wissen wollte, in den anderen aber wollten Katholiken und Protestanten das geistliche Gericht der Inquisition, welches Ketzer und Ketzerei vertilgen sollte, nicht dulden.

9. Philipp II., der Herzog von Alba und die ersten Unruhen in den Niederlanden.

In den Niederlanden hatte damals jede Provinz ihre Stände und jede Stadt ihren Magistrat, welcher Letztere entweder frei gewählt oder auch von dem Herrn, in dessen Gebiete die Stadt lag, ernannt wurde. Der Einfluß des Landesherrn war also sehr beschränkt, und dies veranlaßte seit Karl's des Kühnen Zeit die inneren Unruhen, von welchen wir oft haben reden müssen. Auch die Gerichtshöfe waren gewissermaßen republikanische Gerichte, welche die Civil- und Kriminalurtheile nicht im Namen des Regenten, sondern im Namen des Gesetzes fällten. Alle Sachen wurden entweder von Provinzial-Gerichtshöfen oder von den

Magistraten entschieden; die Appellation ging von den meisten, nur nicht von denen Gröningen's, Friesland's und Nordholland's, an den Hof von Mecheln. Auch die eigentliche Verwaltung und Regierung des Landes war im Grunde ganz republikanisch. Drei Abtheilungen des Staatsrathes, in welchen allen der Landesherr oder der von ihm zu seinem Stellvertreter Ernannte den Vorsitz hatte, bildeten die höchste Staatsbehörde. In der ersten Abtheilung, welche aus den angesehensten Herren des Landes, aus einer Anzahl Prälaten und einer bestimmten Zahl Rechtsgelehrten bestand, wurden alle großen und allgemeinen Maßregeln, die Angelegenheiten des Krieges und Friedens und diejenigen Sachen, welche alle Provinzen betrafen, berathschlagt, und von ihr mußten die neuen allgemeinen Gesetze ausgehen. Die zweite hatte die Streitigkeiten unter den einzelnen Provinzen und die dem Landesherrn selbst vorbehaltenen Rechtserkenntnisse unter dessen Vorsitz zu entscheiden. In der dritten wurden die Finanz-Angelegenheiten, sowohl die des Fürsten als die der Provinzen, welche einzelnen Personen anvertraut waren, besorgt und berathen. Allgemeine Ständeversammlungen wurden schon aus dem einzigen Grunde, weil die Provinzen eigentlich kein Ganzes bildeten, sehr selten gehalten.

Bei einer solchen Verfassung war es für einen Mann von streng monarchischem Sinne äußerst schwer, mit den auf ihre Vorrechte sehr eifersüchtigen Niederländern fertig zu werden. Karl V. überließ daher seine Stelle Damen, welche sich nicht zu schämen brauchten, die eigensinnigen Köpfe durch Nachgeben oder Schmeicheln zu beugen. Seine Tante Margaretha von Östreich ist wegen ihrer Meisterschaft in der Politik und in jeder freien Kunst berühmt, und wir haben früher die Gelegenheiten, bei welchen sie diese Meisterschaft durch die That bewies, einzeln angeführt. Seine Schwester Maria von Ungarn wußte, so lange Karl die Regierung behielt, ebenfalls mit den Belgiern fertig zu werden. Als ihr Bruder in das Kloster gehen wollte, zog sie sich ebenfalls zurück.

Karl V. war stets Freund und Gönner der großen Herren des Landes gewesen. Der schlaueste, verschlagenste und in allen Geschäften des Friedens und des Krieges am meisten erfahrene von

ihnen, Wilhelm, Graf von Nassau und Prinz von Oranien, den man den Schweigsamen zu nennen pflegt, war stets Karl's Vertrauter und Rathgeber, und der Kaiser bediente sich seiner in Angelegenheiten des Krieges wie des Friedens. Noch ganz zuletzt, als Karl zu den Ständen der Niederländer die Abschiedsworte sprach, stützte er sich auf Wilhelm's Schultern (s. S. 338). Auch schickte er denselben damals nach Deutschland, um seine Abschiedsbriefe zu überbringen. Philipp II. dagegen hegte eine so feindliche Gesinnung gegen Wilhelm, daß er ihm noch ganz zuletzt unfreundliche Worte sagte, und daß Wilhelm aus Furcht, Philipp möchte ihn mit nach Spanien nehmen, dem Könige das Ehrengeleite nicht bis in das Schiff gab, sondern am Lande zurückblieb. Wenn man das in der Haager Ausgabe von Mariana's und Miniana's Geschichte enthaltene Porträt Philipp's betrachtet, welches den ganzen Charakter dieses Königs ausdrückt, so wird man begreifen, daß die offenen und geraden Niederländer ebenso wie die Deutschen schon vor den unfreundlichen und finsteren Zügen ihres künftigen Königs zurückbebten, als sie ihn 1548 zum ersten Male erblickten. Auch in England (damals noch merry England), wo man ihn als den Gemahl der Königin Maria kennen lernte, war er wegen seiner strengen und finsteren Züge und wegen seines Hochmuthes verhaßt. Philipp wurde im Jahre 1548 von den niederländischen Städten und Staaten mit Liebe und mit sehr großem Pompe empfangen; seine Züge erheiterten sich aber niemals, und wenn Karl V. wie der Erste unter Gleichen mit den Großen verkehrte, so zeigte dagegen Philipp sich stets nur als strengen und finsteren Monarchen. Im Jahre 1555, als Philipp wieder in die Niederlande kam, um die Regierung derselben zu übernehmen, machte er sich vollends verhaßt, weil er sich überall als Beschützer der Inquisition und als Verfolger der in den Niederlanden sehr verbreiteten evangelischen Lehre aussprach. Sein Vater war unter den niederländischen Grafen, Fürsten und Herzogen als Vater und Freund erschienen; Philipp dagegen hatte den gehässigen jüngeren Granvella zum Vertrauten, und verkehrte blos mit Spaniern, die ihm glichen, dem Ruy Gomez de Silva, dem Herzoge von Alba und dem Grafen von Feria. Er ließ sich durch Granvella mit der Unkunde der beiden in den Niederlanden herrschenden Sprachen ent-

schuldigen, als er seine neuen Unterthanen nicht selbst anredete, sondern seinen Kanzler damit beauftragte.

Philipp ernannte, als die Königin Maria sich mit ihrem Bruder nach Spanien begab, den Herzog Emanuel Philibert von Savoyen zum Statthalter der Niederlande. Dieser entfernte sich wieder, nachdem er durch den Frieden von Chateau Cambresis sein Land, sowie später, als der Religions-Krieg in Frankreich wüthete, auch noch die ihm vorher entzogenen Festungen wieder erlangt hatte. Er hatte die Schlacht bei St. Quinctin besonders durch Lamoral, Grafen von Egmont und Prinzen von Gäveren, gewonnen, welcher in derselben die Reiterei commandirt und gleich darauf ganz allein bei Gravelingen die Franzosen besiegt hatte. Die Niederländer hofften daher, daß Philipp jetzt diesen Mann zu seinem Stellvertreter ernennen werde; sie wurden aber darin nicht nur getäuscht, sondern wir werden auch unten sehen, daß Egmont unter den Ersten war, welche ihre Liebe zum Vaterlande mit dem Leben büßen mußten. Der König wählte seines Vaters natürliche Tochter, die Herzogin Margaretha von Parma, zur Statthalterin. Mit dieser würden die Niederländer eben so gut zufrieden gewesen sein, als mit den beiden fürstlichen Damen, von denen sie unter Karl V. regiert worden waren; allein die Einsetzung Margaretha's war nur eine Täuschung, da diese Frau blos den Namen zur Regierung des jüngeren Granvella hergeben sollte. Perrenot von Granvella, der Sohn von Karl's V. Kanzler, besaß keines der Talente seines Vaters, und diente blos als Werkzeug für die despotischen und fanatischen Plane seines Königs. Er war Bischof von Arras und wurde zum Erzbisthum Mecheln bestimmt, war aber den niederländischen Ständen so sehr verdächtig, daß dieselben, als sie zur Führung des Krieges mit Frankreich bedeutende Subsidien gewährten, eigene Commissäre ernannten, um die Verwendung dieser Gelder zu überwachen.

Unter Granvella's Verwaltung wurden ohne Rücksicht auf die Landesverfassung die Religions-Verfolgungen jeden Tag ärger betrieben. Die Niederländer bestürmten daher den König bald mit neuen Klagen über die Verletzung ihrer Verfassung. Philipp hatte bei seiner Abreise nach Spanien zum großen Verdrusse der Niederländer einige tausend Mann spanischer Truppen in verschiedenen

Städten zurückgelassen; über diese wollte aber weder der Graf von Egmont, noch Wilhelm von Oranien das Commando übernehmen. Im Regentschafts-Rath war nachher ewiger Zwist. Die spanischen Soldaten übten in Flandern Willkürlichkeiten und Rohheiten. Als deshalb die Stände und selbst der Regentschafts-Rath die Entfernung derselben verlangten, schickte die Herzogin diese Truppen nach Seeland. Die Unzufriedenheit wurde aber so laut, daß Philipp sie endlich zurückrufen mußte, da ihre Zahl zu gering war, um Gewalt zu gebrauchen Dies erbitterte den König besonders gegen die Herren, welche, wie Wilhelm von Nassau, der Graf Egmont und der Groß-Admiral Philipp von Montmorency, Graf von Horn, durch ihren fürstlichen Rang, ihre Reichthümer, ihre Besitzungen und ihre Hofhaltung unabhängigen Fürsten gleich waren. Bald kamen andere Ursachen hinzu. Im Februar 1561 ward der verhaßte Granvella Kardinal. Er erhielt dadurch ein Übergewicht im Regentschafts-Rath, während das Volk ihn verhöhnte und verspottete. Er bildete deshalb um die Herzogin einen geheimen Rath (Consulta), der in besonderer Verbindung mit dem Könige stand.

Schon damals dachte Philipp die Ketzer in den Niederlanden ebenso zu behandeln, wie er sie in Spanien behandeln ließ. Auch nahm er gleich darauf die Beschlüsse des Tridentiner Concils an, durch welche der Pabst über die Concilien erhoben wurde, während Frankreich diese Decrete nicht anerkannte. Philipp wollte, um seine Absicht zu erreichen, durchaus den Herzog von Feria in den Regentschafts-Rath bringen. Die Niederländer wollten jedoch diesen Spanier nicht unter sich dulden, und Philipp mußte nachgeben. Er ward dadurch aufs neue bitter gekränkt, und gab deshalb dem Kardinal Granvella den fürchterlichen und höchst unwissenden Präsidenten der Abtheilung der Justiz, Viglius von Zuichem, und den Präsidenten für das Finanz-Fach, den Grafen von Barlaimont, zur Seite, welche Beide fanatisch und grausam, wie Spanier, waren und also auch gleich diesen gehaßt wurden. Die Niederländer, vornehmlich die ersten Herren des Landes, Wilhem von Nassau und die Grafen Egmont und Horn, alle drei einst Statthalter einer oder auch mehrerer Provinzen, widersetzten sich allen spanischen Rathschlägen, besonders seitdem

Graf Horn den König auf zwei Jahre nach Spanien hatte begleiten müssen. Die Niederländer bestürmten den König mit Vorstellungen über Eingriffe der Consulta in ihre Rechte und ihre Verfassung, und forderten dringend die Abberufung des Kardinals, während Philipp mit Katharina von Medicis verabredete, wie man den Protestantismus in Frankreich und in Spanien mit vereinten Kräften unterdrücken könne.

Zur Erreichung dieses Zweckes schienen dem Könige die Jesuiten und die Inquisition unentbehrlich zu sein; um diese aber einführen zu können, mußte die belgische Hierarchie nebst ihren Reichthümern, welche bis dahin in den Niederlanden ebenso, wie in Deutschland, in den Händen der Aristokratie waren, von ihm abhängig gemacht werden. Dazu war ihm der Pabst behülflich, dem zu Gefallen er selbst dagegen die Beschlüsse des Tridentiner Conciliums den Niederländern aufdrang. Der Pabst verlieh dem König Philipp das Recht der Ernennung der Bischöfe, welche vorher frei gewählt worden waren; dafür erhielt er selbst das Recht der Bestätigung, deren es vorher gar nicht bedurft hatte. Zugleich ward durch Vervielfältigung der Bisthümer das alte Herkommen der Kapitel vernichtet und der Zusammenhang der bis auf den heutigen Tag fanatischen belgischen Bischöfe mit der deutschen und französischen Kirche aufgehoben. Statt der vier alten Bisthümer, in welche vor Philipp die Niederlande eingetheilt waren, und von denen das nördliche den Erzbischof von Köln als Metropolitan anerkannte, Arras, Cambray und Tournay aber zum Erzbisthum Rheims gehörten, wurden jetzt vierzehn Bisthümer errichtet und Mecheln und Utrecht zu Erzbisthümern erhoben. Der zwischen Philipp und dem Pabste entworfene Plan mußte nothwendiger Weise eine völlige Änderung der bestehenden Verhältnisse herbeiführen, weil in der allgemeinen Ständeversammlung die Geistlichkeit den ersten Platz einnahm. Es führten jetzt nicht mehr die zahlreichen, reichen, nationalen und unabhängigen Äbte, sondern die königlich-päbstlichen Bischöfe die Hauptstimme, während jene nur den zweiten Platz hatten; viele reiche Abteien wurden ganz eingezogen; andere verloren den größten Theil ihrer Einkünfte, mit welchen die neuen Bisthümer ausgestattet wurden; der Adel endlich konnte nicht mehr die jüngeren Glieder seiner Familien ohne den König fürstlich versorgen.

Die dringendsten Vorstellungen der allgemeinen Stände-Versammlung, welche Philipp im August 1559 vor seiner Abreise gehalten hatte, waren fruchtlos geblieben, und der König hatte wegen derselben einen tödtlichen Haß auf Wilhelm den Schweigsamen geworfen. Dieser blieb jedoch Statthalter in Holland, Seeland und Utrecht, wo seine Güter lagen. Ebenso behielt Egmont die Statthalterschaft in Flandern und in Artois, soweit die flämische Sprache reichte, während dagegen der Graf Horn die von Geldern und Zütphen verlor. Robert von Brederode konnte das Bisthum Cambray nicht erlangen und der tapfere Lazarus Schwendi nicht in den Regentschafts-Rath kommen. Alle diese Männer waren daher mächtige Stützen der Unzufriedenen, als überall der herrschende Unwillen laut ward. Philipp verstellte sich, wie er zu thun pflegte: er schien nachgeben zu wollen, traf aber mit seinem Alba und den anderen Spaniern Anstalten, um sich in den Niederlanden zum unumschränkten Herrn zu machen.

Seit Philipp im December 1560 die Spanier abgerufen hatte, war Granvella der Gegenstand der Beschwerden, welche theils von den drei ersten Herren des Landes allein, theils von ihnen an der Spitze des Adels gemacht wurden und unmittelbar an den König oder an die Herzogin gerichtet waren. Im Jahre 1562 wagten die drei Herren einen sehr kühnen Schritt. Sie erklärten der Statthalterin in einer Audienz, daß sie dem Staatsrathe, solange Granvella Mitglied desselben wäre, durchaus nicht mehr beiwohnen würden. Im Anfange des folgenden Jahres blieben sie nicht allein aus der Rathsversammlung weg, sondern sie entfernten sich auch ganz aus Brüssel. Sie erhielten darauf, jeder besonders, freundliche Briefe vom Könige, in welchen sie eingeladen wurden, nach Spanien zu kommen. Dies thaten sie jedoch nicht. Dagegen bewogen sie den geheimen Staats-Secretär der Herzogin, Thomas von Armentières, dem Könige im August 1563 ein Schreiben der Statthalterin zu überbringen, in welchem die Lage der Dinge, die bedenkliche Stimmung im Lande und die Gründe, warum ein Aufstand zu befürchten sei, wenn Granvella länger bleibe, angegeben und ausführlich entwickelt waren. Auch auf diese von der Regentin selbst ausgegangenen Vorstellungen erwiderte der König ausweichend. Zuletzt aber, als Granvella selbst den Hohn und die

Feindschaft des Adels nicht länger ertragen konnte, entschloß sich Philipp, ihm zu erlauben, daß er nach Spanien zurückkehre. Dies geschah im März 1564, nachdem die sämmtlichen Herren der Nationalpartei den Kardinal durch einen Zierrath der Livreen ihres sehr zahlreichen Hausgesindes öffentlich verhöhnt und zugleich ein Partei=Zeichen erfunden hatten, welches nachher gleich der dreifarbigen Fahne oder Kokarde der Franzosen das Vereinigungszeichen der Nationalpartei ward. Sie ließen nämlich auf die herabhängenden Ärmel, welche damals an den Männerröcken neben den eigentlichen getragen wurden, einen Menschenkopf und eine Narrenkappe sticken. Die Letztere wandelte man später in einen Bettelsack und nachher in den Bündel Pfeile um, welcher dann das Wappen der sieben vereinigten Provinzen geworden ist.

Ungeachtet dieses Schrittes wagte Egmont eine Reise nach Spanien. Er wurde von dem Könige, welchem Alles daran lag, die Niederländer ganz sicher zu machen, freundlich empfangen, obgleich derselbe sich gegen ihn sehr heftig darüber äußerte, daß Egmont der Erfinder eines Partei=Abzeichens sei. Auch hielt er ihn nicht ab, wieder nach Hause zurückzureisen. Egmont ließ sich damals durch die tiefe, ächt orientalische Verstellung Philipp's und seines Hofes ganz einnehmen, was er später mit dem Leben büßen mußte. Doch brachte er schon 1565 die Nachricht mit, daß der König fest entschlossen sei, in Beziehung auf die besonders in den nördlichen Provinzen zur Landes=Religion gewordene Ketzerei mit Feuer und Schwert zu wüthen. Auf Egmont's Bericht versammelte sich im Juli 1565 der Staatsrath zu Brüssel, um dem Könige Vorschläge zu machen, wie auch ohne Strenge dem Übel durch mildere Mittel abgeholfen werden könne. Dies erbitterte den König im höchsten Grade, und er ertheilte eine so heftige Antwort, daß die Niederländer sich auf das Ärgste gefaßt machen mußten. Welche Plane im Jahre 1565 bei der Zusammenkunft der Königin von Spanien mit ihrer Mutter, Katharina von Medicis, und mit ihrem Bruder, dem französischen König Karl IX., zu Bayonne zwischen Philipp, dem Herzoge von Alba und Katharina ausgemacht worden sind (s. S. 417 f.), wollen wir hier nicht untersuchen, da wir blos Thatsachen berichten. Gewiß ist, daß Katharina schon damals den Truppen, welche Philipp in die Niederlande schicken

wollte, den Durchmarsch zu erlauben versprach. Philipp wollte, Katharina solle mit der Ausrottung der Ketzer beginnen; dies lehnte aber dieselbe klüglich ab, weil sie merkte, daß Philipp die boshafte Absicht habe, sie, während er selbst mit den Niederlanden zu thun habe, in böse Händel mit ihren Unterthanen zu verwickeln.

Da Viglius und Graf Barlaimont auch nach Granvella's Abreise die von demselben angeordneten grausamen Verfolgungen der Protestanten fortsetzen ließen; da die Beschlüsse des Tridentiner Concils, alles Widerspruches der Stände und der Geistlichkeit ungeachtet, dem Lande aufgedrungen worden waren; da endlich die Einführung der Inquisition bevorstand: so wurde 1566 von einigen Herren des niederen Adels eine Verbindung geschlossen, um die Nationalrechte mit den Waffen zu vertheidigen. Philipp von Marnix, Herr von St. Aldegonde, war es, der am 25. März 1566 neun Gutsherren, welche keine öffentlichen Ämter hatten, dahin brachte, daß sie in Breda sich eidlich zu dem Versprechen verbanden, das Land mit Waffengewalt gegen die Einführung der Inquisition und eines neuen Rechtes zu schützen. Die darüber aufgesetzte Urkunde, welche der erste Schritt zur Befreiung der sieben Provinzen war, nannte man den Compromiß. Die größeren Herren unterschrieben freilich vorerst eine Acte nicht, in welcher von Gewalt, also von Rebellion, die Rede war. Dagegen nahmen aber Heinrich von Brederode, welcher sein Geschlecht von den alten Grafen von Holland herleitete, Wilhelm's von Nassau roher Bruder Ludwig und die Herren von Aremberg und Cuylenburg schon im April 1566 an der ungestümmen Bestürmung der Statthalterin und ihrer Räthe Theil. Damals kamen nämlich einige hundert Adelige der nördlichen Provinzen nach Brüssel und machten bei der Herzogin auf stürmische Weise Forderungen, welche diese zu gewähren weder das Recht noch die Macht hatte. Als dieselben Herren nachher in Cuylenburg's Palast zu einem Gastmahle oder, wenn man will, zu einer Orgie versammelt waren, gesellten sich ihnen auch Wilhelm von Oranien, Graf Egmont und Graf Horn zu, welche eigentlich nicht zu ihnen gehörten. Tausende hatten damals schon das Compromiß unterschrieben. Diese Alle eigneten sich den Namen Bettelvolk (gueux), mit welchem Graf Barlaimont sie geschimpft hatte, als Parteinamen

an. Zu gleicher Zeit ließen sie die Narrenkappe auf ihren Livreen als Bettelsack gelten, und nahmen statt des Kopfes einen Becher in das neue Geusen-Wappen auf.

Sie glaubten das Äußerste wagen zu dürfen, weil schon damals überall Hunderte gemartert und verbrannt wurden, was zuerst von Granvella ausging und dann auf Befehl der beiden anderen Zeloten für den wahren Glauben geschah. Freilich hatten auch die Protestanten katholische Kirchen entweiht und zerstört, heilige Gefäße geraubt, überall die Bilder zerschlagen und besonders in Antwerpen arg gehaust. Wilhelm, Egmont, Horn und ihre Freunde sorgten aber für die Bestrafung dieses Unfuges und für die Ersetzung des erlittenen Schadens, als die Regentin zugab, daß der Graf von Bergen op Zoom und Horn's Bruder, der Marquis von Montigny, die Beschwerden der Niederländer an den Thron bringen durften. Diese beiden Abgeordneten warnten nachher von Spanien aus ihre Landsleute vor Philipp's Anstalten. Sie wurden, da sie daselbst blieben, die ersten Opfer der Rache des Königs.

Ehe Philipp seine Veteranen durch den Herzog von Alba aus Italien in die Niederlande führen ließ, übermachte er der Regentin bedeutende Summen, um unter den Wallonen und den flämischen Papisten fünf Regimenter Fußvolk nebst einer Anzahl Reiter werben zu lassen. Mit Hülfe dieser Truppen ließ dann Margaretha gegen die Widerspenstigen und die Kirchen- und Klöster-Räuber militärisch verfahren. Jetzt erkannte Wilhelm von Oranien, daß die Zeit gekommen sei, wo er und seine beiden Freunde ihr fürstliches Vermögen zu Rüstungen verwenden und ihre Landsleute auffordern müßten, die Spanier anzugreifen, ehe dieselben in ihr Land gelangten; Egmont und Horn schenkten ihm aber kein Gehör. Sie ließen sich durch die falsche Freundlichkeit täuschen, welche Philipp ihnen in Spanien bewiesen hatte, und selbst ein an die Regentin gerichteter vertrauter Brief, welchen Wilhelm ihnen vorzeigte, konnte sie nicht aus ihrem Schlummer wecken. Es blieb daher dem Prinzen Wilhelm nichts Anderes übrig, als sich selbst für bessere Zeiten zu erhalten.

Der Herzog von Alba begab sich, wie bereits oben (S. 420 f.) erzählt worden ist, über Genua nach Italien, ward gegen den Willen der Protestanten und selbst aller patriotischen Katholiken

Frankreich's von der Königin Katharina beim Marsche seiner Truppen durch die westlichen Grenz-Provinzen Frankreich's unterstützt, und kam im August 1567 mit etwa zehntausend Mann alter spanischer Truppen zu Diedenhofen im Luxemburgischen an. Er hatte vorgeblich nur den Oberbefehl über die Truppen; die Statthalterin erkannte aber bald, daß ihm ganz unumschränkte Vollmachten ertheilt worden waren. Er legte Garnisonen in die Städte, setzte Statthalter und Commandanten ein und ab, erbaute Festungen, und zog die Großen des Landes zur Verantwortung. Schon am 9. September entbot er die Grafen Egmont und Horn unter dem Vorwande, sie über die Anlage der Befestigungen von Antwerpen um Rath zu fragen, zu sich; sie waren verblendet genug, sich bei ihm einzufinden, und wurden sogleich verhaftet. Auch der Graf von Nassau und der Graf von Hoogstraten wurden vorgeladen. Die noch in Spanien befindlichen beiden Abgeordneten der Niederländer ließ der König wegen ihrer Verbindungen mit seinem unglücklichen Sohn Don Karlos, welcher nachher auf seinen Befehl vergiftet wurde, ebenfalls festsetzen. Der Graf von Bergen op Zoom starb im Mai 1568 als Gefangener, und Alba ließ ihm auch nach seinem Tode noch als einem Hochverräther den Proceß machen.

Die Herzogin drang beim Könige darauf, daß sie sich aus den Niederlanden entfernen dürfe; sie erhielt endlich diese Erlaubniß und verließ bereits im Anfange des Jahres 1568 das Land. Schon vor ihrer Abreise begann Alba seine schauderhafte Laufbahn mit der Einführung der spanischen Inquisition und mit der Errichtung eines politischen Blutgerichtes, welches der Rath der Unruhen genannt wurde. Von diesem Augenblicke an hängt der Religions-Krieg der Spanier in den Niederlanden mit den Religions-Kriegen in Frankreich innig zusammen; wir brechen daher hier ab, um noch einige Ergänzungen zu den Bemerkungen beizufügen, welche am Ende des elften Bandes über die Literatur und Bildung des sechszehnten Jahrhunderts gegeben worden sind.

X. Ergänzung der Notizen über Literatur und Bildung der Italiäner, Deutschen und Franzosen im sechszehnten Jahrhundert.

1. Allgemeine Bemerkungen.

Wenn wir in diesem kurzen Abrisse der neueren Geschichte alle Erscheinungen und Zustände der europäischen Geistesbildung darstellen und die vorzüglichsten Werke neuerer Schriftsteller aufführen wollten, dann hätten wir längst der Spanier und Portugiesen gedenken, sowie die großen Engländer anführen sollen, welche mit Hülfe der Schriften des Südens diejenige Art von Literatur schufen, deren Vollendung Shakespeare's Dramen sind. Unser Zweck ist aber bescheidener. Wir wollen blos den Zusammenhang des Bildungsganges der drei genannten Nationen nachweisen und, ohne auf Vollständigkeit Anspruch zu machen, die Erscheinungen, welche für unseren Zweck wichtig scheinen, näher bezeichnen. Deshalb sind zwar schon früher alle die italiänischen Schriftsteller angeführt worden, welche bis auf den heutigen Tag für klassisch gelten; es müssen aber auch noch diejenigen Männer erwähnt werden, durch welche, weil man in Italien sie als Muster ansah, die Franzosen und Deutschen auf einen Irrweg gebracht wurden, aus welchem die Ersteren erst in der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts, die Letzteren erst im achtzehnten sich wieder herausfinden konnten. Die halb geistliche, halb weltliche Geschichte der christlichen Kirche, welche mit der Kirchen-Reform zusammenhing und zum Theil polemisch, aber auch gründlich

und durch Acten und Urkunden belegt war, und die Anwendung der klassischen Gelehrsamkeit auf sittliche und religiöse Bildung wurden in den drei Ländern gleichzeitig versucht, in Italien aber freilich nicht geduldet. Wir finden daher einen Peter Paul Vergerio, einen Peter Martyr Vermiglio und einen Ochino in Deutschland, Frankreich und sogar in England als Verkündiger eines neuen Lichtes aufgenommen.

Von deutscher Bildung läßt sich im sechszehnten Jahrhundert wenig reden; denn dort feindete die theologische Polemik jedes bessere Studium an, weil die Fürsten und die theologischen Professoren unablässig bemüht waren, Concordien-Formeln zu schmieden, oder mit anderen Worten, gesetzlich zu bestimmen, was zum Behufe der Einigkeit des Glaubens jeder Mensch, ohne weiter zu fragen, von übersinnlichen Dingen für wahr halten müsse. Darin waren die Tübinger und Wittenberger Theologen am eifrigsten. In Sachsen wurden Alle, welche die klassische Bildung der Genfer und Heidelberger Gelehrten sich aneigneten, als Krypto-calvinisten verfolgt und Hunderte von Geistlichen und Schullehrern von ihren Stellen und aus dem Lande getrieben.

2. Italien.

a. Gelehrsamkeit, Kunst und Poesie als Luxus der italiänischen Höfe.

Von den Verdiensten des Hauses Medicis haben Roscoe und Andere ausführlich und lobrednerisch gehandelt. Auch hat Roscoe wie Alle, welche von seiner Ansicht ausgehen, mit mehr Enthusiasmus, als wir es vermöchten, von den Bemühungen geredet, durch welche die Kunst und die Wissenschaft unter einem moralisch gesunkenen Geschlechte gleich einer exotischen Pflanze gehegt und gepflegt wurden. Wir wollen daher nur anzeigen, was in Italien geschah, und welche Art von Poesie durch Katharina von Medicis von dort nach Frankreich gebracht wurde.

Was die Gelehrsamkeit betrifft, so ward in diesem Jahrhundert die Bibliothek des Vatikan (s. Th. IX. S. 451—453) die erste in Europa. Es fand zwar in der Zeit von Julius II. an bis auf Sixtus V. ein abwechselndes Begünstigen und Vernachlässigen derselben Statt; allein die Zahl der Handschriften

nahm doch stets zu. Unter Leo X. waren Sadoletus, Bembo und Johann Lascaris auf rühmliche Weise für das Sammeln thätig, und Beroaldus der Jüngere stand der Bibliothek lange Zeit als Aufseher vor; diese Männer waren aber insgesammt für das Alterthum begeistert. Der vatikanischen Bibliothek kam die der Mediceer (s. Th. IX. S. 450 f.) am nächsten. Sie wurde zuerst von Florenz nach Rom und dann wieder von da nach Florenz gebracht und hier mit großem Aufwande vermehrt. Die Marcus-Bibliothek in Venedig, welche die des Kardinal Bessarion in sich faßte (s. Th. IX. S. 453), erhielt durch den Bau von 1529 ein würdiges Local. Auch zu Turin ward im sechszehnten Jahrhundert durch den Helden Emanuel Philibert eine prächtige Bibliothek und Gallerie eingerichtet. Ebenso erhielt die Stadt Urbino die unschätzbare Bibliothek des letzten Herzogs von Urbino zum Geschenke. In Modena endlich wurde die ehemalige Bibliothek des Hauses Este neu errichtet.

Das Kapitel von den Künsten dürfen wir nicht berühren. Wir bemerken nur, daß unter Leo X. die goldene Zeit der Kunst war, und erinnern an Künstler, welche in unseren Tagen jedem Gebildeten bekannt sind, an einen Polydor da Caravaggio, einen Raphael und einen Michel Angelo Buonarotti, die beiden Letzteren ebenso wie Leonardo da Vinci, welcher im vorhergehenden Jahrhundert zu Mailand lebte, als Dichter und als Meister in allen Künsten gleich groß: ein seltener Fall! Titian verewigte sich in Venedig. Giovanni d'Udine und Prino del Vega waren Raphael's Mitarbeiter an den Stanzen des Vatikan. Um den kolossalen Bau der Peters-Kirche zu vollenden, brandschatzte Pabst Leo X., zum großen Schaden der geistlichen Gewalt Rom's, die ganze Christenheit. Wenn wir die Namen der Künstler nennen, welche bei diesem Baue gebraucht wurden, so lernt man dadurch die vorzüglichsten Baukünstler der neuen Zeit kennen. Diese Männer waren nach einander: Bramante, Baldassare Peruzzi, Raphael, Giulio Romano und Michel Angelo Buonarotti. Von den Mediceern waren schon seit dem ersten Kosmus die Künste und die Künstler geschützt worden. Unter den Prinzen des Hauses Este zeichneten sich durch diesen Schutz besonders der Kardinal Hippolytus von Este und die Herzöge Herkules II. und

Alphons II. aus, welche auch die politischen Wissenschaften zu fördern suchten. Das Haus Gonzaga zu Mantua begünstigte vorzugsweise die unmittelbar auf das Leben anwendbaren Wissenschaften, die Naturkunde, Mathematik und Physik.

In Betreff der Dichtkunst ist bereits im elften Bande (S. 432—434) bemerkt worden, daß Tasso, welcher schon in vielen Stellen seines befreiten Jerusalem das Weiche dem Kräftigen, das erkünstelte Gefühl dem natürlichen, das Melodramatische dem Epischen vorzog, durch seine Hirtengedichte dem reinen italiänischen Geschmack auf dieselbe Weise schadete, wie unser Geßner durch seine Idyllen dem deutschen, gerade weil Beide der Sprache und der Form völlig mächtig waren. Eine Kritik von Tasso's Gedichten gehört nicht hierher; wir wollen nur zeigen, auf welche Weise Tasso Schöpfer der falschen rhetorischen und gelehrten Poesie war, welche nach ihm in Italien herrschend ward, und von der sich die Deutschen im achtzehnten Jahrhundert so schwer trennten. Sein berühmtes Schäfergedicht Amyntas hat, wie der Titel zeigt, eine Person der Mythologie, einen Enkel des Pan, zum Helden; Sylvia, die Geliebte desselben, ist die Tochter eines Flußgottes. Nichts desto weniger erscheint Tasso darin als Thyrsis, und durch das Ganze hindurch merkt man das Studium des schwülstigen Rhetors und Tragikers Seneca. Dies mag genug sein, um die erste Erscheinung der erkünstelten Natur zu bezeichnen, welche die folgenden Schäferdichter, denen man Talent und Schulbildung nicht absprechen kann, immer mehr zu überbieten suchten.

Dem Tasso war eigentlich der Neapolitaner Sannazaro, welcher schon 1458 geboren war, vorangegangen, und der unglaubliche Beifall, den dieser im sechszehnten Jahrhundert beim Volke und besonders bei klassisch-gelehrten Männern seiner Zeit fand, beweist am besten, daß die Zeit den Sinn für schöpferische Poesie verloren hatte und einer gekünstelten bedurfte. Sannazaro machte sich zuerst durch lateinische Gedichte berühmt, und ist unter den Vielen, welche dem Horaz nachgestümpert haben, der beste. Die Kenner des Alterthums wurden durch sein Talent der Nachahmung alter Formen und durch seine Kennerschaft der alten Sprache bestochen; sonst hätten sie unmöglich sein Gedicht von der Niederkunft der heiligen Jungfrau (de partu virginis) so unmäßig loben

können, wie sie thaten. Barth, Manutius, Scipio Gentilis, ja sogar Scaliger sagen, daß dieses Werk eines der merkwürdigsten dichterischen Producte sei, welche seit den Zeiten der alten großen heidnischen Dichter hervorgebracht worden sind. Was man in seiner Zeit wagen durfte, wenn man nur das äußere Gebäude der Kirche nicht antastete, kann aus dem berühmtesten Gedichte Sannazaro's, sowie aus einer Äußerung des Kardinals Sadoletus ersehen werden. Letzterer durfte, als er einen Bekehrnngsbrief schrieb, den Ausdruck zu gebrauchen wagen, es sei dem heiligen Geist und ihm eingefallen (visum est spiritui sancto et mihi) den Brief zu schreiben; der Erstere führt in seinem Epos von der Geburt des Heilands den Namen Jesus nie an, weil derselbe unlateinisch ist; er läßt ferner in diesem Gedichte nicht nur Dryaden und Nereiden erscheinen, sondern auch, da das Wort Prophet den Römern unbekannt war, den Proteus weissagen, und nennt Maria die Hoffnung der Götter (spes deorum). Sannazaro's italiänisches Gedicht Arcadia, welches aus Prosa und Versen besteht, erlebte gleich nach seiner Erscheinung (1534) sechszehn Auflagen, was am besten beweist, daß schon um diese Zeit die Gelehrsamkeit dem Geschmacke verderblich geworden war. Da nun damals alle Höfe der italiänischen Mode und Politik huldigten, so ergriff das Wohlgefallen an erkünstelter Natürlichkeit und an rhetorischer Überladung die ganze vornehme Welt von Europa.

Wir wollen die Dichter, welche hierzu beigetragen haben, nicht einzeln aufzählen, weil sie größtentheils alle Bedeutung verloren haben; wir übergehen deshalb auch Chiabrera und Ruggieri mit Stillschweigen, und erwähnen nur Guarini und den Ritter Marino, weil jener in Italien von 1580 bis 1613 den Ton angab, und weil dieser den falschen Geschmack nach Frankreich verpflanzte. Guarini's treuer Hirt (Pastor fido) erschien 1580, und alle Welt bewunderte dieses Gedicht als ein Meisterstück, obgleich es eigentlich mehr ein Werk der Gelehrsamkeit als der Dichtung ist. Die Italiäner nennen das Buch eine Tragikomödie und haben eine ganze Literatur für und wider dasselbe; es enthält indessen nur ganz gewöhnliche Liebesabenteuer der Höfe auf eine leichte und zierliche Weise eingekleidet und in einem anständigen

Tone gehalten. Die Einfalt der Schäferwelt, welche als Hülle dienen soll, läßt freilich der eigentliche Stoff nicht zu; doch findet man in dem Gedichte, das auch jetzt noch gelesen wird, den Schwulst des Marino nicht. Der Verfasser verfuhr bei der Ausarbeitung ganz wie ein eigentlicher Gelehrter, nicht wie ein Dichter: er gab das Gedicht nicht eher heraus, als bis er es den Gelehrten, seinen Freunden, mitgetheilt und nach ihrem Rathe verbessert hatte. Selbst die Franzosen, die doch die Schäferwelt ganz anders betrachten als wir, tadeln, daß Guarini immer die witzige Spitze (la pointe) suche.

Der Ritter Marino kam durch Heinrich's IV. geschiedene Gemahlin, Margaretha von Valois, nach Frankreich, wo er nachher durch dessen zweite Gemahlin, Maria von Medicis, am Hofe begünstigt wurde. Durch den Hof verbreiteten sich seine unzähligen Arbeiten, in welchen er den Geschmack durch endlose Schäfergedichte, sowie durch eine ganz übertriebene Bildersprache und unsinnige Metaphern (wie das bekannte sudano i fuochi a preparar metalli) ganz verdarb. Als dieser Geschmack in Frankreich zu verschwinden begann, weckten ihn in Deutschland zwei sehr gute, eines besseren Geschmackes sehr würdige Köpfe, Lohenstein und Hofmannswaldau, wiederum auf, und es bedurfte eines Gottsched, um in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts den falschen Geschmack der Schule Marino's wieder auszurotten. Wir dürfen hier weder von den ärgerlichen Streitigkeiten, welche das ganze Leben Marino's bezeichnen, noch von der unnatürlichen Poesie desselben ausführlicher reden. Es ist genug, wenn wir nur die äußere Form seines Hauptgedichtes näher bezeichnen. Dieses sonderbare Idyll ist das Heldengedicht Adonis; es besteht aus zwanzig Büchern oder Gesängen in Ottave Rime, so daß es also in den fünftausendeinhundertvierundachtzig Stanzen nicht weniger als einundvierzigtausendvierhundertachtundvierzig Verse enthält.

b. Versuche der Italiäner, das Studium der Alten auf die Religions-Lehre des Christenthums anzuwenden.

Die Versuche, die Volks-Religion zu verbessern und die philologische und philosophische Kritik auch in Glaubenssachen anzuwenden, mußten aus vielen Ursachen in Italien scheitern, wo alle

Regierungen über den Glauben strenge wachten, und wo das Volk und die Künstler mehr durch die bildenden Künste und die Poesie erregt wurden, als durch die Sittenlehre, für die man in Italien keinen Sinn hatte. Alle Gebildeten nahmen die christliche Religion so, wie seiner Zeit Cicero und seine Zeitgenossen die heidnische; das Volk aber ward durch die Symbolik und sogar durch Ceremonien, welche der bessere Theil des Klerus misbilligte, so sehr an das Herkömmliche gefesselt, daß es einer Lehre, wie die in Deutschland und in Genf gepredigte, fast unzugänglich war. Nichtsdestoweniger wurden Versuche gemacht, welche wir anführen müssen, weil die Männer, welche sie machten, diesseit der Alpen glücklicher waren, als in ihrem Vaterlande.

Ein Buchhändler zu Pavia, Calvi, brachte aus Basel mehrere Exemplare von Schriften Luther's mit. Calvinus hielt sich einige Zeit in Ferrara auf, und sein Katechismus ward, wiewohl ohne Nennung seines Namens, italiänisch gedruckt. Melanchthon's Dogmatik (die loci theologici) wurde bekannt gemacht *). Ein Abt zu Lucca machte den Versuch, eine theologische Anstalt deutscher Art in dieser Stadt zu gründen. Dies konnte unmöglich gelingen. Der edle Abt, Peter Martyr Vermiglio, und Martinenghi und Paul Lacize, welche an der Anstalt gelehrt hatten, mußten Italien verlassen. Auch der Ordens-General der Kapuziner, Ochino, entfernte sich 1542 aus seinem Vaterlande, und opferte seiner inneren Überzeugung alle äußeren Vortheile. Diese Männer wurden Professoren zu Straßburg, und als nach Heinrich's VIII. Tode in England endlich wahrhaftig, nicht wie vorher nur zum Scheine, das Evangelium gepredigt werden sollte, lehrten Ochino und Peter Martyr zuerst auf der einen und dann auf der anderen Universität dieses Landes. Durch die Verfolgung der Protestanten unter der Königin Maria wurden beide Männer genöthigt, auf das Festland zurückzukehren. Peter Martyr blieb nachher in Straßburg; Ochino aber, welcher im Reformiren weiter gehen wollte, als Luther und Calvin, wurde von den Nachbetern derselben ebenso heftig verfolgt, wie von den Katholiken. Seine Meinungen oder Irrthümer, die wir keineswegs billigen, anzuführen, ist hier der

*) Unter dem Titel: I principii della theologia d'Ippofilo da terra negra.

Dort nicht. Die Art, wie man ihn verfolgte, war gewiß ungerecht. Die von ihm geschriebenen italiänischen Unterhaltungen über streitige Punkte (dialoghi), die ein gelehrter, von den Protestanten ebenfalls verfolgter Italiäner, Castalio, 1563 in ganz vortreffliches Latein übersetzte, weckten den Theodor de Beza, welcher Calvin's reformirtes Pabstthum erbte. Beza bewirkte, daß der arme Mann zuerst aus Zürich und dann unter den traurigsten Umständen im harten Winter auch aus Basel getrieben ward. Ochino begab sich hierauf nach Polen, wo man damals auch sogar Unitarier duldete. Dort spürte ihn der päbstliche Nuntius, Kardinal Commendone, auf, und dieser ruhte dann nicht, bis Ochino auch aus Polen ausgewiesen worden war. Auf der Reise durch Mähren ereilte ihn der Tod.

Auch Peter Paul Vergerio, welchen Pabst Clemens VII. an Luther schickte, ward später gerade wegen seiner Unbefangenheit im Religions-Streite, um derentwillen ihn der Pabst an Luther gesandt hatte, verdächtig. Er war 1532 Advokat und Professor der Rechte in Padua, ward von Pabst Paul III. noch einmal nach Deutschland gesandt und hierauf zum Bischof von Capo d'Istria ernannt, nachher ließen ihn aber die Obscuranten zur Verantwortung nach Rom vorladen, weil er dem Mönchswesen feindlich war. Er appellirte darauf vom päbstlichen Stuhle an das damals versammelte Concilium von Trident, und als dieses ihn an den Pabst wies, ward er Protestant. Er war übrigens mehr Belletrist als Theolog.

Diejenigen Italiäner, welche die Lehre von der Gottheit Christi mit Gelehrsamkeit und Gewandtheit bestritten, gründeten, weil man sie in anderen Ländern nicht duldete, in Polen, Ungarn und Siebenbürgen eigene Gemeinden, nachdem die Berner, welche damals mit den Genfern in Unduldsamkeit wetteiferten, den Gentile wegen Irreligiosität hatten enthaupten lassen. Die Glieder dieser Gemeinden nannte man Socinianer, weil Lälius Socinus und sein Neffe, Faustus Socinus, die Gründer derselben waren. Lälius, durch Gentile's Schicksal gewarnt, sprach sich über seine Lehre nicht aus; was Faustus und seine Freunde schrieben, ward in mehreren Folianten gedruckt (Bibliotheca fratrum Polonorum).

3. Deutschland und Italien.

a. Kirchenhistorie.

Da sowohl in Deutschland als in Italien am Ende des sechszehnten Jahrhunderts die schönen Wissenschaften den realen, mathematischen und unmittelbar im Leben brauchbaren weichen mußten, so glauben wir hier der Sammlungen von Actenstücken und Nachrichten gedenken zu müssen, welche für den Religions-Streit der Katholiken und Protestanten unentbehrlich waren. Wir wollen dabei die deutschen Arbeiten mit den Leistungen der Italiäner verbinden, um zu zeigen, daß durch den Streit der Parteien nicht blos Zänkerei und Schimpfen, sondern auch eine durchaus neue, den Alten unbekannte, vermittelst der beigefügten Urkunden von dem Urtheile des Schriftstellers ganz unabhängige Geschichte hervorgerufen wurde. Gelegentlich können wir dann auch des großen Geschichtschreibers Paul Sarpi gedenken.

Bei dem Streite über die Rechte der Kirche und über die Überlieferungen in derselben kam, da die Protestanten wie die Katholiken auf das Ansehen kirchlicher Schriften, auf die Kirchenväter und auf den Buchstaben der heiligen Schrift das größte Gewicht legten, Alles auf Kritik, auf Documente und auf historische Ereignisse an, welche, wie bei den Engländern im Gerichte das frühere Verfahren (precedents), statt einer Gesetzesstelle dienen konnten. Alle Actenstücke waren aber in den Händen der alten Kirche. Die deutschen Protestanten beschlossen daher, die Resultate ihrer Forschungen über die früheren Jahrhunderte des Christenthums in einem großen Werke niederzulegen, dessen Redaction dem Flacius Illyricus übertragen wurde. Dieser reiste umher und sammelte Rath und Beiträge. Neben ihm arbeiteten an dem Werke am thätigsten Wigand, Juder, Faber und Corvinus. Der Sitz der Redaction war zuerst Magdeburg, daher der Namen des Werkes: Centuriae Magdeburgenses. Nachher wurde es zu Wismar redigirt. Neben den genannten Redactoren waren sehr viele andere Männer als Mitarbeiter mit dem Werke beschäftigt. Dreizehn Centurien wurden fertig, und diese erschienen in eben so vielen Folianten, deren lateinischen Titel wir unten

beifügen*). Wigand hatte auch das fünfzehnte und das sechszehnte Jahrhundert ausgearbeitet; wir wissen aber nicht, warum dieser Theil des Werkes nicht gedruckt worden ist.

Dies Werk bildete seit seiner Erscheinung die Rüstkammer aller derer, welche für diejenige Form kämpften, die die Protestanten der christlichen Lehre und Kirche geben wollten. Man mußte also auch von Seiten der Katholiken Anstalten treffen, um Geschichte mit Geschichte bekämpfen zu können. Zwar zogen viele gelehrte Italiäner gegen die Centurien der deutschen Ketzer zu Felde, und unter ihnen befand sich auch der wüthende Ketzerfeind Girolamo Muzio; es wurde aber wenig ausgerichtet. Muzio war reicher an Schimpfwörtern als an Gründen und historischen Beweisen. Dies hatte er schon in seinen Schriften gegen Occhino und Vergerio, sowie in vielen anderen bewiesen; er zeigte es auch in dem aus zwei Büchern bestehenden Werke, welches er 1570 gegen die ersten zwei Centurien der Deutschen herausgab. Er selbst fühlte, daß seine Waffen stumpf seien, und ganz Italien, welches damals noch der Hauptsitz der klassischen Gelehrsamkeit war, fühlte es mit ihm. Dies bewog den Kardinal Baronius, der protestantischen Kirchengeschichte eine ganz im Geiste der päbstlichen Kirche geschriebene, mit allen Urkunden versehene kirchlich-politische Geschichte entgegenzusetzen. Dazu wurde von Rom aus alle Welt aufgeboten. Seit 1568 beschäftigte sich der Kardinal nebst einem ganzen Heere anderer Gelehrten damit, nicht blos die Acten des Vatikan, sondern auch die aller Kirchen von Europa zu durchsuchen und sie, wiewohl mit großer Behutsamkeit, den von ihm in sehr gutem Latein geschriebenen Jahrbüchern (Annales) der päbstlichen Kirche an den passenden Stellen einzuverleiben. Dieses Werk, welches bis 1498 geht, ward 1588 bis 1607 in zwölf Folio-Bänden gedruckt. Es ist ganz vom Kardinal selbst geschrieben worden, und zwar während einer Zeit von vierzig Jahren. Das Griechische verstand Baronius

---

*) Ecclesiastica historia etc. congesta per aliquot studiosos et pios viros in urbe Magdeburgica, 1559—1574, 13 voll. Abgeändert erschien das Werk später per Ludov. Lucium, Basileae, 1624, 3 voll. Am bekanntesten ist es in dem Auszuge von Lukas Osiander: Osiandri Epitome historiae ecclesiasticae centuriae XVI, Tubingae, 1592—1604 in neun Quartanten. Dieser Auszug ward von Fürter ins Deutsche übersetzt.

nicht; er ließ es sich von Muzio, den er auch oft nennt, übersetzen. Baronius hatte bereits drei neue Bände zur Fortsetzung des Werkes fertig, als er starb. Diese Bände wurden dann dem Kardinal Raynaldus für seine bis 1565 reichende Fortsetzung überlassen, welche 1645 bis 1677 in zehn Folianten erschien. Von 1565 an führte Laderchi das Werk bis 1572, von hier an aber Henri de Sponde oder Spondanus bis 1640 fort. Eine andere Fortsetzung schrieb der Pole Bzovius in acht Folianten.

Das ganze Werk ist nicht nur als Sammlung, sondern auch dadurch wichtig, daß man, was sonst unglaublich wäre, aus den eigenen Worten der Kardinäle nachweisen kann, welche Abgeschmacktheiten und naiv-abergläubischen Geschichten selbst gründlich gelehrte Männer wie Baronius, zum großen Nachtheile ihrer eigenen Kirche, den Gelehrten und Geistlichen zu vertheidigen zumuthen durften. Dies fühlte ein verständiger Mönch, Pagi. Er folgte daher den Annalen Schritt vor Schritt kritisch, zog aber zugleich in seiner ebenfalls mehrere Folianten füllenden Kritik des Baronius sehr viele wichtige Denkmale der Profan- und Kirchengeschichte ans Licht, und behandelte die ganze Zeitrechnung mit einer bewunderungswürdigen Genauigkeit. Pagi's Werk scheint uns sowohl in Bezug auf die Prüfung der Quellen, als auch in Hinsicht auf gesunde Beurtheilung mit wenigen anderen verglichen werden zu können, und hält sich zwischen der Einseitigkeit der protestantischen Professoren und der päbstlichen Kardinäle des siebenzehnten Jahrhunderts in einer weisen Mitte. Es wird daher auch jetzt in den Ausgaben des Baronius diesen stets beigedruckt, weshalb die Ausgabe von Mansi eine ganze Reihe von Folianten umfaßt *).

Von ganz anderer Art ist das Verdienst, welches sich Fra Paolo Sarpi im sechszehnten Jahrhundert um die Kirchengeschichte erworben hat. Die angeführten Werke sind Sammlungen, und die Verfasser derselben beweisen überall, daß sie den polemischen Zweck haben, die Lehren und die Verfassung der beiden streitenden Kirchen gegen einander zu vertheidigen. Sarpi dagegen hat mit den Dogmen nichts zu schaffen, sondern vertheidigt blos die

*) Baronii Annales cum continuatione Raynaldi et critica Pagii edidit Mansi, Luccae, 1738—1758, 38 voll., Fol.

Rechte der Bischöfe und der weltlichen Obrigkeit gegen die Anmaßungen der Päbste. Sarpi gehörte zu den äußerst seltenen Männern, welche ausgezeichnete Anlagen für die allerverschiedensten Wissenschaften in sich vereinigen. Als Beispiel mag dienen, daß man lange dafür halten konnte, Sarpi sei der Entdecker der Gesetze des Blutumlaufes im menschlichen Körper gewesen. Seine Entdeckungen in der Optik, der Physik, der Chemie und der höchsten Mathematik sind unbestritten. Außerdem verstand er ganz vortrefflich Lateinisch, Griechisch, Hebräisch und Chaldäisch.

Wir haben hier nicht von Sarpi als politischem Schriftsteller und Vertheidiger der Grundsätze der kirchlichen Regierung Venedig's gegen die päbstliche zu handeln, so sehr bedeutend er auch in dieser Beziehung ist; wir reden von ihm blos als dem Verfasser des Tridentinischen Concils (Storia del concilio Tridentino), welchem Werke er seinen Namen in dem Anagramm Pietro Soave Polano vorsetzte. Obgleich er Theolog und Staats-Consultor der mächtigen Republik Venedig war, so wagte man doch in Italien nicht, dieses Buch zu drucken; Marc Antonio de Dominis nahm es mit nach London, wo es 1619 erschien. Im Jahre 1629 ward es von Diodati in Genf aufs neue verlegt. Sarpi's Styl ist nicht so ängstlich klassisch, wie der des Machiavelli, oder mit anderen Worten nicht mehr römisch als italiänisch; er ist nicht so gedehnt und auf französische Weise klar, wie der des Davila; er ist endlich nicht in Folge eines bewunderungswürdig künstlichen Baues unendlich langer Perioden so rhetorisch mühsam, wie der des Guicciardini. Sarpi erhebt sich selten zum Rednerischen oder Pathetischen; aber er überzeugt durch ruhigen, verständigen Vortrag und durch die Wahrheit der Thatsachen. Von der Dreistigkeit Davila's, welcher alle Beweggründe der Handlungen kennt, alle Geheimnisse enthüllt und von allen Berathschlagungen Nachricht gibt, ist Sarpi weit entfernt. Er schreibt würdig und correct, strotzt aber nicht, wie Davila, von Anekdoten. Dafür kann man ihm jedoch auch nicht, wie diesem, urkundlich nachweisen, daß es ihm nicht um die Wahrheit, sondern um die Unterhaltung seiner Leser zu thun ist. Sarpi ist übrigens gleich unserem Lessing ein merkwürdiges Beispiel, wie man theologische Materien so behandeln kann, daß sie für jeden Gebildeten anziehend werden. Von einem gewissen Fehler der

pragmatisirenden Geschichtschreiber, besonders der französischen und italiänischen, ist er jedoch nicht frei; er erzählt nämlich nicht blos, wie die Begebenheiten entstanden sind und sich entwickelt haben, sondern er verfolgt auch die Erscheinungen noch über den Punkt hinaus, wo sie ins Licht treten, bis in das Dunkel des Werdens.

Sarpi hat, was für unsere Zeiten und wegen der erneuten Religions-Zänkereien besonders hervorzuheben ist, nach dem Zeugnisse aller seiner Zeitgenossen, außer den Jesuiten, durch sein Buch und durch sein Leben den Beweis geliefert, daß man ein vollkommen guter katholischer Christ sein kann, ohne sich zu den Grundsätzen zu bekennen, welche die Päbste haben aufstellen lassen. Weil er im Glauben, wie im Stylisiren und Politisiren eine weise Mitte hielt, so hat er, wie das auch jetzt noch täglich geschieht, wenn Einer weder dem kecken Unglauben, noch dem blinden, allen Fortschritten trotzenden Glauben huldigt, von den beiden äußersten Enden oft starken Tadel erfahren. Man findet ihn nämlich bald nicht abergläubig genug, bald vermißt man bei ihm Machiavelli's Toscanismen und überhaupt die Künstelei am Periodenbau, sowie die Kabinets-Politik seiner Zeit. Zuviel Ernst, Würde und Salbung finden in ihm die Leser Davila's, deren Zahl wahrscheinlich viel größer ist, als die Zahl derer, welche ernstliche Belehrung über die wichtigsten Angelegenheiten der menschlichen Gesellschaft und über wahre und ächte Religiosität im Contrast gegen Ceremonien und Formeln-Wesen lieben und suchen.

b. Deutsche Dichtkunst und Geschichtschreibung im sechszehnten Jahrhundert.

Die deutsche Dichtung des sechszehnten Jahrhunderts ist von der des achtzehnten durch eine so weite Kluft getrennt, daß es uns Pflicht scheint, sie hier, wo blos vom Fortschreiten und vom Zusammenhange der Bildung der ganzen europäischen Menschheit die Rede sein soll, so kurz als möglich zu behandeln. Viele patriotische und religiöse Männer unter den Deutschen, welche die Sprache und Literatur der Deutschen jenes Jahrhunderts sorgfältiger studirt haben als wir, können außerdem allen denen, die aus Patriotismus und aus Vergnügen am Einheimischen eine Belehrung über die Werke der Dichtkunst, der Geschichte u. s. w. suchen,

diese gründlicher geben, als wir zu thun im Stande wären. Wir wollen deshalb über die eigentliche Volks-Literatur, den theologischen, polemischen und ascetischen Theil, welcher vielleicht der stärkste und zugleich originellste war, allein ausgenommen, nur kurze Notizen geben und dagegen unser Augenmerk besonders auf die realen oder exacten Wissenschaften richten. Dies wird aus dem Grunde geschehen müssen, weil wir im folgenden Jahrhundert sehr ausführlich vom größten Geiste unserer Nation, von Kepler, reden müssen, den die undankbare Nachwelt oft viel zu weit hinter Newton zurückgesetzt hat.

Die Dichtung ward eines Theils meistens noch von den sogenannten Meistersängern handwerksmäßig und im Geiste der wackeren, biederen, frommen, häuslichen und sparsamen, aber keineswegs poetischen sogenannten Bürgersleute betrieben, und war anderes Theils geistlich oder auch satyrisch. In Betreff des Meistergesanges hat bekanntlich der Nürnberger Hans Sachs nicht blos bei seinen Zeitgenossen den höchsten Ruhm erlangt, sondern seine Gedichte sind auch in den neuesten Zeiten wieder gelesen, gepriesen und herausgegeben worden. Hans Sachs ist das Haupt einer Schule und die Krone der Meistersänger gewesen, obgleich man ihn im hohen Alter, wie den großen Kepler, in Mangel und Elend sinken ließ. Seine Gedichte sind jedoch so leicht zugänglich, und mit so geringer Schwierigkeit des Verständnisses zu lesen, daß jeder unserer Leser sich bei einem flüchtigen Blick auf seine Werke selbst ein Urtheil bilden wird.

In Hinsicht auf die geistliche Dichtung in deutscher Sprache und insbesondere auf das Kirchenlied, welches seit Luther's Zeit sehr emporkam, glauben wir, daß dieses erst im siebenzehnten Jahrhundert eigentlich geniale Bearbeiter fand, oder mit anderen Worten, daß es erst von den Männern, welche mit der trockenen und starren Katechismus-Lehre der sogenannten symbolischen Bücher nicht zufrieden waren, zu hoher Vollendung gebracht worden ist. Was die satyrischen Schriften, den Till Eulenspiegel, den Reineke Fuchs, das Narrenschiff und andere auf die Bürgerklasse, nicht auf die in Schulen Gebildeten berechnete Dichtungen angeht, so haben wir derselben schon früher (Th. IX. S. 425 ff.) Erwähnung gethan. In Bezug auf Fischart aber, den Übersetzer der Unge-

zogenheiten des Rabelais, brauchen wir nur noch hinzuzufügen, daß derselbe eine Flöhhatze dichtete, um geutlich zu machen, von welcher Art sein Witz war. Von Rollenhagen endlich, welcher den Krieg der Mäuse und Frösche oder den Froschmäuseler dichtete, läßt sich eben so wenig als von Fischart behaupten, daß er den Geschmack der Nation gereinigt oder den Fortschritt ihrer Bildung gefördert habe. Dies wird man schon daraus schließen können, daß sein scherzendes oder spottendes Gedicht zu einer ganzen Iliade angewachsen ist; denn es enthält nicht weniger als zehntausend sehr lästig gereimte Verse.

Die deutschen Romane des sechszehnten Jahrhunderts sind wenigstens zum Theil originell, was die des siebenzehnten nicht sind; wir wollen indessen nur zwei derselben nennen, die „Legende und Histori vom Ritter, Herrn Polycarpus" und die unter dem Volke jener Zeit sehr verbreitete „lustige und lächerliche Lalenburg, d. i. der Schiltburger abenteuerliche Geschichten". Zwei Reisebeschreibungen, die eine in Prosa, die andere in Versen, müssen ebenfalls erwähnt werden, obgleich die Letztere erst im achtzehnten Jahrhundert in Beckmann's Anhängen (Accessiones) zu seiner Anhaltischen Geschichte gedruckt ward. Diese ist „Ludwig Fürst von Anhalt Köthen Reisebeschreibung durchs Niederland, Engelland, Frankreich, Italien, von ihm selbst in deutsche Verse gebracht", die andere aber des Hans Breuning von und zu Burchenbach orientalische Reise im Jahr 1579, welche 1612 zu Straßburg gedruckt wurde.

Man sieht auf den ersten Blick, daß alle angeführten Schriften neben den klassischen, die man in den Schulen erklärte, und neben den italiänischen, welche in den Händen der vornehmen Welt waren, weder ästhetische, noch statistische oder historische Bedeutung haben konnten. Wir haben daher auch nur einige Bücher-Titel angeführt, um zu zeigen, daß das eigentliche Volk d. h. mit anderen Worten die nicht in gelehrten Schulen gebildeten Deutschen noch immer in Rücksicht der Verfeinerung des äußeren Lebens und Verkehrs weit hinter den anderen Völkern des germanischen Stammes zurückblieben.

Zwei Niederländer schrieben über Angelegenheiten der Zeit, besonders mit Beziehung auf deutsche Verhältnisse Denkwürdigkeiten, welche mit den vorzüglichsten der Franzosen verglichen werden

könnten, wenn sie nicht lateinisch geschrieben wären. Der Eine ist Hubert aus Lüttich, welcher den nachherigen Kurfürsten Friedrich II. von der Pfalz, ehe dessen Bruder gestorben war, auf allen seinen abenteuernden Reisen begleitete und dessen Leben nachher zu Heidelberg in der Leyergasse beschrieb. Das Buch ist unterhaltend und gut geschrieben, und gibt vom Leben und Treiben der höheren Klassen in Spanien, England, Frankreich und Deutschland eine recht anschauliche Vorstellung. Wir würden auf diese in ihrer Art bei den Deutschen seltene Schrift näher eingehen, wenn nicht neulich zuerst der Hauptinhalt derselben deutsch herausgegeben und nachher durch Häusser in der Geschichte der Pfalz ein vortrefflicher Gebrauch von ihr gemacht worden wäre, so daß wir zur Ersparung des Raumes uns mit einer bloßen Erwähnung begnügen können.

Dem anderen jener beiden Niederländer verdanken wir ganz vortreffliche Nachrichten und unterhaltende Beschreibungen in Betreff der türkischen Geschichten, deren in diesem Bande Erwähnung gethan worden ist, und in Hinsicht auf den französischen Religions-Krieg, dessen später noch gedacht werden wird. Dieser Schriftsteller ist Auger Gislen von Busbec, der sich unter den drei Kaisern Ferdinand I., Maximilian II. und Rudolf II. als Gesandter und als Gelehrter um die östreichische Monarchie, sowie um die Wissenschaften, welche Rudolf II. mit mehr Eifer und Glück betrieb, als die Regierungsgeschäfte, bedeutende Verdienste erworben hat. Busbec machte im Auftrage der Kaiser zwei Reisen in den Orient. Die erste führte ihn bis nach Amasia, weil bei seiner Ankunft in Constantinopel Sultan Suleiman II. in den fernen Gegenden des schwarzen Meeres verweilte. Er hatte eigentlich den Auftrag, als Gesandter in Constantinopel zu bleiben, kehrte aber alsbald mit einem Schreiben des Sultans nach Wien zurück, da dieser nur einen sechsmonatlichen Waffenstillstand gewähren wollte. Die zweite Reise in die Türkei übernahm Busbec für Maximilian II. Er war bei dieser Gelegenheit glücklicher als vorher; denn er erlangte jetzt nicht blos einen Waffenstillstand auf acht Jahre und verweilte über sieben Jahre in Constantinopel, sondern er war auch im Stande, den bei der Vernichtung der Flotte des jüngeren Doria und des Herzogs von Medina Celi

gefangenen und mishandelten Christen wesentliche Dienste zu leisten (s. S. 431 f.). Busbec war es auch, der zuerst das für die Geschichte des alten römischen Reiches äußerst wichtige Monument von Ancyra, welches die Gelehrten von Gruterus an bis auf Friedrich August Wolf beschäftigt hat, ans Licht brachte. Er erwarb sich ferner ein Verdienst um die Bibliothek und die Naturalien-Sammlungen des Kaisers; denn er bereicherte die kaiserliche Bibliothek mit vielen eingekauften Handschriften, sowie die Pflanzen-Sammlungen des Kaisers und des Botanikers Matthioli mit getrockneten Pflanzen, brachte außerdem lebende Thiere mit, ließ andere ausstopfen, und hatte einen Zeichner und Maler bei sich, um Thiere und Pflanzen, die er nicht mitnehmen konnte, abzeichnen zu lassen.

Dies berühren wir blos im Vorbeigehen. Uns ist Busbec nur als geistreicher und verständiger Beobachter der Türken zur Zeit der höchsten Blüthe ihres Reiches und als Zeitgenosse von Piale's Unternehmungen im mittelländischen Meere und gegen Philipp's II. Flotten (s. S. 431 f.) merkwürdig. Wir verdanken ihm kurze und vortreffliche, in die Form von Briefen eingekleidete Berichte über das, was er auf seinen Reisen und in Constantinopel sah, über die Religion, die Gebräuche und das Kriegswesen der Türken, und zwar schrieb er, was sehr selten ist, Berichte, die sich auch jetzt noch mit Nutzen und Vergnügen lesen lassen. Unter Rudolf II. begab Busbec sich als Gesandter nach Paris, um der Tochter Maximilian's II. und Gemahlin Karl's IX., Elisabeth, mit seinem Rathe in dem französischen Religions-Kriege beizustehen. Auch über diesen Krieg haben wir von ihm dreiundfünfzig mehrentheils sehr kurze, aber historisch sehr brauchbare Briefe aus dem achten Jahrzehnt des sechszehnten Jahrhunderts. Die Briefe Busbec's wurden schon im sechszehnten Jahrhundert gedruckt, aber mit Recht 1740 zu Basel neu und vollständig herausgegeben *).

*) Augerii Gislenii Busbequii omnia quae extant, 1) Legationis Turcicae epistolae quatuor, 2) Exclamatio sive de re militari contra Turcam instituenda consilium, 3) Solimanni Imp. ad Ferdinandum Caesarem legatio 1662, 4) Busbequii legationis Gallicae ad Rudolfum II. Imperatorem epistolae LIII, Basileae, 1740, 8. 556 Seiten.

Wir verweisen besonders auf Busbec's vierten Brief, in welchem er über seinen Aufenthalt in Constantinopel Rechenschaft gibt und den Eindruck beschreibt, den das Unternehmen des Herzogs von Medina Celi und des Johann Andreas Doria in der Hauptstadt des türkischen Reiches machte. Er schildert in demselben zuerst den Schrecken, welchen die Erzählungen von der Stärke und Zahl des spanischen Heeres und der spanischen Flotte in Constantinopel erregten, und dann den durch die Siegesnachricht hervorgerufenen Übermuth und Hohn, den auch er und seine Leute, obgleich die Sache sie im Grunde gar nichts anging, von dem rohen Pöbel erdulden mußten. „Das Volk stürmte, sagt er, an mein Haus und fragte meine Leute, ob sie nicht etwa einen Bruder oder Bekannten bei dem christlichen Heere hätten; den würden sie jetzt bald begrüßen können." Nachdem Busbec hierauf des Alvaro de Sandi Ausharren während dreier Monate und den fürchterlichen Wassermangel, der diesen und seine Schaar auf der Insel Dscherbe bedrängte, geschildert hat (s. S. 431), redet er von dem Contrast, welchen Suleiman's ruhige Haltung mit dem allgemeinen Jubel, Hohn und Lärmen bildete. Busbec sagt, er habe am Tage nach dem triumphirenden Einzuge Piale's den Sultan in die Moschee ziehen sehen, und gestehe ein, daß in den stolzen Zügen desselben auch keine Spur von Freude zu erblicken gewesen sei *). Die Hauptfahne der Spanier war in die Hände eines türkischen Befehlshabers gefallen, der sie dem Sultan übergeben wollte; Busbec freut sich herzlich, daß er diese Ehrenfahne des Kaisers Karl V. für zwei seidene Gewänder eintauschen konnte **). Er berichtet nachher das Schicksal der angesehenen Gefangenen ganz genau, und sagt ausdrücklich, daß er es für seine Pflicht gehalten habe, denselben, soviel er konnte, beizustehen ***). Da Busbec bei dieser Gelegenheit in das Einzelnste eingeht, so

---

*) Eadem erat frontis severitas et tristitia, paene ac si nihil victoria ad eum pertineret, nihil novum et inexspectatum contigisset. Tam capax in illo sene quantaevis fortunae pectus, tam confidens animus, ut tantam gratulationem fere immotus acciperet.

**) Sic cavi, ne carissima Caroli quinti insignia ad aeternam ejus cladis memoriam apud hostem remanerent.

***) Putavi mearum esse partium, non deesse eorum miseriis.

kann man aus seinen Angaben am besten erkennen, daß die Türken-Kriege, durch welche Europa so lange Zeit hindurch verwüstet ward, den Kämpfen mit reißenden Thieren glichen. Diese Kriege waren, wie aus Busbec's Erzählungen deutlich hervorgeht, der Civilisation und dem Fortschreiten der europäischen Bildung weit nachtheiliger, als früher die Einfälle der germanischen Völker in das römische Reich; denn die Germanen ließen sich civilisiren, die Türken nicht.

c. Fortschritte der realen oder exacten Wissenschaft bei den Deutschen des sechszehnten Jahrhunderts.

Es ist früher (Th. XI. S. 451—453) im Vorbeigehen der Verdienste gedacht werden, welche Regiomontanus, Stöffler, Sebastian Münster und andere deutsche Gelehrte sich um Geographie, Mathematik, Astronomie und die damit zusammenhängenden Wissenschaften erworben haben. Hier müssen noch die denkenden deutschen Männer erwähnt werden, welche dem großen Kepler den Weg bahnten. Dieser von seinen Landsleuten vernachlässigte Gelehrte ward im Beginne des folgenden Jahrhunderts der Schöpfer der neueren Astronomie, und entdeckte, was nachher Newton erweiterte und ins Publikum brachte, die Natur der Weltkörper und die Gesetze ihrer Bewegung.

Alle Astronomen des Mittelalters, sowie die im Anfange der neueren Zeit lebenden waren in Rücksicht der Himmels-Erscheinungen und ihres Wechsels dem sogenannten Ptolemäischen System treu geblieben. Ein deutscher Gelehrte des sechszehnten Jahrhunderts bewies endlich, daß die Menschen, so weit die Geschichte reicht, in Betreff dessen, was täglich glänzend am Himmel zu sehen war, den Schein für die Wahrheit genommen hätten. Nach dem Ptolemäischen System bildete nicht die Sonne, sondern die Erde den Mittelpunkt unseres Planeten-Systems; einem Deutschen in Preußen war es vorbehalten, jenes System aus allen Schulen und aus dem Leben zu verdrängen. Dieser deutsche Gelehrte ist Copernikus. Er war 1472 oder 1473 in Thorn geboren, studirte mathematische und astronomische Wissenschaften in Italien und ward nachher Domherr in seiner Heimath. Er beobachtete auf eine ganz andere Weise und mit ganz anderen

Instrumenten, als die bisherigen Astronomen, den gestirnten Himmel und die Bewegung der Planeten. Alle seine Entdeckungen legte er in einem großen Werke über die Bewegungen der Himmelskörper (de revolutionibus coelestibus) nieder. Schon seit 1507 machte er die Beobachtungen und Rechnungen bekannt, auf welche er dieses Werk gründen wollte, und bis 1530 hatte er schon im Wesentlichen das System seiner neuen Weltordnung vollendet; er besserte aber noch dreizehn Jahre lang an seinem großen Werke aus. Erst 1543 wurde dasselbe gedruckt, und Copernikus starb an demselben Tage, an welchem er das erste vollständige Exemplar erhielt.

In diesem Werke erklärt Copernikus durch die Hypothese, daß die Erde sich um die Sonne bewege, Alles, was bisher am Himmel räthselhaft gewesen war, auf eine einfache und natürliche Weise. Er selbst gesteht in dem Buche, daß es ihn überrascht habe, mit welcher Leichtigkeit aus der Annahme, daß die Erde und die übrigen Planeten sich um die Sonne drehen, die rechtläufigen Bewegungen der Planeten, ihr Stillestehen und ihre scheinbar rückläufigen Bewegungen erklärbar seien. Er beantwortete auf eine vollkommen genügende Weise die vornehmsten Einwürfe, welche ihm gemacht werden konnten. Anderes, worüber zu seiner Zeit noch einige Dunkelheit bleiben mochte, wurde, wie er vorausgesagt hatte, in der Folge durch Beobachtungen gänzlich klar gemacht. Sein System des Weltalls war so einfach und stimmte mit den mathematischen und physischen Grundsätzen so vollkommen überein, daß es sogleich von allen Astronomen würde anerkannt worden sein, wenn nicht der Misverstand einer biblischen Stelle Alle bis auf Kepler und Galilei abgeschreckt hätte, ihre Meinung offen auszusprechen. Galilei, welcher in Italien lebte, mußte es hart büßen, daß er seine auf mathematische Beweise gestützte Überzeugung unverholen aussprach.

Ein dänischer großer Herr und beobachtender Astronom, dessen wir wegen seiner Verdienste um die Universität Prag und um die Anstalten und Sammlungen des Kaisers Rudolf II. hier in der Geschichte der deutschen Bildung erwähnen müssen, war vorsichtiger. Dieser Däne, Tycho de Brahe, suchte einen Mittelweg zwischen den Hypothesen des Ptolemäus und des Copernikus; allein schon seine Zeitgenossen blieben entweder der Kirche zu Gefallen bei der hergebrachten Meinung stehen, oder sie bekannten sich

zu des Copernikus System. Tycho de Brahe, welcher 1546 gebo= ren war und 1601 starb, stammte aus einer der ersten Familien Dänemark's, machte aber seine Studien und die ersten Beobacht= ungen zur Verbesserung der damals gebräuchlichen astronomischen Tafeln in Deutschland, so daß er auch in dieser Beziehung der Geschichte der deutschen Studien angehört. Er besaß ein fürstliches Vermögen, und konnte daher sehr bedeutende Summen auf die Anschaffung und Verfertigung der damals überall höchst unvoll= kommenen Instrumente verwenden. König Friedrich II. von Dä= nemark schenkte ihm die Insel Hween, und auf dieser ließ Tycho dann von 1576 an große Gebäude errichten, welche insgesammt zu seinen Observatorien gehörten und für seine Studien erbaut wurden. Jene Insel und die auf ihr errichteten Gebäude wurden daher unter dem Namen Uranienburg historisch merkwürdig und in ganz Europa bekannt. Da die Uranienburg nicht alle Instru= mente fassen konnte, so wurde außer ihr noch eine Sternenburg erbaut. Der große Aufwand, welchen Tycho für diese in ihrer Art einzige astronomische Anstalt machte, bedurfte der königlichen Unterstützung, war aber sogar mit ihr nicht zu bestreiten. Der König gab dem Astronomen jährlich zweitausend Thaler vom Sundzoll, ein Lehen in Norwegen, ein Kanonikat in Roeschilde und eine Präbende von tausend Spezies; dennoch setzte Tycho sein ganzes großes Vermögen zu. Die gesammte Einrichtung kostete nämlich dreimalhunderttausend Dukaten (Goldgulden), und Tycho unterhielt immer sechs, zuweilen aber auch zwölf junge Leute, die ihn theils im Beobachten unterstützten, theils zu Astronomen ge= bildet werden sollten. Während Friedrich's II. Nachfolger, Christian IV., noch unmündig war, dauerte die Anstalt fort; als aber dieser König selbst die Regierung übernahm, behielt Tycho von Allem, was ihm vorher verliehen worden war, nur die Insel Hween, welche kaum zweihundert Thaler einbrachte. Er sah sich daher bald genöthigt, dieselbe zu verlassen, und begab sich 1597 nach Kopenhagen.

Zwei Jahre darauf verließ er auch diese Stadt und zog nach Prag, wo damals Kaiser Rudolf II., welcher die Chemie, Botanik, Mathematik und Astronomie mit Vorliebe trieb, große Sammlungen aller Art anlegte und Gelehrte um sich vereinigte. Als Tycho

1599 nach Prag kam, wies Rudolf ihm einen Jahrgehalt von dreitausend Goldgulden an. Der Kaiser rief auch den damals noch sehr jungen Kepler nach Prag, aber blos um von ihm Berechnungen machen zu lassen. Der vornehme Däne wollte den armen Würtemberger zum Berechnen seiner Beobachtungen gebrauchen; er verzieh ihm zwar, daß er das Copernikanische System billigte, er verstand aber den Mann nicht, welchen Leibnitz so vortrefflich als das größte Genie unserer Nation gelobt hat, daß wir seine Worte unten beifügen wollen *). Schon 1597 war nämlich Kepler's merkwürdiges Werk der Prodromus oder das Mysterium Cosmographicum erschienen und von dem höchst dürftigen Verfasser an den hochadeligen Tycho geschickt worden. Dieser hatte aber in dem Verfasser nicht den tiefdenkenden Astronomen und Philosophen, sondern nur den geduldigen Rechner erkannt. Er schrieb, als er noch auf der Uranienburg beobachten ließ, an Kepler, dieser möge seinen eiteln Speculationen entsagen, zu ihm auf die Uranienburg kommen und Tycho's Tafeln aus den Beobachtungen berechnen. Die Nachweisung des Verhältnisses, in welchem die von Tycho de Brahe getriebene Astronomie zu der Kepler'schen stand, müssen wir auf den Abschnitt über die Bildung der siebenzehnten Jahrhunderts versparen, weil Kepler dieser Zeit angehörte.

4. Französische Bildung und Literatur im sechszehnten Jahrhundert.

a. Ergänzung der früheren Angaben über die Verdienste der Franzosen um die klassische Literatur.

Wir müssen in diesem und vorzüglich im folgenden Jahrhundert der französischen Bildung und Literatur dieselbe Aufmerksamkeit widmen, mit welcher früher die italiänische der drei vorhergehenden Jahrhunderte behandelt worden ist, weil wir besonders den Einfluß der Franzosen auf Deutschland berücksichtigen müssen. Daß aus vielen Ursachen der Ton, der Geschmack,

*) Vir incomparabilis, Johannes Keplerus, cui fata servaverant, ut primus publicaret mortalibus »Jura poli, rerumque fidem, legesque deorum.«

die Bildung und die Literatur derjenigen Klassen des deutschen Volkes, welche bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts eine fortschreitende Bildung suchten, ebenso wie die Mode in Kleidungen, Bauwerken und Hausgeräthen, ganz von Frankreich ausgingen, nehmen wir als ausgemacht an. Schon aus dieser Ursache allein muß hier, in einem nicht gerade für die Gelehrten bestimmten Werke, eine Ergänzung der früher (Th. XI. S. 465 ff.) über die Bemühungen der gelehrten Franzosen mitgetheilten Notizen eingerückt werden.

Im vorigen Bande (S. 473—475) ist der Verdienste eines Büdé, Tourneboeuf, Lambin und Müret gedacht worden. Hier wollen wir in Betreff des Letzteren noch hinzufügen, daß Müret sich lange an verschiedenen Orten von Frankreich umhertrieb, und denselben Sinn für klassische Latinität weckte, den man damals in Italien bis ins Lächerliche trieb. Als er in Frankreich gerichtlich verfolgt wurde, floh er nach Italien, wo er, weil das Lateinische damals ebenso, wie jetzt das Französische, die allgemeine Sprache war, in Venedig, Padua und Rom als öffentlicher Lehrer auftrat. In Rom lernte ihn der Kardinal Tournon kennen, und dieser brachte ihn dann nach Paris zurück. Charakteristisch für eine Zeit, in welcher auch Calvinus und Beza von der Rechtswissenschaft zur klassischen Poesie und Gelehrsamkeit und von dieser zur Theologie übergingen, wo also die Pandekten noch nicht die Bildung des Gemüths und des Herzens verscheuchten, ist der Umstand, daß Müret in Paris von 1565 bis 1585 zuerst des Aristoteles Ethik erklärte, dann aber die Rechtswissenschaft und zuletzt wieder ausschließlich die klassische Literatur lehrte.

Die beiden Scaliger, Julius Cäsar Scaliger und sein Sohn Joseph Justus Scaliger, sind zu eigenthümliche Erscheinungen in der Geschichte der neueren gelehrten Welt, als daß sie bei der Aufzählung der Männer, welche diesseit der Alpen mit den großen Italiänern durch Verdienste um die klassische Bildung und die Universalität des Wissens gewetteifert haben, übergangen werden dürften. Julius Cäsar Scaliger, welcher einen lächerlichen Adelstolz mit prahlender Gelehrten-Eitelkeit vereinigte, gleichwohl aber unsterbliche Verdienste hat, war anfangs Page bei unserem Kaiser Maximilian I. gewesen, und begann erst dann

zu lernen, als er den Entschluß gefaßt hatte, Mönch zu werden. Er studirte zu Bologna. Hier bot König Franz I., als derselbe 1513 dahin kam, ihm Kriegsdienste an, welche Scaliger auch annahm. Erst während seines Aufenthaltes in Turin begann er die Erlernung des Griechischen, und erst in seinem vierzigsten Lebensjahre (1525) faßte er den Entschluß, den Kriegsdienst zu verlassen und sich ganz der Wissenschaft zu widmen. Er ließ sich hierauf zu Agen als Arzt nieder, erlangte daselbst als solcher und als Naturforscher großes Ansehen, und suchte alle bekannten Sprachen zu erlernen. Die Universalität seiner Kenntnisse ist unleugbar. Bekannt ward er durch achtzehn Schriften. Von dem, was er und seine Bewunderer in Betreff seiner Leistungen und Verdienste rühmen, muß man gar Vieles dafür abrechnen, daß er ein unbegreiflich kecker Charlatan und ein anmaßender Prahler war. Nichtsdestoweniger wirkte er für Frankreich, wo er seit 1528 naturalisirt war, in vieler Beziehung, gerade weil er prahlte und log, mehr, als irgend ein Anderer.

Was die eben erwähnte Schattenseite Scaliger's betrifft, so wurde er im Marktschreien doch von seinem Zeitgenossen Hieronymuß Cardanus noch sehr weit übertroffen. Wir verweilen daher auch einen Augenblick bei diesem Gelehrten, weil das Treiben beider Männer für den Charakter der Studien jener Zeit sehr bezeichnend ist. Cardanus schrieb zu der Zeit, als auch Scaliger als Schriftsteller auftreten wollte, das beste Buch, welches wir von ihm besitzen (de subtilitate libri viginti et unus). Dasselbe machte dadurch sehr großes Aufsehen, daß es eine Philosophie und vollständige Beschreibung der Natur oder die Naturgeschichte und Physik zu enthalten schien. Auf diesen Umstand gründete Scaliger ganz keck seinen Ruf. Er schrieb über denselben Gegenstand ein an Cardanus gerichtetes Buch, welches er das fünfzehnte nannte, ohne daß andere vorausgegangen wären (Exoticarum exercitationum liber quintus decimus de subtilitate ad Cardanum). In diesem Buche finden sich sehr merkwürdige Nachrichten über naturhistorische Gegenstände, sowie über arabische Schriftsteller, und Scaliger hat aus den Letzteren und aus den Alten, die er sehr verständig benutzte, recht gute, durch eigene Erfahrungen bestätigte Bemerkungen gemacht. Dessen ungeachtet erregt die Lüge, mit

welcher Scaliger seine Schrift in das Publikum brachte, nicht weniger Verdacht gegen Alles, was keinen anderen Zeugen hat, als ihn selbst. Er sagt nämlich, er habe freilich noch vierzehn Bücher ähnlicher Abhandlungen geschrieben, weil aber in ihnen nichts von Cardanus vorkomme, so habe er nur das eine herausgegeben. Scaliger verfaßte auch Bücher über die Pflanzen-Physiologie, welche in des Theophrastus und in einem dem Aristoteles zugeschriebenen Buche über die Pflanzen vorgetragen war. Das Wichtigste, was er für die Entwickelung der neueren Naturgeschichte mit Hülfe des Aristoteles und anderer Alten gethan hat, sind seine Anmerkungen und Erläuterungen zu des Aristoteles Buche über die Thiergeschichte, welches er griechisch und lateinisch herausgab. Er selbst veröffentlichte 1554 nur das zehnte Buch als Probe; das ganze Werk ließ Maussac 1619 zu Toulouse mit Hinzufügung alles dessen drucken, was er in Scaliger's Papieren gefunden hatte.

In Beziehung auf lateinischen Styl und lateinische Sprache war Julius Cäsar Scaliger ganz anderer Meinung, als Erasmus von Rotterdam, welcher für den besten Stylisten diesseit der Alpen gehalten wurde. Erasmus machte sich über die italiänischen Ciceronianer lustig, welche kein Wort und keine Redensart, wenn sie nicht im Cicero vorkamen, als lateinisch anerkennen wollten, und zu denen einige Zeit hindurch auch die Geheimschreiber des Pabstes gehörten. Erasmus lachte jedoch nicht blos über diese Affen des Cicero, sondern er wollte auch ebenso, wie unsere gelehrten historischen Forscher in Rücksicht des Livius und der römischen Geschichte, besser wissen, wie man lateinisch schreiben müsse, als Cicero selbst. Dies erregte den Zorn Scaliger's. Er schrieb 1529 gegen des Erasmus Buch *) zwei entsetzlich grobe Reden, deren erste aber nicht früher als 1531 gedruckt werden konnte, weil bei der unglaublichen Achtung, welche damals ganz Europa gegen Erasmus hegte, sich niemand dazu hatte verstehen wollen. Gerade hundert Jahre später erschienen beide Reden in einen Quartband zusammen gedruckt**).

*) Ciceronianus sive de optimo genere dicendi.

**) J. C. Scaligeri orationes duae adversus Desiderium Erasmum eloquentiae Romanae vindices.

Das größte Verdienst des älteren Scaliger ist seine Aesthetik und Poetik, geschrieben unter dem Gewühle und den Verheerungen eines inneren Krieges, welcher zugleich ein Religions-Krieg war. Seine sieben Bücher Poetik sind, wie Alles, was er schrieb, originell; sie erschienen zuerst im Jahre 1561 und wurden später noch unzählige Male wieder gedruckt. Dieses Werk kann, verglichen mit hundert anderen, beweisen, daß ein guter Kopf auch durch die ungeheuerste und wüsteste Gelehrsamkeit nicht stumpf wird. Ein denkender Mann wird nämlich Scaliger's Poetik immer noch mit Vergnügen lesen, obgleich der Verfasser derselben, wie die meisten seiner Zeitgenossen und, wir möchten fast sagen, wie die Aesthetiker der meisten Völker überhaupt, mehr die Sprache, die äußere Glätte, die Kunst und den Styl oder mit anderen Worten die Form ins Auge faßt, als das Wesen. Da er jedoch selbst nicht übel schreibt, so kann man gerade aus seinen Beurtheilungen der Sprache und des Styles sehr viel lernen. — Sein Sohn gehört in das siebenzehnte Jahrhundert; wir werden aber in den folgenden Bänden seiner schwerlich erwähnen, weil wir des Vaters nur aus Rücksicht darauf gedacht haben, daß derselbe einer der ausgezeichneten Gründer eines soliden klassischen Studiums in Frankreich gewesen ist.

Wollten wir alle die Männer, welche ebenso im sechszehnten Jahrhundert von Frankreich aus, wie die großen Italiäner im vierzehnten und fünfzehnten von Italien her, die klassischen Studien über ganz Europa verbreiteten, einzeln erwähnen und ihre Schriften aufzählen, so würden wir die mit den gelehrten Sprachen nicht bekannten Leser abschrecken. Wir übergehen deshalb hier auch sogar viele der verdientesten derselben. Sonst würde zuerst Brisson genannt werden müssen, welcher Untersuchungen über das römische Recht machte, wie es die freien Seelen römischer Senatoren zur Zeit der römischen Republik trieben und unentgeltlich lehrten. Brisson erwarb sich um die Erforschung der Ursprünge dieses Rechtes ein unsterbliches Verdienst, obgleich er selbst als General-Advokat und Parlaments-Präsident über dem Studium des positiven Rechtes die natürliche Moral so sehr vergaß, daß er sein Schwanken im Grundsatze des Lebens mit dem Leben bezahlen mußte. Er hat viele und gründliche Werke geschrieben; seine

Bücher über das römische Recht und über die altpersische Verfassung werden aber noch immer gelesen *).

Wir erwähnen hier der Verdienste Calvin's und Beza's um die Bildung in Frankreich nicht, theils weil beide Männer besonders für Genf wirkten, theils weil ihrer Verdienste im Laufe der politischen Geschichte oft gedacht werden muß. Dagegen dürfen wir hier, wo von unsterblichen Verdiensten um die Bildung der neueren Zeit die Rede ist, die beiden Stephanus nicht vergessen, welche ebenso, wie schon der Vater des älteren von ihnen, der Wissenschaft große Opfer gebracht haben. Robert Stephanus und sein Sohn, Heinrich II. Stephanus, waren sehr große Gelehrte, und machten sich durch die Errichtung großer und glänzender Buchdruckereien und durch Schriftgießereien, welche ungeheuere Summen erforderten, ebenso um die Länder diesseit der Alpen verdient, wie die Junta und Aldus Manutius (s. Th. X. S. 406 f.) um Italien. Auch die Stephanus wollten mit eigener Aufopferung nur klassische Werke und diese nur durchaus correct und zierlich drucken. Robert wurde, so lange Franz I. lebte, von diesem Könige in seiner rühmlichen Bemühung, die klassische Wissenschaft in Europa Allen zugänglich zu machen und die Zahl der guten Bücher zu vermehren, freigebig unterstützt. Nach dem Tode des Königs Franz verließ Robert Paris und zog nach Genf, wo er der vertrauten Freundschaft der daselbst vereinigten Gelehrten, besonders des Calvinus, des Beza und des Rivet, genoß und in Verbindung mit seinem Schwiegervater Badius der Aufklärung große Dienste leistete. Die katholische Geistlichkeit hatte es ihm vorher sehr übel genommen, daß er und sein Schwiegervater nebst zehn anderen tüchtigen Gelehrten die neue lateinische Übersetzung und den Druck der Bücher des alten und neuen Testamentes mit einer bewunderungswürdigen Ausdauer gefördert hatten. Robert's Wörterbuch der lateinischen und französischen Sprache und seine Übersetzung der Rhetorik des Aristoteles werden noch immer gebraucht.

Sein Sohn, Heinrich II., vereinigte mit dem Fleiße und der staunenswürdigen Gelehrsamkeit des Vaters den Witz und die

*) 1) De formulis et solemnibus populi Romani verbis. 2) De verborum ad jus pertinentium significatione. 3) De regio Persarum imperio.

schneidende Schärfe eines Rabelais, mit welchem er in so vertrauten Verhältnissen stand, daß man ihm oft eine der Arbeiten desselben zugeschrieben hat. Er war 1528 geboren, bildete sich unter Tourneboeuf, Danès und anderen gelehrten Franzosen, lebte lange in Italien und England, und ward, als der Vater die Unternehmungen des Sohnes überspannt fand, von König Heinrich III. und von den Fugger in Augsburg durch große Summen unterstützt. Eine bloße Aufzählung der von ihm herausgegebenen griechischen und römischen Klassiker würde mehrere Seiten füllen; wir bemerken daher nur, daß er seine Ausgabe des Anakreon aus den von ihm in England untersuchten alten Bücherdecken zusammensetzte, und daß er dem in seiner Officin gedruckten Diodor von Sicilien zehn Bücher beifügte, welche er selbst aufgefunden hatte. Sein griechischer Sprachschatz (Thesaurus) würde allein hinreichen, um einen Gelehrten unsterblich zu machen. Noch in unseren Tagen haben sich alle Kenner der griechischen Sprache in ganz Europa bemüht, die in England veranstaltete neue Ausgabe desselben aus ihren Sammlungen und durch ihre Bemerkungen zu bereichern.

Heinrich's Genialität war sein Verderben. Er schrieb nämlich eine Einleitung zur Apologie des Herodot, welche in Hinsicht auf Witz, Schärfe, Bitterkeit und unnachahmlichen Reiz des Styles, aber auch an Heftigkeit, Ungezogenheit und schonungsloser Verletzung alles Anstandes den besten und kühnsten Ergüssen eines Voltaire gleichkommt. Jedermann erhob sich, da in diesem Buche kein Mensch verschont geblieben war, gegen den frechen Spötter, welcher die bitterste Galle gegen die Religion, gegen die Geistlichen und gegen die angesehensten und geachtetsten Gelehrten ausgeschüttet hatte. Er ward hierauf gerichtlich verfolgt und zu Paris im Bilde verbrannt, und alle seine ungeheueren Unternehmungen stockten. Er entfloh in die Gebirge von Auvergne, erlangte aber doch Heinrich's III. Gnade wieder, der ihm auch wegen seiner großen Meisterschaft in dem französischen Style und wegen seiner Schriften in französischer Sprache einen Gehalt gab. Nach Heinrich's III. Tode irrte der Mann, der ein Wunder von Genie und, was selten ist, zugleich von der gründlichsten Gelehrsamkeit war, wieder unstet umher. Er starb endlich 1598 zu Lyon im Spital. Das mögen sich die ächten Gelehrten merken; wenn sie nicht einem Hofe, einem

gelehrten Orden, Akademie genannt, oder einer Masse schläfriger Leser dienen, so müssen sie entweder wie Xylander (s. Th. XI. S. 457 f.) sich zu Tode arbeiten, oder sie sterben Hungers, wie Kepler, oder im Spital, wie Heinrich Stephanus.

Hotomann, Franz und Ämilius Portus, Casaubonus und Salmasius gingen von der Genfer Schule als Lehrer der neuen klassischen Studien auf dieselbe Weise in andere Gegenden, wie einst die Griechen nach Italien gegangen oder dahin gerufen worden waren.

b. Geschichte.

Die den Franzosen eigenthümliche historische Literatur knüpft die Geschichte an die Biographie einzelner Männer, aus deren Denkwürdigkeiten sie geschöpft werden muß, weil klassische Darstellungen des ganzen Zusammenhanges oder einzelner Zeiträume, d. h. durchdachte Geschichte, ihnen mangeln. Ehe wir von dieser Literatur reden, wollen wir einige Worte über die Anwendung der klassischen Studien auf die Geschichtschreibung vorausschicken. Wir haben aus dieser Ursache, als im elften Bande von den Verdiensten des Rechtsgelehrten Lüdé die Rede war, Pithou übergangen, um seiner hier zugleich mit dem lateinischen Geschichtschreiber seiner Zeit, de Thou, zu erwähnen.

Peter Pithou war einer der ausgezeichneten Juristen des sechszehnten Jahrhunderts, welche das Studium der römischen Rechtsgelehrsamkeit auf eine solche Weise trieben, daß sie mit demselben jede Wissenschaft verbanden, die den menschlichen Geist wahrhaft bildet und veredelt. Er hatte die bedeutende Stelle eines Staatsanwaltes, gab aber, als Heinrich IV. an die Regierung kam, diese Stelle für einige Zeit auf, damit er sich die ihm fehlenden gelehrten Kenntnisse noch erwerbe. Er schrieb unter den dringendsten Berufsgeschäften eine ganze Reihe von Schriften, und sorgte für den Abdruck anderer, welche vielleicht ohne ihn für uns ganz verloren gegangen sein würden. Im fünften Bande von Niceron's Nachrichten über merkwürdige Gelehrte werden achtzehn Schriften von ihm angeführt, deren Erwähnung jedoch nicht hierher gehört. Um seine unermüdete Arbeitsamkeit für die diesseit der Alpen damals noch ganz vernachlässigten Theile des menschlichen

Wissens zu bezeichnen, bemerken wir, daß sich unter diesen Werken Pithou's eine Anzahl von Schriften über die Geschichte beider Rechte, welche auch bis auf den heutigen Tag nicht unbedeutend sind, sowie eine Ausgabe des Gesetzbuches des kanonischen Rechtes und eine Ausgabe der bisher noch nicht gedruckten westgothischen Gesetze findet. Der geistlichen Schriften Pithou's erwähnen wir nicht. Wir übergehen sogar die Ausgaben des Phädrus, des Quinctilian, des Petronius u. A. m., weil hier nur von den Verdiensten geredet werden soll, die er sich um die Geschichte erworben hat.

Pithou war es, der den bis dahin fast ganz unbrauchbaren Text des Geschichtschreibers der Longobarden in einer verbesserten und lesbaren Form herausgab. Ebenso verhält es sich mit Otto von Freisingen und mit den von Pithou herausgegebenen zwölf Schriftstellern der älteren französischen Geschichte. Außer diesen machte er noch elf andere Schriftsteller bekannt, welche die Geschichte da fortsetzten, wo jene zwölf sie hatten stehen lassen. Auch die Capitularien der ersten Karolinger, welche freilich später Balüze mit vielen Verbesserungen und Bereicherungen herausgab, zog er ans Licht. Pithou hätte nie herausgeben und ausarbeiten können, was er geliefert hat, wenn nicht eine Anzahl Freunde ihn eifrig unterstützt hätten. Damals bestand nämlich bei den Genfer und Pariser Gelehrten ein bewunderungswürdiger Wetteifer. Auch unter den Katholiken ward die Bildung ein Bedürfniß, und katholische und protestantische Gelehrte suchten einander durch Studien, welche Tage und Nächte fortgesetzt wurden, zu übertreffen. Bei diesem Streben unterstützten sich die Freunde ohne Eifersucht untereinander. Unter den Männern, welche dem Pithou ihre Hülfe gewährten, waren unstreitig Loysel und de Thou die vornehmsten.

August de Thou ging, wie Calvinus, Beza und viele Andere, aus der juristischen Schule von Orleans hervor, wo schon im vorigen Jahrhundert diejenigen Studien, die man, im Gegensatz gegen die zu Paris betriebene scholastisch-dialektische Theologie und gegen die nackten Pandecten Justinian's, die menschlich bildenden (humaniora) nannte, eifrig betrieben wurden (s. Th. X. S. 424 u. Th. XI. S. 472). Cujacius und Andere führten nämlich damals die Rechtswissenschaft von Justinian und Trebonian auf die Juristen

der römischen Republik zurück. De Thou war, ehe er nach Orleans kam, schon von einem der größten Erklärer der Alten, von Lambin, unterrichtet worden, und begab sich von Orleans nach Valence, wo damals Cujacius lehrte. Von dort ging er zu den Juristen, welche in Bourges das Studium des Rechtes auf dieselbe bildende Weise trieben, wie Cujacius zu Valence, nämlich zu Hugues Doneau und Hotomann. Er ward später Parlaments-Rath und Parlaments-Präsident, und starb erst 1619.

Er widmete sein ganzes Leben der Sammlung und Forschung der allgemeinen, nicht blos, wie Andere, ausschließend der französischen Geschichte seiner Zeit oder der Jahre 1543 bis 1607. Diese Geschichte schrieb er in klassischem Latein, weil er für das gesammte Europa arbeiten wollte, in welchem damals das Französische noch nicht die allgemeine Sprache war. Sein großes Werk *) durfte, als es gedruckt wurde, nicht Alles enthalten, was er, welcher eigentlich eifrig reformirt war, geschrieben hatte, und selbst in der von ihm seinen Freunden anvertrauten und 1620 auf ihre Veranlassung zu Genf in fünf Folio-Bänden abgedruckten Ausgabe fehlte sehr Vieles. Erst der Engländer Corte sammelte sorgfältig Alles, was de Thou und die früheren Herausgeber desselben weggelassen hatten, so daß die Londoner Ausgabe von 1732 in sieben Folianten die einzige vollständige und authentische ist. Diese Ausgabe hat auch den Vortheil, daß man nicht, wie bei den übrigen, immer die französische Übersetzung neben ihr liegen haben muß, um zu sehen, welcher neuere Namen unter dem von de Thou gebrauchten altrömischen versteckt ist. Man findet nämlich den neueren Namen gleich unter dem Texte. Das Werk ist in einem sehr reinen Latein geschrieben, wird aber eben darum oft durch das Künsteln am Perioden-Bau allzu wortreich und ermüdend. Es war zwei Jahrhunderte hindurch für alle Gebildeten das Lesebuch der neueren europäischen Geschichte.

Für die französische Geschichte der Zeiten des Religions-Krieges ist de Thou eine der Hauptquellen, obgleich wir auch in Bezug auf diese ihm nicht unbedingt folgen möchten und seine gar zu große

---

**) Augusti Thuani libri XXXVIII historiarum sui temporis. Dazu gehören für Frankreich die libri VI de vita sua.

Ausführlichkeit beschwerlich ist; denn er ist fast der einzige sowohl unter den katholischen wie unter den protestantischen Schriftstellern, welcher nicht blind parteiisch war und die gebührende Milde gegen Andersdenkende nie verleugnete. Dem französischen Nationalcharakter blieb er, trotz aller Klassicität, getreu. Er strebt nämlich, wie alle Franzosen im Leben, Reden und Schreiben thun, vor Allem nach Effect und jagt nach Anekdoten. Auch ist er in Allem, was nicht in Frankreich vorging, ebenso unzuverlässig, wie seine Landsleute überhaupt. Er schreibt über die Geschichten des Auslandes oft nicht als denkender und um Genauigkeit besorgter Geschichtschreiber, sondern mehr wie ein Zeitungsschreiber, der sich um die Natur der Quellen, die er benutzt, und um die Glaubwürdigkeit der eingezogenen Nachrichten wenig bekümmert.

In Beziehung auf Geschichte in der Muttersprache stehen die Franzosen den Deutschen unendlich weit voran. Wir besitzen nicht nur keinen Schriftsteller, der dem romantischen Froissart und dem philosophisch-politischen Comines gegenüber gestellt werden könnte, sondern wir haben auch nicht einmal einen erträglichen Selbstbiographen; denn was Götz von Berlichingen dictirte oder Schärtlin von Burtenbach schrieb, möchten wir ebenso wenig hierher rechnen, als wir des Balthasar Russow Chronik eine Geschichte nennen mögen *). Es kann nicht unsere Absicht sein, alle Denkwürdigkeiten über französische Geschichte, welche im sechszehnten Jahrhundert von Augenzeugen oder von Hauptpersonen des Staates und des Heeres geschrieben worden sind, vollständig aufzuzählen. Dies würde nicht einmal der Raum erlauben. Wir werden uns mit der Anführung einer kleinen Zahl von Denkwürdigkeiten und mit einigen allgemeinen Bemerkungen begnügen.

Zuerst muß darauf aufmerksam gemacht werden, daß in der Sammlung der sämmtlichen zur französischen Geschichte gehörenden Denkwürdigkeiten mehr als dreißig Bände der Geschichte des sechszehnten Jahrhunderts angehören. Durch diese große Zahl von Denkwürdigkeiten mußte natürlich mehr Kenntniß der nationalen Zustände, mehr Antheil an den einzelnen Männern und Familien,

---

*) Chronica der Provinz Liefland kort unde loffweedig beschreven dörch Balthasar Russowen, Revaliensem, Rostock, 1578, 3 Theile 4.

mehr Aufmerksamkeit auf den Hof, die Prinzen, die Herzöge und die kleinen Herren, mit deren Geschichte jene Schriften sich beschäftigen, allgemein verbreitet werden, als die lateinischen Chroniken oder die oft sehr kindischen Volksgeschichten der Deutschen zu verbreiten vermochten. Freilich wurde dadurch auf der anderen Seite auch die Geschichte des Volkes und des Reiches ganz aus dem Auge gerückt und in eine Geschichte des Hofes und der vornehmen Familien, der Kabalen und Prahlereien der Marschälle und Hofleute umgewandelt. Das Wahre und das Falsche wurden von keinem denkenden Forscher, das Wichtige und Unwichtige von keinem prüfenden Geiste gesichtet. Das Ganze ward ein Anekdoten-Kram, und man gewöhnte sich, in der Geschichte eine Unterhaltung und Klatscherei zu suchen, besonders als im siebenzehnten Jahrhundert die Verfasser von Denkwürdigkeiten anfingen gut und richtig zu schreiben, was man von denen des sechszehnten Jahrhunderts nicht sagen kann. Dies war jedoch kein der französischen Geschichtschreibung allein eigenes Übel; denn daß man überall Roman und Geschichte verwechselt und mehr nach dem, was der Haufe, oft sehr mit Unrecht, schönen Styl nennt, fragt, gilt nicht blos für Frankreich, sondern auch für andere Länder. Übrigens zweifeln wir, ob die Franzosen der neuesten Zeit dadurch, daß sie aus Deutschland die vornehme, doctrinelle (sophistische) Behandlung der Geschichte herüberholten, viel gewonnen haben.

Unter den Denkwürdigkeiten des sechszehnten Jahrhunderts sind freilich einige ganz roh entworfen, und überhaupt empfehlen sich nur sehr wenige durch den Styl, weil man oft durch lange Abhandlungen und Nutzanwendungen ohne alles Interesse sich hindurcharbeiten muß; doch haben alle irgend eine Seite, durch welche sie für das ganze Publikum oder doch für die Franzosen anziehend sind. So haben z. B. die Denkwürdigkeiten des Marschalls von Montlüc als praktisches Lehrbuch der Kriegskunst (Bréviaire des gens de guerre), wie Heinrich IV. sie nannte, eine Bedeutung, so sehr sie auch mit leerem Gerede und gasconischem Prahlen angefüllt sein mögen. Für unsere deutsche Geschichte sind die Denkwürdigkeiten des Marschalls von Vieilleville sehr anziehend, obgleich dieser Franzose ebenso, wie unser Ulrich von Hutten, sich mit Unwillen über das unmäßige Saufen der

deutschen Ritterschaft jener Zeit ausspricht. Vieilleville verstand etwas Deutsch, und ward gebraucht, wenn man Deutsche überreden, wenn man sie becomplimentiren oder geleiten, oder wenn man, was jeden Augenblick geschah, unter ihnen wie unter den Schweizern Soldaten werben wollte. Für die gesammte Geschichte möchten wohl die Denkwürdigkeiten des Herrn von Rabütin und die des Herrn von Castelnau die bedeutendsten sein.

Rabütin, den man oft, wie es uns scheint mit Unrecht, für den Großvater des im siebenzehnten Jahrhundert wegen seiner Denkwürdigkeiten und Briefe neben der Frau von Sevigné berühmten Grafen von Büssy Rabütin ausgibt, ist für die Geschichte der Kriege von 1551 bis 1555 die Hauptquelle, da er unter den Schützlingen des Herzogs von Nevers war, welcher nach der Schlacht bei St. Quinctin das französische Heer wieder sammelte und ordnete. Es ist anziehend, aus ihm zu lernen, daß er die Verwüstung mit Feuer und Schwert auf fremdem Gebiete auf dieselbe Weise betrachtete, wie die in Afrika commandirenden französischen Generale unserer Zeit. — Castelnau's Denkwürdigkeiten sind von uns in der politischen Geschichte der Jahre 1550 bis 1568 sehr oft angeführt worden, weil le Laboureur und spätere Herausgeber derselben durch ihre Bemerkungen über diese Denkwürdigkeiten Alles vereinigt haben, was der kritische Forscher der Geschichte zur Prüfung der Quellen bedarf. Ohne diese dem Text an Ausführlichkeit gleichkommenden Observationen kann Castelnau's Werk nicht wohl gebraucht werden. Übrigens nimmt dasselbe in der Ausgabe von le Laboureur einen starken Folianten, in der allgemeinen Sammlung der Denkwürdigkeiten fünf starke Octavbände ein. Der Verfasser spricht sich in einem den Denkwürdigkeiten vorgesetzten Briefe an seinen Sohn Jakob ganz bescheiden über den Zweck seines Buches aus. Er sagt, er habe sich entschlossen, seine Denkwürdigkeiten selbst zu schreiben, obgleich er ebensowenig wie Philipp von Comines ein Gelehrter oder der Sprache und des Styles ganz mächtig sei. „Ich glaubte, fährt er fort, es thun zu können, weil ich in diese Denkwürdigkeiten nichts aufnehmen werde, als nur solche Dinge, die ich selbst mit angesehen, und an deren Ausführung ich Theil gehabt habe. Auf die Reden der Historiker habe ich mich nicht eingelassen, weil diese

oftmals nur ihren Federn oder auch ihren Leidenschaften freien Lauf gewähren, so daß sie uns statt der Geschichte, welche heilig und wahr sein muß, Lobreden oder schmähliche Schandschriften hinterlassen." Ungeachtet dieser Worte müssen wir gestehen, daß Castelnau's Denkwürdigkeiten voll Unwahrheiten, Prahlereien und langer, langweiliger Abschweifungen sind. Doch haben die Commentatoren alles Irrige berichtigt. Übrigens bemerkt Castelnau ausdrücklich, daß er seine Denkwürdigkeiten keineswegs für den Druck geschrieben habe.

c. Dichtkunst.

Wie Rabelais in Bezug auf Prosa eine neue Periode der französischen Literatur bezeichnet, so bezeichnet Villon eine neue Art von nationaler und scherzhafter Poesie. Dies ist bereits früher (Th. XI. S. 475 ff.) erwähnt worden. Wir haben dort auch ausführlich von Villon gehandelt und zugleich die Bemerkung hinzugesetzt, daß nachher Clement Marot die von Villon an den Hof gebrachte, eigentlich nicht hofmäßige Dichtungsweise mit etwas mehr Feinheit und sehr vielem Glücke zur herrschenden machte. Zwischen Villon's großem Testamente und den ersten Erzeugnissen Marot's waren vierundfünfzig Jahre (1461—1515) verflossen; die Dichtkunst hatte aber in dieser Zeit keine Fortschritte gemacht. Marot betrat daher denselben Weg, welchen Villon gewandelt war, und ward in der Geschichte der französischen Poesie unsterblich, ohne daß er ein schöpferisches Genie gewesen wäre. Dies und Anderes in dem Nachfolgenden wagen wir zu behaupten, obgleich wir mit den französischen Dichtern des sechszehnten Jahrhunderts selbst wenig vertraut sind. Wir können uns nämlich hier und da auf den Herrn von St. Beuve stützen *), dessen Ansicht mehr mit der unserigen übereinstimmt, als Laharpe's Declamation oder das Urtheil eines deutschen Aesthetikers im ersten Bande der Nachträge zu Sulzer's Theorie der schönen Künste.

Clement Marot war, wie St. Beuve ganz richtig sagt, Meister eines

*) Tableau historique et critique de la poësie française et du théâtre français au seizième siècle par C. A. Sainte Beuve, 2. édition, Paris 1838.

fließenden Geplauders, welches von Zeit zu Zeit durch lebhafte und gute Einfälle unterbrochen wird. Nur durch dieses Verdienst, sagt St. Beuve, zeichnet Marot sich aus, und ihm allein verdankt er seinen lang dauernden Ruhm und seinen Anspruch an Unsterblichkeit. Auch darin stimmt St. Beuve mit unserer Ansicht überein, daß Villon und Marot ebenso, wie später andere Dichter, gerade deshalb Lieblinge der Nation geworden und geblieben sind, weil sie nicht, wie das ganze sogenannte Siebengestirn der lyrischen Dichter jener Zeit, ihrem Volke klassische Formen und Weisen aufdringen, sondern die Dichtung der Volksdichter des Mittelalters fortsetzen wollten. Marot, sagt der angeführte Schriftsteller, hat darum unsere besondere Aufmerksamkeit verdient, weil er uns die alte französische Poesie in ihrer größten Reinheit darbietet, so daß man in ihm den ächten und reinen Abkömmling eines Jean de Meue, eines Alain Chartier und Vallon erkennt. Ihre Manieren, ihre Ideeen sind mehrentheils die seinigen, und an vielen Stellen erkennt er sie als seine Lehrer an. Er gab den Roman von der Rose heraus, dessen Styl er verbesserte; auch Villon's Gedichte sammelte er und stellte ihren ächten Text, so gut er konnte, ganz wieder her. Von den veralteten poetischen Schönheiten alter Reimkunst findet man bei ihm häufige Beispiele (des rimes équivoquées, consonnées, annexées, fratrisées).

Marot's Leben war keineswegs erbaulich; doch ist das, was gewöhnlich von seinen Liebschaften erzählt wird, eine Fabel. Dies hat Goujet in seiner bibliothèque française schon längst bewiesen; es ist aber nichtsdestoweniger stets wiedererzählt worden. Marot war bald katholisch, bald protestantisch. Es ist deshalb auffallend genug, daß gerade dieser leichtfertige und lose Dichter die Übersetzung der Psalmen gemacht hat, welche lange Zeit das Kirchen-Gesangbuch der so außerordentlich strengen Calvinisten bildete. Ein gelehrter Kenner der hebräischen Sprache, Vantello, ermunterte ihn zu dieser Arbeit und unterstützte ihn bei derselben. Die von Marot übersetzten Psalmen wurden einzeln verbreitet, sein Namen bewog auch den katholischen Theil der Franzosen sie zu lesen, und sie hatten (unter Andern auf Heinrich's IV. Mutter) ungefähr dieselbe Wirkung, welche in Deutschland Luther's Übersetzungen von den ebenfalls zuerst einzeln verbreiteten Büchern der Bibel hatten.

Marot übersetzte im Ganzen fünfzig Psalmen, Beza fügte nachher die übrigen hinzu. Es ging später den Reformirten gerade so, wie es den Lutheranern gegangen ist, deren Gesangbücher immer platter und prosaischer wurden; denn auch in den Psalmen, welche später von den Reformirten statt der Psalmen Marot's und Beza's beim Kirchengesange gebraucht wurden, war zwar die Sprache moderner, sie hatten aber keinen poetischen Werth.

Die Schalkheit, mit welcher Marot die veraltete Sprache gebraucht, ist unter Ludwig XIV. von la Fontaine nachgeahmt worden, und sogar der unerbittliche grammatische Schulmeister Boileau hat sie empfohlen (imitez de Marot l'élégant badinage!). Die Arbeiten Marot's, Briefe, Balladen, chants, chansons und Rondeaux, können in einem für das deutsche Publikum bestimmten Werke nicht erwähnt werden; wir müssen diejenigen Leser, welche diese nur für Franzosen geschriebenen Gedichte näher kennen zu lernen wünschen, auf Laharpe und St. Beuve verweisen. Das bedeutendste von Marot's Werken scheint uns aus vielen Ursachen das Gedicht zu sein, welches er l'enfer de Clément Marot überschrieben hat. Es ist eine Darstellung der Art, wie man damals mit den Leuten umging, welche dem Kriminalgerichte anheim fielen. Man findet in ihm eine grausige Beschreibung vom Gefängnisse des Châtelet, sowie von der Behandlung und den pedantisch-peinlichen Verhören, welchen auch Marot unterworfen wurde. Dazu gehören auch die zwei poetischen Episteln, welche Marot aus dem Gefängnisse an den König schrieb, die eine, um seine Befreiung zu erflehen, die andere, um dem Könige in komischer Weise zu klagen, daß er von seinem Bedienten arg bestohlen worden sei. Diese drei in der französischen Literatur berühmten Stücke sind ganz in Villon's Manier; nur hatte der Letztere mehr Kraft und Natur, während Marot mehr Feinheit besaß.

Nachdem wir von Clement Marot, welcher Kammerdiener von Heinrich's IV. Großmutter, der Margaretha von Valois, war, gesprochen haben, dürfen wir auch diese Frau nicht übergehen, wäre es auch nur, weil ihre schlüpfrigen, blos mit denen Boccaccio's zu vergleichenden Erzählungen unzählige Auflagen erlebt haben. Margaretha von Valois, die Gemahlin Heinrich's II.

von Navarra, über deren Verhältniß zu Marot viel gefabelt worden ist, lebte bis zum Jahre 1549. Sie ist, wie das bei frommen vornehmen Frauen so oft geschieht, viel berühmter geworden durch ihre sinnliche Liebe zu den Männern, als durch ihre andächtige Liebe zu Gott. Sie dichtete Allerlei, unter Andern religiöse Schauspiele oder Mysterien mit tragischem Charakter, mehrere Farçen, welche ebenfalls religiösen Inhaltes waren, ein aus sechszehnhundert Versen bestehendes Lustspiel von der Geburt Christi und einige gelungene leichte Poesieen. Daß ihr Kammerdiener Marot zuweilen ebenso nachgeholfen hat, wie die Franzosen, welche Friedrich II. von Preußen herbeizog, diesem großen Könige das Exercitium corrigirten, ist ausgemacht; Margaretha ward jedoch überall als große Dichterin gefeiert. Man nannte sie während ihres Lebens die zehnte Muse, und nach ihrem Tode bemühten sich drei Frauenzimmer, in einem Gedichte von zweihundert Distichen ihr Lob zu verkünden. Dieses Lobgedicht ist von mehreren der Lyriker, die man das Siebengestirn unter den lyrischen Dichtern nennt, nämlich von Dorat, dü Bellay, Baïf und Denisot, auf verschiedene Weise in ihre Verse gebracht worden. Die frommen Gedichte der Königin von Navarra werden seit zweihundert Jahren von keinem Menschen mehr gelesen; ihre ungezogen schlüpfrigen Erzählungen aber haben bis auf unsere Tage unzählige Auflagen erlebt. Sie wurden bei Lebzeiten der Königin nicht gedruckt, weshalb auch Margaretha's fromme Freunde immer bestritten haben, daß sie von ihr geschrieben worden seien. Wir wollen diese Erzählungen hier ebensowenig charakterisiren oder analysiren, als wir uns auf eine Prüfung von Boccaccio's Decamerone, dem sie in Rücksicht auf Nacktheit ganz gleichstehen, eingelassen haben. Sie erhalten, wie Marot's Scherze, durch den schalkhaft gebrauchten alten Styl und die veraltete Sprache für den Franzosen noch einen besonderen Reiz, weshalb man wissen muß, daß die späteren Ausgaben dieser Erzählungen, um sie lesbarer zu machen, ebenso verändert wurden, wie die Ausgaben von Montagne's Essays. Der Text ist nämlich in der ersten Ausgabe, welche 1559 erschien, und in den folgenden bis 1689 ziemlich unverändert; vom letzten Jahre an aber bis auf unsere Tage sind in den unzähligen Ausgaben Ton, Styl und Sprache stets mehr oder weniger geändert worden.

Die lyrischen Dichter dieses an Dichtern über alle Vorstellung hinaus reichen Jahrhunderts würden wir lieber gar nicht erwähnen, weil uns aller Sinn für die französische dramatische und lyrische Poesie abgeht und es höchst ungerecht sein würde, eine fremde Nationalität vom Standpunkte der unserigen aus zu betrachten, wie die Engländer und Franzosen in Beziehung auf die deutsche nur zu oft zu thun pflegen; allein wir dürfen aus zwei Gründen sie nicht ganz unerwähnt lassen. Zuerst reformirten dieselben die Dichtkunst dadurch, daß sie nicht das nationale Element fortbilden, sondern, wie bei uns Ramler, Voß und Andere, der Nation eine neue, nach griechischen, römischen und italiänischen Mustern geregelte Poesie schaffen wollten. Zweitens sind die Werke dieser Lyriker unter den Franzosen noch immer so sehr verbreitet, daß in einer allgemeinen Geschichte wenigstens die Angabe ihrer Namen nicht fehlen darf. Die Kenntniß der Alten, die Poetik eines Scaliger, die poetischen Übersetzungen einiger antiken Gedichte, wie z. B. die der Iliade von Hugo Saleb, die der Androgyne des Plato und die der Metamorphosen von Franz Habert, weckten die Aufmerksamkeit; das sogenannte Siebengestirn der Lyrik aber gab nachher Beispiele, wie man eine neue Poesie schaffen solle.

Über die Namen der sieben lyrischen Dichter des sechszehnten Jahrhunderts, die man dem Siebengestirn, d. h. den glänzendsten Erscheinungen am poetischen Himmel der Franzosen beizählen soll, ist man nicht ganz einig, da oft statt eines der weniger berühmten Namen ein anderer, der nicht viel bekannter ist, gesetzt wird. Hierüber Untersuchungen anzustellen, wäre indessen für Deutsche lästig. Einverstanden sind alle Franzosen darüber, daß Ronsard seiner Zeit der größte und glänzendste unter ihnen war, und wir dürfen uns nicht anmaßen, anders als nach den meisten Stimmen der französischen Aesthetiker zu urtheilen. Die Mehrzahl dieser Kritiker nennt uns als die sieben Sterne des Gestirns: Pontüs de Thiard, Remy Belleau, Estienne Jodelle, Jean Antoine de Baïf, Jean Dorat, Pierre de Ronsard und Joachim dü Bellay. Der Letztere bahnte durch Theorie und Praxis der Schule, welche nach ihm der Poesie sich bemächtigte, den Weg; Ronsard verschaffte ihr die Herrschaft. Sonnette und Madrigale, Verskünstelei, Senti-

mentalität und künstlicher Witz verdrängten die Natur und das wahre Gefühl.

Ronsard herrschte, sobald er einmal aufgetreten war, fünfzig Jahre lang unumschränkt, und war, was zum Erstaunen ist, im Stande, seine Gegner und Nebenbuhler auf eine solche Weise zu überglänzen, daß St. Beuve kein ähnliches Beispiel aus der französischen Literatur-Geschichte anzuführen weiß, als etwa Voltaire. Die Sache ging übrigens ganz natürlich zu. Wie Voltaire durch den Hof, durch die höchste Aristokratie und durch Friedrich den Großen vergöttert ward, so Ronsard zugleich durch die herrschenden Gelehrten seiner Zeit und durch fürstliche Frauen; dies mußte ihm einen Ruhm verschaffen, den er wahrlich nicht, wie Voltaire, durch Anlagen ohne Gleichen verdiente. Dorat und Tourneboeuf, dessen Unterricht Ronsard genoß, bewunderten ihn schon als Jüngling; sie nannten ihn einen Homer und Virgil. Später ward er beim lyrischen Wettkampfe (aux jeux floraux) zum Fürsten der Dichter ausgerufen. Dadurch erhielten die unbedeutenden Gedichte, die er an Fürstinnen richtete, für diese einen doppelten Werth, und wie das zu gehen pflegt, der Dichter und die Dichtung der vornehmen Welt erlangten eine große Bedeutung. Von diesem Augenblicke an ward Ronsard aus einem Fürsten der Dichter ein Dichter der Fürsten. König Heinrich's II. Schwester, Margaretha von Savoyen, ist für ihn in dem an sie gerichteten Gedichte *seine* Margaretha. Maria Stuart ward während der kurzen Zeit, da sie Königin war, von ihm vielfach besungen, und las nachher seine Gedichte in ihrem Gefängnisse. König Karl IX., welcher selbst Dichter war, verlieh ihm Abteien und Pfründen, und besang ihn noch obendrein. Es konnte daher nicht fehlen, daß Ronsard ebenso wie Voltaire von Jedermann vergöttert wurde. Niemand dichtete, der ihn nicht durch irgend ein Lobgedicht geehrt hätte. Wir sollten jetzt noch einige seiner Gedichte anführen, um zu zeigen, daß der ganze Lärm trotz der langen Dauer desselben lauter leerer Dunst war, und nur den Beweis liefert, daß eines einzigen weisen Mannes Lob mehr werth ist, als die blinde Bewunderung vieler Tausende und ganzer Geschlechter; dies erlaubt aber der Raum nicht.

Wenn unser Zweck es erforderte, hier oder im Folgenden von

der deutschen lyrischen Dichtkunst nicht blos im Allgemeinen, sondern im Einzelnen zu handeln, so müßten wir sowohl die übrigen Sterne des Siebengestirns, als auch noch eine bedeutende Zahl anderer Verfertiger von Sonnetten und Madrigalen erwähnen, welche alle zu Ronsard's Zeit glänzten und in den französischen Literaturgeschichten aufgezählt werden; denn diese Dichter waren die Muster für die deutschen Lyriker des siebenzehnten Jahrhunderts. Wir können aber darauf nicht eingehen, sondern müssen die Sache den Geschichtschreibern der französischen und der deutschen Poesie überlassen. Eine einzige Bemerkung mag hier Platz finden. Sie betrifft die große Zahl der Dichter jener Zeit. Ein recht gut gedrechseltes Madrigal, Sonnett oder Lobgedicht oder Verse, welche einen erträglichen Witz gut aussprachen, verschafften nicht allein die Gunst der Herren und Damen, an welche sie gerichtet waren, sondern sie erwarben auch dem Glücklichen auf einmal einen Ruhm, den ein Anderer durch die Arbeit seines ganzen Lebens vergebens suchte. Es war Keiner in der guten Gesellschaft, der nicht seinen Vers machte; Verse, welche von Mund zu Mund gingen, vertraten unsere Zeitungs-Artikel; und die Regierenden bezahlten den lobenden Dichter ebenso, wie sie jetzt den lügenden Zeitungsschreiber bezahlen. Wir würden gleichwohl Malherbe, welcher eine andere Manier befolgte als Ronsard und selbst von Boileau anerkannt wird, anführen, wenn dieser nicht ganz dem siebenzehnten Jahrhundert angehörte, da er erst 1605 nach Paris kam, wo ihn Heinrich IV. als Hofdichter versorgte.

Drei literarische Erscheinungen dieses Jahrhunderts, und zwar gerade die bedeutendsten, müssen ebenfalls vorerst übergangen werden, weil sie zu innig entweder mit dem Ausgange des französischen Religions-Krieges oder mit der ganzen Entwickelung der französischen Literatur zusammenhängen. Zu dem Ausgange des Religions-Krieges steht das bedeutendste satyrisch-poetische Werk des ganzen sechszehnten Jahrhunderts, die Satyre Menippée, in der innigsten Beziehung; denn es hat eine ebenso große politische Bedeutung, als poetisches und rednerisches Verdienst. Dieses Werk oder vielmehr die Sammlung satyrischer Flugschriften, der man den Namen Satyre Menippée gab, trug, wie später gezeigt werden wird, zur Beendigung der unseligen Religions-Kriege nicht weniger bei, als die von

Heinrich IV. erfochtenen Siege. Literarisch merkwürdig ist die Satyre Menippée dadurch, daß sich zu ihrer Abfassung die bedeutendsten Gelehrten und Geschäftsmänner der Zeit mit den genialsten und witzigsten Köpfen vereinigten.

Das zweite Werk, das erst dann, wenn von Des Cartes' Bemühungen um die französische Philosophie die Rede ist, näher betrachtet werden kann, sind die Versuche des originellen Gasconiers Montagne. So wenig wir in den skeptischen und skoptischen kurzen Kapiteln des angeführten Buches irgend eine Philosophie oder in den unzähligen, aus dem Zusammenhange gerissenen Stellen alter und neuer Schriftsteller eine verdaute Gelehrsamkeit entdecken können, so hat dennoch Montagne schon darum, weil er unterhaltend und abspringend ist, bis auf unsere Tage seine Bedeutung in der französischen Literatur behauptet. Selbst bei den Schriftstellern, welche sich scheuen, den Skeptiker anzuführen, wird man seinen Einfluß ohne Mühe wahrnehmen. Voltaire und Rousseau stehen ganz auf seinen Schultern. In Betreff des Letzteren kann man leicht nachweisen, daß seine Theorie einer Idylle des Lebens und einer Erziehung ohne alle Strenge und Anstrengung ganz von Montagne abgeleitet ist. Da wir Montagne's Versuche, wegen ihres Einflusses auf die ganze französische Literatur bis zum Anfange unseres Jahrhunderts, für eine der wichtigsten Erscheinungen des sechszehnten Jahrhunderts halten, so muß im folgenden Theile ausführlicher von ihnen geredet werden.

Die dritte Erscheinung, die wir übergehen müssen, ist der erste, aber freilich noch sehr unvollkommene Versuch, die rohen dramatischen Volksbelustigungen und die höchst unanständigen halb geistlichen, halb weltlichen Unterhaltungen des Volkes durch theatralische Vorstellungen in regelmäßige Schauspiele umzugestalten. Wir dürfen jedoch auch später, wenn von der Entstehung der französischen Komödie und Tragödie die Rede sein wird, nicht von den Schauspielen des Mittelalters und von den sogenannten Mysterien des sechszehnten Jahrhunderts reden. Sogar der Apostelgeschichte (Actes des Apôtres), über welche man unter Franz II. soviel Lärm machte, wird nicht gedacht werden, sondern wir werden nur, wenn von Richelieu's Bemühungen um das französische Schauspiel

die Rede sein wird, mit wenigen Worten auf die Vorstellungen, welche die sogenannte Bazoche und die enfans sans souci in Paris gaben, zurückkommen. Die eine Bemerkung soll hier zum Schlusse noch beigefügt werden, daß zu derselben Zeit oder doch nur wenig später, als Johann von Dalberg, Reuchlin und ihre Freunde in Heidelberg versuchten, regelmäßige Stücke aufführen zu lassen, auch die gelehrten Dichter, welche die französische Poesie klassisch umgestalten wollten, den Versuch machten, unter ihren Landsleuten den Geschmack am griechischen Drama zu verbreiten. Octavian St. Gelais übersetzte die sechs Lustspiele des Terenz und Karl Stephanus die Andria desselben; Lazarus von Baïf, der Vater des oben erwähnten Lyrikers Baïf, übertrug die Elektra des Sophokles und die Hekuba des Euripides Vers für Vers und Wort für Wort ins Französische; Thomas Sebillet übersetzte die Iphigenia des Euripides in gereimte Verse; auch Wilhelm Bouchard übersetzte einige Trauerspiele dieses Dichters; Ronsard machte schon als Gymnasiast eine Übersetzung von des Aristophanes Plutus, den er hierauf, wie auch in Heidelberg geschehen war, mit seinen Mitschülern aufführte; seit 1552 endlich begannen alle Freunde und Genossen Ronsard's für das Drama ebenso wie für die Lyrik zu arbeiten und zugleich die Aufführung der neuen Stücke zu besorgen.

Druckfehler.

Band XII. sind zwischen S. 176 und 193 die Seitenzahlen um je zehn höher zu setzen.

" " S. 206 Z. 16 l. Viret st. Vernet.

" " " 208 " 19 " 12 st. 13.

" " " 219 " 18 v. u. l. Heinrich st. Georg.

" " " 222 " 8 v. u. l. Anton st. Heinrich.

Druckfehler.

Band XII. sind zwischen S. 176 und 193 die Seitenzahlen um je zehn höher zu setzen.

„ „ S. 206 Z. 16 l. Birei st. Wernet.

„ „ „ 208 „ 19 „ 12 st. 13.

„ „ „ 219 „ 18 v. u. l. Heinrich st. Georg.

„ „ „ 222 „ 8 v. u. l. Anton st. Heinrich.